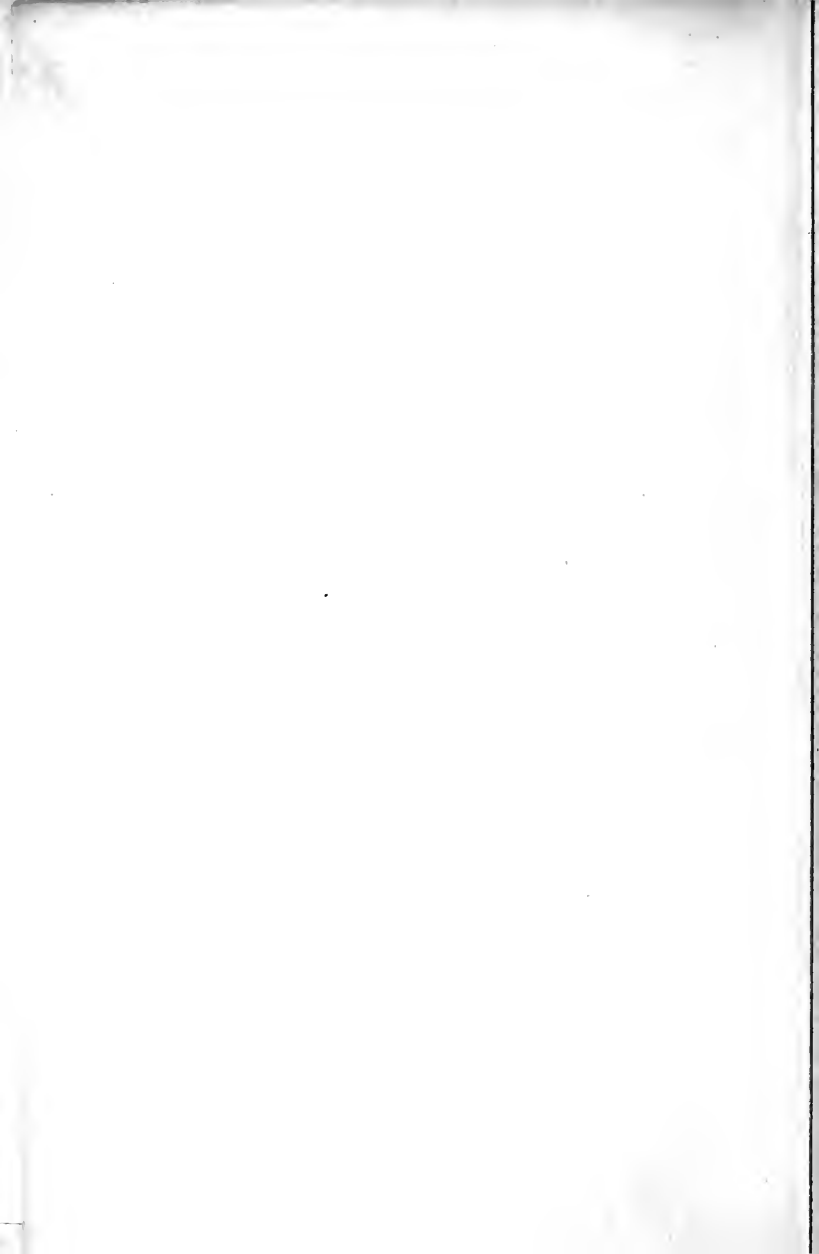

Ludwig Richter

K. LEVIN 29





Die Ueberfahrt am Schreckenstein.

Oelgemälde von Ludwig Richter

Original in der Kgl. Gemälde-Galerie in Dresden.

Ludwig Richter

Lebenserinnerungen eines deutschen Malers

Mit den
Tagebuchblättern und Briefen
und einer Einleitung
von
Ferdinand Avenarius

Mit 2 Farbendrucken und
vielen Textabbildungen



Hesse & Becker Verlag / Leipzig

Volksausgabe des Dürerbundes

Herausgegeben und ergänzt von Heinrich Richter

58.—62. Tausend

Inhalt.

Einleitung.

Ludwig Richter den Maler und Zeichner kennt jeder, aber nicht jeder hat schon ein Weilchen darüber nachgedacht, was eigentlich er für unser Volk bedeute. „Den Maler der deutschen Kleinbürgerwelt!“, „Den Schilderer des behaglichen Familienlebens!“, „Den Lied- und Märchen-Illustrator fürs Volk“ — das sind so ein paar Umschreibungen für sein Werk, und je nachdem, ob man sich mehr zu den modernen oder den altmodischen Leuten rechnet, braucht man sie mit ernstem Beifall und Gewicht oder mit nachsichtigem, wenn nicht gar spöttischem Lächeln. Fachleute der Kunst murmeln wohl noch dazu von Richters Bedeutung für die Wiederbelebung des Holzschnitts, von seinem Einfluß für die Entdeckung der mitteldeutschen Landschaftsschönheit durch die Malerwelt, von seiner hohen Kunst, zeichnerisch im Kleinen zu komponieren. Sie haben alle recht, aber auf das letzte und wesentlichste deutet man mit solchen Worten wohl noch nicht. Aus dem Boden seiner Vergangenheit hebt sich eines Volkes eigentliches Wesen durch all das Umbilden in regen und stillen Jahrhunderten herauf bis zu dem frischen Heute, das Mutter des fröhlichen Morgen ist. Aber nur dann kann der Baum saftreich im Wipfel treiben, wenn das Geäder von den Wurzeln her ununterbrochen zusammenhängt. „Daß eine Kultur Neues erwerbe, ist das eine, daß sie das Tüchtige erhalte, ist das andere, sonst verarmt sie doch, verarmt an nur durch Jahrtausende erwerblichem Gut, und wenn wir sie mit Erwerbungen des Tages überschütten.“ In Richters Bildern finden wir nicht nur kreisende Feuereimer und leuchtende Kienspäne, sondern noch tausend Einzelerscheinungen sonst, die nicht mehr sind — an all diese kulturgeschichtlich vergangenen „Erscheinungen“ denke ich jetzt nicht.

die waren eben „Erscheinungen“, die mußten vergehen. Aber was durch sie „erschien“, der Volksgeist, der durch diese Äußerlichkeiten sichtbar ward, das Leben und Denken, Träumen und Spielen, Hoffen, Streben, Sichbescheiden und Sichabfinden der Menschen und der Menschlein mit Freud und Leid des Wochen- und Feiertags — das spricht bei Richter in einer Weise Deutsches aus, daß es uns allen wie Vaterwort und Muttersang aus der Kindheit erscheint. Hier ist eine Gefühlsweise, die Geschlechter auf Geschlechter entwickelt haben, vielleicht ein Jahrtausend lang. Richter gehörte zu jenen Persönlichkeiten, die mit den tiefsten Fasern im gemeinsamen Volksgrunde wurzelten. „Und die sind es, die gleichsam der Sprache des Volkes die Schrift verschaffen, die Schrift, die weiter überliefert, was aus den Seelen heraufklang und es so erhält, nicht nur für den Zeitgenossen, nein, auch für die Geschlechter der noch Ungeborenen.“ Es gibt auch Genies im Bewahren und Wiedererobern von seelischem Gut, und unter ihnen war dieser Meister eins unsrer größten.

Derselbe Mensch, den wir in Richter dem Maler und Zeichner lieben, lebt in Richter, dem Schilderer mit dem Worte. Deshalb sind die „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ mit genau ebensoviel Recht berühmt geworden, wie Richters Gemälde und Holzschnitte.

Mir wird ein Abend unvergeßlich bleiben, den ich als junger Mann einmal mit dem halbblinden Greise im Großen Garten zu Dresden verlebte. Wir hatten einen Spaziergang gemacht und saßen nun im Freien beim Glas, während ich, eben erst aus Italien zurück, von Rom sprach. Eine alte Kneipe dort, auf die ich zu reden kam, kannte auch Richter noch, und nun begann er von seinem Dortsein zu erzählen. So, daß ich alles, wovon er sprach, körperlich vor mir sah und als ein geistig Beteiligter miterlebte. Endlich brach er ab — „aber wir müssen zum Abendessen!“ Wir dachten, es wäre in der achten Stunde, da zeigte die Uhr schon auf elf. Ich war noch so in seinem Bann, als trät ich eben erst vor die Türe aus der römischen Osterie-

Gesellschaft, in die er mich eingeführt hatte. „Wann war das gleich?“ „Na, 1823!“ Und jetzt war's in den achtziger Jahren — mehr als zwei Menschengenerationen hatten zwischen damals und heute gelebt — ich hatte stundenlang in einer Zeit mitgeweilt, die neun Jahre vor Goethes Tode lag! Ein andermal erzählte mir Richter auf einem Spaziergange immer im Anschluß an die Örtlichkeit — „da kam das her!“ „da lief der hin!“ — als Augenzeuge von den Tagen der Schlacht bei Dresden. Er war, wenn er bei Stimmung war, ein schlechtweg dichterischer Erzähler. Ein Künstler des Komponierens und Gestaltens, des Veranschaulichens mit dem Wort, der dem mit dem Stift nicht das mindeste nachgab. Wie da das Nebensächliche zur Seite, das Wichtige ins Licht rückte! Und doch nie in ein grelles Licht, wie das Nebensächliche nie zum Nichts ward — es ist wirklich immer Rembrandtbeleuchtung da: Helldunkel, in dem alles lebt, in einer bewußt nicht gesehenen, unbewußt aber als geheimnisvolle Fülle gefühlten Harmonie. Besonders in den Kindheitsschilderungen sind Stücke, die sich den ersten Meisterschilderungen deutscher Prosadichtung als vollkommen ebenbürtig anreihen. Und dann wieder der Geist, der aus dem Ganzen spricht. Richters Religiosität, die das Sein in ihrem Silberspiegel sieht und aus ihm in magischen Bildern zurückwirft, ist wohl noch von allen Lesern der „Lebenserinnerungen“ nachempfunden worden. Nicht, wie man den Geist einer Predigt empfindet. Sondern wie man die Seele edler Musik fühlt, die aus einer baumumgrünten Kirche in die Straßen tönt: ganz leise, aber doch so, daß sie sich mit allem Treiben auf Markt und Gasse gleichsam verwebt. Sehen wir dann den einzelnen Bildern zu, so scheinen sie alle ganz weltlich, ganz derb, wohl auch komisch, ja grotesk — aber ein geheimer Adel ist doch in ihnen. Im Anfang ist in diesem Buche alles nur „Umwelt“: vor dem großen Hintergrund einer kriegerischen Zeit ein klein-, man möchte sagen: ein kleinstbürgerliches Stück Sorgenleben mit kraus vorväterischen Gestalten, zwischen denen ein Kind herumläuft, auf das als solches wir noch

gar nicht besonders achten. Es wächst eben als Kräutlein zwischen den Kräutern heran. Allmählich erst zeigt sich dann: es ist eins eigner Art. Ein besonderes Menschlein beginnt sehnsüchtig über den Gartenzaun nach den andern Menschengärten auszuschauen, die auch ein wenig besondrer Art sind. Die altdeutschen Jünglinge! Die Neuerer auf der Akademie! Und, ach, die, so da nach Rom ziehen! Rom, die uralte deutsche Sehnsucht nistet sich ins Herz und frißt daran. „Unausdenkbar glücklich" wird es, als sie erfüllt wird. Und doch ist es wieder dieses selbe tapfere Herz, das später die Schönheit der nordischen Heimat aus tief eigenem Erleben heraus entdeckt. Dann die Arbeitsjahre sich klärenden Wollens. In Freude und Weh, in Not und Hoffnung und immer in ernstem, ruhigem, sachlichem Fleiße das Sichvollenden dessen, den unser Volk beim Namen Ludwig Richter ehrt. Nie und nirgends ein eitles Sichbespiegeln in seinem Schaffen. Sein Schaffen wächst halt wie von selber aus den Verhältnissen, aus dem Leben heraus. Der Nährboden von allem aber ist hier im geschriebenen wie im gezeichneten und gemalten Werk: das deutsche Volkstum, von dem Richter nimmt und dem er gibt. Die „Lebenserinnerungen" gehören gewiß nicht zu den Büchern, die pfadweisend Neuland zeigen, und die wir ganz sicherlich a u c h brauchen. Wohl aber zu denen, die, gleich ihres Verfassers bildender Kunst, dazu helfen können, daß die Adern zu den Wurzeln herab im Lebensbaume unsres Volkstums nicht kümmern.

So braucht es keiner Erklärung dafür, daß der Dürerbund mit besonderer Freude die Gelegenheit ergriff: das bis jetzt teure Werk in einer billigen Volksausgabe in recht weiten Kreisen verbreiten zu helfen. Hier liegt die Gabe nun da! Die „Lebenserinnerungen" k ö n n e n jetzt ein Volksbuch so ziemlich für jedes deutsche Haus werden. Glückauf zu diesem ihrem neuen Wege!

F ü r d e n D ü r e r b u n d:
i. A. der Vorsitzende: Ferd. Avenarius

Vorworte von Heinrich Richter:

Zur ersten Auflage. — Absicht und Wunsch, welche meinen seligen Vater beim Niederschreiben seiner Lebenserinnerungen leiteten, hat er selbst am klarsten in einem Briefe an mich ausgesprochen, worin er am 30. Mai 1870 schreibt:

„An der Biographie habe ich ein Stück weitergeschrieben; aber mir scheint, es wird schwieriger, je weiter ich vorrücke, obwohl ich bisher immer nur ohne viel Federlesens drauflos geschrieben habe, und oft kommt mir der Gedanke einer Veröffentlichung recht töricht vor; nur in dem Fall, daß später noch Dinge glückten, von denen ich glauben könnte, sie wären imstande, irgend einen Nutzen zu stiften, auf das Eine, Beste, Höchste, Liebste, Beseligendste hinzuweisen und jemand dafür anzuregen, könnte ich eine Rechtfertigung finden für soviel Geschreibsel. In der Form einer begriffsmäßigen Erkenntnis kann ich das auch gar nicht geben, nur als ein auf dem Wege der Erfahrung und des Lebens Gewonnenes; und das ist schwer in Worten auszudrücken. Vielleicht aber hat es für mich selbst das Gute, mich aufmerksamer, empfänglicher, ernster und treuer zu machen. In der lebendig erkannten, vielmehr erlebten Wahrheit und damit inneren Beseligung, ist doch allein die Perle, der Kern des ganzen Lebens zu suchen, alles andere ist Schale, Einhüllung und Verhüllung und, wie Pascal sagt: ‚Die Wahrheit — Gott — ist verhüllt, damit wir Ihn suchen sollen, ob wir Ihn fühlen und finden möchten.‘

Ohne diesen Einigen ist alles Kehricht! —"

Die vorliegende, unvollendet gebliebene Selbstbiographie ist in den Jahren 1869—79 entstanden; einige später in dieselbe eingeschalteten Nachträge stammen aus den Jahren 1880—81. Augenleiden und häufiges nervöses Unwohlsein zwangen meinen Vater oft zu sehr langen Unterbrechungen dieser ihm lieb gewordenen Arbeit seiner Altersmußestunden.

Es war seine Absicht, dem 25. Kapitel, womit die „Lebenserinnerungen" schließen, noch ein anderes, letztes folgen zu lassen,

in welchem er über seine weiteren Erlebnisse und Arbeiten kurz berichten, dann aber in einer längeren Schlußbetrachtung das Resultat seiner gesamten Lebenserfahrungen zu einer Art künstlerischem und religiösem Glaubensbekenntnis zusammenfassen wollte, um auf Gesinnungsverwandte fördernd und anregend nach der Richtung hin zu wirken, welche er in der angeführten Briefstelle andeutet. Ehe es aber zur Ausführung dieses seines oft mit mir besprochenen Lieblingsplanes kam, erfolgte am Abend des 19. Juni 1884 sanft und schmerzlos sein Heimgang.

Die als Anhang hier beigegebene Auswahl schriftlicher Aufzeichnungen soll, soweit dies möglich ist, für das unausgeführt gebliebene Vorhaben des Heimgegangenen einigen Ersatz bieten und sein Lebens- und Charakterbild ausschließlich mit seinen eigenen Worten vervollständigen.

Aus der Jugendzeit liegen ziemlich ausführliche Tagebücher vor: von der Reise nach Frankreich mit Fürst Narischkin und von den längeren Aufenthalten in Salzburg, Rom und Meißen. In späteren Lebensjahren pflegte mein Vater, zwar seltener, aber doch von Zeit zu Zeit, seine Reiseerinnerungen, Gedanken, Stimmungen, Eindrücke und was ihn sonst tiefer bewegte, meist in aphoristischer Form, in kleine Notizhefte oder auf einzelne lose Blätter zu schreiben. Aus dem angeführten Material sind die im Anhang gegebenen Tagebuchauszüge, Reisenotizen und Aphorismen chronologisch zusammengestellt.

Die Tagebücher aus Frankreich, Salzburg und Meißen sind für diese Auszüge nicht benutzt worden, weil sie zum Teil schon in den Lebenserinnerungen durch den Verfasser selbst Verwendung gefunden haben; dagegen wurden die römischen Tagebücher aus den Jahren 1824—25 im Anhange möglichst vollständig wiedergegeben. Aus einer bedeutsamen Periode deutscher Kunstentwickelung stammend, sind sie ein wahrscheinlich willkommener Beitrag zur kunstgeschichtlichen Beleuchtung jener Zeit, und geben zugleich den unmittelbarsten Einblick in die tiefgehende innere Wandlung, welche das künstlerische und religiöse Leben meines Vaters in Rom erfuhr.

Einige, der Zeitfolge nach, den römischen Tagebüchern sich anschließende Briefe an seine Jugendfreunde, Maler J. Thomas und Kupferstecher N. Hoff in Frankfurt, wurden deshalb hier aufgenommen, weil sie des Künstlers Übergangszeit am besten illustrieren, von seinem Heimweh nach Italien und dem Schaffen aus italienischen Reminiszenzen, bis zur völligen Hinwendung zu deutscher Natur und vaterländischen Stoffen.

Möchten die Lebenserinnerungen meines Vaters in demselben Sinn und Geist wirken, in welchem er durch seine Kunst zu wirken bemüht war.

München, Juni 1885.

Zur vierten Auflage. — Die Lebenserinnerungen meines Vaters haben bei ihrem Erscheinen so warme Aufnahme gefunden, daß jetzt bereits eine vierte Auflage nötig geworden ist. Kunstgeschichtlicher Wert wurde dem Buche von den kompetentesten Stimmen der Presse zuerkannt. Einige derselben haben das Bedauern und den Vorwurf ausgesprochen, daß die unvollendete Selbstbiographie, welche mit der reichsten Schaffensperiode des Künstlers abbricht, nicht von anderer Hand ergänzt worden sei. — Die Tendenzen meines Vaters beim Schreiben seiner Erinnerungen, die er in ihrem ersten Entwurfe „Führungen des Höchsten" betitelte, waren zunächst rein ethischer und nicht kunsthistorischer Art, und verbieten mir, etwas anderes zu geben, als seine eigenen Worte. Eine Fortsetzung der Biographie durch fremde Feder würde ohnedies nicht die Persönlichkeit Ludwig Richters darstellen, sondern nur zeigen, wie sich diese durch die subjektive Brille eines anderen ausnimmt, und müßte nach der vorausgegangenen individuellen und deshalb nicht nachzuahmenden Erzählungsweise des Autors, ziemlich reizlos erscheinen, zumal da der Stoff wenig äußerlich Interessantes bietet. Der Faden der äußeren Lebensgeschichte meines Vaters spinnt sich von den reiferen Mannesjahren an bis zum Lebensende so einfach ab wie der der meisten Menschengeschichten. 1848 — ein Jahr nach dem Tode seiner Tochter Marie, mit dessen Schilderung die Selbstbiographie abbricht — traf ihn der Schmerz, seinen Vater aus dem Leben scheiden zu sehen. Neues und tiefstes Leid kam über ihn durch den Verlust seiner am 4. August 1854 plötzlich gestorbenen Gattin und durch den 1863 erfolgten Tod seiner Tochter Aimée, verheiratet mit dem Xylographen August Gaber. Nach diesen Erschütterungen folgten friedlichere Jahre in schlichtem, gleichförmigem Verlauf. Erfüllung seiner Aufgabe suchte und fand er in Familie, Lehrberuf und Kunst. Die seiner beschaulichen Natur zusagendste Erholung boten ihm der ziemlich regelmäßige Sommeraufenthalt in Loschwitz bei Dresden, kleinere Ausflüge oder größere Reisen, und im Winter der gesellige Verkehr mit einem Dresdener Freundeskreise, welcher allabendlich eine Stunde in „British Hotel" zusammen zu kommen pflegte. Von den mancherlei Auszeichnungen, welche ihm in der Zeit seiner regsten

Tätigkeit vom In- und Auslande zuteil wurden, erfreute ihn besonders die Ernennung zum Ehrendoktor der Philosophie durch die Leipziger Universität bei Gelegenheit des Schillerjubiläums 1859. — Dies war der bescheidene äußere Rahmen jener Lebensperiode meines Vaters, von welcher die Selbstbiographie nichts berichtet.

Was er in dieser Zeit als Künstler geschaffen, liegt in seinen Werken vor. Ein Verzeichnis derselben zu geben, wie einige Kritiker verlangten, lag außerhalb der Grenzen und Zwecke dieses Buches. Die zahlreichen, in öffentlichen und Privatsammlungen zerstreuten Handzeichnungen und Aquarelle sind nur wenigen zugänglich und lassen sich nicht katalogisieren. Von den edierten Werken aber hat sein Schüler und Freund Friedrich Hoff in Frankfurt mit großem Fleiß ein Verzeichnis zusammengestellt und herausgegeben, welches Kunstfreunden und Sammlern den Überblick über das Schaffensgebiet des Künstlers erleichtert.

Nicht nur der künstlerischen, sondern namentlich auch der ethischen Persönlichkeit meines Vaters haben die Leser und die zahlreichen kritischen Besprechungen seiner Lebenserinnerungen einen warmen, verständnisvollen Anteil gewidmet, und von vielen Seiten ist das Verlangen nach weiteren Mitteilungen aus den hinterlassenen Niederschriften des Autors ausgesprochen worden. Dadurch fühlte ich mich verbunden und angeregt, das mir zu Gebote stehende handschriftliche Material zu noch bestimmterer Ausführung des äußeren und vorzugsweise des inneren Lebensbildes des Heimgegangenen zu benutzen. Daß mein Vater selbst auf die *innere* Geschichte seines, wie jedes Menschen Lebens, den Hauptwert legte, hat er in einem Briefe an mich, und in dem Motto aus Fritz Reuters „Festungstid" ausgesprochen, welches er dem Manuskripte seiner Biographie vorsetzte, und das beim Druck nur deshalb weggelassen wurde, weil die plattdeutsche Mundart nicht überall verständlich ist.

Dieses Motto lautet:

„Passiren deiht jeden wat, un jeden passirt ok wat Merkwürdigs, un wenn sin Lewenslop ok ganz afdämmt ward, dat ut den lewigen Strom en stillen See ward; hei möt man daför sorgen, dat sin Water klor bliwwt, dat Hewen und Ird sik in em speigeln kann."

In dem erwähnten Briefe 1854 heißt es:

„Wigand stellt ein neues Album in zwei Bänden von meinen Sachen zusammen, und vorn an der Haustüre soll meine höchst interessante Visage in Kupferstich hinkommen, nach Ehrhardts

Bild von Siechling gestochen. Ich sollte gar meine Biographie auch dazu geben, aber ich werde mich hüten; es ist gar zuviel Eitelkeit dabei und kann niemand interessieren, wenn ein gewöhnlicher Künstler oder Gelehrter sein bißchen Notiz über ein sehr gewöhnliches Leben auftischt. ‚Er lebte, nahm ein Weib und starb', ist meist die Hauptsache.

Anders ist's freilich bei großen Genies, wo es der Mühe lohnt, der Entwickelung eines solchen Geistes folgen zu können. — Außerdem kann ich mir allerdings auch die Lebensgeschichte jedes, auch des allerunbedeutendsten Menschen interessant denken, wie ja jedem Einzelleben eine hohe Wichtigkeit zukommt, aber dies mehr in ethischer oder allgemein menschlicher Beziehung.

Bei Todesfällen ist mir's immer, als sähe ich den ersten Band einer Schrift; da steht am Schluß ‚Fortsetzung folgt'. — Was der Mensch geworden, ist ihm nicht verloren, und es wird ja Raum genug da sein, um das, was noch werden wird, kann, und deshalb auch werden muß, breit und voll zu entwickeln."

Die Selbstbiographie hat in der vorliegenden Ausgabe, außer Einschaltung einiger kleiner Ergänzungszusätze, welche sich unter den Konzeptentwürfen vorfanden, keine Veränderung erfahren; dagegen wurde der Anhang durch zahlreichere Nachträge vermehrt; unter anderem bringt er auch Bruchstücke aus den bisher ungedruckten Jugendtagebüchern. Das erste dieser Hefte stammt von der Reise nach Frankreich mit Fürst Narischkin, 1820—21, und trägt den Charakter einer, von zusammengefaßten Betrachtungen über Kunst und Leben unterbrochenen Reisebeschreibung. Einige derselben habe ich, als charakteristisch für den Achtzehnjährigen, hier aufgenommen, weil sie, trotz aller Unreife, doch schon den instinktiven Zug seiner Natur nach jener Richtung hin erkennen lassen, in welcher sich später sein Talent und sein Gemüt entfalteten.

Von der Wanderung nach Rom, 1823, haben sich nur die Aufzeichnungen über den Aufenthalt in Salzburg und die Fußreise von da bis Bologna erhalten. Außer Naturschilderungen und Erzählungen kleiner Begebnisse, die vom Verfasser in seiner Biographie verarbeitet worden sind, enthalten sie auch die Phantasien über Bahnen und Ziele der Kunst, mit denen der einsam Wandernde sich den Weg zu verkürzen suchte. Einige Proben der damaligen Denk- und Empfindungsweise des jugendlichen Künstlers sind im Anhang mitgeteilt.

Die schon in den ersten drei Auflagen gegebenen Auszüge

aus den römischen Tagebüchern sind unverändert geblieben. Ihnen schließen sich die Aufzeichnungen eines vorhandenen Tagebuches von 1826—1830 an (Dresden und Meißen). In ihm sind die Betrachtungen vorwiegend religiöser Art.

Auch aus diesem Hefte und aus dem Fragment eines Reisetagebuches von 1837 wurden nur solche Stellen aufgenommen, welche den künstlerischen und religiösen Entwickelungsgang des Verfassers veranschaulichen.

Das gereifte innere Leben meines Vaters spiegelt sich am treuesten in den Meditationen seiner späteren Jahreshefte und in Briefen an die ihm Vertrautesten und Nächststehenden. Ich habe deshalb auch Briefe an mich zu Auszügen benutzt, mit dem Wunsche, daß manches von dem, was er mir als das Beste seiner tiefen Herzenserfahrungen dargeboten hat, unverloren bleiben und auch anderen zugute kommen möchte.

Die Freundesbriefe sind vermehrt worden und bilden jetzt den Schluß des Anhanges, um die chronologische Ordnung der Tagebücher nicht zu unterbrechen.

Nächst Ludwig von Maydell war Wilhelm von Kügelgen derjenige Freund meines Vaters, mit welchem er in seinen christlichen Überzeugungen und Lebensanschauungen am innigsten harmonierte und mit dem er sich auf diesem Gebiete in geistiger Verwandtschaft fühlte.

Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ sind von entscheidendem Einfluß auf Entstehung der „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ gewesen, und den Lesern beider Bücher wird ein Einblick in das Freundesverhältnis der Verfasser durch Mitteilungen aus ihrem Briefwechsel wahrscheinlich erwünscht sein. Herrn Geheimrat A. von Kügelgen in Berlin, dem Sohne Wilhelm von Kügelgens, verdanke ich es, daß ich einige Briefe beider Freunde hier veröffentlichen konnte.

Von Beigabe eines Namenregisters zur Selbstbiographie, welches einige begehrten, glaubte ich absehen zu müssen, weil dieses Buch keinen wissenschaftlichen Zweck hat und Bekanntschaft mit kunstgeschichtlichen Namen ebenso voraussetzen darf, wie die meisten Künstlerbiographien. Den Tagebuch- und Briefauszügen sind da, wo es für das Verständnis persönlicher und lokaler Beziehungen förderlich schien, einige Notizen beigefügt worden.

München, März 1886.

Zur sechsten Auflage. — Nur der Wunsch meines Herrn Verlegers und wiederholte, von anderen Seiten an mich

ergangene Aufforderungen konnten mich bestimmen, der unvollendeten Selbstbiographie meines Vaters in der hier vorliegenden Ausgabe einen Bericht über seine letzte Lebensperiode beizufügen. Das Mißliche der Aufgabe, einer nicht beendigten Autobiographie durch biographische Zusätze eine Art von Fortsetzung zu geben, habe ich im Vorwort zur vierten Auflage selbst hervorgehoben. Meine Erzählung kann und will nichts anderes sein, als eine Zusammenstellung von Erinnerungen an den Abgeschiedenen und an das aus seinem Munde Gehörte für solche Leser, welche gern einiges aus den in der Selbstbiographie nicht behandelten Lebensjahren L. Richters erfahren möchten. Durch den Umstand, daß mein Vater über sein inneres und äußeres Leben sich gegen niemand so rückhaltlos mündlich und schriftlich ausgesprochen hat, wie gegen mich, und daß ich bis zu seinem Tode persönlich mit ihm verkehrt und viele seiner Begegnisse miterlebt habe, wurde es mir wenigstens möglich, bei meinem Bericht aus erster Quelle zu schöpfen.

Im Interesse einer möglichst objektiven Darstellung habe ich es für notwendig gehalten, da, wo es nur irgend tunlich erschien und Material dafür vorlag, Richter selbstredend einzuführen. Dadurch wurde es unerläßlich, außer ungedruckten Auszügen auch manche der schon im Anhang früherer Auflagen mitgeteilten Brief- und Tagebuchstellen meiner Erzählung einzufügen. Einige derselben werden im Anschluß an die Begebnisse, aus denen sie hervorgegangen sind, vielleicht verständlicher und dadurch lebensvoller erscheinen, als in der früheren Vereinzelung.

Die den früheren Auflagen der Lebenserinnerungen eines deutschen Malers als Anhang beigegebenen Briefe und Tagebuchauszüge beabsichtigt der Herr Verleger später in einem separaten Hefte erscheinen zu lassen, um durch diese Trennung sowohl die Selbstbiographie wie die Tagebuchniederschriften in billiger Ausgabe einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen.

München, September 1889.

Verzeichnis der Bilder.

Erstes Kapitel.

Kinderjahre.

Am Tage vor St. Michael, den 28. September 1803, erblickte ich das Licht dieser Erde in der Friedrichstadt, einer Vorstadt Dresdens, welche die Hautevolee zu ihrem Sitze nicht erkoren hatte. Auf der geraden und sehr breiten Friedrichstraße, die bei der Kirche ins freie Feld endete, lag zwar das schöne Palais des Grafen Marcolini, in dessen Räumen sich einige Jahre später das welthistorische Ereignis abspielte, daß Kaiser Napoleon I. seinen Hut daselbst fallen ließ, welcher von Metternich nicht aufgehoben wurde, was eine große Bedeutung und noch größere Folgen hatte; aber dies Palais ausgenommen, trugen die Häuser der ganzen Vorstadt mehr den Charakter eines kleinen Landstädtchens und waren zumeist von armen Leuten bewohnt.

Auch meine Eltern wohnten in den ersten Jahren ihrer Verheiratung daselbst auf der Ostrastraße. Mein Vater, Karl August Richter, am 6. Juli 1778 in dem Dorfe Wachau bei Radeberg geboren, war Zeichner und Kupferstecher und ein Schüler Adrian Zinggs, von welchem ich auch meinen Vornamen Adrian bekommen habe, weil er mein Pate gewesen. Das Verhältnis Zinggs zu seinen Schülern war eigentümlicher Art und erinnert noch an die Meisterschulen des vorigen Jahrhunderts. Er nahm in seine Schülerwerkstatt Knaben auf, welche Lust und Fähigkeit zur Kunst zu erkennen gaben, und schulte sie zu einer sichern Handfertigkeit in einer scharf bestimmten Manier des Zeichnens und Tuschens; und zeigten sie sich endlich darin tüchtig, so erhielten

sie je nach ihrer Brauchbarkeit einen monatlichen Gehalt und arbeiteten für ihn. So standen einige der besten Schüler noch in seinem Solde, nachdem sie sich bereits verheiratet hatten. Der vorzüglichste derselben war mein Vater, welcher nicht allein Kupferplatten für ihn stach, sondern auch die großen Sepiazeichnungen, welche Zingg alljährlich auf die Kunstausstellung gab, komponierte und bis auf das letzte Tüpfel vollständig ausführte, unter die aber dann der alte Zingg ganz naiv seinen Namen setzte. Es war dies auch gar kein Geheimnis, und Zinggs akademische Kollegen bezeichneten die Blätter als Zinggs Ausstellungsarbeit, von Richter gezeichnet.

Meine Eltern nahmen bald nach meiner Geburt eine Wohnung in der Stadt, auf der äußeren Rampischen Gasse, von wo es der Vater näher zu dem auf der Moritzstraße gelegenen Atelier Zinggs hatte.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist ein Besuch bei Großpapa Müller, der ein kleines Kaufmannslädchen und ein Haus mit sehr großem Garten auf der Schäferstraße besaß. Auf dem Wege zu den Großeltern waren wir bei einem Hause vorüber gekommen, vor welchem ein schöner Rasenplatz mit vielen blauen Glocken- und weißen Sternblumen meine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, daß ich kaum von der Stelle zu bringen war. Als ich aber bei den Großeltern angelangt und regaliert worden war und vor dem Hause herumtrippelte — ich zählte damals etwa drei Jahre — fielen mir die wunderschönen Sternblumen wieder ein, und ich wackelte in gutem Vertrauen fort durch mehrere einsame Gassen und gelangte auch richtig zu dem Gehöfte mit dem schönen Rasenplatz, wo ich denn für Großpapa einen prächtigen Strauß pflückte und wieder fortmarschierte. Da ich aber nur vertrauensvoll meiner Nase nachging und diese vermutlich damals ein noch zu kleiner Wegweiser war, so brachte sie mich nach der entgegengesetzten Richtung auf weiten, weiten Wegen in

die Stadt. Ich war sehr verwundert, daß Großpapas Haus auch gar nicht kommen wollte, trotzdem es Abend wurde. Lebhaft erinnerlich ist mir's, wie ich kleines Wurm, den Blumenstrauß fest in der Hand, um Mitternacht auf dem im Mondschein ruhenden Altmarkt stand, ein so winzig kleines Figürchen auf dem großen, öden Platze; da kam der Rettungsengel in Gestalt eines Ratswächters, den Dreimaster auf dem Kopfe und den Säbel an der Seite, von dem im Schatten liegenden Rathause herüber, fragte mich und trug mich zu der in Todesängsten schwebenden Mutter; denn man hatte das verlaufene Kind bereits auf dem Rathause gemeldet, und mein wirklicher Schutzengel hatte mich glücklich davor geführt.

Ich will aber jetzt auf die Großeltern zurückkommen. Beide, sowohl die von väterlicher wie mütterlicher Seite, repräsentierten noch die alte Zeit, das vorige Jahrhundert, und zwar in seiner kleinbürgerlichen Gestalt. Mir haben sich die Bilder von ihnen und ihrer Umgebung bis aufs kleinste lebendig erhalten; denn es waren charakteristisch ausgeprägte Typen bürgerlichen Kleinlebens, während die Dinge im elterlichen Hause in meiner Erinnerung viel mehr verblaßt sind, denn sie trugen das modern nüchterne Gepräge der neuen Zeit und übten unendlich weniger poetischen Reiz. Die Müller-Großeltern wurden oft besucht. Das kleine Kaufmannslädchen, durch welches man den Eingang in das noch kleinere und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchst interessantes Heiligtum. Das Fenster außen garniert mit hölzernen, gelb und orange bemalten Kugeln, welche Zitronen und Apfelsinen vorstellten, die aber in natura niemals vorhanden waren und bei der armen Kundschaft auch keine Käufer gefunden haben würden; dann der große, blanke Messingmond, vor welchem abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit seinem wunderbar blendenden Glanze das Lädchen in einen Feenpalast verwandelte; die vielen ver-

schlossenen Kästen, der anziehende Sirupständer, dessen Inhalt so oft in den schönsten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrot sich ergoß, die Büchsen mit bunten Zucker- und Ingwerplätzchen, Kalmus, Johannisbrot und schließlich der Duft dieser Atmosphäre: welch ahnungsvolle Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr selbst, mit baumwollener Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze geschmückt, wie hastig und eifrig fuhr er in die Kästen, langte dem Barfüßler für 1 Pfennig Pfeffer, 1 Pfennig Ingwer, 1 Pfennig neue Würze und 3 Pfennige Baumöl freundlichst zu, und die Klingel an der Tür bimmelte unaufhörlich der ab- und zugehenden Kundschaft vor und nach.

Die Großmama, eine phlegmatische, etwas stolze Frau, ging ab und zu und bewegte sich gemächlich aus dem Stübchen zur Küche und aus der Küche in das Stübchen, und selten war sie anderswo zu erblicken; ich kann mich aber nicht erinnern, daß sie mit mir oder überhaupt viel gesprochen oder das Gesicht einmal in andere Falten gezogen hätte; deshalb interessierte sie mich auch nicht. Mehr aber der alte Stahl, ein Holländer und Landsmann der Großmama, die eine geborene van der Berg war. Dieser erhielt einige Tage in der Woche den Tisch bei Müllers, saß dann tagsüber am Fenster, ließ die Daumen umeinanderkreisen, und ich stellte mich gern vor ihn hin und bewunderte seine Perücke mit dem ehrwürdigen großen Haarbeutel und besonders die blitzenden Stahlknöpfe auf dem hechtgrauen Frack. Er war Zeuge der Pariser Revolution gewesen, hatte bei der Schweizergarde gedient, und als diese am 10. August 1792 in Versailles bei Verteidigung des Königs größtenteils niedergemetzelt wurde, war Stahl einer der Wenigen, welche glücklich entkamen. Er hatte sich mehrere Tage in eine Schleuse verkrochen und in Gesellschaft der Ratten zugebracht, bis er sich nachts zu einem Freunde retten konnte. Das Entsetzlichste indes, was er erzählte, war für mich die Mitteilung, daß

man in seinem Vaterlande Käse sogar in die Suppe schütte, wobei ich freilich an unsere landläufigen spitzen Quarkkäse dachte, was mir Schauder einflößte.

Ein Hauptvergnügen verschaffte mir der dicke Stoß Bilderbogen, welche im Laden zum Verkauf lagen, und die ich alle mit Muße betrachten konnte. Außer der ganzen sächsischen Kavallerie und Infanterie waren da auch „die verkehrte Welt“ mit herrlichen Reimen darunter, „das Gänsespiel, die Kaffeegesellschaft, Jahreszeiten“ u. dgl., alle in derbem Holzschnitt, grell bunt bemalt. Der ehrbare Meister und Verleger dieser Kunstwerke war ein Friedrichstädter Mitbürger, Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferstraße hinabwandelnd gesehen habe. Großer Dreimaster, zwei Haarwülste und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenschuhe und langes spanisches Rohr, so schritt er ehrenfest daher. Ruhe in Frieden, Freudenspender der Jugend, du Adam und Stammvater der Dresdener Holzschneider, ehrwürdiges Vorbild und Vorläufer! — Endlich der von den Nebengebäuden eingeschlossene Hof mit dem daranstoßenden, sehr großen Garten, welch ein Schauplatz süßester Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarschaft ein Vogelschießen veranstaltet, am Johannistag um eine hohe Blumenpyramide von Rosen und weißen Lilien getanzt, oben die herrlich duftende Vorratskammer besucht, wo die süßen Zapfenbirnen und anderes frisches und trockenes Obst in Haufen lagen, unten der Schweinestall mit seinen Insassen rekognosziert, und welch ein Festtag, wenn das Tier geschlachtet wurde! Zwar durfte ich bei dieser Exekution nicht zugegen sein und hörte die durchdringenden Seufzer nur von ferne; aber dann sah ich das schöne Fleisch gar appetitlich zerlegen, das Wellfleisch kochen, und das kleine, einfenstrige Wohnstübchen war für den Metzgermeister zum Wurstmachen hergerichtet. Ein Geruch von süßem Fleisch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwürzte die Luft, und welche Wonne,

zu sehen, wie die hellen, langen Leberwürstlein samt den teils schlanken, teils untersetzten oder gar völlig korpulenten Blut- und Magenwürsten in dem Brodeln des großen Kessels auf- und untertauchten und endlich herausgefischt und probiert wurden.

Wie lebendig wurde es dann im Lädchen; die Klingel bimmelte ohne Aufhören, denn „Müllers hatten ein Schwein geschlachtet“, und so kamen die Kinder in Scharen mit Töpfchen und Krügen, und immer wiederholte sich die Bitte: „Schenken Sie mir ein bißchen Wurstbrühe, Herr Müller!“ Der cholerische, sonst gute Herr Müller konnte sich der Scharen gar nicht mehr erwehren, die Klingel bimmelte völlig Sturm, mit immer größeren Schritten lief er hinter der Ladentafel scheltend und polternd einher und glich so wegen der Kürze des Raums einem im Käfig herumtrabenden gereizten Tiger. Endlich stand die Zipfelmütze bolzengerade in die Höhe, und das Wetter brach los: „Ihr Racker, jetzt packt euch alle, sonst kommt die Hetzpeitsche!“ und im Nu stürzte und purzelte die ganze kleine Bande zur Ladentür hinaus, und der gute alte Müller stand mit der drohenden Hetzpeitsche, wie der Donnergott Zeus, unter der offengebliebenen Tür und schloß diese dann eigenhändig, wenn die Schar sich verlaufen hatte.

Dies kleine Müllerlädchen mit seiner Kundschaft, die in einem armen Stadtviertel eine recht bunt-charakteristische ist, hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in späteren Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen mir Modell.

Dies waren nun die Eindrücke aus der Menschenwelt; der Garten bot anderes. Noch bis heute berührt mich der Anblick der Blumen, aber nur der bekannten, welche ich in der Jugend sah, ganz eigentümlich und tief. In der Farbe und Gestalt, im Geruch und Geschmack mancher Blumen und Früchte liegt für mich eine Art Poesie, und ich habe die

Früchte mindestens ebensogern nur gesehen, als gegessen. Der Garten hatte Rosenbüsche in Unzahl. Wie oft guckte ich lange, lange in das kühle, von der Sonne durchleuchtete Rot eines solchen Rosenkelches, und der herausströmende Duft mitsamt der himmlischen Rosenglut zauberte mich in ein fernes, fernes Paradies, wo alles so rein, so schön und selig war! Ich wußte freilich nichts von Dante; jetzt aber meine ich, er habe wohl auch in solche Rosenglut geschaut und kein besser irdisch Bild für seine Paradiesvision sich erdenken können, und in den Kelch setzt er die Reinste der Reinen.

Es stand am Ende des Gartens ein uralter Birnbaum, zwischen dessen mächtigen Ästen ich mir einen Sitz zurecht gemacht hatte. Manche Stunde verbrachte ich träumerisch in dem grünen Gezweig, um mich die zwitschernden Finken und Spatzen, mit welch letzteren ich zur Zeit der Reife die Birnen teilte, die der alte Baum in Unzahl trug. Von diesem verborgenen Aufenthalt überblickte man den ganzen Garten mit seinen Johannis- und Stachelbeersträuchern, den Reihen wild durcheinander wachsender Rosen, Feuerlilien, brennender Liebe, Lack und Levkoien, Hortensien und Eisenhut, Nelken und Fuchsschwanz — wer nennt alle ihre Namen! Dann zur Seite die Gemüsebeete, und über die Gartenmauer hinüber die gelben Kornfelder und die fernen Höhen von Roßtal und Plauen! Das war nun mein Bereich, wo ich mich einsam oder in Gesellschaft von Spielgenossen oder tätig beim Begießen der Gurken, des Kopfsalats, der Zwiebeln und Bohnen beschäftigte. Ob sich bei solchem Treiben auf einem für das Kindesalter geeigneten reichen Schauplatze Phantasie und Gemüt nicht noch besser ausbilden sollten, als in den jetzt beliebten Kleinkindergärten, wo systematisch gespielt wird, stets mit bildender Belehrung und von liebevoller Aufsicht umgeben?

Zweites Kapitel.

Die Schule.

Es kam die Zeit, wo es angemessen erschien, die ersten Stufen des Weisheitstempels zu erklimmen; denn wer Birnbäume erklettert, muß auch über jene Stufen gelangen. Freilich hingen da nicht so süße Birnen in Fülle, wohl aber setzte es Nüsse zur Genüge.

Ich wurde also, obwohl ich protestantisch getauft worden war, in die katholische Schule geschickt, welche ganz nahe am Zwinger stand, und deren ehemaligen Raum jetzt das Museum mit seinen Schätzen deckt. An der Stelle, wo jetzt die himmlische Sixtina schwebt, schwitzte ich über dem Abc und noch mehr über dem Einmaleins.

Ich kann nicht sagen, daß mich die Schule sehr erfreut hätte; sie stand auch für damalige Verhältnisse gewiß auf der untersten Stufe besagten Tempels, und ich kann mich nicht erinnern, etwas mehr als Lesen und Schreiben gelernt zu haben. Freilich mochte das auch Schuld des unfähigen oder unlustigen Schülers sein, welcher von der dritten Wissenschaft, dem Rechnen, auch nicht das geringste profitierte; denn alle seine Errungenschaften auf diesem Gebiete waren die oben besagten wohlverdienten Kopfnüsse in Unzahl.

Die Schiefertafeln, die schon so manchen armen Jungen zum Malen verführt hatten, übten auch auf mich ihren Reiz zur ungelegenen Zeit, nämlich in der Rechenstunde, und einst, in dem Moment, wo ich einen mächtigen Dampf gemacht und im blinden Eifer des Komponierens halblaut gegen meinen zusehenden Nachbar ausrief: „Aber jetzt muß die Kavallerie einhauen", schlug das Rohrstöckchen ganz unbarmherzig auf mich los. „Ja, einhauen soll sie, einhauen soll sie", rief der hinter mir stehende Lehrer und übte recht

tapfer in Wirklichkeit, was ich höchst unschuldig nur bildlich darstellen wollte. Die Tafel wurde konfisziert, und die große darauf konterfeite Bataille sollte dem Direktor, Pater Kunitz, als Korpusdelikti vorgelegt werden. Einstweilen wurde ich bei den Ohren genommen und an solchen bis zur Tür geführt, wo ich knien mußte, bis die Stunde aus war und die Reuezähren flossen.

Das einzige, worin ich in der Schule glänzte, war meine Schrift; daher Herr Stolze, der Schreiblehrer, mich auch nach Möglichkeit liebte und lobte und, wo er konnte, protegierte. Die großen, kunstvollen Vorschriften, welche ich gemacht hatte, mit großen Zügen, Schnörkeln und Mustern, hingen noch vor zehn Jahren unter Glas und Rahmen in der Klasse. Sobald ich indes die Schule verlassen hatte, gab ich mir alle Mühe, diese eingelernte sogenannte schöne Schrift wieder los zu werden; sie erschien mir höchst leblos und kalt. Eine individuelle Handschrift aber erfreut, sobald sie nur leserlich ist.

Für den Geschichtsunterricht in der Schule hatten wir ein sehr trockenes Buch, „Sächsische Geschichte". Sonderbar schien es mir später, daß mir nichts davon hängen geblieben war, als ein bei Friedrich dem Weisen angeführter Spruch: „Wer die Ehre flieht, dem läuft sie nach", welcher damals wie ein nachdenksames Rätsel Eindruck machte.

Es war Gebrauch der Schule, jeden Vormittag nach Beendigung des Unterrichts in geordnetem Zuge zur nahe gelegenen Kirche zu gehen und die heilige Messe zu hören. Da ich aber kein Gebetbuch besaß, so betrachtete ich gewöhnlich während der ganzen Zeit das große Altarbild, die Himmelfahrt Christi von Raphael Mengs; daß aber Gott Vater so unbehilflich und unbequem von ihn umflatternden Engeln gehalten, getragen und gestützt wurde, erfuhr stets meine stille Mißbilligung, und ich versenkte mich desto lieber in den verklärten Ausdruck Christi und die Schönheit seiner ganzen

himmlischen Erscheinung. Das Bild, jahrelang täglich gesehen, hat sich mir tief in die Seele geprägt.

Der Knabe, welcher mir zunächst kniete, hatte einst die Genoveva von Schmid (Verfasser der Ostereier) mitgebracht, und wir lasen die schöne Geschichte während der Messe. Als sie aber gar zu rührend wurde und meine Tränen allzu reichlich auf das Buch tröpfelten, wovon das dünne Löschpapier ebenso erweicht wurde, wie der Leser, und so dem Buche offenbar Schaden geschah, mußten wir die Lektüre in der Kirche schließen, ehe die Geschichte zu Ende war. Auch war der Lehrer, der von ferne mein betränktes Gesicht bemerkt hatte, auf meine ungewöhnliche Andacht aufmerksam geworden. Ob der warme Anteil an dem Schicksale eines frommen, verleumdeten Weibes und ihres armen Kindes, ihr heiliges, unschuldiges Leben in der Wildnis und das Hervorleuchten göttlicher Führung am Schluß der Erzählung nicht erbauender gewirkt hat, als die mir damals noch wenig verständlichen Gebete seichter Andachtsbücher, ist mir kaum zweifelhaft.

Einen anderen Ausweg, die Langeweile in der Messe zu vertreiben, deren Bedeutung ich nicht verstand, fand ich endlich darin, für die armen Seelen im Fegefeuer zu bitten. Ich glaubte dadurch ganz unbemerkt mit meinen schwachen Kräften etwas Gutes wirken zu können; ja es beglückte mich der Gedanke, daß die armen Seelen, denen ich durch meine Fürbitte Linderung ihrer Leiden gebracht, auf mich armen, kleinen Jungen recht dankbar herabsehen würden, zumal wir uns gegenseitig unbekannt waren.

Der Religionsunterricht war ebenso mangelhaft wie alles übrige; trockene Definitionen, die ich nicht verstand, und die mich auch nicht interessierten, Aufzählung der göttlichen Eigenschaften, der drei Haupttugenden, der sieben Todsünden, der Gebote der Kirche und dergleichen; alles wurde dürr abgeleiert, nichts warm ans Herz gelegt und durch Gleich-

nisse und biblische Geschichten anschaulich gemacht, und so blieb das religiöse Bedürfnis, das vorhanden war, unbefriedigt und ungenährt.

Einer der tiefsten Eindrücke religiöser Art, welche ich in den Kinderjahren empfing, kam mir in einem Kasperletheater. Ich war glücklicher Besitzer eines Kupferdreiers, wofür ich mir Kirschen kaufen sollte. Nun hörte ich aber von einem größeren Knaben, daß bei „Hofapothekers“ — so hieß ein altes Haus auf der Pillnitzer Straße — in der Puppenkomödie Dr. Faust aufgeführt würde. Da es auf der Galerie daselbst nur drei Pfennige Entree kostete, so wanderte ich mit meinem Dreier und meinem Schulkameraden stracks dahin. Das Stück war die alte, bekannte Puppenkomödie.

Da kam nun eine Szene, wo der Herr Doktor verschiedene böse Geister zitiert und einen nach dem andern über seine Fähigkeiten und Kräfte examiniert. Zuletzt erscheint zappelnd und schlotternd ein kleines Teufelchen mit dem hübschen Namen Vitzli-Putzli; er wird von Faust gefragt, ob er wohl zuweilen ein Verlangen nach der ewigen Seligkeit spüre, und antwortet zitternd: „Herr Doktor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte und ihre Sprossen wären lauter scharfe Schermesser, ich würde nicht ablassen sie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerschnitten hinaufgelangen sollte.“ Dieser drastische Ausdruck ließ mich die Wichtigkeit der Sache, um die es sich hier handelte, vollkommen nachempfinden. Ich konnte die Worte nicht vergessen und ging tief ergriffen nach Hause, tiefes Mitleid im Herzen tragend mit dem kleinen, schwarzen, so greulich zitternden Vitzli-Putzli.

Der Weg zur Schule war ein ziemlich weiter; deshalb bestellten meine Eltern mir einen Mentor, namens Gabriel Holzmann, welcher ebenfalls die katholische Schule besuchte und mich gegen eine kleine Vergütung abholen und zurück-

bringen mußte. Mit seinem Namenspatron, dem Schutzengel Gabriel, hatte Holzmanns Gabriel indes keine Ähnlichkeit, weder äußerlich noch innerlich. Auf ein Paar schmutzigen Nankinghosen saß eine schäbige, apfelgrüne Jacke, und diese Jacke gipfelte in einen Spitzkopf mit einem roten, im Winter veilchenblauen Gesicht und nur einem Auge, das andere schimmerte weißlich, wie eine mit Papier verklebte runde Fensterscheibe, ganz oben auf dem Dache strohgelbes, kurzborstiges Haar.

Dieser stark kolorierte Jüngling Gabriel war aber ein harter Tyrann und hatte mich dadurch in seiner Gewalt, daß er, wenn ich seinen Willen zu tun mich weigerte, mit der Drohung hervorrückte, irgend welches meiner Vergehen den Eltern mitzuteilen, und mir die darauf folgende Strafe sehr lebendig ausmalte.

So gebot er mir an einem Palmsonntage, als ich einige Zweige geweihter Maikätzchen (die pelzige Blüte der Weidenbüsche) aus der Kirche brachte, drei dergleichen Kätzchen zu verschlucken; wer das tue, bekomme das ganze Jahr kein Fieber und keine Halsschmerzen, und es sei Sünde, wenn man es unterlasse. Da ich dergleichen Übel noch nicht gehabt, so sah ich die Notwendigkeit nicht ein, diese rauhen Dinger, die mir ihres Pelzes wegen wie kleine Tiere vorkamen, zu verschlucken; es half aber kein Bitten, und unter vielen Tränen schluckte und würgte ich alle drei Stück hinunter.

Bedenklicher aber war ein anderer Versuch, seine Herrschaft zu üben. Es gab damals in Dresden ein etwas konfuses Original, einen heruntergekommenen ehemaligen Buchhändler, namens Helmert, auch Dresdener Diogenes genannt. Dieser betrieb sein antiquarisches Geschäft auf dem Neumarkt, an und auf dem großen Wassertroge, welcher an der Salomonis-Apotheke stand. Ringsherum auf den nassen Stufen des großen Bassins, sowie auf dort aufgestellten Tonnen und Fässern lagen seine Scharteken und Landkarten

ausgebreitet und verzettelt umher, und eine große Anzahl Kinder war beständig um den Alten herum, blätterte in den Büchern und trieb Unfug mit ihm. Ein verschrumpftes Hutfragment ohne Krempe bedeckte sein struppiges, graues Haupt, eine grobe Pferdedecke umgab ihn als Tunika, und darunter umhüllte ihn noch eine Art Kittel, mit einem Stricke festgebunden; dies war sein ganzes Kostüm. Wäsche besaß er nicht. Meist jammerte und schimpfte er mit weinerlicher Stimme über die umtobende Brut; Lieblinge indes, die ihm kleine Dienste leisteten, belohnte er wohl mit einem Buch oder einer halben Landkarte.

Da mein Weg täglich bei seinem Trödel vorüberführte und ich ein großer Bücherfreund war, so besah ich mir oft, was da herum lag, kaufte auch manchmal irgend ein billiges Werkchen, wenn es nicht mehr als drei oder sechs Pfennige kostete.

Einst stand ich mit Gabriel Holzmann auch daselbst und sah dem Toben und Treiben etwas von ferne zu, als dieser mir befahl, ein Heftchen, welches ganz seitab im Nassen lag, ihm herüberzuholen. Ich mußte wohl die Ahnung haben, daß Holzmann auf diese Weise nicht sowohl kaufen als annektieren wollte, und weigerte mich entschieden, einen solchen kühnen Griff zu tun, denn ich wußte, daß dergleichen unrecht sei. Seine Drohungen steigerten sich aber nach und nach zu einer für mich so entsetzlichen Höhe, daß ich endlich doch unter vielen heißen Tränen das schmutzige, nasse Opus kaperte und ihm überbrachte. Aber diesmal ließ mir mein Gewissen keine Ruhe; ich gestand mein Vergehen der Mutter, diese teilte es dem Vater mit, und der Vater gab dem Mentor andern Tages den Abschied, und von da an ging ich allein nach der Schule.

Als ich in späteren Jahren von Rom zurückkam, sah ich besagten Holzmann, der bereits Gatte und Vater geworden war, als Brezeljungen, seinen großen Brezelkorb auf dem Rücken, an der Salomonis-Apotheke stehen.

Nach einiger Zeit wurde ich selbst der Führer meines jüngeren Bruders Willibald; ich wartete auf ihn, bis seine Klasse aus war, und ging dann Hand in Hand mit ihm unserer Wohnung zu.

Wir mochten im Winter komisch genug aussehen, da wir in gleichen Pelzmützen und in gleichen Mänteln prangten, die aus Richter-Großvaters altem Mantel von braunem Kapuzinerkuttenstoff gemacht waren. Jeder trug ein Paar Fausthandschuhe an grünen Bändern befestigt; sie dienten nicht allein zum Wärmen der Hände, sondern hatten auch zuweilen im Gesicht zu funktionieren.

So strebten wir, unsere Ränzel auf dem Rücken, ehrbar nach Hause, wurden aber häufig in der Nähe des Prinzenpalais von einem Kometenschweif lutherischer Schulknaben in unserer Bahn gekreuzt und irritiert. Sie stellten uns, und herausfordernde Reden, wie sie die Helden vor Troja ihren Kämpfen vorangehen ließen, flogen hinüber und herüber, bis schließlich ein kleiner, kühner Ketzer uns mit weitschallender Stimme „katholische Möpse" titulierte, worauf das Handgemenge begann und alle bunt durcheinander brachte. Schneeballen flogen, Lineale und Bücherbände arbeiteten wacker, aber zuletzt wurden wir Katholischen aufs Haupt — vulgo auf die Pelzmütze — geschlagen und mußten, verfolgt vom Hohngeschrei der Lutherischen, den Rückzug antreten. Dies waren die ersten und heftigsten konfessionellen Streitigkeiten, die ich zu bestehen hatte.

Eine zweite, weniger auf- als anregende Haltestation wurde auf der Schloßgasse gemacht vor Herrn Peter Rößlers Kunstladen, an welchem ein buntgemalter sächsischer Dragoner und einige alte Kupferstiche das kunstliebende Publikum anlocken sollten.

Wie still und öde war die breite Schloßgasse; nichts von all den glänzenden Schaustellungen zu sehen, die jetzt den Blicken sich aufdrängen. Aber das wenige und an sich

geringe zog um so mehr das Auge auf sich und prägte sich tief ein, während jetzt das viele und vielerlei, zur stumpfen Gewohnheit geworden, kaum imstande ist, die zerstreuten und übersättigten Sinne auch nur für einen Augenblick flüchtig zu reizen. Kurz und gut, Peter Rößlers rotrockiger Dragoner tat seine Wirkung.

Endlich war die dritte Haltestation am Eingange des alten, dunklen Pirnaischen Tores. Da klebte der Theaterzettel. Er wurde regelmäßig studiert, obwohl ich noch kein Theater gesehen hatte und ich weiß nicht was für eine Vorstellung davon haben mochte, sich auch keine Aussicht auf ein solches Vergnügen darbot. War nun eine recht große Zahl handelnder Personen auf dem Zettel verzeichnet, so steigerte sich das Verlangen nach solchem Schauspiel mächtig und die Phantasie versuchte, aus der Personenliste, aus den Namen und Bezeichnungen ein Gewebe herrlicher Begebenheiten zusammen zu komponieren.

In dieser Zeit geschah es auch, daß mein Vater eines Abends ein Paket mit Kupferstichen heimbrachte, die er aus dem Nachlasse eines verstorbenen Kollegen billig erstanden hatte, und mit denen er den Grund legte zu einer ganz hübschen Sammlung von Stichen und Radierungen, welche mir noch späterhin eine unschätzbare Quelle der Freude und künstlerischen Bildung wurde.

Die Mutter schien diese Freude zwar weniger zu teilen; denn sie mochte in der Stille die kleinen dafür verausgabten Summen überschlagen, welche für die Hauswirtschaft nötiger angebracht gewesen wären; aber sie mußte sich doch über des Vaters überströmende Begeisterung freuen, der über die alten vergilbten Blätter in Wonne und Seligkeit fast zerfließen wollte und hierbei in seinem ältesten Sprößling bereits eine sympathisierende Seele gefunden hatte. Das große und das kleine Gesicht waren über solch ein Blatt gebeugt, und bald sah ich die Radierung an, bald meinem Vater in

die freudestrahlenden Augen, als wollte ich seine Begeisterung aus seinem Anblick saugen. Wie strömten da seine Worte, wie wußte er die Schönheiten dieser Kunstwerke hervorzuheben und mich darauf aufmerksam zu machen! Welche Mitteilungslust war über den sonst schweigsamen Vater gekommen! — Die Kunst muß doch etwas ganz Großes und Gewaltiges sein, daß sie die Herzen so warm und lebendig machen kann, dachte ich dabei.

Um dieselbe Zeit wird es auch gewesen sein, daß ich öfters die Professoren Graff und Zingg gesehen habe, und zwar in einem Bier- und Kaffeegarten des bayrischen Brauhauses, wo beide mit meinem Vater sich zuweilen einfanden. Der ernste, bedächtige Pate Zingg und der lebhaft sich bewegende, heitere Graff befanden sich da mit anderen etwas jüngeren Künstlern recht behaglich bei ihrem Glase Bier und einfachen Abendbrot. Beide waren alte Junggesellen. Mich interessierte aber der blinde Harfner, der in der Nähe unter den Linden saß und bald seine Balladen, bald neckische Volkslieder zum besten gab, mehr, als die Gespräche der alten Herren, weshalb ich mich bei jedem Liede vor ihn hin postierte, als wollte ich ihm die Worte aus dem Munde zählen.

Drittes Kapitel.

Die Kriegszeit.

An einem schwülen Sommerabend des Jahres 1811, es dunkelte schon, sahen wir einzelne Gruppen Leute auf der Straße stehen und in einer Richtung nach dem Himmel schauen. „Sie werden den Kometen sehen", sagte mein Vater, nahm mich bei der Hand und führte mich mit hinunter.

Da sahen wir auch auf und erblickten das Himmelszeichen. Ein großer Stern, einen langen Feuerstreif hinter sich herziehend, schimmerte unheimlich geisterhaft über den dunklen Häusern und drohte von den fernen Wohnstätten des Friedens herab auf die unruhigen, bewegten Länder und Völker.

Das Prophezeien von Kriegs- und Heereszügen mochte in jenen Tagen nicht schwer sein; denn seit Anfang des Jahrhunderts hatte ja der gefürchtete, dämonische Mann in Europa alles durcheinander gerüttelt, und Deutschland seufzte unter seiner despotischen Faust.

Ein armer, hektischer Schuhflicker, der im Hinterhause wohnte, trat auch zu der Menschengruppe und erklärte einigen alten Frauen, wie von diesem schrecklichen Kriegsherrn schon die Offenbarung Johannis ganz genau berichte und selbst den Namen des französischen Kaisers, der uns all das Elend bringe, deutlich nenne; auf Hebräisch heiße er Abaddon, auf Griechisch Apollyon und bei den Franzosen „Napolion!"; er habe das gestern selbst gelesen.

Der Krieg gegen Rußland brach los. Am 16. Mai, dem Vorabend des Pfingstfestes, wurde der Kaiser Napoleon erwartet. Schon nachmittags ging ich mit meinem Vater aus, um das Eintreffen der Franzosen zu sehen. Wir postierten uns an dem heutigen Postplatz; denn sie wurden von Freiberg her erwartet. Die Straßen waren von Menschen erfüllt, die Bürgergarde hatte bis in die Stadt hinein Spalier gebildet. Endlich kamen Leute und riefen, auf den Höhen von Roßtal sei alles schwarz, da kämen sie herunter.

Nach einer Stunde endlich hörte man das Rasseln der Trommeln und die Feldmusik, und nun erschien mit Staub bedeckt die Vorhut, der ein Regiment um das andere folgte. Erst nachts 11 Uhr kamen die prachtvollen Garden, die polnischen Ulanen, die Nobelgarde in Silber glänzend bei dem Schein der Kienkörbe und Fackeln, die längs der Straßen aufgestellt waren. Besonders wunderbar kam mir eine Schar

Mamelucken vor. Der Kaiser saß in einem Wagen mit seiner Gemahlin. Trompeten schmetterten, Trommeln rasselten, und dazwischen ertönte das Läuten aller Glocken, Kanonendonner und das Vivatrufen der Volksmenge. Das bunte, kriegerische Schauspiel mußte mich wohl in so später Stunde munter erhalten.

Von dieser Zeit an gab es immer Neues zu sehen und zu erleben, Truppenzüge aller Art, Illuminationen, Feuerwerke, Tedeums und Monarcheneinzüge; es drängte ein Ereignis das andere, aber ich kannte ihre Bedeutung nicht oder nur im allgemeinsten. Ich hatte meine Freude an den bunten Schauspielen. Die Schule konnte ich wegen der weiten Entfernung wenig und später gar nicht mehr besuchen, und ich lag viel am Fenster, wo es immer etwas zu sehen gab. Wir bewohnten zu jener Zeit eine Etage im Goldenen Löwen, oben am Elbberge gelegen, und konnten somit die ganze Amalienstraße bis zum Pirnaischen Tore und rechts den Elbberg hinab bis nach Neustadt sehen. Die Promenaden existierten damals noch nicht, sondern statt ihrer ein Stadtgraben, und darüber die Wälle der hohen Stadtmauer mit Schanzen versehen und mit hohen Bäumen bewachsen. Dies war unser Visavis.

Im Anfange des Jahres 1813 sah ich eines Tages bei wildem Schneegestöber über die Elbbrücke einen Zug wankender Gestalten kommen, die mich sehr frappierten. Die armen, sonderbar vermummten Menschen waren Franzosen, die aus Rußland zurückkehrten. Reiter, aber zu Fuß, in Pferdedecken gehüllt, auf Stöcke sich stützend, schlichen gebückt und matt einher. Andere hatten Weiberpelzmützen auf dem Kopfe. Lumpen oder über die schäbigen Uniformen gezogene geraubte Bauernkittel sollten sie vor der schneidenden Kälte schützen.

Das waren nun die ehemaligen Brot- und Bratenverächter, ein Anblick zum Erbarmen! Die Nachricht vom Brande Moskaus, die entsetzliche Vernichtung dieser uner-

meßlichen Scharen war bekannt geworden. Diese bejammernswerten Reste der großen Armee gaben Bild und Zeugnis des unbeschreiblichen Elendes, welches sie ausgestanden und dem Hunderttausende qualvoll erlegen waren. Man sah ein Gottesgericht in diesen großen Ereignissen, und der Eindruck davon war ein tiefer und gewaltiger. Sonderbar, daß die Menschen ihren Gott eher in Sturm und Feuer als in dem stillen, sanften Säuseln erkennen.

Im März ward die Stadt von dem milderen Reynier besetzt, später von dem verhaßten Davoust, welcher die Elbbrücke bei Annäherung der Russen sprengen ließ.

Als Miloradowitsch mit 10 000 Russen Ende April die Stadt passierte, sah ich einmal in Neustadt, unter der goldigen Reiterstatue August des Starken, eine höchst fremdartige Schar asiatischer Völker im buntesten Gemisch gelagert. Die braunen Kalmückengesichter mit den kleinen, schiefen Schlitzaugen, in Lederkutten gehüllt, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, Kirgisen mit ihren Spitzmützen, Baschkiren mit fremdartigen Waffen geschmückt, manche in metallene Schuppenpanzer gekleidet, dazu ihre kleinen struppigen Pferde, Dromedare mit Gepäck beladen, alles lag und stand bunt durcheinander. Eine höchst malerische Gruppe.

Im Mai tauchten Gerüchte auf von einer verlorenen Schlacht bei Lützen. Es kamen neue Truppenzüge, auch viele Verwundete, und man merkte die rückgängige Bewegung der verbündeten Armee mit Schmerzen.

Meine Mutter war um diese Zeit mit dem jüngeren Bruder Willibald und einem Schwesterchen Hildegard zu ihrem Vater in der am anderen Ende der Stadt gelegenen Friedrichstadt gezogen. Der arme Müller-Großvater, dessen Frau infolge einer Operation gestorben war, wußte sich in dieser schlimmen Zeit so ganz allein gar nicht zu helfen; deshalb versah die Mutter das Haus, und der gute Vater, bei dem ich blieb, hoffte wohl so leichter durchzukommen; denn

an Arbeiten war selten zu denken, auch bestellte niemand etwas, und es ist mir heute noch rätselhaft, wie er ohne Verdienst, ohne Hilfe von irgend einer Seite in dieser schlimmen Zeit bestehen konnte. Die Einquartierung hörte nun gar nicht mehr auf. Wir beide hatten nur eine Stube zu unserem Gebrauch, die andere, sowie Kammer und Vorhaus, lagen fast stets voll Soldaten; der Boden war mit Stroh bedeckt, worauf sie schliefen; Gewehre, Montierungsstücke, Kommißbrot, Patronen und wer weiß was alles lag bunt durcheinander. Eine Zeitlang hatten wir dreizehn Mann auf einmal in unserem beschränkten Raum; denn der gutherzige Vater hatte auch die Mannschaft noch zu sich genommen, welche zwei über uns wohnenden Witwen zukam. Diese hatten ihre Türen verschlossen und beschworen meinen Vater, die Männer bei sich aufzunehmen, und versprachen, ihm in der Verpflegung der Soldaten zu helfen und beizustehen, so gut sie es vermöchten; und so geschah es.

Bei all diesen Drangsalen der Zeit, dem gänzlich zerrütteten und zerrissenen Familienleben, der bitteren Geld- und Lebensmittelnot, sah es doch oft lustig genug in der Küche aus. Vater stand am Herd und rührte in einem riesengroßen Topfe Reis- oder Kartoffelbrei; die alten, freundlichen Weiblein spalteten Holz, stießen Pfeffer im Mörser, rieben harte Semmeln auf dem Reibeisen, wuschen die Teller, holten Wasser, lachten und schäkerten, während die Soldaten ihre Gewehre auseinandernahmen, putzten, ölten, ihr Riemenzeug in Glanz brachten und dabei durch Pantomimen und Kauderwelschen Gespräche zu führen suchten; denn von uns verstand niemand Französisch und die Soldaten nicht Deutsch. Das war äußerst komisch zu sehen und zu hören.

Einstmals wurden von der Schiffbrücke unten an der Elbe gewaltig große Viehherden die Gasse heraufgetrieben, welche von den Truppen aus der Gegend von Bautzen zu-

sammengeraubt waren und zur Verpflegung des Heeres dienen sollten. Das Vieh drängte sich in dichten Massen den Elbberg herauf, und die Einquartierung stand in der Haustür und sah der Sache zu. Ein verschmitzter Franzose, er war seines Handwerks ein Metzger gewesen, bespricht sich schnell mit seinen Kameraden, sie locken ein paar schöne Kühe ins Haus, werfen den Torweg zu und bringen die Braune und die Schwarze in den Hof des Hinterhauses. Ehe die Tiere sich durch Brüllen verraten können, wird ihnen durch einen Schlag vor den Kopf der Garaus gemacht, die Haut abgezogen, mit größter Behendigkeit kunstgerecht das Fleisch zerschnitten und jedem Soldaten im Hause sein Teil geliefert. Während dieser sehr belebten Szene guckte aus jedem Fenster des Hinterhauses eine Haube oder Zipfelmütze, je nachdem Maskulinum oder Femininum da wohnte, und jedwedes freute sich des herrlichen Fleisches, welches in solchen Massen lange Zeit die Küchen nicht beglückt hatte und die ergötzlichsten Mahlzeiten in Aussicht stellte. Da wir dreizehn Mann hatten, worunter auch der Metzger, so war unser Anteil ein sehr reichlicher. Ein großes Waschfaß wurde benutzt, noch am späten Abend das viele Fleisch darin einzupökeln, was dann die uns alliierten Frauen eifrigst und trefflich besorgten. Ein noch übriger Rest wurde beiseite gelegt, und zuletzt kam noch ein gutmütiger Hesse und brachte ein großes Stück lappiges Fleisch, Haut und viel Knochen und beklagte sich, daß die Franzosen das gute Fleisch unter sich verteilt und ihm, dem Deutschen, wie immer den schlechten Rest übriggelassen hätten. Die anderen Hausbewohner hatten ihren Anteil ebenfalls aufs beste eingepökelt, und spät ging man nach dieser unverhofften Tätigkeit, zwar müde, aber mit der lachenden Aussicht auf nahrhafte Tage, zu Bett.

Aber „der Verräter schläft nicht", sagt das Sprichwort.

Eine mißgünstige Person, die vielleicht zu kurz bedacht worden war, hatte nichts eiliger zu tun, als die Sache an-

zuzeigen. So geschah es, daß nach einem holden Traum vom schönen Sonntagsbraten, da alle noch vergnügt beim Kaffee saßen und von den gestrigen Errungenschaften sprachen, die erschreckende Meldung kam: „Sämtliche Hausbewohner haben allsogleich — bei Strafe — das Fleisch an die Behörde abzuliefern.“ Es währte nicht lange, so sah man einen Trauerzug; mit wehmütiger Gebärde trugen die Weiber ihre Fäßlein mit dem Eingepökelten über die Straße nach dem Militärbureau, um es dort auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen und dafür einen gnädigen Verweis in Empfang zu nehmen. Wir allein kamen gut dabei weg; denn Papa hatte als erfindungsreicher Odysseus in Übereinstimmung mit unserer Mannschaft den Ausweg getroffen, den Rest des Fleisches samt der großen Haut- und Knochenmasse unseres guten Hessen abliefern zu lassen, während das gefüllte Waschfaß ruhig im Keller versteckt blieb und uns noch manche gute Mahlzeit lieferte.

Ende August 1813 näherten sich die Alliierten mit einem Heere von 200 000 Mann der Stadt. Am 25. donnerten die Kanonen in der nächsten Umgebung. Des Nachts leuchteten die Wachtfeuer der Russen und Österreicher von den Anhöhen, und die Leute fürchteten einen Sturm auf die Stadt. Kanonen rollten durch die finsteren Straßen, es war ein unheimliches Treiben und Getöse in dieser schauerlichen Nacht, das allen Bewohnern den Schlaf verscheuchte. Mit Angst und Spannung wartete man der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich brach der Morgen an, und bald erzählte man, Napoleon komme von Bautzen her an der Spitze der großen Armee. Nachmittags kamen denn auch die Regimenter im Eilmarsch die breite Amalienstraße herab, und ich lief hinunter und postierte mich an ein Eckhaus, um alles in der Nähe zu sehen. Wie erschöpft sahen die armen Menschen aus, welche zehn Meilen ohne Rast marschiert waren, bleich, hohläugig, ganz mit Staub überzogen; viele riefen im Vorübereilen

mit heiserer Stimme nach Wasser, das ihnen niemand reichen konnte, denn es ging unaufhaltsam rasch vorwärts, den Ziegel- und Pillnitzer Schlägen zu, vor welchen sie der Kampf erwartete.

Immer neues Trommelgerassel und Feldmusik verkündete neue Abteilungen. Plötzlich sah ich einen Trupp glänzender Generale und höherer Offiziere, und ihnen voran, ruhig vor sich hinsehend, wie ein Bild von Erz — den Kaiser, ganz so, wie sein Bild typisch geworden ist: der kleine, dreieckige Hut, der graue Überrock, der Schimmel, den er ritt. — Ich gaffte den Gewaltigen mit großen Augen an, und obwohl ich weiter nichts begriff, als daß er der Mann sei, um den sich alles drehe, wie um eine bewegende Sonne, so habe ich doch den Ausdruck dieses Gesichts nicht vergessen. Ein unbewegliches und unbewegtes Gesicht, ernst und fest, in sich gesammelt, doch ohne Spannung. Sein Ich war die Welt, die Dinge um ihn nur Zahlen, mit denen er rechnete. Schon donnerten die Kanonen; denn man stürmte die Schanzen vor dem Ziegelschlage, und jetzt führte er Tausende von Ziffern ihnen entgegen.

Ich lief nun schnell hinauf zum Vater, und dieser stieg mit mir und anderen Hausbewohnern auf den Dachboden, wo wir durch die kleinen Fenster die Gegend nach Blasewitz, den großen Garten und Räcknitz übersehen konnten. Die Kanonade hatte schon begonnen, und es entwickelten sich immer mehr die dunklen Linien der Infanterie, welche sich aufstellten. Endlich begann auch das Musketenfeuer, ein fortwährendes Knattern, unterbrochen von dem ferneren und näheren Donner des Geschützes. Lange Streifen Pulverdampfes stiegen über den Linien der Infanterie auf, und dicke Wolkenmassen da, wo Batterien standen. Der Kampf wurde heftiger und gewaltiger, es war zuletzt ein Knattern, Krachen und Tosen grauenhafter Art, ohne die geringste Unterbrechung. Das Dorf Strehlen, welches vor uns lag,

ging in Feuer auf. Es war von Russen besetzt, und die Granaten der Franzosen schossen es in Brand.

Da aber nun einzelne Kanonenkugeln auch in unsere Nachbardächer einzuschlagen begannen und Ziegel- und Sparrwerksplitter umherflogen, ja eine Granate in eine Stube des Hinterhauses schlug und zurückprallend im Hofe zerplatzte, so eilte alles, was Beine hatte, in den Keller, wo man vor den Kugeln gesichert war. Da saß denn die ganze bunte Gesellschaft bei der höchst spärlichen Beleuchtung eines Küchenlämpchens im Kreise herum auf Fässern, Kisten und Klötzen, wie es sich eben machen wollte, und besprachen ihre Not und trösteten sich gemeinsam; es war eine kleine Rembrandtsche Szene. Besonders erinnerlich sind mir die Gestalten des alten Magisters Erbstein, der Frau Naumann und einer lustigen, hübschen Bierschrötersfrau. Dann und wann schlich sich einer der Hausväter kundschaftend hinauf. Die Straßen waren öde und leer, wie ausgestorben, aber ein dumpfes, fernes Donnern, vom näheren Krachen der Geschütze unterbrochen, rollte unaufhörlich um die geängstete Stadt. In dem kühlen und düsteren Kellerraum wurde es für die Länge unerträglich. Innerlich waren alle in höchster Spannung und Erregung, äußerlich aber so ganz untätig, bis endlich die kleine, alte Witfrau ein verborgen gehaltenes Kleinod aus ihrem Keller herbeiholte, eine Flasche von ihr aufgesetzten Kirschschnapses. Dieser brachte wieder Leben in den Kreis, die Vorstellungen, die ins Unbestimmte schweiften, wurden durch einen nahen, greif-, fühl- und schmeckbaren Gegenstand gefesselt, und der Papa, welcher stets einen guten Humor hatte, brachte wieder Unterhaltung in die Gesellschaft; ja die Leute wurden sogar heiter und fingen an, über das Wunderliche ihres Zustandes zu scherzen und zu lachen.

Endlich, gegen Abend, wagten wir uns wieder hinauf in die Wohnung. Beim Dunkelwerden verstummte der Kampf mehr und mehr. Die Straßen füllten sich mit Truppen,

man brachte Verwundete. Einen der bei uns einquartierten Franzosen, einen alten Artilleristen, sahen wir verwundet auf dem Protzkasten seines Geschützes liegend vorüberfahren; er winkte freundlich nach uns herauf. Es begann nun ein Leben und Treiben in den dunklen Straßen, das mit der vorherigen Öde seltsam kontrastierte. Die Munitions- und Pulverkarren samt Geschütz rumpelten und rasselten wieder auf dem Straßenpflaster, die Truppen füllten die Häuser und lagen auf den Gassen und Plätzen. Es waren ja 100 000 Mann, welche nun die Stadt schützten. Am andern Tage, der grau und trüb anbrach und sich endlich in strömenden Regen ergoß, begann der Kampf von neuem. Doch tobte er weniger in unserer Nähe, und aus den Dachlucken konnten wir dies Gefecht an den Höhen von Räcknitz sehen, wo die Russen standen und Moreau an diesem Tage — es war der 27. August — an der Seite Alexanders tödlich verwundet wurde.

Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit dem Vater zum Ziegelschlage hinaus, das Schlachtfeld in unserer Nähe zu besehen. Schon am Schlage lagen mehrere Franzosen in einem Graben, und einer derselben fiel mir deshalb besonders auf, weil eine Kanonenkugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerrissen hatte, deren eine noch am Körper hing, während die andere daneben lag. Diese dünne zersprungene Schale, die mir wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängstlich für meinen eignen Kopf, der mir nun höchst zerbrechlich erschien.

Obwohl man schon Tags vorher beschäftigt gewesen war, die Verwundeten fortzuschaffen — man legte sie gewöhnlich auf strohbedeckte Leiterwagen — so lagen doch außer den Massen der Toten noch unzählige Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den Weg nach Blasewitz zu, der damals öde, sandig und unbebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen toter und zum Teil gräßlich verstümmelter

Gestalten. Wir gingen nicht ganz in die Nähe, denn es schauderte uns davor, das Gewimmer zu hören. Es war eben der Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wurden, und daß dies nicht sacht und mit Schonung geschah, läßt sich bei den fortzuschaffenden Massen leicht denken.

Eine Erscheinung aber ist mir heute noch wie ein wilder Traum lebhaft im Gedächtnis, obwohl ich sie nicht zu erklären weiß. Einer der Verwundeten, ein russischer Artillerist, schrie furchtbar und schnellte sich dabei von dem Boden soweit in die Höhe, daß ich, der ich unten am Hügel stand, zwischen ihm und dem Erdboden über eine Elle den Lufthorizont sehen konnte. Wir hörten, es seien ihm beide Augen ausgeschossen, und dieses in die Höhe schnellen, sei ein Krampf infolge des Schmerzes. Wir wandten uns schaudernd ab und hörten bald darauf einen Schuß fallen; die Leute hatten sich seiner erbarmt.

Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der ebenfalls eine Menge toter Russen lag. Ein altes krummes Mütterchen hatte sich uns angeschlossen. Sie hatte ein so trauriges Gesicht, sah wie Not und Jammer aus und trug in einem Handkorbe einen großen Topf Wassersuppe nebst einem Näpfchen und altem Blechlöffel, um den verschmachtenden Menschen eine Erquickung zu bringen, gewiß die einzige, die ihr möglich war. Indem wir nun hinabsahen auf die Getöteten, schien es uns, als hörten wir ein leises Wimmern; wir horchten auf, und wieder war es zu hören; wir stiegen die Sandgrube hinab zu einem, der in einen weißen Soldatenmantel mit roten Aufschlägen eingewickelt dalag, neben ihm war eine Blutlache. Von ihm schienen uns die Schmerzenstöne gekommen zu sein; der Vater schlug den Mantel unten etwas zurück, weil er da Blut im Sande sah, und siehe da, der Fuß war über dem Knöchel, wo die Halbstiefel endigten, abgeschossen, hing aber noch mit einigen Fasern am Bein. Der Verwundete schlug etwas die Augen auf und brachte

abermals einen leisen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund deutete. Das Mütterchen war auch sogleich bereit, dem Verschmachteten, welcher nun schon den dritten Tag so gräßlich verstümmelt in kalter Nacht und im Sonnenbrand am Tage, ohne einen Tropfen Labung im Wundfieber dagelegen hatte, mit ihrer Wassersuppe zu erquicken, und flößte ihm etwas davon ein. Wir hingegen ratschlagten, wie wir ihn in eine nicht allzuweit entfernte Scheune zu bringen vermöchten, wo viele Verwundete lagen und amputiert wurden; denn wir sahen wohl, daß er hier in dieser Grube schwerlich entdeckt werden würde und verschmachten müßte. Nach einigem Umhersuchen fanden wir endlich eine Stubentür, die vielleicht zum Behuf eines Wachtfeuers aus einem Vorwerke, das Lämmchen genannt, hierher geholt sein mochte. Eine schwere Sache war es aber nun, den Armen auf die Tür zu bringen, da wir zu gleicher Zeit das an einer langen Flechse noch hängende Bein behutsam mit ihm selbst weiter heben mußten. Bei dieser Berührung wimmerte er denn kläglichst; doch gelang es unseren vereinten Kräften, ihn glücklich auf die Tür zu lagern und nach jener Scheune langsam fortzutragen.

In der Nähe derselben angelangt, mußten wir ihn niedersetzen; denn einige Männer riefen uns zu, wir sollten warten, es sei jetzt kein Platz mehr darin. Ein Blick in das offene Scheunentor überzeugte uns nur zu gut von der Wahrheit des Gesagten. Die Scheune lag gedrängt voll Verwundeter. Dort schleppte man eben einige Gestorbene nackt ausgezogen heraus und warf sie auf einen hochgetürmten Haufen ebenfalls nackter, starrer Leichen, die hinter dem zerschossenen Torflügel lagen, meist durch schreckliche Wunden gräßlich verstümmelt. Mit Grausen sahen wir, wie Mensch mit Menschen verfuhr, ja verfahren mußte. Endlich war wieder Platz gewonnen, und unser armer Russe wurde von den Gehilfen in die Scheune getragen, wo die Chirurgen

in voller Tätigkeit waren, während Geschrei und Stöhnen aus diesem Ort der Qual herausdrang.

Aufs tiefste erschüttert traten wir unseren Rückzug nach Hause an.

Wenn ich später von Schlachten las, von großen herrlichen Siegen, von dem Todesmut der Kämpfenden und ihrer Tapferkeit, so mußte ich immer mit innerem Entsetzen an das Ende denken, an das Schlachtfeld, wo die Getöteten noch die Glücklichsten sind.

Das unglückliche Dresden, der Mittelpunkt von Napoleons Operationen, ward nun schwerer und schwerer heimgesucht. Der Kriegslärm dauerte ununterbrochen fort; die Not der Einwohner stieg von Tage zu Tage, und es bleibt unbegreiflich, wie in solcher Lage der gemeine Mann, der auch in guter Zeit, wie man zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund lebt, jetzt ohne Verdienst bei unerhörter Teuerung aller Lebensmittel sein Leben fristete. Kanonendonner und brennende Dörfer, Truppenzüge und Einquartierung illustrierten diese Tage.

Am 7. Oktober verließ Napoleon zum letzten Male die Stadt. Ihm folgte unser König nach Leipzig, und der Marschall St. Cyr blieb mit 30 000 Franzosen zurück. Erneute Gefechte vermehrten die Zahl der Verwundeten in den Spitälern, in denen das Lazarettfieber wütete, so daß wenige lebend herauskamen. Wir hatten ein solches schrägüber in dem Winterbergschen Hause, wo täglich die Gestorbenen, ganz entkleidet, aus den Fenstern des ersten und zweiten Stockes herabgeworfen und große Leiterwagen bis obenherauf damit angefüllt wurden. Zum Entsetzen schrecklich sah eine solche Ladung aus, wo die abgezehrten Arme, Beine, Köpfe und Körper herausstarrten, während die Fuhrleute auf diesem Knäuel herumtraten und mit aufgestreiften Hemdsärmeln hantierten, als hätten sie Holzscheite unter sich. In dieser Zeit starben täglich 200 Menschen in den Spitälern; das

Nervenfieber war epidemisch geworden und forderte auch in dem Bürgerstande täglich seine Opfer; wir blieben indes trotz der gefährlichen Nähe des Lazaretts gesund.

Zu den Kartoffeln, wenn wir solche hatten, wurde roher Meerrettich in Essig gegessen, welchen der Vater für ein Präservativ gegen das Nervenfieber hielt.

Viele kranke Soldaten wollten nicht mehr in die Lazarette, weil sie dann unrettbar sich verloren glaubten; sie zogen es vor, in einem Winkel der Straße oder auf der Treppe eines Hauses zu sterben. So wurden wir einst am frühen Morgen durch einen Schuß in dem Hausflur aufgeschreckt; ich lief hinunter. Da lag ein junger, bleicher Soldat, das Gewehr neben sich. Das Hemd brannte noch etwas am Halse, vom Pulver entzündet. Er war krank gewesen und sollte ins Lazarett schleichen, hatte es aber vorgezogen, in das Haus zu treten und da seine Leiden zu enden.

Auf der Amalienstraße waren große Ställe von Brettern erbaut; die Pferde hatten aber die ganze Länge dieser Schuppen hinab die Bretter abgefressen, welche sich hinter den Krippen befanden, und über die gefallenen Pferde, die auf den Straßen lagen, fielen wiederum die Franzosen her und schnitten sich das Fleisch heraus, welches etwa noch daran war. Die Hungersnot nahm täglich mehr überhand, denn die Stadt war blockiert, nichts kam herein, und die Vorräte waren aufgezehrt. Die Bäcker hatten die Läden geschlossen, und wo noch einer am Morgen etwas gebacken hatte, da gab es ein Gedränge, daß man seines Lebens nicht sicher war.

So machte ich auch einmal am frühen Morgen den Versuch, aus einem so belagerten Bäckerladen eine Groschensemmel zu erlangen. Die gute Bäckersfrau hatte mich bemerkt und rief, man solle doch den Kleinen heranlassen, und so erhielt ich denn für meinen Groschen ein winzig kleines Semmelchen und bemühte mich, es fest unter dem Mantel

haltend, aus dem Gedränge herauszukommen; als ich mich aber endlich glücklich hindurchgewunden hatte, befand sich nur noch ein fingerlanges Fragment dieses Semmelchens in meiner Hand, was denn ein sehr mageres Frühstück ergab. Der Vater und ich saßen abends oft bei einem Stückchen Kommißbrot, welches von einem Soldaten erhandelt war, oder bei einigen, wenigen Kartoffeln, und der Vater fragte zuletzt wohl etwas bedenklich, ob ich denn satt sei. Ich antwortete kleinlaut: „Ja", — es war auch nichts weiter in Küche und Keller — und schlich mit hungrigem Magen ins Bette.

So verstrich der Monat Oktober düster und traurig; Bilder des Todes und Jammers aller Art erfüllten die Stadt; verhungerte Pferde und Hunde lagen in den mit Stroh, Kehricht und allem Schmutz gefüllten Straßen, und ich sah es selbst, wie ein kranker Soldat auf allen vieren langsam den Elbberg heraufrutschte und aus einem Kehricht=haufen sich einige Krautstrünke herausklaubte und sie heiß=hungrig verzehrte. Die Not war aufs höchste gestiegen; da endlich verbreitete sich das Gerücht, es seien Verhandlungen zu einer Kapitulation eingeleitet, und am 12. November 1813 zogen die Franzosen wirklich zum Freiberger Schlage hinaus, wo sie das Gewehr streckten.

So war nun die ersehnte Stunde gekommen, wo wir uns trotz der gänzlichen Erschöpfung aller Mittel von einer unerträglichen Last befreit fühlten und ein Hoffnungsschimmer besserer Tage wieder erwachte. Brot wurde zunächst gekauft, und mehr als wir brauchten; denn mit der Befreiung der Stadt von der Blockade waren auch zur Stunde ganze Wagen mit Lebensmitteln eingetroffen. Man atmete wieder frei, man kam wieder zur Besinnung, und die häuslichen Ver=hältnisse ordneten sich allmählich wieder.

Viertes Kapitel.

Der alte Zingg und die Großeltern.

Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, hörte der Schulbesuch auf, und ich bekam nun ein Plätzchen neben des Vaters Arbeitstisch, oder an dem zweiten Fenster angewiesen, wo ich mich im Zeichnen übte. Ich war niemals gefragt worden, welchen Beruf ich wohl erwählen möchte, sondern es wurde als selbstverständlich angenommen, daß ich werden solle, was der Vater war, nämlich Zeichner und Kupferstecher. In der Stille hegte ich zwar die Vorstellung, daß „Malen" noch etwas viel Herrlicheres sei als Kupferstechen; vorderhand mußte ich mich aber mit letzterem begnügen.

Der Vater hatte damals große Arbeiten für den Fürsten Czartoryski auszuführen; ja dieser Herr gab sich die größte Mühe, ihn nach Warschau zu ziehen, und offerierte ihm eine Professorenstelle mit gutem Gehalt, welche Anerbietungen der Vater aber nicht anzunehmen wagte, da ihm bei seiner gänzlichen Unkenntnis der französischen Sprache und in beschränkten Verhältnissen ein solcher Umzug mit Frau und Kindern bedenklich schien. So arbeitete er denn an seinen mühsamen großen Kupferplatten, für die er sich viel zu gering bezahlen ließ, fort und radierte zwischendurch, um den Lebensunterhalt damit zu decken, Blätter für die damaligen Volkskalender, oder für Kunsthändler kleine Prospekte, welche koloriert wurden und damals Mode waren. Für diese kleineren Arbeiten wurde ich sehr bald in Bewegung gesetzt, indem ich nach anderen bunten Jahrmarktsbildern „die Schlacht von Waterloo", „den Wiener Kongreß" oder große Feuersbrünste, Mordtaten, Erdbeben u. dgl. kopierte oder arrangierte. Später durfte ich sogar

diese Sachen auf Kupfer radieren, und ich weiß noch genau, mit welch freudig stolzer Empfindung ich die Erlaubnis aufnahm, die Geschichte von Tells Apfelschuß auf die Kupferplatte umreißen zu dürfen, und mit welch selbstbewußten, frohen Blicken ich die glänzenden Striche am Feierabend betrachtete.

Es waren Buchbinder, welche diese Kalender im Verlag hatten. Alljährlich zum Jahrmarkt, im Anfang des Herbstes, kamen diese Vögel gezogen, um ihre Bestellungen zu machen. Von meinem Arbeitstischchen aus ergötzte ich mich denn an diesen zum Teil wunderlichen Gestalten und ihren Verhandlungen mit dem Papa; denn jeder bemühte sich, mit diplomatischer Schlauheit auszuforschen, welche interessanten Gegenstände aus der Geschichte des letzten Jahres die Herren Kollegen zum Kupfer sich erwählt hatten, und jeder wollte das anziehendste, das pikanteste Bild bringen. Außer Dresden stellten Pirna, Freiberg, Meißen und Stolpen ihre Kontingente, und der Stolpener war meine besondere Freude. Zu Fuß kam er von seinem Bergstädtlein hergewandert und legte, sowie er in die Stube trat, höflichst seinen Hut, den leinenen Quersack und den langen buchenen Wanderstab auf den Boden an der Tür nieder und kam nun mit lebhaften Gebärden und treuherzigen Worten auf den Vater los und vertraute ihm nach und nach das Geheimnis seiner Bilderwahl, die denn gewöhnlich auf Gegenstände gefallen war, welche seine Konkurrenten auch schon bestellt hatten. Bei solch unangenehmer Entdeckung runzelte sich die Stirn, die Augenbrauen hatten sich blitzschnell über die funkelnden Äuglein erhoben, und den Finger an das rötliche Knöpfchen seiner Nase gelegt, nahm er eine höchst nachdenkliche Stellung ein, bis sein guter Genius ihn einen anderen schönen Gegenstand entdecken ließ, oder der Vater mit einem solchen herausrückte. Noch angenehmer nahm sich das ehrenhafte Männlein aus, wenn er endlich die gewuchtige

Katze zog und eine Abschlagszahlung von sechs oder acht Taler mit dem Pathos eines ebenso bedeutenden als prompten Geschäftsmannes bar aufzählte. So habe ich denn damals an allen großen Weltbegebenheiten einen lebhaften Anteil genommen, indem ich sie auf Kupfer kratzte.

Wir hatten bald nach dem Kriege eine Wohnung auf der Moritzstraße bezogen, wo uns der alte Zingg, der einige Häuser von uns wohnte, oft besuchte.

Eines Tages saß ich eben fleißig vor einer Radierung von Berghem, welche ich mit der Feder kopiert hatte. Es war schon gegen Abend, und der schöne, rote Levkoi und die goldgelben Lackstöcke dufteten recht herrlich am Fenster, an dem ich saß (denn ich habe immer gern unter Blumen gearbeitet), und während ich meine Arbeit nochmals betrachtete und hie und da mit einigen Strichen nachhalf, traten Vater und Mutter mit Pate Zingg in lebhaftem Gespräch in die Stube.

Etwas verlegen suchte ich mein Kunstwerk samt dem Originale heimlich in die Mappe zu praktizieren; denn die große Ehrfurcht, die ich vor meinem gepuderten Paten und Professor hatte, erlaubte mir nicht, ihm mit meinem Kunstwerke unter die Augen zu treten; jedoch gerade das Geräusch des Papieres, welches ich verbergen wollte, machte ihn aufmerksam. Der alte Herr hatte sich in meiner Nähe auf einen Stuhl niedergelassen und eine Prise aus seiner goldenen Tabatiere genommen, als er meinen Vater fragte: „Was macht der Bue da?" Der Vater winkte mir: „Zeig's mal dem Herrn Professor!" Ich wurde rot und brachte es ihm. Er betrachtete die Zeichnung lange, indem er mit dem Rücken der Hand, in welcher er die Priese hielt, die Linien der Esel, Schafe und Menschen umschrieb und beifällige Töne dabei vernehmen ließ. Papa meinte ironisch: „Nicht wahr, man sollte denken, es sei von Berghem selber?" — „Ah, by Gott! aus dem Bue kann was werde", sagte

darauf der alte Herr ganz ernsthaft, und ich wurde nun noch röter als zuvor, nahm mein Blatt und packte es ein ganz in der Stille, mit einem gehobenen, seelenfrohen Herzen.

Es gibt „geflügelte" Worte, die wie ein Blitz treffen und zünden, oder auch wie ein Samenkorn in die empfängliche Frühlingserde fallen und darin lebendig fortwirken, und von letzterer Art war mir das Prognostikon meines Herrn Paten; es feuerte mich mächtig an, und ich arbeitete unablässig weiter.

Zingg wohnte in dem Meinholdschen Hause auf der Moritzstraße. In dem Hausflur nach dem düsteren Hofe heraus wohnte Frau Harnapp, seine Haushälterin; ihr Sohn war auch Schüler von Zingg und zugleich dessen Faktotum und hatte viel Verkehr mit meinem Vater. Wenn meine Eltern des Abend dann und wann beim alten Zingg waren, ließen sie mich gewöhnlich unten im Gewahrsam der Hausfrau und deren beiden Töchter. Es war eine düstere, hohe und sehr winklige Stube, sauber, aber rumplig und verräuchert. In einem der Winkel war das Gemach horizontal geteilt und die obere Hälfte ein eingefügter Holzverschlag, zu welchem man auf einer Leiter hinaufstieg. Dies nannte man eine Kuhkanzel und war das Schlafgemach der Mädchen.

Da saß ich nun oft des Abends mit Milchen, die ein paar Jahre älter war als ich, bei einem trüben Küchenlämpchen unter besagter Kuhkanzel, und da sie sehr bewandert war in allerhand Geschichten und Märchen, so gab sie deren zum besten. Ich hörte hier das Märlein vom Aschenbrödel mit besonderem Wohlgefallen von ihr vortragen, wobei ich immer ganz entzückt und verwundert bald das hübsche, rosige Gesicht, bald die gelben Haare betrachtete, die so reizend vom Lämpchen beleuchtet waren, und bald war mir das Märchenbild und die Erzählerin zu einer Person verschwommen.

Hier aus diesem Rembrandtschen Helldunkel leuchteten

mir zuerst die schönen, alten Geschichten entgegen; zwei rote Mädchenlippen und zwei gläubige Kinderaugen waren die lebendigen Verkünder einer Wunderwelt, die niemals alternd in ewiger Jugend grünt und duftet. Solch genügsame Armut, gläubige Einfalt und Herzensreine, wie hier sich vorfanden, sind wohl auch die Geburts- und Pflegstätte — das heilige Bethlehem — dieser uralten Dichtungen gewesen. Wer das Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der vernimmt das mächtige Rauschen eines verborgenen Quells, den Herzschlag des deutschen Volkes.

War Milchens Märchenvorrat erschöpft, oder hatte sie keine Lust zum Erzählen, so holte sie aus ihrer kleinen Kommode einige der alten Jahrmarktsbücher, den „Kaiser Oktavianus" oder „die schöne Melusine", und dann steckten wir die Köpfe zusammen und lasen miteinander aus einem dieser Bücher. Das war nun wieder wunderschön, und wir hätten gern wer weiß wie lange gelesen, wenn nicht die alte, brave Frau Harnapp uns gewöhnlich etwas ungehalten ermahnt hätte, doch lieber die Bibel, das Gesangbuch oder eine Arbeit zur Hand zu nehmen, anstatt mit diesen albernen Rittergeschichten die Augen zu verderben und uns am Ende gar Raupen in den Kopf zu setzen. Frau Harnapp gehörte der böhmischen Gemeinde an und führte wie die meisten dieser von den mährischen Brüdern abstammenden Leute ein gutes, strenges Regiment.

Um diese Zeit war es auch, daß ich öfter als früher zu den Großeltern von väterlicher Seite kam, von denen ich bisher noch nicht gesprochen habe, und der Eindruck dieses armen, kleinen Hauswesens und seiner Insassen ist mir durch seine stark ausgeprägte Physiognomie und poetische Färbung recht lebendig geblieben. Es sind abermals Bilder im Rembrandtschen Dämmerlichte.

Der alte Großvater Richter wohnte in einem engen, düstern Hofe eines Hauses hinter der Frauenkirche. Eine

Treppe hoch war in diesem Hinterhause eine Judenschule, und zur Zeit der langen Nacht lauschte ich oft an der Tür und sah in dem erhellten Raume die Leute in ihren weißen Sterbekitteln sich neigen und beugen und, sonderbar klingende Laute ausstoßend, beten. Am Laubhüttenfeste war das enge Höfchen mit Tannenreisern und Laubwerk überdeckt, und das Volk Israel im bunten, reichen Festgewande saß schmausend und plaudernd darunter. Der ganze Hof duftete nach Majoran und andern Würzkräutern, nach Backwerk und Gebratenem. Beim Großvater bekam ich dann Matzen, das Brot der Wüste, das mir wunderbar schmeckte.

Oben über der Judenschule saß im dunkeln Stübchen hinter dem Ofen die freundliche, blinde Großmutter, lauschend, ob nicht die Klingel an der Vorhaustür irgend einen Eintretenden verkünde, der in ihre Einsamkeit etwas Leben brächte; denn sie war von Natur heiter und zur Mitteilung aufgelegt. Der Großvater stand gewöhnlich an der Presse in der Druckerstube, er war Kupferdrucker, und die Großmutter hörte den ganzen Tag nur das Klappern der Kupferplatten beim Einschwärzen derselben oder das Knarren der Presse und außerdem das rasende Geticke-Getacke der vielen Wanduhren, welche Großpapa aus Liebhaberei mit seinen zitternden Händen zu reparieren pflegte. Die größte derselben rief jede Stunde ihr lautes Kuckuck in das Geschwirre.

War nun schlecht Wetter, so traf es sich zuweilen, daß mehrere lange Tage dahinschlichen, wo die gute Großmutter stumm in ihrem Winkel saß und vergeblich auf das Kommen irgend eines menschlichen Wesens harrte, mit welchem sie sprechen konnte. Die Besuche, welche hier aus und ein gingen, waren sehr wunderbare Gestalten und besser zu zeichnen, als zu beschreiben. Der Vorzüglichste, ihr Liebling, war der alte Schumann, wohlbestallter Noten-, Pauken- und Baßgeigenträger beim Herrn Stadtpfeifer, und wenn

letzterer mit seinem Chore Gartenkonzerte gab, so figurierte Schumann am Eingange als Konzertbüchsenhalter. Er ließ seine Verdienste um das rechte Instrumententragen auch nicht unbeleuchtet und pflegte oft zu sagen: „Es heißt alles Pauken getragen, aber wie?“ Er war, wie schon gesagt, der Favorit der Großmutter, denn er wußte ihr immer etwas Neues mitzuteilen und tat es gern, konnte sich auch keine aufmerksamere und dankbarere Zuhörerin wünschen. Diese beiden Alten so am Ofen sitzen zu sehen, freundlich scherzend, wobei „Schumannchen“ zuweilen aus einem Papiertütchen eine Priese nahm, war schon an und für sich ein allerliebstes Genrebild, und die Zippe im Vogelbauer schien derselben Meinung zu sein, was sie durch ihr Piepen zu erkennen gab.

Der Großvater hatte dagegen in der alten Marianne eine Vertraute gefunden, die stets einen ganzen Kram von Neuigkeiten vor ihm auszupacken wußte.

Die kirchlichen Sympathien und Antipathien der beiden Alten berührten sich ebenfalls ganz gleichmäßig, und so wurden die „Lutherschen“ öfters scharf mitgenommen, was der blinden Großmutter Stiche ins Herz gab; denn sie hing im stillen noch immer der Lehre an, in welcher sie erzogen war. Beide Großeltern waren lutherisch gewesen; ja die Großmutter war die Tochter eines Schulmeisters zu Wachau, und einer ihrer Brüder Pastor in Döbrichau bei Wittenberg.

Einige Jahre nach ihrer Verheiratung hatte Großvater seine Kupferdruckerei in Dresden eingerichtet, und dort war ihm durch einen katholischen Geistlichen die Aussicht geworden, die neuen Kassenbilletts zum Druck zu bekommen, wodurch seinem Geschäft eine sehr bedeutende Förderung erwachsen sein würde. Er wurde katholisch und drang auch in seine Frau, überzutreten. Die Arme kämpfte mit aller Macht dagegen und weinte Tag und Nacht. Sie wußte sich nicht zu helfen und verzweifelte schier. Entweder,

so mochte sie glauben, verliere sie die ewige Seligkeit, oder sie lebe fortan, von Mann und Kindern als Ketzerin angesehen, innerlich unglücklich und wie ausgestoßen ein trauriges Leben, und zerstöre dadurch auch das Glück der Ihrigen. Endlich faßte sie in ihres Herzens Jammer den Entschluß, an ihren Bruder, den Pfarrer, zu schreiben. Dieser riet ihr, obwohl mit schwerem Herzen, ihren Kindern das Opfer zu bringen. Sie solle sich an ihren Gott und Heiland halten und ihm vertrauen, er sei in dieser wie in jener Kirche der nämliche. Sie tat den Schritt, dem ihr Herz widerstrebte, um des Friedens willen und Mann und Kindern zuliebe und blieb nach wie vor einfältig fromm. Später erblindete sie, und Nacht und Einsamkeit umhüllte sie noch dreißig Jahre.

In der Zeit, von welcher ich jetzt erzähle, ohngefähr im zwanzigsten Jahre ihres Blindseins, lauschte sie nun oft in ihrem Winkel hinter dem Ofen gar sehnsüchtig, ob eines ihrer Kinder schicke und sie abholen lasse, und mein Vater hatte mir das Amt anvertraut, sie zu führen. Kam ich nun, so war das erste, mich zu befühlen, ob ich auch gewachsen sei, ob die Ärmel an dem Jäckchen oder die Hosen noch lang genug seien, oder ob ich wie die Schnecke aus meinem Gehäuse herausgekrochen sei. „O du Sternsöhnchen, wo willst du noch hinwachsen? Ich kann ja kaum an dir hinauflangen, die Ärmel gehen dir ja nicht mehr über die Knöchel! Führe mich schön an den Häusern hin, damit wir nicht unter die Kutschen kommen.“ Und so führte ich die alte, gute Großmutter zu unserer Wohnung, wo sie immer recht glücklich war, sich mit ihrem Karl, meinem Papa, unterhalten zu können, welcher indessen an seinem Tische saß und arbeitete.

Einst war die Großmutter auch bei uns, als dem Vater durch einen Kanzleidiener ein Schreiben mit Königlichem Amtssiegel überbracht wurde. Der Vater war über-

rascht und wir alle in erwartungsvoller Spannung. Er erbrach endlich das Siegel, sah lange in das Schreiben und wechselte freudig die Farbe, während wir um ihn standen und in seinem Gesichte zu lesen suchten. Endlich sagte er: „Ich bin zum Professor an der Kunstakademie ernannt mit zweihundert Taler Gehalt.“ Welche Freude, welcher Jubel! Ich durfte das Schreiben auch lesen, und mein Schwindel über diese Ehre gipfelte sich aufs höchste, als ich las, daß mein Vater nicht nur so ein gewöhnlicher Professor, sondern ein — außerordentlicher geworden war. Die blinde Großmutter aber hob segnend die Hände in die Höhe und rief: „O mein Sohn Karl, an dir hat Gott Großes getan! Der Herr segne dich immerdar und gebe dir vom Tau des Himmels und von der Fettigkeit der Erden!“ Wir Kinder jubelten und sprangen, während die Eltern zur Verherrlichung des freudenreichen Tages einen Punsch brauen ließen. Am Abend erschien dann der Großvater, um seine „Mutter“ heimzuführen.

Wenn er zuweilen auf wundersame Geschichten aus seiner Jugendzeit zu erzählen kam, so horchten wir hoch auf; denn das Geheimnisvolle und Unerklärte hat immer einen großen Reiz für die Jugend.

Da war z. B. in einem Dorfe ein Wunderdoktor, vulgo Hexenmeister oder Quacksalber gewesen, namens Niklas, welcher die Gabe des Fernsehens besaß und die Gedanken der Leute erraten konnte. Großvater wurde einst von seiner Gutsherrschaft zu ihm gesandt, um Rat wegen der Krankheit eines Kindes zu holen. Klausens Wohnort lag mehrere Stunden entfernt. Eine halbe Stunde von dem Orte, an einem Kreuzwege, mußte Großvater seinen Schuh festbinden, der aufgegangen war. Dabei sah er nochmals seine schriftliche Instruktion an und die zwei Taler, welche er dem Doktor verabreichen sollte. „Auch schade um das Geld,“ dachte Großvater, „der wird doch nicht helfen.“ Wie er nun

zu Klaus kommt, tritt dieser ihm entgegen, sieht ihn scharf an und sagt: „Was dachte er denn von mir am Wilschdorfer Kreuzwege, wo er sich die Schuhe band? Geb' er seinen Zettel nur her, ich werde ihm Kräuter mitgeben, und sage er seiner Herrschaft, das Kind werde in vierzehn Tagen gesund im Hofe herumlaufen."

Ein andermal wird Großvater nach Dresden geschickt. Es ist spät in der Nacht, als er in die Langebrücker Heide kommt, wo es nicht geheuer sein sollte. Ermüdet von dem langen Wandern auf sandigen Waldwegen — damals war dort noch keine Chaussee — setzt er sich unter eine alte Eiche, die mitten auf dem breit ausgefahrenen Wege steht, und ruht aus. Es ist eine schwüle, dunkle Nacht. Nichts regt sich im Walde, alles ist still. So sitzt er eine Zeit lang und berechnet, daß er gegen Morgen in Dresden sein könne. Da erwacht er aus seinen Gedanken und glaubt aus weiter Ferne ein Getöse und dazwischen ein Rufen, Johlen und Schreien zu hören, was sich schnell nähert. Er sieht um sich — ein Bellen, Klatschen, Halloschreien und Brausen wie Sturmwind zieht über den Wald, er sieht Gestalten „wie Türken gekleidet" schreiend über den Weg rennen und im Walde verschwinden, dann verzieht sich der Sturm, und alles ist wieder still und einsam wie vorher. „Das war der wilde Jäger." — Großvater eilte weiter, und bei Anbruch des Tages gelangte er wieder nach Langebrück, wo er am Abend zuvor eingekehrt war. Der wilde Jäger hatte ihm diesen Schabernack gespielt!

Solches erzählte Großvater mit ruhiger Zuversicht, nicht ohne Lächeln über die jetzige kluge Welt, „die dergleichen Dinge nicht glaube, weil sie nichts davon erfahren habe".

In früheren Zeiten, als seine Einnahmequellen ergiebiger waren, hatte er viel mit Adepten verkehrt und dem Goldmachen fleißig obgelegen. Sein bares Silber ging zwar dabei verloren, dafür kam er aber dem Geheimnis,

Gold herzustellen, sehr nahe, wie er behauptete. Groß-mütterchen ärgerte sich sehr über „die verfluchten Teptusse" (Adepten), welche ihre schönen Taler in Rauch aufgehen ließen und weder den Stein der Weisen, noch die Universal-medizin, noch eitel Gold zuwege brachten; aber ihre Ein-wendungen waren ohnmächtig gegen den brennenden Wissens- und anderen Durst dieser Weisen.

Aus früheren Jahren erinnere ich mich besonders eines uralten Juden, namens Salomon, ein langer Mann mit schäbiger Flachsperücke, darunter ein Gesicht mit tausend tiefen Runzeln; sein altväterischer Rock verriet in den Nähten und Vertiefungen der Falten, daß er einst scharlachrot ge-wesen, wie man an alten Tempeln die Farbenreste auch nur in Einschnitten und Winkeln des Ornaments noch ent-decken kann. Kurz, ein Chodowieckysches Prachtexemplar! Mit diesem Alten, der übrigens ein frommer, grundehrlicher Mann war, verkehrte Großvater besonders gern; denn er war „in geheimer Weisheit" wohlerfahren.

Die Großmutter lebte noch eine kleine Reihe von Jahren. Nach ihrem Tode zog Großvater zu uns und lebte auf eine stille Art fort, ging fast täglich zur Kirche, um die Messe zu hören, und nahm sonst wenig Anteil an dem, was um ihn vorging. Doch war er stets heiter und liebte ein Späßchen zu machen. Er wurde achtundneunzig Jahre alt und würde vielleicht die Hundert erreicht haben, wenn sein Tod nicht durch einen äußerlichen Unfall herbei-geführt worden wäre. . Er war ausgegangen, und auf der Straße rannte ein Schusterjunge, der sich im Laufen nach einem andern umsah, mit solcher Gewalt an den alten Mann, daß er umfiel und den Arm brach. Die Heilung des Bruches verzögerte sich, die Kräfte nahmen plötzlich ab, und so empfing er die Sterbesakramente und verschied sanft und ruhig. So hatte mein Vater seine Eltern redlich ge-pflegt und unterhalten. Ich war bei beider Tod nicht in Dresden.

Der freundschaftliche Verkehr meiner Eltern mit dem alten Zingg dauerte fort, und der Vater mochte die stille Hoffnung hegen, daß er als Liebling im Testamente des vermögenden, alleinstehenden Mannes wohl bedacht sein würde. Wenigstens glaubten es andere, und Andeutungen Zinggs ließen etwas Derartiges vermuten. Zingg, der in hohem Alter stand, wurde schnell körperlich und geistig schwach. Ein ihm bisher völlig fremder, älterer Mann, ein Beamter, suchte freundlich und zudringlich sein Vertrauen zu gewinnen und wurde nun fast täglich bei ihm gesehen. Die Leipziger Ostermesse hatte begonnen, und Zingg entschloß sich, dieselbe nochmals zu besuchen trotz des Abratens seiner Freunde und Bekannten. Jener Beamte benutzte die Schwäche Zinggs, ihn vor seiner Abreise zur Unterschrift eines Testaments zu nötigen, welches jener selbst aufgesetzt, und in welchem er sich zum Universalerben ernannt hatte. Unruhig über diese Unterschrift reiste der Alte ab.

Nach etwa acht Tagen ereignete sich nun folgender sonderbare Vorfall: Ich erwachte eines Nachts aus meinem gesunden Schlafe durch ein nahes Getöse. Der Mond erhellte trotz der herabgelassenen Rouleaus genugsam die Kammer, in welcher ich mit meinem Vater schlief. Ich rieb mir die schlaftrunkenen Augen aus und war erstaunt, meinen Vater ebenfalls sitzend im Bette und gespannt horchend zu finden. „Hast du den Lärm auch gehört?“ fragte er mich. In demselben Augenblicke ging das Getöse von neuem los. Wir horchten genau, es war ein heftiges Werfen, Poltern und dazwischen ein schmetterndes Krachen, das aus dem kleinen Kabinett erscholl, welches an das nebenanliegende Atelier stieß, und in dem sich eine schöne Sammlung von Gipsabgüssen und die Kupferstichsammlung des Vaters befand.

Es war gar nicht zu bezweifeln, man hörte deutlich

die größeren und kleinen Figuren herabstürzen und zerbrechen. Nachdem wir uns überzeugt, daß keine Täuschung obwalte, sprang Papa aus dem Bette, ergriff einen Säbel, eine Reliquie vom Schlachtfelde, welche an der Wand hing, und marschierte so im Hemde, die Nachtmütze auf dem Kopfe, den Sarras in der Hand, nach der Tür; ich aber wollte meinen Papa doch nicht allein in das schrecklich spukende Gipskabinett zur Ratten-, Diebes- oder Geisterschlacht ziehen lassen, oder ich fürchtete mich, allein zurückzubleiben; kurz, ich sprang mit einem kühnen Satze ebenfalls aus dem Bette, hielt mich an das Hemd des Vaters und bewaffnete mich mit einer Reißschiene. Wir öffneten vorsichtig die Ateliertür, und, da sich hier nichts zeigte, auch die Tür zum Gipskabinett. Wir glaubten in eine grauenvolle Zerstörung sehen zu müssen, aber nichts von alledem. Es war mäuschenstill, wie es nach Mitternacht in einem stillen Hofe nur sein kann. Der Mond beschien mit Wohlgefallen den Leib der Mediceischen Venus, deren Torso an die Wand gelehnt stand, ein lebensgroßer Amor streckte die Arme zum Himmel, wie er es seit Jahren getan, der Antinous neben Fischers Anatomie belächelte seinen geschundenen Nachbar wie früher, die Köpfe der Niobe und des Laokoon nebst diversen Armen, Beinen, Medaillons und Basreliefs, alles präsentierte sich in alter Ordnung und ohne irgend eine Verletzung unseren Blicken. Was nun? Wir sahen in den Hof hinaus, still und ruhig wie immer; von oben schien der Vollmond hinein, und das ganze Haus lag im tiefsten Schlafe. Zu kämpfen gab es daher nichts; ich legte die Reißschiene wieder ins Atelier, Papa hängte seinen Sarras an die Wand, und wir zogen kopfschüttelnd über dies Abenteuer in unsere Betten zurück. Die nächste Nacht verging sehr ruhig. Aber am frühen Morgen, da wir noch im Bette lagen, kam Frau Harnapp mit der Mutter in unsere Schlafkammer und rief: „Ich

muß Ihnen eine Nachricht bringen!" „Ich weiß schon," unterbrach sie der Vater, „der alte Zingg ist gestorben." Und so war es. Eine Stafette war diesen Morgen von Leipzig gekommen mit der Nachricht, daß Zingg gestern nacht nach kurzem Unwohlsein verschieden sei.

Alle, welche Zingg gekannt hatten, waren aufs höchste überrascht, als nach Eröffnung des Testaments der Universalerbe bekannt wurde. Dies Testament wurde aber später von weitläufigen Verwandten Zinggs, welche aus der Schweiz gekommen waren, angefochten. Schließlich kam es zu einem Vergleich, nach welchem der Beamte nur einen kleinen Teil der Erbschaft behielt. Die schöne Kunstsammlung kam unter den Hammer, und mein Vater erstand viele treffliche und wertvolle alte Stiche und Radierungen, teils nach Zinggschen Sepiazeichnungen, die er später nach Warschau verkaufte. Auf diese Weise wurde das kleine Legat von 300 Talern, welches er geerbt, und die 150 Taler, welche mir als Paten ausgesetzt worden waren, zu Kunstsachen verwendet, und da ich diese Schätze teils zum Kopieren, teils zum Betrachten benutzte, so haben sie gewiß die reichlichsten Zinsen getragen. Ich habe diesen Sachen größte Anregung und Förderung fürs ganze Leben zu danken.

Fünftes Kapitel.

Die Akademie. Graff. Schubert.

Der Vater hatte jetzt stets mehrere Privatschüler, welche täglich bei ihm zeichneten, weil sie sich ganz der Kunst widmeten. Ich nenne von diesen nur: Kluge, Götzloff, Wagner. Ersterer wurde Kupferstecher und studierte später als sächsischer Pensionär bei Toschi in Parma; er gab aber in der Folge die künstlerische Laufbahn auf und nahm

die einträgliche Stelle eines Privatsekretärs bei einem vornehmen Herrn in Schlesien an. Götzloff wurde ein geschickter Landschaftsmaler und starb in den sechziger Jahren in Neapel, woselbst er gelebt und eine geachtete Stellung und Vermögen sich erworben hatte.

Eines Tages brachte der Vater einen jungen, hübschen, schlanken Mann in unser Atelier, welcher in Tharandt auf der Forstakademie studierte und die Nähe Dresdens benutzen wollte, seine Lieblingsneigung, das Landschaftszeichnen, durch Unterrichtnehmen etwas zu kultivieren. Wir Schüler gewannen ihn sehr bald recht lieb, denn er hatte etwas Frisches, Anregendes und war uns an geistiger Bildung überlegen, auch hielt ihn der Vater für ein großes Talent. Sein heiteres Wesen und seine elastische Lebendigkeit erinnerten daran, daß ein Tropfen französischen Blutes in seinen Adern floß. Seine Mutter war eine Französin, sein Vater aber der durch seine Romane „Die reisenden Maler", „Isidore" und „Willibalds Ansichten des Lebens" bekannte und sehr geschätzte Schriftsteller Wagner in Meiningen.

Unser Wagner hatte einen Teil seiner Erziehung mit dem Erbprinzen seines Landes teilen dürfen, dem er als Spielgenosse beigesellt war; jetzt, da sein Vater gestorben, ließ ihn der Herzog die Forstwissenschaft unter Cotta in Tharandt studieren. Die malerischen Umgebungen Tharandts hatten Wagner bald gelockt, seine frühere Liebhaberei des Zeichnens und Malens nach der Natur wieder aufzunehmen, und so zeigte er meinem Vater und uns einige seiner Versuche, die uns in hohem Grade anmutig und geistreich erschienen, obwohl oder vielleicht auch gerade weil sie das Gegenteil von dem waren, was wir übten und trieben. Wir lagen in den Banden einer toten Manier, wie alle Zinggianer, waren in einen Wust von Regeln und stereotypen Formen und Formeln dermaßen eingeschult, daß ein lebendiges Naturgefühl, die wahre, einfache Anschauung und Auffassung der

Dinge sich gar nicht regen, wenigstens nicht zum Ausdruck kommen konnte. Wir plagten und mühten uns ab, die schablonenmäßigen Formen „der gezackten Eichenmanier“ und „der gerundeten Lindenmanier“, wie Zingg sagte, so einzuüben, daß wir dergleichen mit Leichtigkeit zeichnen konnten; außerdem suchte man eine Fertigkeit im Tuschen, besonders in Sepia, zu erlangen, und leistete in dieser Technik auch Tüchtiges.

Dagegen erblickten wir in Wagners Naturstudien die Naturformen, wie wir sie in der Wirklichkeit vor uns hatten und nicht nach einer Schablone übersetzt. Besonders entzückte mich eine dunkle Felsenschlucht mit einem kleinen Wasserfall, prächtigen Farrenkräutern und weißen Waldblumen, welche letzteren gegen die dunklen Felsen im hellsten Sonnenlichte glänzten. Die Studie war mit Wasserfarben gemalt und blieb lange mein Ideal, dem ich nachstrebte.

Wagner war so glücklich gewesen, keinen manierierten Lehrer, wie sie damals alle waren, oder doch nur für die ersten Anfänge, gehabt zu haben, und so hielt er sich an die Natur und suchte das auf dem Papier zur Anschauung zu bringen, was in der Natur sein Auge sah und vor allem sein Herz erfreute. Denn jeder sieht eigentlich nur das, was ihn sympathisch berührt, was er liebt, und wofür der innere Sinn empfänglich oder bereits erschlossen ist. Ein bloß äußerliches Sehen würde nur mechanisch nachbilden. So sah Wagner also mit eigenem Auge und nicht durch eine der vielen akademischen Brillen, welche der Lehrer mit bester Überzeugung glaubte seinem Schüler auf die Nase setzen zu müssen.

Der Eindruck dieser gewiß noch sehr mangelhaften, aber mit naivster Unbefangenheit und Liebe gemachten Studienblätter war für mich von großer Bedeutung; denn er wirkte in mir fast unbewußt und war mir ein fernes Sternbild, danach man das Schifflein lenkt.

Es war auffallend, daß mein Vater Wagner keine Vor-

lagen in Zinggs Manier gab, sondern ihn nach Waterloo, Everdingen und anderen in einer durchaus freien Weise zeichnen ließ. Indem ich diese Behandlungsweise beobachtete, wurde mir damit immer mehr der Weg aufgeschlossen, der Natur näher zu kommen. Wagner entschloß sich endlich, sich ganz der Kunst zu widmen, verließ die Forstakademie und zog nach der Stadt. Er arbeitete nun den Winter hindurch sehr fleißig und nahm später Unterricht im Ölmalen bei F. Faber.

In diesem Winter kam auch ein Neffe meiner Großmutter, ein Kandidat der Theologie, namens Jung, oft zu uns; denn er wohnte in unserer Nähe, im sogenannten Salomonistor. Dies Tor führte in einen Hof vor den Kasematten, in denen die Baugefangenen waren. Es hatte eine ziemlich reiche Architektur, und über dem Eingange prangte in plastischer Arbeit das Urteil Salomonis.

Mein Herr Vetter wohnte in diesem Gehöfte bei einem Beamten, und die armen Gefangenen erregten meine Aufmerksamkeit, wenn ich ihn besuchte. Sie hatten, wie die Galeerensträflinge, Jacken und Hosen halb hell, halb dunkel gefärbt, sehr schwere Fußeisen mit einer Kette und einige der schwereren Verbrecher auch eiserne Hörner an einem Halseisen, welche hoch über den Kopf hinausragten und das Schlafen sehr erschwerten. Der berüchtigte böhmische Räuberhauptmann Karasek, welcher erst vor wenig Jahren gestorben war, hatte in diesen finstern Kasematten sein elendes Leben beschlossen. Er wurde des Nachts, so ging wenigstens die Sage, jede halbe Stunde geweckt zur Verschärfung der Strafe. Hinter diesen Gefängnissen war eine der Bastionen an der Stadtmauer, und auf ihr stand eine große eiserne Lärmkanone, die faule Grete genannt, wahrscheinlich weil sie selten ihren eisernen Mund auftat.

Diese ganze Region hatte etwas die Phantasie Erregendes, à la Callot-Hoffmann, und mein hagerer, bleicher,

hypochondrischer Vetter mit seinem trockenen, sarkastischen Wesen gehörte samt seiner mächtigen Bücherkiste in dem dürftig möblierten Stübchen recht eigentlich in diese Umgebung; denn er war selbst eine Hoffmann-Callotsche Figur.

Er lieh mir von seinen Büchern, und mein Herz erzitterte, wenn er die große Holzkiste öffnete und irgend etwas Passendes für mich daraus hervorsuchte. Mein Verlangen nach Büchern war überaus groß; gleichwohl konnte ich es nirgends befriedigen; denn abgesehen davon, daß es der Vater sehr ungern sah, wenn ich ein Buch zur Hand nahm, hatte ich auch keine Gelegenheit, solche zu erlangen. Als mir nun einstmals der Vetter Musäus' Volksmärchen gab, ging mir eine neue Welt auf; ich schwelgte darin, und besonders ist mir in der Erinnerung, wie mich „die stumme Liebe" entzückte. Alle Personen und Gegenden dieser Erzählung standen lebendig vor meinen Augen, und als ich zwanzig Jahre später diese Geschichte zu illustrieren hatte, war es mir, als zeichnete ich nur so hin, was ich früher einmal gesehen und mir noch vollständig gegenwärtig war.

Da wir jetzt eine neue Wohnung auf der großen Schießgasse bezogen hatten, in welcher mehr Raum war, so bekam ich auch ein sehr reizend gelegenes Stübchen für mich. Das Fenster ging nach dem Stadtgraben hinaus; darüber lagen die Häuser der Pirnaer Vorstadt mit ihren Gärten und die kleine Johanniskirche.

Ich war nun sehr fleißig, fing auch an, mit dem Grabstichel nach Golzius in Kupfer zu stechen, und war sehr glücklich, wenn mir den Tag hindurch eine Strichlage recht rein geschnitten gelungen war. Nur dauerten alle diese dem Studium gewidmeten Arbeiten nicht lange; denn immer wieder mußte ich dem Vater bei einer leidigen Brotarbeit helfen. Es waren dies gewöhnlich langweilige Prospektradierungen, die mir recht gründlich zuwider wurden. Selbst die Stunden auf der Akademie, welche ich damals besuchte,

wurden darüber versäumt, und es blieben mir für mein eigentliches Studium nur die Abende frei, an denen ich in der Art, wie ich es von Wagner gesehen hatte, nach Radierungen zeichnete. Da wurde nun beim Studierlämpchen kopiert, was mir gefiel: Ostade und Berghem, Ruisdael und Swanevelt, Boissieux und Lairesse, Dietrich und Chodowiecky, ja selbst nach Gips machte ich Versuche.

Das Zeichnen auf der Akademie nach Originalen und später nach Gips wurde damals ebenfalls sehr mechanisch betrieben. Auge und Hand wurden indes geübt, obwohl ich nicht wußte, worauf es denn eigentlich ankomme. Man lernte eben einen Umriß machen und bemühte sich, eine schöne Schraffierung herauszubringen. Daß es sich um den Gewinn einer gründlichsten Kenntnis des menschlichen Körpers und um ein feines Nachempfinden der Schönheit dieser Formen handle und deshalb um eine möglichst strenge, genaue Nachbildung zu tun sei, das wurde mir nicht und wohl den wenigsten klar. Es war mehr eine mechanische Kopistenarbeit, und die Antike wie das Modell wurden von dem Lehrer in konventionelle Formen gebracht, ziemlich ebenso, wie es Zingg mit den landschaftlichen Gegenständen machte. Jedoch regte sich in den oberen Klassen unter einigen der begabteren Schüler bereits ein anderer Geist, welcher der üblichen Lehrmethode ganz entgegengesetzt war. Doch kam ich mit diesen Bestrebungen in keine Berührung; denn da ich nur im Winter des Abends den Gipssaal besuchte, so blieben mir meine Mitschüler ziemlich fremd, namentlich aber die älteren, die einen Verein unter sich gebildet hatten, in welchem die neue Richtung Proselyten machte.

Ich erinnere mich nur, wie die Landschaftsmaler Heinrich und Oehme einst in den Gipssaal traten — der Professor war nicht mehr zugegen — und ihren Freunden einige in Tharandt gemachte Studien zeigten; sie wurden mit Lob und Bewunderung betrachtet, und ich bekam einen gewaltigen

Respekt vor diesen Herren, die sich bereits als selbständige Künstler gerierten, mit welchen unsereiner als Klassenschüler keinen Verkehr haben konnte. Heinrich war aus Wien gekommen, wo die neue Richtung durch Schäfer, Overbeck, Julius und Ludwig Schnorr, Olivier u. a. bereits Wurzel gefaßt hatte, und malte mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit, oft mit wenig Wahl, nach der Natur. Er starb auf der Reise nach Italien in Innsbruck. Ich entdeckte nur soviel, daß diese Studien in einer noch strengeren Weise gemacht waren, als Wagners Zeichnungen, und die Zweifel an der Güte der Zinggschen Methode wurden bei mir immer stärker, obwohl die Professoren vor dem „altdeutschen Unsinn" warnten.

Es trat jetzt eines jener anfangs völlig unscheinbaren, aber in seinen Folgen entscheidenden Ereignisse ein, in welchem ich eine göttliche Führung erkennen muß; denn für mein ganzes späteres Leben und dessen künstlerische Entwickelung war es von entschiedener Bedeutung.

Ich saß in des Vaters Arbeitszimmer und radierte für ihn einen jener Prospekte, die mich so wenig erfreuten, weil ich dadurch von eigentlichen Studienarbeiten abgehalten wurde, als der Buchhändler Christoph Arnold mit dem Vater eintrat. Arnold hatte eigentlich eine andere Person im Hause besuchen wollen, war aber irrtümlich an unsere Tür gekommen, und da mein Vater selbst geöffnet hatte und beide sich aus früherer Zeit kannten, so trat er bei uns ein, und sie unterhielten sich von ihren früheren Beziehungen zueinander. Ich bemerkte, wenn ich manchmal von meiner Arbeit aufsah, wie der alte Arnold mich beobachtete. Er fragte, ob ich der Sohn sei, was ich da mache usw. Endlich fragte er den Vater, ob er wohl ein größeres Werk übernehmen würde, welches zwar bereits begonnen sei, aber da er (Arnold) mit den Probeplatten nicht zufrieden sei, werde er sie nicht benutzen. Es sollte eine größere Reihenfolge von

Radierungen werden, malerische Ansichten von Dresden und seiner Umgebung; auch müßten die Zeichnungen dazu nach der Natur aufgenommen werden, und da er sehe, daß ich dazu Geschick habe, so könne ich vielleicht dabei mitarbeiten und so die Sache besser gefördert werden. Dem Vater war dieser Auftrag willkommen, und so wurde denn alles bestens ins reine gebracht. Der ruhige, stattliche Mann gab mir beim Fortgehen freundlich die Hand, wobei ich mit stiller Verwunderung bemerkte, daß Tränen in seinen Augen standen. Im Vorzimmer sprachen die beiden noch lange miteinander, und als der Vater wieder herein trat, sehr erfreut über die umfangreiche, gut bezahlte Arbeit, teilte er mir noch mit, daß ihm Arnold mit Tränen in den Augen gesagt habe, wie er durch meinen Anblick an seinen unlängst verstorbenen Sohn, dem ich ähnlich sehe, auf das Lebhafteste erinnert worden sei und deshalb wünsche, daß ich einen bestimmten Abend allwöchentlich bei ihm und seiner Familie zubringen möchte.

Ich wurde nun in dieser wohlhabenden, aber doch schlicht bürgerlichen Familie bald heimisch. Die gute Mama Arnold, eine alte, treuherzige Frau, und die nicht mehr junge Tochter Gottwertha behandelten mich wie Sohn und Bruder, und ich fühlte mich recht wohl bei ihnen. Zwei andere Gäste, welche ich regelmäßig an jenen Abenden vorfand, gehörten auch unter die Originale. Der eine, namens Fromm, ein alter etwas podagraischer spanischer Sprachlehrer, war der behaglich redselige Gesellschafter; denn er langte hervor, wie ein guter Hausvater, aus seinem Gedächtnisschatze Altes und Neues; Altes aus seiner Jugendzeit und seinem Aufenthalte in Spanien, Neues, was in der Stadt sich Merkwürdiges zugetragen hatte. Der zweite Herr war ein Verwandter der Familie, ein Witwer und seines Zeichens Mechanikus. Er war die stumme Person im Stücke; denn ich kann mich kaum erinnern, ein Wort von ihm gehört zu haben. Auffallend

waren mir besonders seine buschigen Augenbrauen, welche teilweise so lang waren, daß sie die Augen halb bedeckten, und dann seine kurzen, klumpigen Finger, an welchen lange, spitze Nägel saßen, die den Neid des größten Raubvogels hätten erwecken können. Aber trotz dieser eigentümlichen Adlerklauen spielte er das Piano so meisterhaft, daß es eine Wonne war, ihm zuzuhören, und sobald er gegessen hatte, ging er auch regelmäßig zum Flügel und spielte die besten Sachen, welche seinen gebildeten Musiksinn erkennen ließen.

Bei dem Arnoldschen Auftrag war mir das Angenehmste, daß ich oft ausgesandt wurde, um gewisse Gegenden in der Nähe Dresdens aufzunehmen. Ja es wurden auch durch Arnold selbst zuweilen größere Ausflüge von mehreren Tagen veranstaltet, an denen er mit Frau und Tochter teilnahm, und die uns allen das größte Vergnügen boten. Ich trug fleißig zusammen, was für unser Werk brauchbar schien, und Arnold war mit meinen Zeichnungen zufrieden.

Dies angenehme Verhältnis währte mehrere Jahre, und ich würde recht befriedigt gewesen sein, wenn nicht diese Art Arbeiten ganz gegen meine Neigung gewesen wären. Nicht nur die Auffassung der Gegenden widerstrebte dem malerischen Gefühl — denn man suchte meistens weite Aussichten, die mehr Landkarten als in malerischen Formen abgeschlossenen Bildern ähnelten — sondern noch widerhaariger war mir die Art der Ausführung, die immer noch die Zinggsche war. Die kleinen Staffagefiguren wurden fast immer meiner Erfindung überlassen, und ich machte sie gern.

So radierte ich auch oft an den breiten Rändern der Kupferplatten allerhand Gruppen, Ereignisse aus dem Leben, oder auch komisch-symbolische Darstellungen mit Randglossen, die dem Vater auf verblümte Weise meinen Herzenskummer entdecken sollten, wie ich mich sehne, Maler zu werden, und befürchte, als elender Prospektradierer zu Grunde zu gehen.

Da der Vater jede Platte zuletzt in die Hände bekam, um sie zu retuschieren, oder die Fernen zu punktieren und endlich das Ganze zu ätzen, so entdeckte er natürlich meine malerischen Stoßseufzer, Herzensergießungen oder pikanten Anzüglichkeiten, die ihm indes, statt zu Herzen zu gehen, ganz gut gefielen, so daß er sie mitätzte, wodurch sie dann in den Probedrücken bestens zu sehen waren.

Nun war einer der Hausfreunde Papas der Landschaftsmaler Graff, ein Sohn des berühmten Porträtmalers. Er besuchte uns fast alle Sonntage ein Stündchen, um sich mit dem Vater in Erinnerungen ihrer Schülerzeit zu ergehen; denn auch er war bei Zingg gebildet. Graff hatte indes nichts von seines Vaters Talent geerbt, doch war er sehr sorgfältig in Wahl der Farben, der Pinsel, des Maltuches und wußte ein solches vortrefflich auf den Rahmen zu spannen; all sein Gerät sah höchst sauber, ja elegant aus, so daß einem sogleich der Appetit zum Malen ankommen mußte. Weniger anziehend war indes, was er auf diese Malleinwand brachte; es zeichnete sich durch eine überaus saubere Langweiligkeit aus, und ich weiß nicht, weshalb ich immer bei dem Anblick seiner Bilder an zwei glattgehobelte und zusammengeleimte Spindbretter denken mußte. Sein ganzes Atelier hing voll unzähliger Ansichten des Tetschener Schlosses, von allen zweiunddreißig Seiten der Windrose aufgenommen; über die langen, glatten Fassaden des Schlosses mit seinen gleichmäßigen Fensterreihen lächelte ein ewig blauer, wo möglich wolkenloser Himmel. Da Graff von einem kleinen Vermögen leben konnte, auch nicht verheiratet, sondern ein stets glatt gebügelter, eleganter Hagestolz war, so malte er auch nur, wenn ihm die Langeweile zu langweilig wurde, lebte im Sommer beim Grafen Thun in Tetschen in angenehmen geselligen Verhältnissen und ließ sich der Kunst wegen kein graues Haar wachsen.

Graff erwähnte eines Tages, daß ein alter Maler, namens Pechwell, in großer Dürftigkeit verstorben sei, und

die Familie ihm mitgeteilt habe, daß sie die hinterlassenen Malutensilien zu verkaufen wünsche. Da der Vater meine Herzenswünsche hinsichtlich des Malens genugsam gehört hatte, so schlug er mir vor, diese Sachen anzusehen und, wenn sie billig zu haben wären, zu kaufen.

Gevatter Graff, er war Pate meiner Schwester, erbot sich, mir einige Anleitung zum Gebrauch dieser Werkzeuge zu geben, und ich eilte wie mit Flügeln an den Sohlen in die sehr dürftige Wohnung des Verstorbenen, wo mir die Schätze vorgelegt wurden, auf welche ich das Glück meines Künstlerlebens aufzubauen gedachte. Es bestanden diese Kleinodien in einem alten, schmutzigen Holzkasten, in welchem mehrere eingetrocknete Farbenblasen lagen, einer zerbrochenen Spachtel, einer zersprungenen und wieder zusammengeflickten Palette und ungefähr einem Dutzend abgenutzter Borstpinsel, an welchem nur noch wenig Borstenreste zu erkennen waren. Da ich im Handel und Wandel nie ein bemerkenswertes Talent entwickelt habe, so schwebten mir bei diesen traurigen Rudera nur die schönen Bilder vor, die man mit dergleichen vielleicht hervorbringen könne; der Handel ward schnell für wenige Groschen abgemacht, und ich trollte mit meinen Schätzen beladen wieder nach Hause. Da ergab sich nun, daß alle diese Errungenschaften nur die verblaßten Abbilder von Gegenständen waren, die in reineren Regionen, in Kunst- und Farbenhandlungen, brauchbar zu erlangen sind, und so mußte denn alles, bis auf den alten Kasten und die geflickte Palette, welche einstweilen noch beibehalten wurden, neu angeschafft werden, und wiederholte sich somit die alte Geschichte jenes Sohnes, der seiner Mutter den Rockhenkel schickte mit dem Ersuchen, einen Rock daran zu nähen.

Meister Graff instruierte mich nun zuerst, wie eine Luft fertig zu bringen sei. Sie fing allemal am Horizont mit einem ziemlichen Eigelb an, ging ins Rötliche und aus diesem ins Violette über, um zuletzt in einem ewig lächelnden Blau

zu endigen. In dieser Weise wurden nun mannigfache Versuche gemacht; doch schien der Vater bald zu merken, daß damit nicht weiter zu kommen sei, und da er um diese Zeit hörte, daß Professor Schubert gesonnen sei, ein paar Schüler zu sich zu nehmen und zu bilden, so besprach er sich mit diesem, und ich wurde von ihm als Schüler angenommen.

Schubert war ein behagliches, kleines, rundes Männchen, dem man große Güte und Wohlwollen sogleich anmerkte; dabei war er mit Kenntnissen aller Art reich beladen; er wußte vieles und gründlicher als andere. Einer seiner erfreulichsten Triumphe, die er oft erlebte, war, daß er z. B. über Rom besser Bescheid wußte und von dessen Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten mehr zu erzählen vermochte als viele, welche sich dort aufgehalten hatten; er selbst war nur in Dresden und Meißen gewesen, kannte aber die Welt genau aus Büchern.

Gemalt hatte er in seinem Leben zwar nur ein einziges Bild: „Der Abschied Hektors von Andromache“, welches bis zu seinem Tode in seinem Visitenzimmer hing und Zeugnis gab, daß er auch praktisch üben konnte, was er in der Theorie wußte. Außerdem hatte er viel für Buchhändler gezeichnet, arbeitete aber jetzt nichts mehr, sondern korrigierte nur noch auf der Akademie im Aktsaal, wobei ihm als Eigentümlichkeit nachgesagt wurde, daß er den gezeichneten Akten der Schüler stets noch einige Linien in die Breite ansetzte, so daß dieselben bei wiederholter Korrektur endlich so dick und rund wurden wie er selbst. Ärgerlich war es den Schülern allerdings, wenn vielleicht ein anderer Professor an die Reihe des Korrigierens kam, der, weniger mit Leibesfülle begabt als Schubert, soviel von den gezeichneten Akten abschnitt, daß der Schubertsche Vollmond auf ein letztes Viertel reduziert wurde. Bei alledem aber hatten die Schüler Schubert gern; denn sie sahen, daß er es gut mit ihnen meinte und sich gern mit ihnen über allerlei unterhielt.

So ging ich nun täglich, wenn ich nicht radieren mußte, zu meinem alten guten Schubert, für welchen ich seiner großen Gutherzigkeit wegen die größte Verehrung hegte, ins Hofbrauhaus, wo er in der zweiten Etage wohnte. Er wies mir einen Platz in seinem besten Zimmer an, und ich mußte abermals mit Baumschlagzeichnen meinen Kursus beginnen.

Um seine Methode, Baumschlag zu zeichnen, recht anschaulich zu machen, nahm er einen Streifen Papier, brach dieses zusammen, daß es vielfache Zacken bildete, bog dieses dann rund herum, und so war der Baumschlag fertig; nur daß man solche Partien aus mehr oder weniger Zacken perspektivisch zusammensetzen mußte.

Beim Ölmalen, was später vorgenommen wurde, mußte ich einen Pinsel — sie waren damals von struppigen Fischotterhaaren gemacht, die nie eine Spitze bildeten, — dick voll Farbe nehmen und dieselbe mit der Breite des Pinsels so auf die Leinwand setzen, daß sich kleine Halbmonde bildeten, und dies gab ebenfalls einen schönen Baumschlag und vortreffliches Gras, welches freilich kein Schaf dafür angesehen haben und somit nicht in die Versuchung geraten sein würde, wie die Sperlinge des Apelles. Da auch das Studium der Tiere dem Landschafter notwendig ist, gab er mir sehr schön in Kreide ausgeführte Zeichnungen nach Pferdeknochen in natürlicher Größe zum Kopieren mit nach Hause, die mir viel Arbeit und Zeit kosteten, und bei welchen nur das von Übel war, daß ich nicht wußte, wo die Knochen hingehörten, da ich nie das ganze Pferdeskelett bekam, wodurch ich mich hätte orientieren können. Jeder dieser Knochen in Naturgröße war noch dazu von verschiedenen Ansichten vorhanden, und mir wurde immer bänger, bei dieser Gründlichkeit des Studiums dereinst an das Ziel zu kommen, wo dann endlich das eigene Schaffen angehen würde.

Als ich im folgenden Sommer nach Schuberts Rat einige Bilder in Sepia kopieren mußte, zuerst einen Ruis-

dael, dann ein paar der großen Berghems, und ich schüchtern den Wunsch äußerte, dereinst einen unserer schönen Claudes kopieren zu dürfen, hustete er erst einigemal, räusperte sich erstaunt über die naive Frage und sagte: „Lieber Freund, der Claude? das sind lateinische Zeilen, da werden wir zuvor noch ein Dutzend andere Bilder kopieren müssen." — Nun hatte ich über den bisherigen Kopien einen Sommer zugebracht; ich rechnete also in der Stille nach, wieviel Jahre ich noch brauche, um bis zum Claude zu kommen, und dann war ich immer noch nicht beim Malen, was ja auch mit Kopieren beginnen mußte, und die Frage trat abermals nahe: Wann, ja wann darf man denn anfangen, selbst aus eigenen Mitteln zu schaffen?

Daß die Kunst lang, sehr lang sei, und das Leben nicht ausreichend für sie, wurde mir sehr einleuchtend, und ich sah so manche alte, verrostete Maler auf der Galerie sitzen, die jahraus jahrein kopierten und darüber grau und krumm, alt und stumpf geworden waren.

Wenn ich an diese beengenden Zustände zurückdenke, so begreife ich's wohl, wie schwer es war, sich aus den Banden solcher durch Autorität und Tradition sanktionierter Irrtümer herauszuwinden. Ein dunkles Gefühl im Innern verlangte das einfach Wahre, Naturgemäße, und wo solches mir begegnete, wurde es auch richtig von mir empfunden und in mir angeregt; aber die Not des Lebens, die Abgeschlossenheit in dem engen Kreise des Hauses und die Autoritäten, denen ich vertraute, hielten die klare Erkenntnis des Rechten zurück und damit den Mut, sich von alledem zu befreien.

Sechstes Kapitel.

Wirrsale.

Nachdem ich bei meinem Meister Schubert an das Ölmalen gekommen war und als Vorübung zwei kleine, hübsche Bilder nach Dietrich kopiert hatte, welche braun gemalt und mit Weiß gehöht waren, folgten zwei andere größere farbige Bilder nach demselben Meister.

Schuberts Methode des Malens war eine sehr richtige und heilsame und der damals üblichen entgegengesetzt. Er hatte sie von Dietrich erlernt und dieser sie wiederum aus den Niederlanden, wo er sich ausgebildet hatte, mit heimgebracht. Sie bestand hauptsächlich darin, daß zur Untermalung nur wenige, stark deckende Farben gebraucht wurden. So durfte statt des Blau in Luft und Ferne nur Weiß und Beinschwarz angewendet werden, und alle übrigen Farben und Töne wurden aus verschiedenen Mischungen von Weiß, Neapelgelb, gebranntem und ungebranntem Ocker und Schwarz gemischt. Eine solche Untermalung sah sehr licht und mattfarbig aus; desto leuchtender aber erschienen darauf die Farben der Übermalung.

Während ich mich so übte, war noch ein neuer Schüler dazu gekommen, namens Peschek, aus Zittau, ein hübscher, lebenslustiger, junger Mann, dessen wohlhabende Eltern in dieser Provinzstadt lebten und den Sohn anständig unterstützten. Da er älter war als ich und bei seinen geselligen Talenten viel in Gesellschaften verkehrte, so kamen wir außer im Schubertschen Arbeitszimmer wenig zusammen. Einen bleibenden Eindruck machte es auf mich, als er einstmals erzählte, wie er in ein paar Jahren nach Italien wandern würde, das Zeichenbuch in der Tasche, die Gitarre auf dem Rücken; wie er von den Alpen bis zur Alma Roma die Mappe mit Studien zu füllen und einige glückliche Jahre in

dem herrlichen Italien zu verleben gedenke. Sein Vater, welcher die Mittel besaß zur Realisierung dieses reizenden Künstlertraumes, des Gipfels aller jugendlichen Wünsche, hatte es ihm bereits zugesagt. Mit Bewunderung sah ich auf diesen liebenswürdigen Günstling des Glückes, und zugleich preßte es mir das Herz zusammen, wenn ich an meine Lage dachte, die solche Wünsche zu hegen auch nicht im entferntesten erlaubte.

Freilich wurden die Hoffnungen Peschels nicht erfüllt. Allzuviel gesellschaftliche Vergnügungen, namentlich eifrige Teilnahme an einem Dilettantentheater, zerstreuten ihn allzusehr. Er kam in seinen Studien nicht vorwärts, das Vermögen der Eltern ging dagegen rückwärts. Dies und dazu eine nicht glückliche Verheiratung brachte ihn so ganz herunter, daß er sich in einem verzweifelten Momente das Leben nahm.

Es war jetzt ein junger Norweger nach Dresden gekommen, welcher unter den Studierenden große Sensation erregte, Christian Dahl. Eine große norwegische Gebirgslandschaft von ihm auf der Kunstausstellung machte das ungeheuerste Aufsehen, und schwerlich kann man sich jetzt nur eine Vorstellung machen, welche Wirkung ein Werk von solch schlagender Naturwahrheit unter dem Troß der übrigen, schattenhaften, leblosen, maniervollen Gemälde hervorbrachte. Nur Dahls Freund Friedrich machte eine Ausnahme mit seinen ganz originellen, poetisch gedachten und tief melancholischen Landschaftsbildern. Die älteren Professoren lächelten freilich über diese Ketzereien oder Narrheiten; von den jüngeren aber wurden sie bewundert und nach Kräften nachgeahmt. Der Frühlingsodem einer neuen Zeit fing an, seine Wirkung zu äußern, das alte Zopftum war im Absterben, belächelte aber in olympischer Sicherheit den tollen Rausch der jungen Sprößlinge.

Ich aber saß einsam, ratlos und doch voll des glühendsten Verlangens, das Beste zu erreichen.

Ebenso trübe und ratlos sah es für mich nach einer anderen Seite hin aus. Daß es mir an allen Schulkenntnissen mangle, war mir wohl zum Bewußtsein gekommen; jedoch vorherrschend war das Verlangen nach einer höchsten Wahrheit in mir lebendig geworden. Ich suchte ein Feststehendes, auf das ich mich verlassen, dem ich mich anvertrauen und welches die unwandelbare Grundlage meines Lebens und Strebens sein könne. Unbewußt oder unbenannt war es das religiöse Bedürfnis, welches sich fühlbar machte, aber niemals Nahrung fand; mochten sich die Wurzeln und Fasern alles sehnsüchtigen Verlangens auch noch so ängstlich ausstrecken, überall waren es nur Steine, an denen sich das Fäserlein anklammerte, und dies machte mich ruhelos und unsicher. Wer sollte mich aus dieser Unsicherheit erlösen, wer den Quell des Lebens mir zeigen, der dies tiefste Verlangen nährte und befriedigte? Ich wußte niemanden, an den ich mich hätte wenden können mit diesem Begehren meiner einsamen Seele; ja ich würde mich geschämt haben, solches, wie mich dünkte, wunderliche Verlangen zu offenbaren.

Wie ich schon früher erwähnt zu haben glaube, hatte der trockene Religionsunterricht in der Schule nur wenig verschwommene, allgemeine Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit zurückgelassen, mit welchen der damalige Rationalismus sich begnügte; ein matter Auszug aus der biblischen Geschichte hatte mich wenig angezogen, eine Bibel hatte ich nie in Händen gehabt, auch existierte in unserer Familie eine solche nicht; außerdem kam ich in keine Kirche, und so fehlte trotz des Bedürfnisses und Verlangens nach den höchsten Dingen nicht allein die Erkenntnis derselben, sondern auch jede Anregung und Befriedigung von außen.

Aber auch das wenige, was ich von Gott und göttlichen Dingen wußte und glaubte, war mir zweifelhaft geworden; das ging so zu: Unter des Vaters Bekannten war einer namens Hupf, ein kleines, buckliges Männchen, dürr, immer

unruhig bewegt, mit einem garstigen Affengesicht. Dieser war einstmals gekommen, einige Platten zu bestellen; denn er hatte einen kleinen Kunstverlag. Ich saß etwas abseits an einem Fenster und radierte an einer Kupferplatte, während jene beiden sich über ihre Geschäfte, dann halblaut über anderes besprachen. Endlich machte mich ein grinsendes Gelächter des Männleins aufmerksam, und ich hörte einen lästerlichen, schmutzigen Witz über eine der evangelischen Erzählungen aussprechen, wobei er sich mit giftiger, boshafter Gebärde die dünnen Arme und Beine rieb und schabte. und seiner Wonne kein Ende fand.

Wie ein Blitz schlugen die Lästerworte mir in die Seele. Es war mir, als bräche der ganze Himmel zusammen, und als bedeckten seine Splitter und Scherben die schöne grüne Erde, und nun könne gar nichts mehr aufblühen und gedeihen. Ein Zweifeln an diesen heiligen Geschichten, ja einen mit solcher Frechheit ausgesprochenen Spott hatte ich gar nicht für möglich gehalten. Ich sah, daß der Vater dem nicht entgegentrat, es schien mir also unter den älteren Leuten all das für Lug und Trug oder Faselei angesehen zu werden, was ich in der Schule als Wahrheit gehört und einfach aufgenommen hatte, und so waren die dürftigen Anfänge eines positiven Glaubens verloren gegangen, und ich mußte annehmen, daß die Wahrheit wo anders liege, wo anders zu finden sein müsse; aber wo und was sie sei, wer sollte mir das sagen?

Ich hatte das Gefühl, daß mir etwas Unentbehrliches genommen sei, das mit anderem nicht ersetzt werden könne. Ich konnte mit niemand davon reden und war recht unglücklich.

Als ich einmal des Abends vom Naturzeichnen nach Hause ging und die Sterne am Himmel glänzten, kam ich in ein Nachdenken über den lieben Gott, der mir verloren gegangen war, und ohne den es mir gar nicht mehr wohl wurde. Da baute ich mir in meiner großen Einfalt eine

Kinderphilosophie zusammen, welche mir anfänglich zwar große Freude machte, nach kurzem aber doch wieder wie eine Seifenblase wirkungslos zerging. Ich verfiel nämlich auf die kühne Idee, ob nicht die Sonne, von welcher doch alles Leben und Gedeihen komme, vielleicht Gott sei. Dies schien mir nun recht handgreiflich nahe zu liegen, nur konnte mir das feurige, kugelrunde Sonnengesicht durchaus keine Liebe, kein Vertrauen einflößen; das dumme Kinderherz blieb unbefriedigt, und die naturphilosophische Idee zerrann in Dunst, wie es auch den philosophischen Ideen großer Leute zu passieren pflegt.

Das heimliche Zweifeln hatte die Begierde nach Belehrung in mir erregt und einen Wahrheitstrieb, welcher befriedigt sein wollte. Da ich nun niemand befragen konnte, so las ich jetzt alle die alten Scharteken, die ich in des Vaters Bibliothek fand, alles kraus durcheinander, wovon ich allerdings keine andere Frucht hatte, als daß mein Kopf zu einer Art Gerümpelkammer wurde, in welcher aber der notwendige Hausrat gänzlich fehlte.

Mein Vater besaß außer einer ziemlich reichen Kupferstichsammlung, jedoch zum großen Teil aus Stichen nach französischen Meistern, Watteau, Boucher, Aliamet, bestehend, eine kleine Sammlung Gipse. Es waren Abgüsse über die Natur, Hände, Füße, Beine usw., anatomische Figuren und Antiken, ferner die Gipspasten nach geschnittenen Steinen (Lippertsche Daktyliothek).

Außerdem hatte er aber auch eine bunt zusammengewürfelte Bibliothek, die er nie las, aber, als zu einer Kunstwerkstatt gehörig, ihres stattlichen Aussehens wegen liebte. Mengs' — Hagedorns — Des-Piles' — Descamps' — Leben der Maler, mit den feinen Bildnissen von Ficquet, die Quartausgabe von Geßners Idyllen, Winckelmanns Briefe, eine alte Übersetzung der Geschichte des wunderlichen Ritters Don Quixote, „Judas der verfluchte Erzschelm“,

vom Pater Abraham a Santa Clara, Sulzers Theorie der schönen Künste, Füßlis „Schweizerkünstler“, Bibliothek der deutschen Wissenschaften usw.

Unter des Vaters Büchern fand ich damals auch einige Bände von Plutarchs Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer, die ich eifrig las, und den alten, frommen Heiden verdanke ich viel. Ein anderes Buch, welches ich sehr liebte, waren die Schriften von S. Geßner. Sie regten das wahre Gefühl für die Schönheit der Natur mächtig an, und daß diesem wahren Naturgefühl ein antikisierter Zopf angehängt war, störte mich damals nicht allzusehr. Dieser künstliche Zopf hing ihm ganz apart hinten, vorn war er der deutsche Schweizer, der feine Naturmaler.

An einem Buchladen sah ich einst ein Büchlein: „Grundriß praktischer Lebensphilosophie“, und obwohl ich die Groschen nicht im Überfluß besaß, kaufte ich es sogleich und glaubte nun einen sicheren Wegweiser ins Land der Wahrheit und Glückseligkeit gefunden zu haben. Es waren aber eine Reihe kleiner Aphorismen, die ich nicht verstand, und mit denen ich nichts anzufangen wußte. So mußte ich denn in Geduld abwarten, ob mir einmal ein Licht aufgehen würde in meiner Dunkelheit.

Ein altes Kalendergeschichtchen erzählt von einem armen Mütterchen, welche, da sie nicht lesen konnte, ihre Kirchenlieder auswendig mitsang und das bekannte „Unser Wissen und Verstand“ in „Unser bißchen Unverstand ist mit Finsternis umhüllet“ übersetzt und sich angeeignet hatte, und so recht erbaulich und mit vollster Überzeugung mitzusingen pflegte.

Vermutlich hatte ich damals ein ähnliches Gefühl von einer doppelten und dreifachen Umhüllung meines „bißchen Unverstands“; doch war es kein Wohlbefinden, weil aus dem armen Wurm ein paar Flügel, die Sehnsucht nach etwas Besserem, sich herausarbeiten wollten, welche den Druck der Puppenhülle wohl fühlbar machten, aber noch keine Kraft

gewährten, sie zu sprengen. Ist aber nicht alles Leben des Geistes, wenn es überhaupt zum rechten Erwachen kommt, eine solche Entpuppungsarbeit bis zur letzten Um- und Enthüllung, die wir im Glauben erwarten?

Um nun meiner höchst mangelhaften Kultur noch einige Vervollkommnung und Politur beizubringen, wurden mir drei Mittel eingegeben. Das Rezept bestand aus Musik, Französisch und Tanz.

Das erste war mir ganz recht, desto verhaßter die beiden anderen. Da das Anschaffen eines Klaviers zu kostspielig war, so wählte ich die Flöte und blies nach ein paar Monaten mit meinem Lehrer leichte Duos wacker drauf los. Zwar war mir dies Instrument nicht ganz nach Wunsch, doch tröstete ich mich damit, da es Friedrich dem Großen anständig gewesen, so könne ich mich auch damit begnügen. Die Freude dauerte indes nicht lange; ich bekam einen trocknen Husten, der Arzt verbot das Flöteblasen und verordnete Ziegenmilch, und so ging die Musik flöten, glücklicherweise auch der Husten.

Das Französisch lernte ich — oder lernte ich eigentlich nicht — bei einem alten, lustigen Junggesellen, namens Brandstetter. Es war ein kurioses, pockennarbiges Gesicht mit einer schiefstehenden Nase darin, welche er jede Minute mit dem Kopfe zuckend und schüttelnd rechts und links befühlte, als wolle er sich überzeugen, daß sie noch nicht abgefallen oder vielleicht in noch schiefere Stellung geraten sei. Da ich diese Stunde von früh 7—8 Uhr nahm, so traf es sich gewöhnlich, daß ich ihn aus den Federn klingelte und um sein Morgenschläfchen brachte. Doch er ging resolut ins Zeug. Ich las eine Seite aus Numa Pompilius oder Guillaume Tell von Florian, dann wurde überhört, dekliniert und konjugiert, wobei sich allmählich seine anfängliche Munterkeit verlor und er endlich sanft entschlief. Ich ließ ihn gern schlafen, denn das Französisch-Parlieren war nicht, was mein Herz begehrte. Vor acht Uhr ließ ich dann ein



Ludwig Richter.

Nach einem Oelgemälde von Leon Pohle †.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Ludwig Richter.

Medaillon-Bildnis von Alois Stanger †.



Zeichnung von Ludwig Richter.

Buch vom Tische fallen, rückte stark den Stuhl oder hustete, worauf er erwachte, nach der Uhr sah, noch eine Lektion aufgab und ich mich empfehlen konnte.

Trotz dieser französischen Schlafstunden war er ein alter, munterer Kauz, und meine französische Morgenlektion wurde nur darum so schläfrig, weil er als lustiger Gesellschafter erst spät nach Mitternacht nach Hause kam. Auch durch diese Politur bekam ich also nicht den rechten Glanz!

Einen Vorteil hatte ich von meinem Sprachmeister, daß er mir jedesmal eine Karte zu den dramatischen Aufführungen seiner Gesellschaft verehrte, zu deren Mitgliedern auch der obengenannte Peschek und mein späterer lieber Freund Oehme gehörten. Diesen letzteren in einer komischen Rolle zu sehen — damals beherrschte Kotzebue fast ausschließlich die Liebhabertheater — war für mich ein Hochgenuß, und in der Tat besaß Oehme für die Komik ein Talent ersten Ranges; er war damals noch Expedient bei einem Toreinnehmer, verkehrte aber schon viel mit Künstlern und zeichnete und malte für sich, ohne Anleitung gehabt zu haben.

Der Tanzunterricht, das dritte mir oktroyierte Kulturmittel, war mir anfänglich ganz besonders widerwärtig, zumal als ich hörte, daß bei den späteren Übungen auch Damen sein würden. Dies änderte sich indes nach einiger Zeit vollständig, und niemand konnte diese Abendstunden sehnlicher erwarten und sich in dieser kleinen Gesellschaft junger Leute glücklicher fühlen, als ich.

Der Tanzmeister war eine gar komische Figur; eine kurze, runde Gestalt, etwas altmodisch gekleidet, das Haar ein wenig gepudert, Kniehosen, welche die brotverdienenden Beine in der ganzen Pracht ihres Berufes schauen ließen, so stand das rotstrahlende Gesicht mit zugekniffenen Augen und graziös lächelndem Munde vor uns, zirkelte mit seinen Beinen ein Menuett-Pas vor oder hob sich voll Anmut und Würde, obwohl heimlich etwas betrunken, auf die Spitzen seiner

großen Schuhe, erhob dann beide kurzen Flügel — Arme wollte ich sagen — und machte mit der Geige in der Hand einen überraschend anmutigen Hops, der uns alle fast erschreckte, weil man glauben konnte, er wolle versuchen zu fliegen und würde nun sogleich auch anfangen zu krähen. Das nannte man einen Entrechat.

Der gute Mann hatte in letzter Zeit etwas von seinem früheren Renommee verloren, weil man ihm nachsagte, daß er zuweilen zu tief ins Gläschen gucke; dies empfand die höchst ehrenhafte Familie, wie man merken konnte, sehr schmerzlich; es lag wie eine schwere Last auf ihnen. Der Sohn war bereits als Beamter angestellt, die Mutter sah man nur bei besonderen Gelegenheiten am Büfett, und die Tochter Klärchen, ein schönes, sanftes und bescheidenes Mädchen, nähte und stickte aufs fleißigste, um den Ausfall in den Einnahmen des bei Leibesleben zuweilen seligen Papas zu decken. Sie kam nur dann in den Saal, wenn sie eine fehlende Dame ersetzen mußte; ich tanzte oft mit ihr und hatte sie sehr gern. Wenn ich in späteren Jahren ein Gretchen, ein sittsames, einfaches Bürgerkind, zeichnete, so war es Klärchen geworden.

In diesem Kreise wurde ich auch mit Ludwig Gruner bekannt und befreundet, der damals noch an der Akademie studierte und bei Professor Schulze das Kupferstechen lernte. Da die Gesellschaft während ein paar Jahren ziemlich dieselbe blieb, so trat bei wachsender Vertraulichkeit das Bedürfnis ein, auch im Sommer, wo seltener eine Tanzstunde uns vereinte, sich zu sehen. Es kam deshalb bald zu gemeinsamen Landpartien, die an irgend einem freien Sonntage nach einer Mühle des damals noch ziemlich einsamen und romantischen Plauenschen Grundes verabredet wurden. Diese kleinen Wanderungen an schönen Sommertagen wurden sehr anspruchslos durchgeführt und brachten alle noch traulicher zusammen. Man lagerte sich an den blumigen Abhängen

unter Büschen und Bäumen, ergötzte sich mit Spielen, scherzte und lachte recht herzlich. Aus dem Tale herauf tönte nur das Klappern der Mühle und das Rauschen der Weiseritz, oder man hörte über sich den Flügelschlag vorüberfliegender Tauben, welche sich dann unten auf das besonnte Mühlendach zu den anderen niederließen. Stellte sich endlich das irdische Verlangen nach Speise und Trank ein, so sorgte die Frau Müllerin für gutes Brot und Butter und Milch, und die jungen Götter und Göttinnen schmausten unter homerischem Gelächter Nektar und Ambrosia, umflattert und umpickt von Tauben, Hühnern und dem radschlagenden, prächtigen Pfau.

Daß sich bei solch idyllisch-olympischen Zuständen, wo junge Leute beiderlei Geschlechts ungezwungen verkehren, auch zärtliche Neigungen regten, kann wohl niemand wunder nehmen. Wie der weiche Hauch der Sommerlüfte Gras und Blumen leise bewegt, so durchzog ein ahnungsvolles, freudiges Bewegen die jungen Herzen und erhöhte den Reiz der Gegenwart.

Bei allen dergleichen Partien vermißte ich nur eine: das war Auguste Freudenberg. Sie kam nur in die regelmäßigen Tanzstunden, aber auf keinen der kleinen Bälle, noch beteiligte sie sich an den Spaziergängen. Ich konnte sie anfänglich nicht wohl leiden; denn sobald sie unter den anderen jungen Damen erschien, entstand ein Leben, Scherzen und Lachen unter ihnen, daß Tanz und Tänzer ganz zurücktreten mußten, was mich, den eifrigen Tänzer, nicht wenig verdroß. Sie hatte etwas Frisches, Heiteres und dabei sehr Anspruchsloses in ihrem Wesen. Gegen uns junge Herrlein war sie freundlich, wenn sie angeredet wurde, sonst aber sehr zugeknöpft. Es tanzte sich aber gut mit ihr, denn sie war mit Lust dabei, und so bat ich oft und endlich immer öfter um den Tanz. Ich hörte, sie sei elternlos und als siebenjähriges Kind von einem verheirateten aber kinderlosen Verwandten ins Haus genommen und erzogen worden, und werde sehr streng

gehalten. Kurz, ehe wir es uns versahen, hatte sich eine innige Zuneigung gegenseitig ins Herz gesetzt, und ohne daß wir uns davon etwas hatten verlauten lassen, merkten wir es endlich doch selbst, und vor uns schon andere.

Eine einsame Gasse zwischen zwei Gartenmauern, die jetzt verschwunden ist, führte zu einem kleinen Hause und Gärtchen, das ebenfalls verschwunden ist, und in diesem Hause am Dippoldiswalder Schlage — er ist auch nicht mehr vorhanden — lebte der Einnehmer Ephraim Böttger mit seiner braven Frau und meiner Auguste. Und sie alle drei sind nun auch schon seit vielen Jahren verschwunden, und nur die Liebe ist geblieben und ein liebes, liebes Erinnern.

An späten Herbstabenden lenkte ich meine Schritte nun oft zu jenem Schlage hinaus und wanderte durch die einsamen Felder nach den Räcknitzer Höhen hinauf, und wenn ich dann zurückkehrte, wieder an das kleine Gärtchen und an das kleine Haus kam, blickte ich an die erleuchteten Fenster und war glücklich, wenn ich ihren Schatten an den herabgelassenen Vorhängen gewahr wurde. Manchmal war es aber auch Ephraims Schatten, der mich weniger interessierte, und dann begab es sich wohl auch, daß mir das Glück hold war und an der langen Gartenmauer eine dunkle Gestalt schnellen Schrittes näher kam; das war Auguste, und grüßend zogen wir aneinander vorüber. Späterhin wagte ich einige höfliche Erkundigungen anzubringen und einige flüchtige Worte mit ihr zu wechseln.

Bei diesen einsamen, spätabendlichen Streifereien, wenn das nächtliche Gewölk tief und schwer herabhing, im Abend noch ein fahler Glanzstreifen am dunkeln Horizont leuchtete, der Herbstwind über die kahlen Felder strich und nur der melancholische Laut eines Nachtvogels die Stille unterbrach, traten die Bilder meines gegenwärtigen Lebens und Treibens deutlicher vor meine Seele, als am lauten Tage. Den größten Teil meiner Zeit nahm das Beschaffen meiner Existenzmittel

in Anspruch, jene Prospektradierungen, die ich in einer meinem künstlerischen Gefühl widerstrebenden Art ausführen mußte; die Leitung meiner Studien selbst schien mir nicht die rechte; kurz, ich sah kein rechtes Ziel und Gedeihen in meinem noch so fleißigen Bemühen.

Und noch anderes regte sich da wieder: abermals die Frage nach Gott, nach dem Lebendigen, den ich verloren hatte. Auch hier schien mir Grund und Ziel des Lebens dunkel und verworren, ich war wie ein Schifflein, das steuer- und kompaßlos auf der Lebenswelle treibt, und hatte das Gefühl, daß dies nicht das Rechte, nicht der gesunde Zustand sein könne. Es war in meinem Herzen nur jener Altar stehen geblieben, der die Inschrift trug: „Dem unbekannten Gott!" — aber kein Paulus wollte mir kommen und berichten von diesem „Unbekannten" und den Weg zu ihm mir zeigen.

Auf diesen nächtlichen Gängen baute ich mir auf meine Weise die wunderlichsten Systeme auf, phantastisch-kindische Träume, meinem damaligen Verständnis oder auch dem „bißchen Unverstand" entsprechend, welches nur wahrhaftes Zeugnis gab von einem tiefen, aber unerfüllten geistigen Bedürfnis. Ach, wie oft sehnte ich mich da nach einem geistig reifen Freunde, dem ich mich hätte anvertrauen und dem ich ein Verständnis meiner tiefinnersten Bedürfnisse hätte zutrauen dürfen!

Und so lenkte ich wieder meine Schritte zurück, dem Dippoldiswalder Schlage zu, sah nach dem Schatten am Fenster und nach einer Gestalt in der engen Gasse zwischen den beiden langen Gartenmauern.

Siebentes Kapitel.

Reise nach Frankreich.

Jetzt trat wieder eines jener Ereignisse ein, welches außer aller Berechnung lag, von manchen Banden löste und meinen Horizont mehr lichtete.

Der Landschaftsmaler Graff teilte dem Vater mit, daß sein Freund Hofrat Franz den Auftrag habe, einen jungen Künstler zu suchen, der einen russischen Fürsten auf einer Reise nach Frankreich, England und Italien begleiten solle, und geschickt sei, Reiseskizzen nach der Natur aufzunehmen. Es hätten sich zwar schon eine Anzahl junger Künstler dazu gemeldet; doch habe er mich als besonders geeignet vorgeschlagen, und wenn ich es also wünsche, so möchte ich morgen früh zum Hofrat Franz gehen und mit ihm sprechen. Und so geschah es. Bald darauf wurde ich dem Fürsten Narischkin, Oberkammerherrn der Kaiserin von Rußland, vorgestellt. Die großen, ausgeführten Sepiazeichnungen, welche ich in der Galerie kopiert hatte, gefielen ihm sehr, ebenso meine leichteren Zeichnungen, die unmittelbar nach der Natur gemacht waren.

So war die Sache bald abgemacht. Bei freier Station sollte ich ein Jahrgehalt von hundert Dukaten erhalten. Ich eilte überglücklich mit diesem Resultate nach Hause und teilte es den Eltern mit, die darüber ebensosehr erfreut waren.

Ich mußte am nächsten Tage beim Fürsten speisen und lernte nun die Reisegesellschaft kennen. Sie bestand aus dem Gesellschaftskavalier Herrn v. Luzi, ein Genfer, oder wenigstens dort erzogen, ein Mann von einigen dreißig Jahren, ruhige, mehr innerliche Natur, angenehm im Umgang; dann dem Arzt Dr. Alimann aus Dorpat, ein heiterer, tüchtiger Mensch, der noch etwas von der Frische eines deutschen Studiosen an sich hatte, und endlich dem Sekretär,

Herrn v. Küchelbeker, ein langer, schmaler, unheimlicher, junger Literat, mit unsicherem, schleppenden Gang, bohrenden Augen und wulstigen Lippen, dessen Beschäftigung, wie ich später sah, fast nur darin bestand, des Fürsten Briefe zu siegeln, wozu er aber stets viel Kuverts verbrauchte und sich die Finger mit dem Siegellack verbrannte; denn er stellte sich zu allem sehr unbeholfen an.

Außer diesen Herren war noch eine Dienerschaft vorhanden, bestehend aus dem Kurier, ein Elsässer, zwei russischen Kammerdienern und einem leibeignen Diener.

So sollte ich nun aus meinem einfachen, nur von Künstlerträumen und einer aufkeimenden Liebe bewegten Leben in einen so ganz andern Lebenskreis versetzt werden, dessen Anforderungen ich nicht einmal ahnen konnte, dem ich aber ebendeshalb mit Vertrauen beitrat. Mich beherrschte nur das eine freudige Gefühl, daß ich nun die weite Welt und in ihr tausend Schönes sehen würde, und so packte ich mit Freuden meinen Koffer und stellte mich, nachdem ich von den Eltern Abschied genommen, zu bestimmter später Abendstunde im Hotel ein, zur Reise gerüstet.

Es war an einem der letzten Novemberabende 1820; Schnee und Regen wirbelten durcheinander, und die Laternen spiegelten sich auf dem nassen Pflaster der Straßen. Der Fürst war noch nicht aus der Oper zurück, als ich gegen 9 Uhr in das Hotel kam, wo Koffer und Kisten die Korridors bedeckten und auf den Reisewagen gepackt wurden. Das Durcheinanderrennen, die russischen Laute der mürrischen Diener, von denen ich keine Auskunft erhalten konnte, und deren keiner sich um mich kümmerte, war recht unbehaglich. Nach einer Stunde Wartens kam der Fürst und sein Gefolge. Er ging an mir vorüber, ohne Notiz von mir zu nehmen, und nach kurzer Zeit stieg alles hinab zu den Wagen. Ich folgte und war froh, als endlich der Leibeigne Michal mich in den letzten Wagen verwies, eine halboffene Chaise, welche

für mich in Dresden gekauft worden war; denn die zwei großen, mit vier Pferden bespannten Reisewagen waren besetzt.

So ging es denn nahe gegen Mitternacht in die stockdunkle, kalte, nasse Nacht hinaus.

Wir fuhren mit kurzen Unterbrechungen über Leipzig und Lützen bis Weimar, wo im Hotel zum „Erbprinzen" am Markte Wohnung genommen wurde. Bei Lützen mußten die Wagen halten, und ich entwarf hier die erste Zeichnung, den Schwedenstein, wo Gustav Adolf gefallen war.

Der Fürst verkehrte täglich mit dem großherzoglichen Hofe; v. Küchelbeker hatte Empfehlungsbriefe an Goethe; er wurde eines Abends zu ihm gebeten und verehrte bei dieser Gelegenheit dem Dichterfürsten eine Sammlung lettischer Lieder. (Siehe: Goethe „Jahres- und Tageshefte".) Abends war uns eine Loge neben der des Großherzogs zur Verfügung gestellt, und ich sah hier die Jagemann und andere Persönlichkeiten auftreten, deren Namen ich in späteren Jahren oft zu lesen bekam.

Der Großherzog machte dem Fürsten einen Gegenbesuch, wobei wir ihm vorgestellt wurden und ich ihm meine wenigen, flüchtigen Skizzen vorlegen mußte. Die gedrungene, kräftige Gestalt, das Einfache, Ruhige, Kernige seiner Worte und Gebärden machten einen imponierenden Eindruck, obgleich die äußere Erscheinung der eines intelligenten Landwirts ähnelte.

Nach einigen Tagen wurde eine große Hasenjagd veranstaltet, und ich mußte in der kleinen Kalesche, worin Karl August und Narischkin saßen, mit hinausfahren. Dicker Schnee lag auf den Feldern, und hier begann ein sogenanntes Kesseltreiben, bei dem viele Hunderte von Hasen in eine muldenartige Vertiefung zusammengetrieben und dann zusammengeschossen wurden. Ich zeichnete flüchtig die Gruppe der Fürsten und der Leibschützen und Jäger, die sie umgaben,

und führte dies Blatt später in Sepia aus. Nach Beendigung der Jagd wurde in einem Jagdhause ein Frühstück eingenommen. Es waren einige zwanzig oder dreißig Gäste, unter ihnen gewiß interessante und später vielgenannte Persönlichkeiten. Mein Nachbar war ein Herr v. Einsiedel.

Wäre ich zehn oder zwanzig Jahre älter gewesen, so würde ich mehr gesehen und mehr gehört haben; jetzt war mir siebzehnjährigem unwissenden Bürschlein die Bedeutung dieses Hofes und seiner Geister verborgen. Die Unterhaltung am Tische war sehr lebhaft, laut und bunt durcheinander. Der Fürst rief mir auf eine Erkundigung des Großherzogs zu, ob ich derselbe Richter sei, welcher mit seinem Vater die siebenzig Ansichten der Umgegend von Dresden radiert habe, und ich freute mich, es bestätigen zu können. Ich stieg dadurch um einige Grade in Narischkins Gunst, weil mein Name bereits einige Meilen über die Landesgrenze gesprungen war.

Nach einer langen Fahrt über Gotha, Eisenach und Salmünster kamen wir bei Nacht nach Frankfurt a. M. Bei einem Gegenbesuche, den hier der Fürst dem Staatsrat v. Bethmann machte, sahen wir bei demselben Danneckers „Ariadne", das erste plastische Werk, welches mich in Entzücken versetzte.

Der Weg an der Bergstraße entlang mit ihren alten, von Burgen gekrönten Städtchen, die sanften Berghänge, mit alten Nußbäumen und Weinbergen geschmückt, boten malerische Bilder, und ich mußte nur bedauern, daß ich solche reizende Strecken nicht in das Skizzenbuch fassen durfte. Das Neckartal öffnete seine herbstlich braunen Waldberge, und das alte, schöne Heidelberg mit dem Schlosse lag in der späten Abenddämmerung vor uns; wir rasteten hier eine Nacht, Dr. Alimann, v. Küchelbeker und ich saßen bis nach Mitternacht mit einem Herrn v. Stackelberg zusammen, der hier studierte. Er erzählte viel von Sand und seiner Hinrichtung, welche die allgemeinste Teilnahme auch im Landvolke erregt hatte,

und zuletzt kam das Gespräch auf Politik, ein Gebiet, welches mir ganz fremd war.

Am 8. Dezember früh bei Tagesgrauen verließen wir schon wieder Heidelberg.

Das Gebirge senkte sich in einer blauschwarzen Silhouette zur Rheinebene hinab, und hinter demselben schimmerte ein weißer Lichtstreif, den Tag verkündend. Es erinnerte mich plötzlich an den landschaftlichen Hintergrund auf Correggios „Heilige Nacht" (ehe sie retuschiert wurde; jetzt ist der Lichtstreif grau übermalt).

In der Nähe von Durlach, wo es bereits Tag geworden war, erfreuten mich die nach der Stadt ziehenden Gruppen von Bauern und fröhlichen Mädchen in ihrer kleidsamen Tracht, Körbe mit Früchten oder Milchgefäße zu Markte tragend. Die graziöse, leichte Haltung, welche dieses Tragen auf dem Kopfe bedingt, gibt den Gestalten eine Schönheit der Bewegung, welche auffallend vorteilhaft absticht gegen das Tragen auf dem Rücken, wie es bei uns gebräuchlich ist, wo die Leute plump und schwerfällig, Lasttieren gleich, einherschreiten.

Das regelmäßig gebaute Karlsruhe entzückte meine Begleiter, die es ein „klein Petersburg" nannten. Im Theater sahen wir einen indischen Taschenspieler und „Die vier Temperamente" von Ziegler.

Bei Narischkin traf ich den Markgrafen Friedrich von Baden und den Sohn des Exkönigs von Schweden, Prinz Wasa. Der Adjutant des Markgrafen, ein Herr v. Fritsch, eine offene, süddeutsche Natur, war großer Kunstfreund und fand Gefallen an meinen wenigen Arbeiten. Der Markgraf selbst, ein milder, liebenswürdiger Herr, war ebenfalls sehr freundlich und mitteilsam gegen mich. Er hatte bei dem Fürsten meine großen, ausgeführten Zeichnungen nach Berghem und Ruisdael gesehen, die ihn interessierten, und die sich auch wirklich als gelungene Kopien sehen lassen durften.

Ich fühlte einen starken Gegensatz in der geistvollen Humanität des deutschen Fürsten und seines liebenswürdigen Begleiters gegen meine russische und deutsch-russische Umgebung.

Abends schrieb ich noch dem Vater und an Augusten, an die zu schreiben mir beim Scheiden erlaubt worden war, und um Mitternacht reisten wir wieder ab.

In Straßburg am frühen Morgen des 12. Dezember angekommen, eilte ich bald aus dem Hotel und suchte den Münster. Durch ein enges Gäßchen kommend, erblickte ich plötzlich zwischen den schwarzen Giebeln alter Häuser die Riesenpyramide des Münsterturmes, dessen obere Partie bei dem etwas nebligen Herbsttage im zartesten Luftton am grauen Himmel sich zeichnete und dadurch um so höher und wahrhaft riesig erschien. Ich war ganz hingerissen von der Schönheit und Größe des Eindruckes. Es war das erste bedeutende Werk deutscher Baukunst, welches ich sah. Ebenso ergreifend, ja mit Ehrfurcht erfüllend, imponierte das Innere der Kirche. Die höchsten Taten des Geistes und der Kraft wirken auf das empfängliche Gemüt eines noch naiven Beschauers erweckend, erhebend, ja eine neue, kaum geahnte Welt erschließend.

So geschah es mir. Was deutsche Art und Kunst sei, war mir bis dahin vollständig verborgen; hier war ich von ihr umgeben und in ihrer höchsten und eigensten Art. Ist es doch, als hätten die Baumeister dieser Dome eine Erinnerung der Schauer ihrer Wälder, in welchem sie ihr Heiliges verehrten, herübergetragen und in diese Steinschrift übersetzt.

Mehr als vom gotischen Münsterbau schien Narischkin von den berühmten Straßburger Gänseleber-Pasteten angezogen. Ein Fabrikant derselben wurde mehrmals besucht, und große Einkäufe wurden gemacht.

Wir verließen Straßburg am 16. Dezember bei bedecktem Himmel. Auf den Bergen lag hie und da Schnee. Vorüber an alten Städten mit spitzen Türmen, an Höhen mit Ruinen

alter Burgen, zur Seite die Vogesen, so gelangten wir über Schlettstadt abends nach Kolmar. Da für unsere drei Wagen zehn Pferde nötig waren, wurde stets ein Kurier vorausgeschickt, um auf den Stationen die Pferde, oder in den Hotels Frühstück, Mittag- oder Abendessen zu bestellen, und so kamen wir ohne großen Verzug vorwärts. Am Morgen waren wir schon in den malerischen Schluchten und Tälern des Doubs und abends in Besançon, wo übernachtet wurde.

Bauart und Volk nahmen, sobald wir das schöne Elsaß verlassen hatten, einen anderen Charakter an und ähnelten mehr dem, was ich von südlichen Gegenden aus Bildern kannte. In den kleineren Nestern versammelte sich stets eine große Masse müßiger Leute, Kinder und Bettler um uns, während die Pferde gewechselt wurden, und ich benutzte diese kurzen Ruhepunkte, um manche dieser Callotschen Krüppel- und Bettlergestalten in mein Skizzenbuch zu bringen.

In Lyon blieben wir zwei Tage, und hier nahm mich das Museum vorzugsweise in Anspruch. Die Malereien neuerer französischer Meister waren mir ja bisher ganz fremd gewesen; vorzüglich war es ihre geschickte, pikante und lebendige Behandlungsweise, soweit ich dieselbe aus Radierungen in des Vaters Sammlung kannte, die mich ansprach. Nach den von Boissieux radierten Blättern hatte ich viel gezeichnet. Der Vater schätzte diesen Meister sehr hoch. Hier in seiner Vaterstadt sah ich nun Handzeichnungen und sogar ein Ölbild von ihm. Ph. de Champagne, Le Sueur, Le Brun, die Poussins, Mignard, Vouet, Boucher, Watteau waren Namen, die ich seit meiner frühesten Jugend mit Achtung hatte nennen hören; der Vater hatte den Respekt vor diesen französischen Meistern von Zingg überkommen, und mir war davon etwas von beiden angeflogen.

Die Insel St. Barbe, eine Stunde von Lyon an der Saone, besuchte ich ebenfalls in Erinnerung einiger Radierungen von Boissieux, deren Motive daher genommen waren.

Auch zeichnete ich daselbst mehreres, sowie die Reste des römischen Aquädukts bei St. Just in Fourvières. Prächtig war der Blick über die große Stadt mit ihren beiden Strömen und der weiten Landschaft mit dem schneeigen Alpengürtel. Bei hellem Wetter soll man den Montblanc sehen.

Die mit Efeu dicht bewachsenen alten Pfeiler und Bogen des Aquädukts wirkten sehr malerisch. Es war um die Mittagszeit, die Sonne schien trotz des 23. Dezember so warm in diese kleine, immergrüne Verwilderung, die vom Gesumme der Bienen belebt war, daß ich mich recht glücklich bei meiner Arbeit fühlte. Die älteste Kirche Lyons, St. Just, liegt nahebei.

Noch wußte ich nicht, und wenn ich's wußte, berührte mich's nicht tiefer, daß ich hier einen Boden betreten hatte, welcher geweiht war durch das Blut der Tausende von Christen, die im Anfang des zweiten Jahrhunderts Blut und Leben hingaben um ihres Glaubens willen, und unter ihnen die jugendliche, schöne und doch so kühne, todesmutige Blandina.

Ein Bild des Aquädukts von einem damals lebenden Maler Grobon hatte mich im Museum vor allem entzückt und mich veranlaßt, diesen Ort aufzusuchen.

Am 24. Dezember, dem lieben heiligen Christtage, reisten wir früh 6 Uhr von Lyon ab. Ich war diesen Tag mit den Gedanken viel daheim; doch zerstreute die Fahrt längs der Rhone und ihren mit verfallenen Burgen gekrönten Felsenufern die heimwärts gekehrten Gedanken. So passierten wir das alte Vienne mit einer Kathedrale aus frühgotischer Zeit und mehreren römischen Überresten; so Valence und Montelimar, wo wir übernachteten. Wir waren nun in den Süden eingetreten, denn schon tags vorher sahen wir häufig den Ölbaum, Lorbeer, immergrüne Eiche, Zypresse und Pinie. Vor Orange wurde der im freien Felde liegende Triumphbogen des Marius betrachtet und in der schmutzigen Stadt

ein römisches Amphitheater, welches aber ganz von Häusern und Spelunken um- und verbaut war, aufgesucht. Gegen Abend dämmerte uns Avignon aus der Ferne entgegen, wo wir übernachten sollten.

Es war der zweite Weihnachtsfeiertag. Wieder mußte ich heimdenken! Ich war da mit Augusten so fröhlich auf einem Ball gewesen, heute, wie anders! Viel Genuß und wenig herzliche Freude. Wir waren nun an die grauen Stadtmauern Avignons gekommen, fuhren an denselben hin, wobei wir die verfallene, römische Brücke sahen, und hielten endlich vor dem Hotel de l'Europe.

In Avignon, den 26. Dezember, zeichnete ich mehreres, z. B. die römische Brücke mit dem beschneiten Mont Ventoux bei Vaucluse, einige Partien des zerstörten päpstlichen Palastes, welcher, mit seinen Türmen und Zinnen die Stadt überragend, auf steilem Felsen sich malerisch ausbreitet. Wir verweilten ein paar Tage in Avignon, weil der Fürst seinen Sohn, den General, von Paris kommend, hier erwarten wollte.

Denselben Abend verbrachten wir gemeinsam am Kamin, dessen Flammen ganz behaglich wärmten, denn es war kalt und stürmisch draußen. Ein paar Italiener meldeten sich mit Gesang und Gitarre und suchten uns durch schwülstigen Singsang zu unterhalten. Darauf kam ein alter Savoyarde mit seinen beiden Töchtern, welche verschiedene Tänze mit und ohne klappernde Holzschuhe ausführten, während der zerlumpte Alte eine Leier, der kleine Junge das Tamburin dazu ertönen ließen. Wir fragten, ob sie sängen. „Ja, die ältere Tochter." Sie setzte sich denn und sang ihre Volksweisen, während die jüngere Schwester, ein liebliches Gesichtchen, sich eng an die Schwester schmiegte, mit den Händen sie umfassend. Der Vater mit dem grauen, zottigen Haar und Bart, der hinter der hübschen Mädchengruppe stand, schnitt die komischsten Gesichter und Gebärden des Entzückens

und Erstaunens über den, wie es ihm vorkam, himmlischen Gesang seiner Tochter.

„O Messieurs! écoutez! quel sentiment! o quel sentiment!“ Der kleine Tamburinbube stand stocksteif mit dem gleichgültigsten Gesicht neben dem alten Enthusiasten, und so gab das eine ganz hübsche Gruppe, die ich später in meine Mappe brachte. Kaum war dieser Kunstgenuß überwunden, als ein anderer, schlottriger Gesell erschien, mit einem Hackebrett und einem kleinen fünfjährigen Mädchen, ein wunderhübsches Kind, welches mit größter Lust tanzte, sprang und das Tamburin dazu rührte, und als der Fürst das Licht nahm, um ihr schelmisch lustiges Gesichtchen näher zu beleuchten, versteckte sie es schnell hinter das kleine Tamburin und blieb unbeweglich stehen; als aber Narischkin lachend sich wieder entfernte, sprang sie wie ein Gummibällchen auf, sang, tanzte und schüttelte ihr Lockenköpfchen samt der Schellentrommel in jubelnder Lustigkeit.

In der Nacht kam der General an. Er war ein feiner, bleicher Mann, von sanftem, liebenswürdigem Ausdruck. Vater und Sohn bildeten einen starken Kontrast. Der alte Fürst schien der Repräsentant einer verflossenen Zeit. Eine imposante Gestalt, lebendige und einnehmende Manieren, frivol und reich an Bonmots und witzigen Einfällen, durch welche er einen gewissen Ruf erlangt hatte, konnte er doch einen Rest von Barbarentum nicht verbergen, welches gelegentlich hervorbrach, wenn er den französischen Firnisüberzug nicht bedurfte und seine eigenste Natur walten ließ. Dagegen wußte der Sohn, ein Kind der jüngeren Zeit, durch Humanität und feine Geistesbildung bald unsere Herzen zu gewinnen.

Am 29. Dezember verließen wir endlich Avignon. In Aix gab es wieder genugsam zu sehen. Kunstwerke und vielfache Reste aus der Römerzeit wurden aufgesucht und mit Interesse betrachtet. Am Silvestertag, wo wir Aix verließen, sollte nun der erste Teil der Reise abgeschlossen und dann in

Marseille ein längerer Halt gemacht werden. Es war ein Tag, wie ihn um diese Zeit nur der Süden bieten kann. Vom wolkenlosen blauen Himmel strahlte die Sonne die lieblichste Wärme über die schöne Landschaft, deren Vegetation nun ganz das südliche Gepräge angenommen hatte; denn es wechselten Piniengruppen mit Zypressen, Oliven und Mandelbäumen, und in der Nähe der Landhäuser standen auch Orangen in Kübeln, von Wein und Feigenbäumen umgeben.

Der stattliche Wagenzug fuhr langsam eine Höhe hinauf, und mir schlug das Herz erwartungsvoll, denn hier mußten wir Marseille, aber vor allem das Meer erblicken. Schon erhoben sich duftige Berge; immer mehr und wieder neue stiegen langsam empor, und nun auf einmal lag das Meer vor mir! Ich war ganz Auge, völlig hingerissen von der Größe und Schönheit dieses Anblicks. Eine Unzahl weißer Segel glänzten wie ausgestreute Blütenflocken aus diesem wundervollen Blau; es waren Fischerboote oder auch größere Schiffe, welche den Hafen der alten Massilia verlassen hatten, die sich vor uns ausbreitete und die weite Pianura mit ihren Landhäusern bedeckte.

Wonnetrunken fuhren wir nun von der Höhe hinab. Auch die Stadtbevölkerung schien in freudiger Bewegung und strömte in bunten Zügen aus den Toren, singend und lärmend; es war ja der letzte Tag des Jahres, wo die südliche Lebendigkeit nicht versäumen wollte, den Rest des süßen Bechers auszukosten. Im Hotel de Beauveaux, am Hafen gelegen, logierten wir uns ein. Ich bekam ein kleines, hübsches Zimmer im dritten Stock, wo ich den ganzen Hafen übersehen konnte, mit dem interessanten Leben und Treiben an und auf den Schiffen, für mich ein neuer, höchst fesselnder Anblick.

Um Mitternacht stand ich noch am offenen Fenster, sah über den Mastenwald der unter mir liegenden Fahrzeuge

hinweg und hörte das lustige Singen und Musizieren der Matrosen, welche noch in ihren Schenken das Neue Jahr erwarten wollten. Dies Tollen da unten und der schweigende Sternenhimmel darüber erregten eine ernste Stimmung, die meine Gedanken in die Heimat trug. Der große Eindruck des Erlebten des heutigen Tages bewegte mich noch. Ich fühlte mein Glück, ein vor wenig Monaten nie gehofftes. Aus meiner armen, engen Existenz so plötzlich in eine neue, fremde Welt versetzt, und von Tag zu Tag mit bedeutenden Eindrücken fast überschüttet, mußte ich es nicht heute am Schluß des Jahres als ein glückliches Los preisen, das mir zugefallen war? Und doch rang sich ein Seufzer aus tiefstem Herzen heraus; es fehlte eines — die Freiheit!

Achtes Kapitel.

Von Marseille bis Nizza.

In Marseille sollte ein längerer Aufenthalt gemacht werden. Ich richtete mich deshalb in meinem hübschen Stübchen zur Arbeit ein, setzte einen Tisch ans Fenster mit allen Zeichen- und Tuschutensilien versehen, spannte englisches Papier auf und rüstete mich, nach Narischkins Wunsch, die bisher gemachten Skizzen in Sepia auszuführen. Um anhaltender arbeiten zu können, ließ ich mich von der sehr lange währenden Mittagstafel dispensieren und aß etwas später auf meinem Zimmer.

Gleich in den ersten Tagen ließ mich der Fürst zu sich rufen, und indem er mir eine goldene Repetieruhr überreichte, bat er mich, dieselbe als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit zu nehmen, er sei mit mir sehr zufrieden. Schon früher einmal bezeugte er mir seine Gunst, er umarmte mich vor einer

großen Gesellschaft und erklärte, er habe mich lieb wie seinen eigenen Sohn; und so trieb mich nicht nur Dankgefühl, ihn durch meine sauber ausgeführten Sepiazeichnungen öfters zu erfreuen, sondern die Gewohnheit und Lust an der Arbeit selbst drängten mich, die reichen Eindrücke, welche die Reise bisher geboten, künstlerisch zur Erscheinung zu bringen.

Es währte nicht lange, so sammelten sich alte und neue Gemälde im Vorsaal an, welche Künstler und Bilderhändler herbeibrachten. Ich erinnere mich zweier Poelenburgs, eines schönen „Johannes der Evangelist" von Mignard und sogar eines, wie mir wenigstens damals schien, herrlichen Bildes von Rembrandt: „Joseph deutet seinen Genossen im Kerker die Träume". Letzteres Bild sollte achttausend Franks kosten.

Bei einem geschickten Landschaftsmaler Fontanieu machte der Fürst mehrere bedeutende Bestellungen, zwei Ansichten von Marseille und zwei andere von Neapel mit dem Vesuv.

Fontanieu war ein Sechziger und hatte etwas Militärisches in seiner Haltung. Er war in seiner Jugend Offizier gewesen und hatte den amerikanischen Krieg mitgemacht; als er zweiunddreißig Jahre alt war, wurde er noch Maler und hat manchen Sommer in der Gegend von Montpellier zugebracht, wo er besonders Waldstudien malte und zu diesem Zwecke wochenlang mit Weib und Kind in einem hohlen Baume sich häuslich eingerichtet hatte.

Die Zeichnungen, welche ich inzwischen vollständig in Sepia ausgeführt hatte, gefielen ihm wohl, und Narischkin schien das Interesse, welches Fontanieu daran nahm, auch gut aufzunehmen, nur daß er mich bei jedem Blatte, welches ich ihm ablieferte, mit dem Refrain: „Es ist gut, aber nur mehr, mehr!" abfertigte.

Der Fürst veranstaltete mehrmals kleine Ausflüge in die Umgegend. Ein Dejeuner wurde dem Lord Pembroke in einem Landhause gegeben, welches am Meere lag, und wohin die ganze Gesellschaft an einem heiteren Morgen eine

Wasserfahrt machte. Ein andermal fuhren wir nach der in entgegengesetzter Richtung gelegenen Villa Bastide, wo dem Markgrafen von Baden zu Ehren ein glänzendes Diner veranstaltet war. Die Zeit nach dem Essen, während die Gesellschaft in den schönen, baumreichen Anlagen sich verteilte und die köstlichen Blicke, welche man von den Höhen aufs nahe Meer hat, aufsuchte, benutzte ich, um einige malerische Partien zu zeichnen. Eine majestätische Piniengruppe, hinter welcher eine Pyramide sich erhob, im Hintergrunde das blaue Meer, gab ein reizend abgerundetes Bild, das ich mit besonderer Freude aufs Papier brachte.

Als ich mit meiner Mappe wieder zur Gesellschaft kam, die beim Kaffee saß, fragte der Fürst, was ich gemacht habe. Ich zeigte ihm meine Blätter, die er etwas brummig ansah, denn er war an diesem Tage sehr übler Laune, und brachte endlich auch das Blatt mit den Pinien und der Pyramide zum Vorschein, das, wie ich glaubte, ihn erfreuen würde. Doch welch ein Schrecken! Wie von einer Schlange gestochen, warf er das Blatt von sich und schrie im höchsten Zorn: „Fort! fort! nehmen Sie es weg, ich mag nichts sehen! Gehen Sie fort!“ und er wandte sich heftig ab, während die Gesellschaft bestürzt aufsah und ich meine Mappe beiseite legte, ohne mir im geringsten den Grund dieses desperaten Ausbruchs seiner bösen Laune über meine unverfänglichen Zeichnungen erklären zu können. Ich fühlte mich tief verletzt und sprach gegen Alimann bei der Heimfahrt meinen Unmut aus. Er löste mir nun das Rätsel. Die Pyramide, ein fingiertes oder vielleicht wirkliches Grabmal, war ihm nicht nur überhaupt ein widerwärtiger Anblick, weil er an den Tod nicht erinnert sein wollte, sondern da ich es ihm für seine Sammlung gezeichnet hatte, nahm er es für ein böses Omen, für einen ganz entsetzlichen Zufall, dessen unschuldige Ursache ich gewesen war.

Außerdem aber entdeckte mir Alimann, der Fürst sei

ungeduldig, daß ich mit meinen ausgeführten Blättern nicht schneller vorwärts komme, er wolle viel sehen und viel nach Hause bringen. Nun wäre es mir selbst das Liebste gewesen, wenn ich während der Reise nur die Zeichnungen nach der Natur aufzunehmen gehabt, die Ausführung der Blätter aber daheim hätte vornehmen können, wobei mindestens eine vierfach größere Zahl von Skizzen und Studien gemacht werden konnte. Naraschkin aber wollte, daß alle ausgeführten Blätter bis zu unserem Aufenthalt in Paris vollendet in seinen Händen sein sollten, damit er sie dort, wie es auch nachher geschah, prachtvoll einbinden und mit seinem Bildnis verziert als ein für die Kaiserinmutter bestimmtes Geschenk wohlverwahrt mitnehmen könnte.

Um die Geschichte dieses Reisealbums hier gleich abzumachen, will ich erwähnen, daß ich, ohne die große Anzahl Naturskizzen, gegen dreißig oder mehr ausgeführte Sepiazeichnungen — sie bildeten aufgezogen einen starken Band — in Paris zusammengebracht hatte, welche Narischkin bei seiner Rückkunft der Kaiserinmutter überreicht hat.

Alimann suchte mich über den widerwärtigen Auftritt zu beruhigen, riet mir in meiner bisherigen Weise pflichtgetreu fortzuarbeiten und mich weder durch unverständiges Drängen, noch durch Narischkins üble Laune beirren zu lassen; übrigens sollte ich die Reise, welche ohnedies sich nicht so lange ausdehnen würde, als anfänglich beabsichtigt war, nach Kräften nutzen.

Die guten Tage waren aber für mich vorüber. Ich war vollständig in Ungnade gefallen und mußte das bei jeder Gelegenheit empfinden. Am tiefsten schmerzte es mich, als ich bemerkte, daß auch die anderen Herren in Gegenwart des Fürsten sich von mir abwandten, als sei ich plötzlich eine unsichtbare Gestalt unter ihnen geworden. Ich kam mir manchmal wie ein abgeschiedener Geist unter den Lebenden vor, der keine Mittel besitzt sich kund zu tun, und dieses für

mich peinliche Verhältnis steigerte sich später mehr und mehr und wurde fast unerträglich. Dr. Alimann blieb glücklicherweise sich stets gleich, offen und herzlich gegen mich.

Am 21. Januar 1821 reiste der Fürst mit dem Arzt und seinem Gesellschafter, Herrn von Luzi, nach Montpellier und Nîmes. Der Sekretär und ich blieben hier. Wir machten kleine Exkursionen in die Umgegend, und ich zeichnete fleißig.

Am 13. Februar in der Frühe verließen wir Marseille. Der Weg ging durch ödes Felsengebirge, und am Nachmittag waren wir in Toulon, wo wir zwei Tage blieben.

Mit Alimann machte ich des anderen Tages einen Ausflug nach den felsigen Gebirgen, von welchen Toulon umgeben ist. Ein schöner Blick über die Stadt und den Golf veranlaßten mich zu einer Zeichnung, während Alimann botanisierend höher hinaufstieg. Nach einer Stunde oder etwas länger war ich mit meiner Arbeit fertig, als Alimann mit einem Bündel Pflanzen zurückkam. Er erzählte lachend, wie ihn eine Schar wilder, bissiger Schäferhunde zurückgetrieben habe. „Die Bestien standen alle um mich herum und bellten mich an, während ich ebenfalls kerzengrade vor ihnen stand und einen nach dem andern ansah. Endlich, um der Vorstellung ein Ende zu machen, nahm ich meinen Hut vor ihnen ab, und, man sieht doch gleich, was Franzosen sind, sie verließen mich sogleich bis auf einen naseweisen, jungen Mann, der meine Stiefel beroch und zu knurren anfing. Dem sagte ich aber mit gebieterischer Stimme: ‚Va-t' en!' und sogleich entfernte er sich schnell und ehrerbietig."

Sehr genußreich war die Fahrt nach dem reizenden Hyères, wohin wir am 15. kamen, aber es leider nach sechs Stunden wieder verlassen mußten. Der Fürst war so übler Laune, daß es nicht gut war, in seiner Nähe zu verweilen. Da nur zwei Wagen dahin gehen sollten, so mußte ich mich auf den Bock des fürstlichen Wagens setzen. Alimann und Küchelbeker aber sollten nach N. N. fahren und uns dort

erwarten. Da aber alle gern Hyères sehen wollten, so setzte sich v. Küchelbeker auf den Bock des zweiten Wagens, und Alimann nahm ein Pferd und ritt uns zur Seite. Wir beide auf unseren diversen Böcken und der Doktor auf seinem Gaul waren sehr lustig gestimmt in der frischen Luft und herrlichen Gegend; um so mehr, als ein flüchtiger Blick in das Innere des Wagens uns die düstere Stirn und hängende Unterlippe der Exzellenz sehen ließ, welche das schlechteste Wetter verkündigte, während wir dieser Atmosphäre durch unsere Sitze uns einigermaßen entzogen fühlten.

In Hyères im Hotel d'Ambassadeur angekommen, ging der General mit uns durch das Städtchen, und wir bestiegen den Schloßberg mit den Ruinen eines alten Sarazenenschlosses, von wo ein köstlicher Blick auf das Meer, die Inseln und bis an die fernen Küsten bei Toulon gewonnen wurde.

Nachdem mich die Reisegefährten wieder verlassen hatten, suchte ich nach einem günstigen Punkt, um etwas von diesen Herrlichkeiten aufs Papier zu bringen. In einem Teil der Ruine hatte sich eine arme Familie angesiedelt. Ich klopfte mit dem eisernen Ring an die Pforte, und ein junges, hübsches Weib öffnete mir dieselbe, und ich bat sie dann um die Erlaubnis, aus ihrem Gärtchen die schöne Aussicht zeichnen zu dürfen, und stieg in dem malerisch bewachsenen alten Gemäuer und in den kleinen Anpflanzungen herum. Die Sonne schien so prächtig, und ich zeichnete im Schatten einer Gruppe dunkler Zypressen.

Wie ein seliger Traum lag blau und duftig die Küste, das Meer im zitternden Glanze der Frühlingssonne vor mir ausgebreitet, und die Abhänge, blaue Veilchenteppiche, sandten im Verein mit dem Goldlack und roten Levkoien, welche an den Schloßmauern wucherten, ihre süßen Düfte. Es war so still hier oben; ein himmlisches Paradies schien mir dies kleine, romantische Asyl armer Leute, von dem großartigen Hintergrunde umgrenzt. Die Bienen summten um die

Blumen, und ein kleines Mädchen unten im Gärtchen pflückte Zuckerschoten in ein Körbchen. Ach! dachte ich, wäre ich doch ein freier Wanderer und könnte mit meinem Bündel und Skizzenbuch dies schöne Stück Erde durchziehen und auch, wie die Bienen, die schönste Beute sammeln, ganz nur dem künstlerischen Gefühl und Bedürfnis folgend, statt Veduten zusammenzutragen und die Zeit mit Ausführung derselben zu verschwenden. Mit Widerwillen dachte ich daran, in mein unfreundliches Joch hinabzusteigen.

Nachdem ich mehreres aufgezeichnet, besah ich mir noch die Wohnstätte der Familie. Das kleine Mädchen führte mich in eine große, gewölbte Halle, deren Öffnung mit dem üppigsten Buschwerk und blühendem Geranke umgeben war. Im Hintergrunde war eine Tür, welche noch in andere, dunkle Gemächer der Ruine führte, daneben das Lager des Weibes zwischen zwei dicken, moosigen Baumstämmen, mit trocknem Laub gefüllt; darüber hing ein kleines Kruzifix und ein Weihwasserkesselchen.

Die Bewohnerin des Gewölbes hatte eben ihr Kindlein an der Brust. Der südliche Ton ihres Fleisches, wie es Palma oder Tizian malt, das dunkle Auge glückselig auf ihren Säugling gerichtet, das schwarze Haar in ein scharlachrotes Tuch gebunden, saß sie zwischen Körben mit Blumen und Salat. Im schönsten Licht, von oben beleuchtet, gab sie das köstlichste Bild in diesen zwar reinlichen aber altersschwarzen Mauern. Der kleine Wurm hatte sich jetzt satt getrunken und lag recht in seinem kleinen Seelchen vergnügt der hübschen Mutter im Schoße; beide lachten sich einander an und koseten miteinander, und ich mußte endlich auch dazutreten und mit bewundern und betrachten.

Der Mann war unten im Städtchen, er hatte Gemüse ins Hotel gebracht für die fremden Herrschaften. Die Frau in aller Mutterseligkeit vergaß doch nicht für ihren kleinen Haushalt zu spekulieren. Sie bat mich, ihr kleines Mädchen

hinabzunehmen zum Fürsten, damit diese ihr Körbchen Zuckerschoten zum Geschenk überreichen dürfe. So kam ich mit vier Zeichnungen, einem hübschen, kleinen Mädchen und frischen Schoten beladen, wieder ins Hotel, wo die Kleine freudestrahlend wieder entlassen wurde und mit festgeschlossenem Fäustchen ein Geldstück ins alte Sarazenenschloß hinauftrug.

Noch waren wir bei Tische, als uns der Markgraf von Baden mit seinem Begleiter überraschte, und wir promenierten noch in einigen schönen Gärten, wo ich zuerst die Palmen im Freien sah und außerdem Tausende von Orangenpflanzungen, mit ihren goldenen Früchten reich belastet. Von neuem fühlte ich mich von einer geheimen Sehnsucht zu den beiden deutschen Männern hingezogen, und als der Markgraf, wie absichtlich, mit mir allein einige lange Gartenwege einschlug und sich freundlich nach meinen Arbeiten, Verhältnissen und künftigen Studienplänen erkundigte, trafen mich diese Zeichen des Anteils für den jungen, nicht in seinem Elemente lebenden Landsmann wie ein warmer Sonnenstrahl eine öde, winterliche Gegend. Wahrscheinlich hatte ihm der Adjutant etwas von meiner nichts weniger als angenehmen Existenz mitgeteilt.

Als wir nach dem Hotel zurückkamen, waren die Wagen angespannt, der Markgraf nahm Abschied, und mit Schmerzen verließen wir das schöne Hyères. Auf nächster Station fanden wir unsere Reisewagen wieder und konnten nun gemütlicher weiter fahren. Es dämmerte ein schöner Abend herauf. Um neun Uhr kamen wir nach einem Nestchen, ich glaube es hieß Cornules, wo die Wagen des Gefolges aus Mangel an Pferden zurückbleiben mußten, während der Fürst mit dem General und zwei Dienern allein weiter fuhr.

Da es sehr kühl wurde, gingen wir in eine Hütte, wo wir uns zu den guten, freundlichen Leutchen um den Kamin setzten. Die alte Großmutter, zunächst am Feuer sitzend und mit der hübschen, jungen Wirtsfrau am Rocken spinnend,

plauderte freundlich mit uns. Die jungen Leute lachten und scherzten und sangen zuweilen ein leichtes, provenzalisches Liedchen; ich zeichnete schließlich die ganze Gruppe, worüber alle sehr zufrieden waren, und wobei die Mädchen sich unbemerkt eine möglichst vorteilhafte Stellung zu geben suchten. Eine alte, freundliche Dame, die Besitzerin einer schönen Villa, kam noch gegen Mitternacht dazu. Auch sie war sehr gesprächig und nötigte uns noch, bei dem herrlichsten Mondschein in ihre Villa zu kommen. Palmen und Orangen, blühende Rosenlauben und plätschernde Springbrunnen, selbst die lachenden Nymphen fehlten nicht; sie spaßten in Gestalt von Zofen der alten Dame mit einem häßlichen Affen herum, der in der Vorhalle der Villa sich aufhielt; nichts fehlte zu den Dekorationen einer „mondbeglänzten Zaubernacht der Romantik“, als ein Abenteuer, welches aber eher einem einzelnen als einer Gesellschaft begegnet. Der Glanz des herrlichsten Vollmondes war so hell, daß ich bei seinem Lichte noch unser malerisches Hüttchen mit dem Wassertrog unter Rebengeländen zeichnen konnte.

Es wurde endlich still um uns, denn die Leute verloren sich allmählich, selbst Alimann suchte sich im Reisewagen ein Plätzchen zum Schlafen, während Küchelbeker und ich an dem verglimmenden Kaminfeuer sitzen blieben, bis gegen drei Uhr die Postillione mit den Pferden zurückkamen und wir nun unsere Reise weiter fortsetzen konnten.

Gegen Mittag waren wir in Fréjus, und bald darauf zog sich die Straße im Zickzack empor und führte über das wilde Esterel-Gebirge. Auf dem höchsten Punkt, den die Straße erklimmt, lag unter hohen Bäumen ein einsames Stationshaus, wo wir unser spätes Mittagsmahl einnahmen. Der Fürst war hier schon am Vormittag gewesen. Von hier aus senkte sich die Straße allmählich, und am Abend hatten wir einen wundervollen Blick auf die fernen Seealpen, deren mächtige Schneespitzen im rosigsten Licht erglühten, während

das Land schon in grauer Abenddämmerung zu unseren Füßen sich ausbreitete.

Als später der Mond aufging, erreichten wir Cannes. Der Weg führte in der Nähe des Meeres hin, und das Rauschen seiner Brandung brachte mich in Schlaf, der nur an der französischen Grenze gestört wurde.

Um Mitternacht hielten wir vor dem Hotel des Etrangers in Nizza.

Neuntes Kapitel.

Nizza, Paris und Heimkehr.

In Nizza bezogen wir sehr bald eine Villa, welche im Tale des Paglione, unmittelbar an der Landstraße, ein halbes Stündchen vor der Stadt lag. Ich bewohnte ein reizendes Eckzimmer im zweiten Stockwerk, von wo ich das ganze Tal mit seinen Olivenwäldern, Klöstern und schönen Bergen übersehen konnte.

Das hätte nun ein köstliches Leben geben können, wären die Verhältnisse andere gewesen. Ich will über diese ganze Periode, eine der bittersten in meinem Leben, kurz hinweggehen; es war ein unwürdiger, leidvoller Zustand, dem ich nicht entfliehen konnte, in dem ich auszuhalten genötigt war, denn ich war ganz mittel- und ratlos und wußte keine Seele, die ehrlichen Anteil gezeigt hätte. Gefangen und verlassen, das war das Gefühl, welches wie Blei auf mir lag, und es war kein Wunder, wenn mich bei solchen Zuständen auch noch ein unwiderstehliches Heimweh packte, nicht sowohl nach dem Heimatsboden, als nach den Herzen, die mich liebten; denn nur wo Liebe ist, da ist die Seele daheim.

Es ist mir lebhaft in der Erinnerung, wie mich dort

mehrmals beim Erwachen ein Entsetzen durchzuckte, als die aufgehende Sonne in mein Zimmer schien. Im Traume war ich wo anders gewesen, und hier vergoldete sie eine entsetzliche Wirklichkeit.

So saß ich denn in meinem Stübchen und tuschte die Blätter in Sepia aus, die ich unterwegs skizziert hatte. Aliman hatte einen Landsmann, einen deutschen Baron, in die Kur genommen, was ihm ein Beutelchen mit Goldstücken einbrachte, die ihm später in Paris wohl zu statten kamen. Die anderen Genossen waren in der Stadt oder machten Ausflüge in die reizende Umgebung, an welchen ich nur selten teilnehmen konnte. So verlebten wir einen Monat auf der Villa bei Nizza.

Interessant war mir das Begegnen eines Malers Pezold, eines Livländers, welcher sich dem Fürsten vorgestellt hatte. Er kam aus Rom, und ich forschte nach den dortigen Kunstzuständen, die mir gänzlich unbekannt waren. Da hörte ich denn, zwar etwas ungläubig, von dem gewaltigen Regen und Ringen einer neuen Kunstrichtung, deren Ziele mir fremd und unverständlich waren. Namen wurden genannt: Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit u. a., und als gewaltige geistige Größen bezeichnet, von welchen ich noch kein Wort gehört hatte. Da ich nach Näcke, dem Landsmann, fragte, dessen letzte Arbeiten „Genoveva“ und „Szene aus Faust“ auf mich einen bedeutenden Eindruck gemacht hatten, so hörte ich von Pezold dagegen, er werde von den Obengenannten bei weitem übertroffen und gehöre durchaus nicht zu den ersten Namen jenes Kreises. Was Pezold von eignen Arbeiten vorzeigen konnte, war nicht von Bedeutung; einige mit Bleistift scharf und genau gezeichnete Porträts, mit welchen er in unserem Kreise durchaus kein Glück machte, belächelte man ebenso, wie seine Kunstansichten, welche als törichte Schwärmereien aufgefaßt wurden.

Unser Aufenthalt sollte indes früher abgebrochen werden, als vorausgesehen war. Die Nachrichten vom Ausbruch der Karbonariunruhen mehrten sich; es hieß, man wolle den König von Sardinien zum Könige Italiens ausrufen. Die Aufregung in Nizza wurde bemerkbarer. Truppen zogen in einzelnen Abteilungen an unserem Landhause vorüber, weil es in Alessandria ebenfalls bedenklich gärte, und viele Fremde reisten ab. Auch bei uns wurde nun gepackt und die Wagen, welche im Hofe standen, von einem Trupp Militär bewacht.

Diese Schutzmannschaft hatte sich die Langeweile der Nacht dadurch zu vertreiben gesucht, daß sie sich über eine Kiste feiner Weine und Liköre hermachten, welche bereits in den Wagen gebracht worden war. Sie hatten den Inhalt wahrscheinlich auf Narischkins Gesundheit geleert; und als am Morgen das Malheur entdeckt wurde, tobte der alte Korporal ganz außer Rand und Band über seine ungeratenen Söhne und fing endlich an zu weinen.

Am 14. März, es war ein grauer Tag mit Regen drohend, langten endlich abends entscheidende Nachrichten an. In Alessandria habe das Militär revoltiert, verlange Konstitution, und der König, welcher bereits Turin verlassen, sei auf dem Wege hierher, um sich nach Frankreich zu flüchten.

Auch in Nizza ward die Aufregung ärger, und man konnte stündlich einen Aufstand erwarten. Jetzt hatte Narischkin den Kopf verloren; er befahl schnell aufzupacken und Pferde herbeizuschaffen. Er lief in höchster Aufregung schnaubend und pustend durch die Zimmer; es war mit ihm nicht mehr zu sprechen. Die Pferde kamen, er warf sich in den Wagen und fuhr bei dunkler Nacht und strömendem Regen ab. Der General, ich und zwei Diener waren allein zurückgeblieben in dem abgelegenen, einsamen Hause. Es sah alles recht wüst und zerstört aus; denn es waren

Kleider, Koffer, Geräte aller Art zurückgeblieben und lagen zerstreut umher, und wir mußten so lange hier bleiben, bis es uns möglich sein würde, Pferde zu erlangen.

Es war eine unheimliche Nacht; stockdunkel, und der Regen fiel in Strömen herab. Couriere jagten vorüber, und um Mitternacht kam abermals eine größere Abteilung Truppen, welche die Straße nach Alessandria zu marschierten. Beim Rauschen des Regens war ich trotz der Aufregung doch bald eingeschlafen, und wurde früh halb sechs Uhr geweckt, um abzureisen. Ich war schnell fertig. Der General gab mir noch einen Brief an seinen Vater, da er selbst die Absicht hatte, nach Genua und weiter zu gehen, und so verließ ich das schöne, für mich aber doch recht bitter gewordene Nizza bei Sturm und anhaltendem Regen und gelangte bald über die Grenze und in das elende Nest St. Laurent, wo Narischkin bei einem Landmann sich einquartiert hatte. Ein Beamter der Douane hatte den Fürsten nebst Gefolge zu einem Frühstück eingeladen, welches nun vor der Weiterreise unter großem Zulauf der Kinder und eines Haufens Gesindel eingenommen wurde.

Unter den Callotschen Gestalten, welche sich vor dem Hause herumtrieben, war auch ein brauner Bursche von etwa vierundzwanzig Jahren. Er hatte nichts auf dem Leibe, als ein paar Fetzen, welche einst Hosen gewesen waren, jetzt aber wenig bedeckten. Ein Flickenkonglomerat stellte eine Jacke vor. So trieb sich dieser verwilderte Kerl herum und verübte allerlei Unfug. Einem kleinen Schuhputzer, welcher mit seinen Bürsten und Kasten auch vor dem Hause stand und gaffte, wo es nichts zu sehen gab, schlug dieser Strolch mit einem Prügel zu seinem Privatvergnügen so vor den Unterleib, daß das arme Kind furchtbar schreiend niederstürzte und vor Schmerz sich am Boden krümmte, wie ein Wurm. Auf sein Zetergeschrei kam zwar anderes Gesindel herbei, sah aber dem Dinge

ruhig zu. Nur eine ältere Frau sprang zornig auf den großen Lümmel los, entriß ihm den Prügel und bearbeitete damit so tapfer seinen Rücken, daß die quasi Jacke immer mehr ihrer gänzlichen Auflösung entgegenging; da aber der Bursche sich dem Weibe zu entwinden suchte, sie dagegen ihn an seiner Jacke festzuhalten bemüht war, stand sie plötzlich mit offenem Munde da, den Prügel in der einen, den Jackenfetzen in der andern Hand, wie Potiphars Frau mit dem Mantel Josephs, während der Geprügelte halbnackt entflohen war; die Jacke war — alle geworden.

Wir verließen St. Laurent und fuhren durch Olivenwälder an der Meeresküste hin und hatten bei Antibes noch einen schönen Rückblick auf die Gebirge und die herrliche Riviera.

Bei Cannes zeigte uns der Postillion eine Meierei und einige Fischerhütten am Meere, als die Stelle, wo Napoleon von Elba gelandet war.

Als es Abend wurde, lag wieder das schöne Gebirge der Esterels mit seinen wilden Schluchten vor uns. Da wir die Nacht hindurch fahren wollten, hatte Narischkin eine Eskorde Gendarmerie zur Bedeckung mitgenommen, welche den kleinen Wagenzug begleitete; und so ging es hinauf und wieder hinab, bis wir sehr spät nach Frejus kamen, endlich bei St. Lukas von der Hauptstraße ablenkten und den Weg nach Aix einschlugen, welches wir am Mittag erreichten. Der folgende Tag war trübe, kalt und stürmisch, als wir nach Avignon fuhren. Nachmittags wurde der Sturm, die Brise, die von den in Nebel gehüllten Savoyischen Alpen herblies, immer heftiger; es heulte und wimmerte, wie Jammerstimmen, über die steinicht öde Fläche, und die Postillione mußten mehrmals halten und die Pferde verschnaufen lassen. Ich saß allein in meinem Wagen, und meine Stimmung harmonierte mit

der des Wetters, denn in Aix hatte es wieder einen heftigen Ärger gegeben mit des Fürsten wüster Laune; ich fühlte mich recht unglücklich.

In Orange angelangt, wurde vom Postmeister dringend abgeraten, in der Nacht weiter zu fahren. Die Wege seien unsicher und der Sturm so heftig, daß leicht ein Unfall passieren könne. Es wurde demnach hier zu bleiben beschlossen und mir befohlen, vor der Abreise am anderen Morgen noch den Triumphbogen des Marius zu zeichnen, der unweit der Stadt an der Straße lag. Ich bat also v. Küchelbeker, mit welchem ich in einem Zimmer schlief, mich früh vier Uhr zu wecken, wenn er früher erwache als ich. Behaglich war die Aufgabe nicht, bei diesem Wetter den Versuch einer Skizze des interessanten Bauwerkes zu machen. Doch meine Lust, eine neue Zeichnung nach der Natur zu gewinnen, war stets vorhanden, und ich scheute keine Mühseligkeit.

Um vier Uhr erwachte ich nach Wunsch und eilte im halben Dunkel ins Freie. Das etwas ungeschlachte römische Altertum sah ich bald vor mir liegen, und ich zeichnete es, so gut es eben gehen wollte, mit erstarrten Fingern und nüchternem Magen. Als die Wagen aus der Stadt kamen, war ich fertig damit, stieg in meinen Kasten, wo der gute Michal mir etwas Frühstück hingebracht hatte, und jagte den anderen nach. Auch heute brauste der Nordwind sein eintönig Lied und machte die Fahrt beschwerlich, weshalb wir am Abend, wo er immer am heftigsten sich erhob, in einem kleinen Orte über Nacht blieben.

Es waren hier nur wenige Zimmer zu haben, weshalb ich mein Bett in dem Gemache, in welchem der Fürst sein Feldbett aufschlagen ließ, angewiesen bekam. Neben demselben wurde von Michal ein Tischchen mit einer gestickten, weißen Decke überzogen, ein Triptychon mit den dunkeln, byzantinischen Gestalten der Mutter Gottes und ein paar

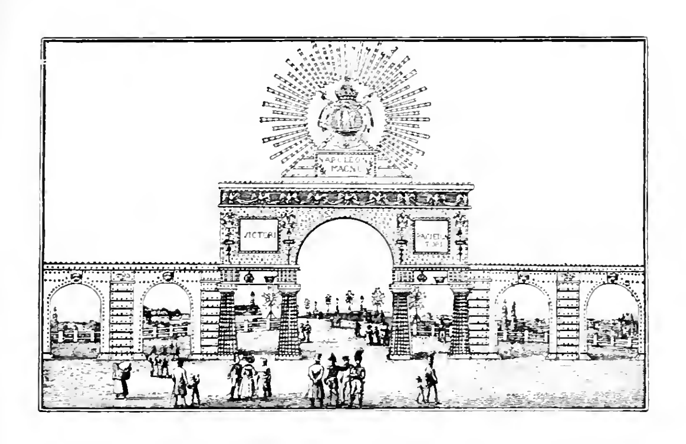
Heiliger auf Goldgrund aufgestellt und mehrere niedere Wachskerzen davor angezündet. Narischkin bekreuzte sich wiederholt sehr eilig, ließ sich ein kleineres Bild zum Küssen reichen, und damit war dieser „Hofdienst“ abgetan, und der Fetisch hatte nun die Verpflichtung, ihn für diese Nacht zu schützen. Dieser Eindruck drängte sich mir unwillkürlich auf; denn ich sah ja täglich, wie äußeres Bezeugen und innere Gesinnung im grellsten Widerspruch standen, und nur darüber war ich im Zweifel, ob der Aberglaube vielleicht ein letzter, trüber Rest von verlorener Gottesfurcht sei, oder ein trüber Anfang und Anknüpfungspunkt für etwas Höheres.

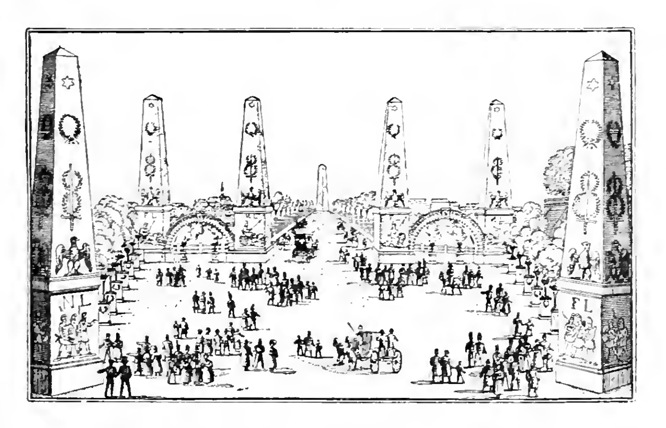
Ich schlief wenig in der Nacht, weil mich die brennenden Kerzen, die in einiger Entfernung gerade vor mir standen, blendeten, auch war der Fürst unruhig, und der arme Michal, welcher auf dem harten Boden am Fuß des Bettes lag und wie eine Ratze schlief, wurde wiederholt mit einigen kräftigen Fußtritten geweckt, um bald dies bald das darzureichen.

Bei anhaltend schlechtem Wetter kamen wir über Chalons sur Marne und Auxerre endlich nach Paris, wo wir in der Nähe des Vendome-Platzes, Rue de la Paix, ein Hotel bezogen.

Hier begann nun ein durchaus anderes Leben. Narischkin speiste täglich bei seiner Tochter, der verwitweten Fürstin Suwaroff, einer heiteren und sehr schönen Dame, während alle Herren des Gefolges dispensiert waren und Diätengelder bekamen, um zu speisen, wo sie Lust hatten. Ich hatte noch ein paar Zeichnungen zu vollenden, mit denen dann die ganze kleine Sammlung geschlossen und dem Buchbinder übergeben wurde, der ein Meisterstück seines Gewerbes in dem Einbande lieferte.

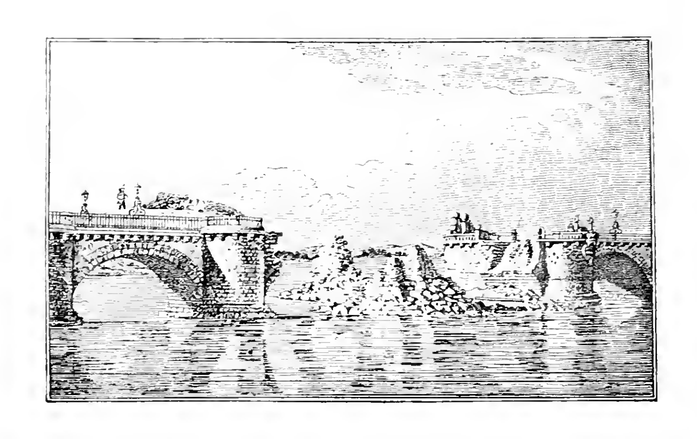
Daß ich die Kunstsammlungen im Louvre und Hotel Luxembourg so oft wie möglich besuchte, war natürlich,

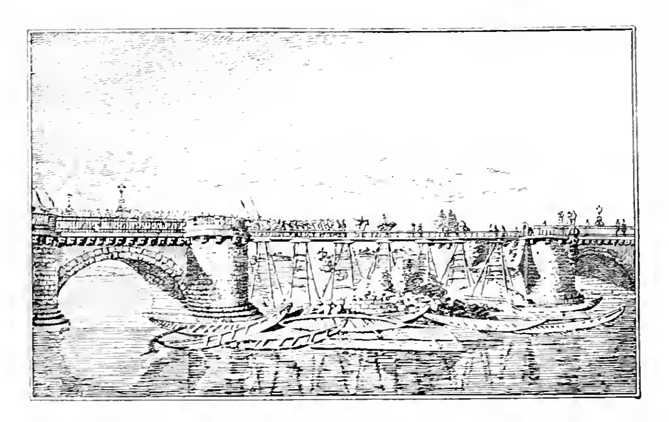




Die Dekorationen an der Elbbrücke am 18. Juli 1807 und 18. Mai 1812. (S. 18 u. ff.)

Nach einem alten Stich.





Die Dresdner Elbbrücke am 19. März und im Mai 1813. (S. 19 u. ff.)

Nach einem alten Stich.

und ebenso, daß mein Urteil noch ein sehr unreifes war. Am meisten imponierten mir die Bilder der neueren französischen Schule: „Die Horatier“, „Raub der Sabinerinnen“ und andere Darstellungen Davids aus der römischen Geschichte durch ihre lebendige Auffassung und ihr theatralisches Pathos.

Wie die Kunstmuseen zog mich das Theater an. Gleichwohl konnte ich dasselbe weniger besuchen, da mir das Geld dazu fehlte, wie ich später erzählen will. Doch sah ich den berühmten Talma in einem Trauerspiel des Racine, dessen pathetische Deklamationen zwar große Wirkung im Publikum hervorbrachten, mir aber wie greuliche Unnatur erschienen und unausstehlich waren.

Potier dagegen, der hypochondrische Komiker, ergötzte mich höchlich; besonders erinnere ich mich mit Vergnügen einer kleinen Parodie des „Werther“, dessen Nachwirkungen damals noch spukten. Diesen stellte er als einen schlaffen, sentimentalen Menschen dar, welcher wie ein gähnendes Trauerspiel unter seinen Freunden herumwandelt, sie verstimmt und langweilt, bis es ihnen gelingt, durch Herbeiführen der Katastrophe die Sache mit einem Knalleffekt zu Ende zu bringen. Werther nimmt in einem komischlangweiligen Monologe Abschied von der Welt und knallt sich endlich eine rote Brühe — damit hatten seine Freunde die Pistole gefüllt — auf seine schöne, gelbe Weste, Busenstreifen und Nasenspitze. Mit offenem Munde und klassischem Schafsgesicht steht er da, zu einem neuen Leben erwachend usw. Nikolai hatte bekanntlich seinerzeit einen solchen Schluß für den Roman vorgeschlagen und sogar bearbeitet; mit richtigem Takt brauchte der Verfasser das vorgeschlagene Motiv zu seiner Posse. Eine Verhöhnung zur Versöhnung!

Wie ich schon erwähnt habe, waren meine Arbeiten zum Abschluß gekommen, und ich hatte Zeit und Muße,

mich der Betrachtung der Herrlichkeiten zu überlassen, welche diese Weltstadt dem Fremdling in verlockendster Gestalt vor Augen bringt. Wie Rinaldo in den Zaubergärten der Armida, oder besser noch, wie Hans im Schlaraffenlande, wanderte ich herum, manchmal wie betäubt von dem bunten Glanz des Lebens, das mich auf den Boulevards und in den Hauptstraßen umstrahlte. Doch alle diese Verlockungen, denen so mancher unterliegt, der besser oder klüger war als ich, verschwendeten ihre Macht an mir vergeblich; ich war gefeit durch einen Begleiter, der mich auch späterhin eine lange Strecke meines Lebens nicht ganz verlassen hat, den ich zwar nicht erwählt, dessen ich mich sogar gern entledigt hätte, welcher hier aber Engeldienste vertrat: das war die Armut!

Das verhielt sich folgendermaßen: Narischkin hatte mir am Anfang der Reise einen kleinen Vorschuß zahlen lassen, von welchem ich nur noch wenig übrig hatte. Hier in Paris sollten wir uns selbst beköstigen und dafür Diäten erhalten. Dies war nun ganz schön, nur erhielt ich keine Diäten, oder nur dann und wann mit Mühe einige Taler. Der Fürst selbst war fast nie anzutreffen, oder er ließ sich nicht sprechen, der neue Sekretär und Kassierer, ein Herr Ducourville, zuckte die Achseln, wenn ich Geld verlangte, und klagte über leere Kasse; kurz es kam dahin, daß ich manchmal nicht wußte, wo ich mein Mittagessen herbekommen sollte. Herr v. Küchelbeker wurde in Paris entlassen, weil er in einer öffentlichen Vorlesung über russische Literatur politische Ansichten ausgesprochen hatte, die den Fürsten zu kompromittieren schienen. Dr. Alimann hatte Bekanntschaften gefunden und half sich mit der Summe durch, welche er in Nizza verdient hatte, und Herr v. Luzi war der einzige, der mir manchmal aushelfen konnte. In dieser Not hatte ich endlich nach Hause geschrieben, und der gute Vater schickte mir, was ihm gewiß schwer wurde, zehn Dukaten

zur Aushilfe. Leider aber kam der Brief nicht in meine Hände und war auch durch Herrn Ducourville im Poste-rante-Bureau nicht aufzufinden; nach Monaten bekam ich ihn nach Dresden zurückgeschickt.

So lebte ich denn sehr frugal, und um etwas Geld fürs Theater zu haben, nahm ich mein Diner in einer der vielen, kleinen Kneipen, welche damals die Höhen des Montmartre krönten, in einem halben Fläschchen Wein, Brot und ein paar Eiern bestehend. Abends, wenn es finster war, versorgte ich mich meistens mit Brot und Früchten bei einer Obsthändlerin.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die Bekanntschaft eines Landsmannes machte, eines Dresdener Malers, den ich in einem kleinen Dachstübchen aufsuchte. Es war ein talentvoller Mann, namens Beyer, der sich aber höchst abenteuerlich und kümmerlich durchgeschlagen hatte und auch später schwerlich auf einen grünen Zweig gekommen ist. Durch diesen Beyer lernte ich auch den Kupferstecher Plieninger kennen, einen Württemberger, welcher meist in Aquatinte arbeitete und damals mit den „Tageszeiten" nach Claude beschäftigt war. Es sind dies die vier berühmten Bilder, die sich ehemals in der Kasseler Galerie befanden und von dort nach Petersburg gekommen sind.

Bei Gelegenheit der Taufe des Herzogs von Bordeaux, Heinrich V., sah ich auch den König Ludwig XVIII. auf einen Augenblick, als er eben in den Wagen stieg, oder eigentlich nur seinen Revers.

Das Tauffest wurde glänzend gefeiert, und ich trieb mich besonders auf den Champs Elysees herum, wo es sehr ergötzliche Volksszenen gab; denn es waren auf dem ganzen langen Wege bis zum Arc d'Etoile Tribünen erbaut, aus welchen Röhren roten Weines flossen, welchen das Gesindel in Krügen, Töpfen, Mützen und alten Hüten auffing, sich darum drängte und balgte, und beim Trinken

im Gedränge völlig damit übergoß oder auf dem mit Wein getränkten Boden ausglitschte und die mühselig gewonnene Errungenschaft wieder verlor; kurz, es gab hier bei der französischen Lebhaftigkeit und Lustigkeit die wunderlichsten Szenen. Schade war es freilich um den Wein, von dem mindestens zwei Drittel verloren ging. In der Mitte des Weges hatten sich andere Volksmassen aufgepflanzt, welche die Würste auffingen, die in hohen Bogen wie Bomben herausgeschleudert wurden und verursachten, daß der ganze Knäuel von Menschen am Boden lag und einer dem andern die Beute zu entreißen suchte, so daß auch hier mehr verwüstet als gewonnen wurde. Schön war das nun eben nicht anzusehen, aber es machte dem Volke großen Spaß, und diese tolle Lustigkeit ergötzte schließlich auch den Zuschauer. Auf dem großen Wiesenplane, zur Seite des Weges, waren Tanzplätze, Karussells und sehr hohe, oben mit seidenen Tüchern behangene Masten aufgestellt. An einem derselben hing noch am späten Abend auf der obersten Spitze der Hauptpreis, eine goldene Uhr. Ein Bäckergeselle hing ebenfalls schon seit einer halben Stunde in der halben Höhe des Mastes, der, oben mit Seife bestrichen, immer schlüpfriger wurde und das Hinaufkommen erschwerte.

Der Bursche hatte Ausdauer und wußte sich schließlich zu helfen, indem er das Hemd mit der einen freien Hand sich über den Kopf auszog und damit die Seife abwischte. So gelang es ihm auch, das letzte, schwierigste Stück noch hinaufzurutschen, wobei ihm aber das Malheur passierte, daß die locker gewordene Hose sich abstreifte, und dem versammelten Publikum, das dem beharrlichen, kühnen Bäckergesellen mit Spannung nachsah, ein Anblick sich darbot, welcher mit einem so kolossalen, schallenden Gelächter begrüßt wurde, wie ich es später in meinem ganzen Leben nicht wieder gehört habe. Er griff nach der Uhr und

fuhr wie ein Pfeil mit derselben herab. Ausdauer behält den Preis, und das war die Moral von der lustigen Geschichte.

Mit meinen Genossen hatte ich im Mai einige Ausflüge gemacht. So sahen wir Fontainebleau. Im Schlosse wurde uns das Zimmer gezeigt, wo Napoleon I. seine Abdankung unterzeichnet und die letzte Nacht zugebracht hatte. Alles, auch das ungemachte Bett, war, wie er es vor fünf Jahren verlassen hatte.

Ein anderer Ausflug brachte uns nach St. Cloud und Versailles. Der prachtvolle Baumwuchs im Parke des ersten Schlosses ist mir besonders im Gedächtnis geblieben.

So kam die Zeit der Abreise heran. Es war allerdings die Rede gewesen, einige Wochen nach London zu gehen, jedoch mochten die großen Kosten zuletzt davon abgeschreckt haben, besonders da Narischkin, wie man erzählte, große Summen im Spiel verloren hatte. Der Fürst reiste endlich ab und nahm seinen Weg über Brüssel, während Herr v. Luzi, welcher durch den gewandten, schlauen Ducourville entbehrlich geworden war, mit mir, dem jetzt ebenfalls entbehrlichen Maler, über Nancy und Straßburg nach Bruchsal geschickt wurde, wo wir Narischkin zu erwarten hatten.

Wir fuhren an einem schönen Junimorgen die Abhänge der Vogesen bei Savern hinab in die reiche, blühende Rheinebene. Wie jubelte ich im Herzen, als wir Land und Leute so deutschen Gepräges wieder erblickten! Aus der grünen Ebene erhob sich weithin sichtbar die hohe Pyramide des Münsterturmes; wir passierten den stolzen Rhein und warteten in Bruchsal einige Tage auf des Fürsten Ankunft. Endlich kam er, aber nicht wohlgelaunt. Er hatte in Brüssel abermals eine sehr große Summe im Spiel verloren, und so ging es ohne großen Aufenthalt etwas ökonomisch und ziemlich still der lieben Heimat entgegen.

Am 23. Juni nachts kamen wir in Leipzig an und übernachteten im Hotel de Pologne. Anderen Tages, nach dem Mittagessen, wurden die Reisewagen vorgefahren, und ich sollte mich hier trennen, da Narischkin über Berlin reiste. Da ich noch den größten Teil meines Gehaltes zu fordern hatte, so war mir jetzt bei der eingetretenen Geldkalamität etwas bange, und Alimann hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Doch endete alles gut; der Fürst rief mich auf sein Zimmer, wo hundert blanke Dukaten auf den Tisch aufgezählt waren. Er übergab sie mir als mein Guthaben, sagte mir noch einige freundliche Worte und ging hinab nach dem Wagen. Auch von den anderen Reisegefährten wurde schnell Abschied genommen, und sie rollten die Straße hinab.

Da stand ich denn wieder in meinem Zimmer und mußte Atem schöpfen; ich war frei! ich war wieder frei! Ein bleischwerer Druck, der bisher auf dem Herzen gelegen hatte, war verschwunden; dazu hatte ich einen Beutel voll Gold, wie ich so viel nie beisammen gesehen, viel weniger besessen hatte. Ach, wie glücklich ich war! Ich lief in meinem Stübchen eine Zeitlang hin und her und sagte mir nur immer vor: Ich bin frei wieder frei! welch ein Glück!

Sogleich eilte ich zu einem Lohnkutscher und nahm einen Platz für den andern Morgen in seinem Wagen; denn damals machte man die Reise von Leipzig nach Dresden stets in diesen Lohnkutschen, weil die Postwagen schlechter waren und ebenso lange Zeit brauchten.

Es war der 24. Juni, das liebe Johannisfest, und damals herrschte noch die fröhliche Sitte, daß die Kinder um Blumenpyramiden tanzten — es ist ja die Rosenzeit — und die Vorübergehenden mit bunten Bändern an den Armen festhielten, wovon man sich mit einer kleinen Gabe lösen mußten. Die Pfennige oder Kupferdreier wurden in

ein Schüsselchen gesammelt, und mit dem gesammelten Schatze ein schönes Abendbrot angeschafft, ein grüner Salat mit Eiern, wohl gar Erdbeeren und Kuchen. Der Philister hat sich aber über die fröhlichen Kindergesichter nur geärgert, und so wurde das alte, hübsche Fest später polizeilich verboten. Als ich nachmittags ins Rosental spazierte, fand ich überall die lustigen, um Blumen tanzenden Kindergruppen vor den Häusern, und ich, im Gefühle meines großen Glückes, beschenkte die Anbinder zu ihrem freudigsten Erstaunen mit Silbermünze, was denn jedesmal in der kleinen Schar ein allgemeines Jubelgeschrei hervorrief.

Nach einer Fahrt von ein und einem halben Tage sah ich die lieben Eltern und Geschwister wieder. Meinen guten Papa beschenkte ich mit der goldenen Repetieruhr, welche ich vom Fürsten in seiner gnadenreichen Zeit erhalten hatte. Papa freute sich so sehr über die schöne Uhr, während ich für solche Dinge nicht das geringste Interesse besaß.

Gegen Abend aber trieb es mich sehnsüchtig nach dem kleinen Einnehmerhäuschen am Dippoldiswalder Schlage. Vetter Ephraim und seine seelensgute, heitere Frau empfingen mich so erfreut und herzlich, daß mir unendlich wohl wurde.

Mit meiner Auguste aber durfte ich ins Gärtchen gehen, wo wir lange noch in der Laube saßen, von welcher man über die Kornfelder hinweg nach den nahen Räcknitzer Höhen sehen konnte. Da gab es gegenseitig viel, viel zu erzählen, und es ist gar wohl möglich, daß wir uns auch einmal geküßt haben.

Sieben Monate hatte ich in einem Kreise zugebracht, wo jeder für sich allein besorgt war, keiner sich für den anderen interessierte, und in so liebeleerer Atmosphäre war ein Wehe über mich gekommen, das mich manchmal ganz verzweifeln machte. Nun aber schlugen wieder warme Herzen um mich, denen gegenüber ich mich geben konnte, wie ich war, und die mich lieb hatten, wie ich sie.

Glückliche Zeiten, wo man in der Regel noch nicht klug ist wie die Schlange, sondern bloß ohne Falsch, wie die Taube; wo Liebe und Vertrauen wie ein goldener Faden die Tage durchziehen und die Herzen verbinden! Das Paradies der Kindheit war von neuem gewonnen und in einem erhöheten Gefühle.

Zehntes Kapitel.

Studienzeit 1822—23.

So war ich denn wieder in der lieben Heimat und in die alten Verhältnisse bald wieder eingelebt; nur daß ich mehr Selbständigkeit erlangt hatte und über meine Zeit freier verfügen konnte.

Für mein freundliches Arbeitsstübchen konnte ich jetzt dem guten Vater einen kleinen Mietsbeitrag geben und der Mutter ein Billiges für Kost; denn wir waren vier Geschwister, welche mittags allesamt mit einem guten Appetit gesegnet um den Tisch saßen; außer mir Bruder Willibald, der jüngere Julius und Schwester Hildegard als Nesthäkchen.

Es erging ihnen, wie es mir ergangen war; es war nämlich niemals die Rede davon, was dieser oder jener werden wollte, zu welchem Berufe sie etwa Lust und Neigung hätten, auch kam keines von ihnen auf dergleichen ausschweifende Gedanken, selbst Schwester Hildegard nicht; sondern ein jedes griff seinerzeit zu Papier und Bleistift, suchte sich ein Plätzlein womöglich am Fenster und zeichnete drauf los nach irgend einem beliebigen Originale, wie dieselben in des Papas Mappen vorhanden waren. Selten konnte der angestrengte, fleißige Vater sich um uns kümmern,

selten nur eine Korrektur vornehmen. Es wurde aber im ganzen Revier gezeichnet, getuscht, gemalt, auch geseufzt und darauf mit Gummielastikum tüchtig ausgerieben, wie in der besten Akademie. Es mußte sich eben alles wie von selbst machen, und es machte sich auch.

Bei mir war es allerdings jetzt ein anderes. Ich konnte ja selbständig etwas leisten, radierte Prospekte für Papa Arnold, dessen Familie ich öfters des Abends besuchte, und verdiente durch diese Arbeiten meinen Lebensunterhalt. Die andere Hälfte meiner Zeit war den Studien gewidmet, welche mir vorderhand nichts einbrachten.

So malte ich außer ein paar kleinen Ölbildchen auch ein etwas größeres eigner Komposition, ein Motiv von Nizza, zur idealen Landschaft umgestempelt, als Staffage ein wandernder Sänger bei einer Hirtenfamilie. Es spukte nächst Claude etwas Geßner in dem Bilde; denn ich verehrte letzteren hoch, und noch jetzt erfreuen mich die beiden Quartbände seiner Idyllen, die ziemlich seltene Prachtausgabe mit den schönen Radierungen. Ich bedauerte zwar schon damals, daß in seinen so echt deutsch empfundenen Landschaften die totgeborenen Daphne's und Chloe's, Menalka's und Phyllis herumliefen, in einer Natur, in welcher sie durchaus nicht heimisch waren; aber eben diese landschaftlichen Schilderungen brachten in Wort und Bild so viel fein empfundene und reizend dargestellte Züge, die geheimen Schönheiten der Natur hatten sich ihm auf Weg und Steg so freigebig erschlossen, wie es mir bei einem älteren Maler kaum vorgekommen war. Nichts war darin Manier, nichts Nachahmung, als seine leidigen Menschen, welche allerdings aus dem Gipssaal stammten, wogegen er in dem Landschaftlichen immer ein Selbsterlebtes, Selbstempfundenes wiedergab. Man halte diese Blätter nur einmal neben das, was seine Zeitgenossen geschaffen haben, selbst solche, die er studierte, wie z. B. Ditrich oder Zingg, Aberli,

Felix, Meyer, Weirotter, Klengel, Schütz u. a., so wird man seine hervorragende Stellung nach dieser Seite mehr würdigen, als es bisher geschehen ist. Seine radierten Sachen und namentlich die genannten Blätter zur großen Ausgabe der Idyllen verhalten sich zu den obengenannten, wie Natur zur Manier, wie Poesie zur Phrase.

Die landschaftliche Naturauffassung Salomon Geßners und Daniel Chodowieckys schlichte, innerlichst wahre Darstellung der Menschen seinerzeit sind doch mit sehr wenig Ausnahmen das einzige, was man noch von den Kunstschöpfungen jener Periode genießen kann; ihr Talent brachte deshalb Lebendiges hervor, weil sie die Dinge, die sie schilderten, innerlich erlebt und mit leiblichen Augen gesehen hatten, während andere konventionellen Kunstregeln folgten.

Ich weiß wohl, es gibt höhere Kunstgebiete, viel höhere, als jene beiden eingenommen haben; allein solche können nur dann mit Erfolg erstiegen werden, wenn die Zeit dazu angetan ist. Nur im Strome einer großbewegten Zeit, in welcher ein Sehnen, Drängen und Ringen entsteht nach den höchsten Gütern des Daseins, nur in einer solchen können Geister sich entwickeln, welche die Kraft haben, die höchsten Ideen zu gestalten und den göttlichen Gestalten Fleisch und Blut zu verleihen. Das Wort muß Fleisch werden!

Außer dem genannten Bilde führte ich noch zwei große Landschaften in Sepia aus, das Paglionetal bei Nizza und eine Aussicht über Toulon und seinen Meerbusen, beide Arbeiten noch in einer weichen, verschwommenen Manier. Ich las damals im Matthisson, und dessen Sentimentalität scheint etwas angesteckt zu haben.

Den größten Teil meiner Zeit nahm aber meine Beteiligung an der zweiten Folge der Radierungen von „Dresdens Umgebungen" in Anspruch, an welchen ich das Landschaftliche und meistens auch die kleinen Staffagen machte,

während dem Vater die Architektur und das Ätzen der Platten überlassen war. Diese Tätigkeit erhielt mich auch fortwährend in Verband mit Papa Arnold, welcher, ohne jemals Worte darüber zu machen, seine volle väterliche Zuneigung mir zugewandt hatte und sich an meinem Streben und Vorwärtskommen im stillen erfreute.

Wie schon früher brachte ich wenigstens einen Abend in der Woche bei ihnen zu. Da saß nun Papa Arnold etwas abseits vom Tisch, damit ihn die Lampe nicht blende, und sah die Handlungsbücher durch, welche ein Lehrling nebst den Schlüsseln um sieben Uhr heraufgebracht hatte, horchte dazwischen auf das Gespräch am Tisch, indem er es von Zeit zu Zeit mit einem Brocken gutmütiger Ironie oder einer belehrenden Bemerkung spickte, und verzehrte im Lehnstuhl sein einfaches Abendbrot, ein kleines Schüsselchen mit gekochten Pflaumen oder einer Hafergrützsuppe. Wir anderen dagegen pflegten des Leibes bei den Fleischtöpfen Ägyptens, womit Mama Arnold den großen, runden Tisch so überreich besetzt hatte, als gelte es eine Armee zu speisen, während es doch nur fünf oder sechs Personen waren. Nach Tische brachte die freundliche Gottwerthchen Neuigkeiten aus der Handlung, besonders waren es die damals sehr beliebten Taschenbücher und Musenalmanachs mit den Rambergschen Kupfern, welche stets willkommen geheißen und mit Freuden betrachtet wurden.

Der alte Herr Fromm ließ seine Anekdoten und Neuigkeiten schnurren, wie vor Jahren, und nur der geliebte dicke Mops, welcher sich auf das Fußbänkchen gelegt hatte, gab zuweilen durch ein sanftes Schnarchen zu verstehen, daß er den Gesprächen seine Teilnahme nicht zu widmen gedenke.

Die weiten Räume des alten Hauses, das hohe Wohnzimmer mit dem Erker nach dem alten Markt hinaus, ganz einfach aber solid möbliert, die anspruchslose aber behäbige Einfachheit und Treuherzigkeit ihrer Bewohner mit ihrem

nicht kritisierenden aber genießenden Anteil an allem, was von Literatur oder Kunst ihnen nahe kam, gab mir recht das Bild schönen altbürgerlichen Lebens.

Noch anziehender, als diese Abende bei Arnolds, waren mir die Stunden, die ich nach der Tagesarbeit in dem kleinen Einnehmerhäuschen am Dippoldiswalder Schlage zubringen durfte. Vetter Ephraim wurde mir bald gewogen, und noch mehr besaß ich das Herz seiner trefflichen Frau, die ich nicht nur liebte, sondern auch oftmals bewundern mußte, wenn ich sah, mit welch gleichmäßig heiterem Mute und verständigem Verhalten sie die Launen und das despotische Gebaren ihres Eheherrn zu behandeln verstand. Denn obwohl er anderen gegenüber den Mann von feinster Manier heraussteckte, — er war ja Kammerdiener des Hofmarschalls Grafen Lohse gewesen und hatte ihm glücklich alles abgeguckt in Gang und Miene, bis auf die graziöse Art, eine Prise aus der Silberdose zu nehmen, — so ließ er doch sans gêne den alten Adam walten gegen die Hausgenossen. Nicht die leiseste Miene, noch weniger ein Wort der Einwendung gegen seine Befehle durften gewagt werden, ohne seinen heftigsten Unwillen herbeizuziehen.

Unter der Pflege dieser teils harten, teils liebevollen Zucht war Auguste herangewachsen. Die gute Muhme war ihr die liebevollste Mutter, Vertraute und Freundin; unter ihrer tüchtigen Leitung lernte sie gründlich das Hauswesen führen, lernte das stille Schaffen und unermüdliche Tätigsein im Hause, während der Vetter ihr praktische Lektionen gab nach dem Spruch: „Seid gehorsam nicht allein den gütigen und linden Herren, sondern auch den wunderlichen", und es liegt gewiß etwas den Charakter Stählendes darin, wenn ein starkes Herz sich selbst zu bezwingen gelernt hat. Vorderhand sah ich freilich nicht mehr, als daß mir einerseits Manier und Affektation, andererseits gesunde Natur entgegentrat, wie mir dergleichen mein Daniel Cho-

dowiecky in seiner bekannten Suite künstlerisch oftmals vorgeführt hatte. Augustens anspruchsloses, ruhiges Wesen, das sich doch überall resolut und heiter in praktischer Tat erwies, wurde mir immer lieber, und die Stunden in ihrer Nähe zugebracht, machten mich unaussprechlich glücklich.

Zur Sommerzeit in den Abendstunden war ich dann mit Gustchen meistens in dem kleinen Blumengarten, der hinter dem Hause lag und mit einer Laube abschloß, an welcher ein Altan, etwas erhöht, einen Blick ins Freie bot. Es führte damals nur ein sehr einsamer Fußweg an den Gärten hin, welche die Stadt an dieser Seite begrenzten, und von denen unmittelbar sich weite Kornfelder bis zu den sanften Höhen von Plauen und Räcknitz hinaufzogen. Die Einsamkeit dieses Fußpfades wurde nur zuweilen von einem seufzenden Liebhaber oder von einem glücklichen Liebespaar oder einem menschenscheuen Hypochonder und am häufigsten von der stattlichen Gestalt des rüstig einherschreitenden Oberhofpredigers v. Ammon belebt.

Wenn ich jetzt in jene Gegend komme und die Stelle suche, wo ich so glückliche Stunden zugebracht habe, so finde ich alles bis zur Unkenntlichkeit verändert. Prachtgebäude, schöne Villen mit Gärten, lange Straßen überdecken die Fluren, wo die Felder sich breiteten, und das Zischen, Brausen und Pfeifen der Lokomotiven vom Bahnhofe sowie das Rollen ab- und zufahrender Wagen, das Strömen bunter Menschenmassen haben schon längst den stillen Frieden vertrieben, der sich so freundlich hier gelagert hatte.

Hier also auf der Bank am Garteneckchen saßen wir so manche liebe Stünde, Gustchen mit einer Arbeit beschäftigt, ich plaudernd oder etwas vorlesend. Sie erzählte, wie ihre Eltern, die ein Landgut in der Niederlausitz gepachtet und große Not in den schweren Kriegsjahren erlitten hatten, beide schnell hintereinander gestorben waren. Sie wurde als vierjähriges Kind nach Dresden gebracht, wo der Vetter

und die Muhme, da sie kinderlos waren, die kleine Waise an Kindes Statt annahmen und gewissenhaft für ihre Erziehung sorgten.

Ich dagegen brachte wohl zuweilen etwas von meinen Reiseerlebnissen in Frankreich vor, erzählte ihr, wie schon mehrere meiner Studiengenossen nach Italien gezogen seien, andere ihnen bald folgen wollten, wie für mich aber keine Möglichkeit vorhanden sei, dies Land der Künstlersehnsucht je zu sehen. Ach, und wie groß war die Sehnsucht danach! Gerade weil ich nicht die mindeste Aussicht hatte, den Gedanken an die Möglichkeit nicht einmal hegen durfte, gerade dadurch wurde der Stachel nur schärfer. Ich las Stolbergs und der Elise von der Recke vielbändige Reisen nach Italien, und fand zuletzt in Friedländers Schilderungen und dem von den jüngeren Künstlern besonders geliebten Reisebuch des Kephalides nur neue Nahrung meines Kummers. So glich ich dem Hungernden, welcher den Bratengeruch, der das Haus durchduftet, mit Wollust einschlürft, obschon der Braten selbst nicht für ihn, sondern für andere bestimmt ist. Gustchen beklagte, daß die goldene Märchenzeit vorüber sei, wo man sich doch mit der Hoffnung tragen konnte, einer guten Fee oder reichen Zwergen zu begegnen, die mit leichter Mühe ein übriges tun konnten. Es schien, als solle mir dasselbe Geschick erblühen, welches des guten Vaters eifrigstes Streben zur Erschöpfung gebracht hatte: ein vergebliches Abmühen an Arbeiten, welche zu unkünstlerisch waren, um die Kräfte zu entwickeln, zu beschränkt, um nur die vorhandene Kraft völlig zu verwenden.

Indes die Jugend hat einen guten Magen und verdaut vieles, wenn sie, nicht zum Reflektieren geneigt, den guten Mut und die Sorglosigkeit wieder obenauf bringt. Ich radierte meine Prospekte und stahl dieser handwerksmäßigen Tätigkeit so viel Zeit als möglich ab, um wenigstens nebenbei zum Studieren nach der Natur und zum Malen zu kommen.

Die Kunstausstellung im Sommer 1822 brachte einige kleinere Gemälde aus Rom, die einigen Aufschluß gaben über die neue Richtung, welche die junge Generation eingeschlagen hatte. Für mich waren von besonderem Interesse ein Bildchen aus der Campagna di Roma von Götzloff und Bilder von Klein und Catel. Der Unterschied dieser Produktionen gegen Klengel, Klaß, die Fabers war überraschend; ein Verschmähen der bisher geltenden Kunstrezepte und Regeln, aber ein um so strengeres und höchst liebevolles Anschließen an die Natur, geadelt durch ein gewisses Stilgefühl, welches sie den ältesten Meistern abgelernt hatten.

Eine große, bewunderungswürdig ausgeführte Landschaft von Rhoden, im Besitz des Herrn v. Quandt, erregte bedeutendes Aufsehen. Der alte Veteran Klengel, welcher, durch Gicht gelähmt, die Ausstellung nicht besuchen konnte, ließ sich durch seinen Schüler das vielbesprochene Bild beschreiben; aber als dieser ihm von den prachtvollen Gruppen immergrüner Eichen und Pinien erzählte, von den Büschen blühenden Oleanders und den mit Goldfrüchten beladenen Orangen, da rief der Alte erschrocken: „Jetzt hören Sie auf, ich brauche nichts weiter zu hören!“ Ein solches Eingehen in die charakteristischen Einzelheiten der Pflanzenwelt war ihm ein Greuel, da sein „Baumschlag“ für den ganzen Linné ausreichen mußte.

Oehme hatte auf derselben Ausstellung ein Gemälde in Friedrichs Art gedacht und gemacht. Ein nebliger Wintermorgen; aus einer gotischen Halle sah man auf einen beschneiten Klosterhof, wo ein Zug Mönche einen Sarg nach der erleuchteten Pforte einer alten Kirche trug. Eine zweite Landschaft, eine Partie aus Maxen, hatte er für Major Serre gemalt. Maxen war ja lange Jahre ein Sammelort interessanter Persönlichkeiten und künstlerischer Kräfte, und Oehme mit der Familie Serre wohl bekannt und durch seine liebenswürdigen, geselligen Talente ein sehr gern gesehener Gast.

Ersteres Bild, der Klosterhof, erregte die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Friedrich August, und er ließ nach dem Preise des Gemäldes fragen; Oehme aber hatte die Absicht, es dem Prinzen zu verehren als Erstlingswerk, mit welchem er seine neue Laufbahn eröffnen wollte. Der Kronprinz nahm den talentvollen „ersten Versuch“ freundlich an und bestimmte dem Künstler ein Reisegeld nach Italien auf mehrere Jahre und bot ihm so die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung. Der Glückliche packte seinen Koffer und zog nach Rom!

Es war unter den jungen Malern, die allabendlich in einem gemeinsamen Vereinslokale lustig und strebsam verkehrten, ein Regen erwacht, eine Sehnsucht nach dem goldenen Süden, wie nie zuvor. Alle wollten das neue Licht an seiner Quelle schauen, es war, als strömte ein wundersames Pulsieren aus der so fernen Alma Roma in alle jungen Herzen, und von einer Sehnsucht, einem begeisterten Zuge wurden sie ergriffen, wie die Wandervögel, wenn der Frühling kommt.

Von Dresden waren bereits die Mecklenburger Schumacher und Schröder, der Hamburger Flor, der Meininger Wagner und Dräger aus Trier abgereist; Oehme und der Landschaftsmaler Heinrich folgten. Auch Lindau und Berthold aus Dresden hatten dem allgemeinen Zuge nicht widerstehen können und waren mit wenigen Talern in der Tasche, man sagte zwanzig bis dreißig, den weiten Weg nach Rom per pedes apostolorum gewandert. Meist bei gutherzigen Bauersleuten nach angestrengtester Wanderung einkehrend, von Brot, Früchten und Milch sich nährend, hatten sie das Ziel erreicht. Berthold büßte freilich die übergroßen Strapazen bei Einsiedlerkost mit dem Leben; der Ärmste starb bald nach der Ankunft am Ziel seiner Wünsche an der Abzehrung und liegt an der Pyramide des Cestius begraben.

Ich kannte nur wenige dieser jungen Künstler und stand ganz außerhalb ihres heiter belebten Kreises. Der Vater, ein Feind alles Extravaganten, wollte weder von der neuen Richtung und noch weniger von diesen Persönlichkeiten wissen, welche in altdeutschen Röcken, Sammetbaretts, langen Haaren und Halskrausen, mit schweren Ziegenhainern in und Fechthandschuhen an den Händen sehr auffallende Erscheinungen waren, deren phantastisches Auftreten dem ehrsamen Bürger ein Lächeln abnötigte, wenn sie nicht gar als Greuel und Scheuel von ihm betrachtet wurden.

Ich selbst hatte nur zu lebhaft das Gefühl, daß ich noch gar nichts könne, daß ich nichts sei, als ein Prospektenschmied, welcher in einer ziemlich geschmacklosen Manier für den Bedarf des Buchhandels arbeite und prädestiniert sei, dabei zeit seines Lebens zu bleiben. Hätte nicht ein etwas in mir sich geregt, eine Ahnung von dem, was wahre Kunst sei, und eine stille Hoffnung auf irgendwelchem Wunderwege zu ihr zu gelangen, hätte ich mich in meinen bisherigen Leistungen als an meinem Platze geführt, so würde ich mich nicht gescheut haben, mit jenem Kreise Verkehr zu suchen. Jetzt aber stand ich schüchtern und beschämt zur Seite. Niemand von ihnen kannte mich, ich nur wenige und ohne näheren Verkehr.

In einer Kunsthandlung sah ich einst ein Heft radierter Landschaften von Erhard, welche eben herausgekommen waren. Diese Blätter gefielen mir überaus, und ich kaufte sogleich, was ich von diesem Meister vorfand. Seine Art war mir verständlicher, als Waterloo, Both und Swanevelt. Alles und jedes wußte er mit feinster Charakteristik hinzustellen, aus jedem Striche leuchtete ein liebevolles Verständnis der Natur, ein treues Nachempfinden jeder Schönheit und Eigentümlichkeit bei reizend lebendiger Behandlung. So wollte ich auch die Natur studieren, und ich nahm die Blätter in meine Mappe und wanderte sogleich damit nach Loschwitz. Der einsame, kleine Ziegengrund mit seinen Abhängen und

den schönen Buchengruppen gab nun herrliche Motive und Studien, wobei die Erhardschen Blätter betrachtet und ähnliche Gegenstände mit der Natur verglichen wurden. So hatte ich in diesem kleinen Kunstbesitze gewissermaßen einen Lehrmeister gefunden, welcher mir von großem Nutzen war und mich recht wesentlich förderte.

Der Winter von 1822 zu 1823 kam und ging vorüber unter Vollendung des zweiten Bandes der Ansichten von Dresden und seiner Umgebung, welchem noch fünf größere Kupferplatten von der Bastei und Rathen folgten, die im Frühjahr fertig wurden.

Dem kleinen Einnehmerhäuschen lenkten sich so oft wie möglich und schicklich am liebsten meine Schritte zu. Das geordnete, saubere Stilleben des Hauses, in dem das heitere, treuherzige Gustchen waltete und alles so schmuck erhielt, war und blieb mein heimliches Paradies. Manchen schönen Maiabend brachten wir wieder im Gärtchen zu, wo bereits unzählige Rosenknospen aus dem Blättergrün hervorschimmerten, weiß und rot, und wo wir zusammen unsere Pläne für den Sommer besprachen, als urplötzlich — keine schöne Fee, sondern der gütige Papa Arnold eine totale Veränderung der ganzen Szene hervorrief.

Die Arbeiten für ihn waren beendigt, die Aufnahme derselben im Publikum eine überaus günstige und deshalb lohnende für den Verleger. So kam denn eines Vormittags der gute Papa Arnold zu uns, besprach mit dem Vater noch einige nachträgliche Korrekturen an dem Werke, erzählte von dessen glücklichem Erfolge und fügte endlich freundlich hinzu, nun müsse auch für mich etwas getan werden. Ich müsse Gelegenheit bekommen, mich weiter auszubilden, und da er wisse, wie mein Sehnen auf Rom gehe, so möge ich recht bald mein Bündel schnüren und ihm die Sorge für das Reisegeld überlassen. Ich horchte hoch auf, wurde bleich und rot und drückte ihm, im ganzen Gesichte vor Freude

strahlend, beide Hände; o wie glückselig! während mir die Tränen über die Backen liefen. Worte hatte ich nicht, oder ich stotterte nur ein Weniges hervor; aber wie glücklich er mich machte, sah er mir an und bedurfte gewiß keines anderen Ausdrucks. „Ja, wissen Sie was, lieber Freund," fing er wieder an, „wir machen das so: ich gebe Ihnen vorderhand 400 Taler jährlich, und zwar in vierteljährlichen Raten, und das wollen wir einstweilen auf drei Jahre festsetzen; so können Sie in Ruhe studieren, und das Weitere wird sich finden."

Das sagte er alles so schlicht und herzenswarm, wie es immer seine Art war, und wenn ich heute, nachdem ein halbes Jahrhundert seit jener Stunde verflossen ist, daran zurückdenke, so bewegt sich mein Herz von innigstem Danke erfüllt, von Dank gegen ihn, der auf so edle Weise meiner gesamten Kraft Luft schaffte, sich frei zu gestalten, und von Dank gegen Gott, der ihn mir geschickt hatte als meinen Helfer.

Ich war mit einem Schlage frei von dem Druck ägyptischer Dienstbarkeit, die hoffnungslos auf meinem Leben lastete und den eingeborenen Trieb nicht nur hemmte, sondern mit der Zeit zu vernichten drohte. Mit einem Zuge war der Vorhang weggeschoben, und der selige Blick sah das gelobte Land vor sich liegen, das Land einer bisher hoffnungslosen Sehnsucht, wohin der Weg nun gebahnt war. Nun durfte ich hoffen, einst auch anderen gegenüber das im Grunde der Seele schlummernde stolze Wort auszusprechen: „Anch' io sono pittore!"

Vater Arnold verließ mich freundlich und innerlich erfreut, er hatte ja einen jungen Mann unausdenklich glücklich gemacht, und ich war wie betäubt und wußte lange nicht den Wechsel zu fassen. Welche Freude gab es nun in der ganzen Familie über dies mein Glück! Wenn mir die Psalmen damals bekannt gewesen wären, so hätte ich wohl

8*

den besten Ausdruck für meinen Zustand in dem 126. finden können:

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
so werden wir sein wie die Träumenden.
Dann wird unser Mund voll Lachens
und unsere Zunge voll Rühmens sein.
Da wird man sagen:
Der Herr hat Großes an uns getan;
des sind wir fröhlich!"

Elftes Kapitel.

Nach Rom!

Von meiner lieben Auguste hatte ich tags zuvor Abschied genommen. Sie weinte heiße Tränen über die bevorstehende langjährige Trennung, während ich von dem Gedanken, an das Ziel meiner Wünsche, nach Rom, zu kommen, so eingenommen war, daß in meinem Herzen ein fortwährendes Jubilieren herrschte, welches eine tiefergehende Rührung nicht wohl aufkommen ließ.

Ich ging also am andern Tage nachmittags zur Post. Der Vater und Ephraim Böttger begleiteten mich dahin; der Koffer wurde auf das große Ungeheuer, was die damaligen Postkutschen waren, aufgepackt, und der Kondukteur fragte, ob er nicht mein altes, schäbiges Ränzchen mit dazulegen solle, damit ich im Wagen nicht davon belästigt werde. Ich übergab es ihm ebenfalls, ohne daß es im Postschein als aufgegebenes Gepäck verzeichnet war. Und nun ein kurzes, bewegtes Lebewohl, und fort ging es.

Es war nach Mitternacht, als der große Kasten in Zwickau ankam und die Passagiere aussteigen mußten. Schlaf-

trunken gehe ich in die Poststube, während die Pferde umgespannt werden, was ziemlich lange währt. Endlich geht es wieder in die Nacht hinaus, und ich schlafe, bis der Morgen zu grauen beginnt, wo ich bemerke, daß nicht nur die Pferde, sondern auch der Wagen gewechselt worden war.

Von Hof aus, wo wir am Vormittag anlangten, sollte nun die Wanderschaft zu Fuße angetreten werden, worauf ich mich sehr freute. Aber dieser Freude schob sich gleich beim Beginn der Römerfahrt unerwartet ein Riegel vor, dem fortwährenden inneren Jubel ward ein Dämpfer aufgesetzt. Vor dem Posthause in Hof wurde mein Köfferchen abgepackt; aber es fand sich das Ränzchen nicht, in welchem meine notwendigsten Utensilien, Skizzenbücher, Farben und außerdem die Hälfte meines Reisegeldes sich befanden. Welcher Schrecken! Eingeschrieben im Postschein war es nicht, die Post brauchte also nichts zu ersetzen. Was machen? Ein Postbeamter fragte, welcher Kondukteur mir das Ränzchen abgenommen und den Wagen bis Zwickau gebracht habe. „Das war der lange Kaiser“, sagt ein Postillion. „Ja, wenn's der war,“ sagt ein anderer, „dann erklärt sichs; vor vierzehn Tagen fehlte einer Kammerjungfer die Schachtel mit Silberzeug, die er auch in Verwahrung genommen hatte; bei dem is es nich richtig.“ Ich war wie vom Donner gerührt über den so unglücklichen Anfang meiner Reise und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht besser auf mein Eigentum geachtet habe. Endlich fiel mir ein, daß Böttger, welcher auf dem Dresdener Postamte wohl bekannt war, es gesehen habe, wie der lange Kondukteur das Ränzchen mir abgenommen und verwahrt hatte. Ich schrieb ihm sogleich mein gehabtes Unglück und bat ihn, Nachforschung zu halten und mir dann nach Hof Nachricht zu geben.

So mußte ich nun mehrere Tage in dem langweiligen Städtlein liegen bleiben und vorerst auf Antwort warten. Es war in meinem Innern nach so hochsteigender Flut ur-

plötzlich eine große Ebbe eingetreten. Ich fühlte mich auf einmal recht allein und verlassen, allen denkbaren Unbilden als ein sehr Unerfahrener preisgegeben, und so auf einmal ernüchtert, trat der Schmerz der Trennung von allen, die ich liebte, welcher bisher vom innern Freudenjubel übertönt worden war, mächtig hervor. Ich strich in der Gegend umher; die öden Höhen um Hof boten nichts Malerisches; sie sahen mich recht melancholisch an und waren nicht geeignet, mich zu zerstreuen, oder meine innere Trauer zu verscheuchen. So hatte ich mich denn auf einen Hügel gesetzt und sah in die eintönige Landschaft hinaus. Ich hatte ein Bändchen Plutarch in der Tasche und wollte mein Herz stärken an einem der edlen Stoiker, die mich immer so besonders angezogen hatten. Dies konnte mich jetzt aber durchaus nicht mehr fesseln. Warum soll ich denn meinen Schmerz verbeißen, wenn er einmal da ist? fragte ich mich; eine stoische Ruhe wäre jetzt Affektation, wäre eine Lüge; ich habe auch gar keinen Grund zur Ruhe, wohl aber Grund zum Schmerz; und so schob ich meinen Philosophen in die Roktasche, überließ mich meiner Trauer, und die Tränen tropften ins Gras, auf welches ich mich gestreckt hatte. Ich kehrte mit erleichtertem Herzen ins Städtlein zurück und harrte des Briefes, der endlich auch ankam und mir meldete, daß man bisher zwar noch nichts aufgefunden, daß ich aber in Nürnberg nochmals auf der Post nachfragen möchte; und so zog ich denn von Hof fort und marschierte gen Nürnberg.

Mein erster Gang war dort in das Postamt. Ein Schaffner führte mich in die Gepäckzimmer, und siehe, mein Herz jubelte, das verlorene Schaf, mein schäbiges, altes Schulränzel, lag da unter anderem Gepäck am Boden, dick vollgestopft, wie ich es aufgegeben hatte; und obwohl es nur zugeschnallt war, so fand sich alles richtig darin, vor allem meine so nötigen fünfzig Taler.

Ich erinnere mich nicht mehr, welchen Eindruck das

herrliche alte Nürnberg auf mich damals machte, auch habe ich mich nicht lange dort aufgehalten. Den Maler und Radierer A. Klein besuchte ich noch, welcher auf der Feste am ersten Eingangstore in einem sehr altertümlichen Hause wohnte, und der sehr bescheidene, freundliche Mann zeigte mir all seine schönen Sachen. Besonderen Eindruck machte mir die Wohnung selbst; es sah dort recht Dürerisch aus, und aus den breiten Fenstern hatte man den herrlichsten Blick in das weite Land.

Mit einem Lohnkutscher fuhr ich nach München. Von der Anhöhe bei Freising erblickte ich schon in weiter Ferne die ganze Kette der Alpen, die am Horizont so sehnsüchtig blau auftauchten, daß deren Anblick mich völlig elektrisierte. München sah damals noch sehr unscheinbar und altfränkisch aus, es hielt mich nur einen halben Tag.

Am anderen Morgen nahm ich mein Ränzel auf die Schultern und wanderte im Eilschritt über die öden Flächen den lieben Alpen entgegen, deren Berge allmählich näher und näher traten. Ein Student und desperater Fußgänger hatte sich unterwegs mir angeschlossen, und so kamen wir, als es schon abendlich wurde, nach Tegernsee, ein Weg von zwölf guten Stunden. Obwohl schon sehr ermüdet, wollte ich noch Schliersee erreichen, welches nur eine Stunde entfernt sein sollte. Der etwas beschwerliche Bergweg erschöpfte aber meine Kräfte, und es war dunkle Nacht, als ich mich an dem Tische im Wirtshause ausruhen und ein Abendessen bestellen konnte; denn ich hatte den ganzen Tag noch nichts als Bier und Brot genossen. Endlich wurde Suppe und Braten aufgestellt; aber ich war fast bewußtlos vor Ermüdung und konnte keinen Bissen anrühren; ja die Beine waren steif und angeschwollen, so daß mich die Kellnerin auf mein Stübchen ins Bett bringen mußte, wo ich auch sogleich einschlief.

Die Morgensonne endlich weckte mich aus einem Todes-

schlafe. Ich wollte nun aufspringen, aber siehe da, es war nicht möglich, die Beine zu bewegen; mit Schrecken entdeckte ich, daß die Muskeln als ein hochrotes Band sich auf den Schenkeln abzeichneten, also sehr entzündet waren. So mußte ich denn abermals liegen bleiben, wo die Bergfreude angehen sollte. Draußen glänzte die Sonne und sangen die Vögel, und ich lag wie angeschraubt im Bette. Die freundliche Kellnerin brachte mir nun Blätter vom Fliederstrauch, die ich auflegte, und welche die Entzündung auch sehr milderten, so daß ich am späten Abend in Hausschuhen und auf einen Stock gestützt bis zum See humpelte; denn es war Johannistag, und ein mächtiger Holzstoß war am Ufer angezündet worden, der prächtig in den See und in die nächtlichen Gebirge hinausleuchtete. Überall von den Almen glänzten ebenfalls Johannisfeuer herunter, und hier am Ufer hatte sich jung und alt versammelt; die Jungen sprangen hie und da durch die Flammen und jodelten lustig herum.

Die folgende Nacht hatte sich nun die Entzündung ganz gelegt, und die Fliederblätter hatten mich wieder auf die Beine gebracht, welche ich allsogleich auch brauchte und nach dem Wendelstein steuerte. Als ich die Sennhütte erreicht hatte, hob sich die kahle Felspyramide vor mir in die Höhe, und ein ganz schmaler Pfad führte an der mächtigen Wand hinauf. An zwei Stellen mußte man sogar einen Sprung über die greuliche Tiefe wagen bis zu dem gegenüberstehenden Felsabsatze, doch klomm ich bis zur Spitze, wo ein kalter Wind mich heftig anblies. Ich legte mich eine Weile in das kleine Holzkapellchen, welches da oben stand, und verschnaufte. Der Wind schien heftiger zu werden; ich trat nun heraus mich umzuschauen und sah, daß das Wetter sich zu ändern begann. Über einem Teile der zackigen Häupter dieser unzählbaren Bergriesen, welche blau vor mir und unter mir lagen, türmten sich schwere Wolken-

massen, umzogen sehr schnell die Gipfel und senkten sich allmählich immer tiefer herab. Der Wind sauste heftiger, und da ich gehört hatte, der Felsenweg sei nicht ohne Gefahr, wenn bei schnell einbrechenden Wettern der Berg sich in dichtes Gewölk einhülle, so eilte ich, so schnell es gehen wollte, den schlimmen Pfad wieder hinab. Schon dröhnte der Donner in den Bergen, der Sturm erhob sich, und noch lag die Alpe sehr tief und klein unter mir, während die dunklen Wolken bereits die Spitze des Wendelsteines umhüllt hatten und sich an den grauen Wänden tiefer und tiefer herabsenkten. Jetzt krachten Donnerschläge ganz nahe, Blitze leuchteten in das eigentümliche Helldunkel der grausig schönen Berglandschaft hinein, und große Tropfen begannen zu fallen. Glücklicherweise hatte ich den Fuß der Wand erreicht, und in Sprüngen rannte ich die Hügel hinab nach einer der Sennhütten. Noch ein Dutzend Schritte davon, brach die Sündflut los, man sah nichts mehr, als gerade herabströmendes Wasser, vom Blitzlicht grell durchglänzt, und hörte sein mächtiges Rauschen von schmetternden Donnerschlägen übertönt.

Atemlos stürze ich in die Hütte und werfe mich auf einige Heu- und Laubbündel an die Erde. Ein altes Weib, das auf dem Herde saß, machte Gebärden des Erstaunens und zeigte hinaus und nach oben; denn sprechen konnte man nicht wegen des Tobens der Elemente, die ich in solcher Entfesselung noch nie gesehen hatte. Der Regen trommelte und rasselte auf das Schindeldach; bald strömte er an vielen Stellen hindurch, und ich mußte mein Lager deshalb mehrmals ändern. Die Alte setzte an die gefährdeten Stellen Schüsseln und Mulden, um die Überschwemmung im Innern abzuhalten, und kehrte dann auf ihren Herdsitz zurück, wo sie wieder ihren Rosenkranz nahm und betete. Doch ärger und ärger wurde das Toben. Da nahm sie eine Schachtel vom Gesims, holte ein paar kurze, schwarze Wachslichtchen

heraus, zündete diese an, nahm trockene Kräuter und warf sie, Sprüche murmelnd, in das Herdfeuer, von wo aus alsbald ein dicker Dampf den ganzen Raum erfüllte. Von mir hatte sie noch keine Notiz genommen. Es war eine wunderliche Szene

Endlich dröhnte der Donner ferner, der Regen strömte nicht mehr mit der vorigen Heftigkeit, ich kam nach dem heftigen Sturmlauf auch wieder zu Atem, und es wurde möglich, mit der Alten zu reden, bei der ich nun nach einem Abendbrot fragte. Nach Verlauf einer Stunde war denn auch für meinen ausgehungerten Magen ein großer Eierschmarren gebacken, und tüchtig ermüdet, wie ich war, suchte ich bald mein Lager auf dem Heuboden, bestehend in einem großen Laubsack, auf welchem ich den köstlichsten Schlaf genoß.

Als ich am anderen Morgen die Alm verließ und eine wilde Felsschlucht hinabstieg, sah ich erst, wie toll das gestrige Unwetter gehaust hatte. Ganze Reihen von Tannen und Fichten waren samt der Erdschicht, auf welcher sie eingewurzelt waren, von den steilen Felswänden herabgestürzt und lagen drei- und vierfach übereinander geschichtet am Fuße derselben. Es war eine mühsame Kletterei, um durch diese Zerstörung hinabzukommen; mittags war ich indes in Rosenheim, und anderen Tags kam ich an das vorläufige Ziel meiner Wünsche, nach Salzburg.

Zwölftes Kapitel.

Salzburg und Fortsetzung der Reise.

Hier wollte ich nun einen längeren Aufenthalt nehmen und sah mich deshalb nach einer Privatwohnung um, die mein gutes Glück mich auch bald am Markte finden ließ. Die Besitzerin des Hauses war Witwe. Therese, Elise und

Marie hießen ihre heiteren, gutherzigen Töchter, und Turmwieser der Bewohner des ersten Stockes, Priester und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium. Der Mittagstisch führte uns alle zusammen und meistens auch der Abend. Alle miteinander waren die heitersten, herzlichsten Menschen, wie ich sie gar nicht besser hätte finden können, dabei das ganze Hauswesen so sauber, gemütlich, einfach, bürgerlich, die Kost vortrefflich und für mich sehr billig, denn ich zahlte für alles wöchentlich nicht viel über einen Dukaten.

Ich war gleich in den ersten Tagen hier wie zu Hause. Die Töchter wetteiferten, mir jeden Wunsch an den Augen abzusehen, und der gute Professor war überglücklich, einen Maler gefunden zu haben, der sein lange gehegtes Verlangen befriedigen konnte, einige seiner geliebten Berge genau zu konterfeien. Denn Turmwieser war der eifrigste Liebhaber seiner schönen Salzburger und Tiroler Berge und ihre Vermessung, Besteigung und geognostische Untersuchung seine liebste Beschäftigung. Wenn er von dem Großglockner sprach, nahm seine Stimme einen Ton der Ehrfurcht an, wie die Newtons, wenn er den Namen Gottes nannte. Sonntags las er in Leopoldskron die Messe, ich begleitete ihn, und dann durchstöberten wir die Säle und Zimmer des öden Schlosses nach Gemälden, die in der eingeschlossenen Luft halb vermodert an den Wänden hingen. Außer großen Rosa di Tivolis fand ich eine schöne Landschaft von J. Both. Oft begleitete er mich auf meinen Ausflügen, und ich konnte ihn dann mit der genauen Zeichnung eines seiner Lieblingsberge belohnen.

Da mich in der ersten Woche das schönste Wetter begünstigte, so benutzte ich die Tage sehr fleißig; von früh vier bis abends sieben oder acht Uhr zeichnete oder malte ich. Am häufigsten saß ich arbeitend auf dem schönen Mönchsberge mit seiner alten Feste, den schattigen Lindengruppen

und dem Ausblick auf den Kranz der schönsten Berge, welche in weitem Bogen die Salzach umziehen.

Die Abendstunden waren hier oben besonders köstlich, wenn der Geisberg, das ferne Tännengebirge und die Pyramide des Watzmann im rosigsten Glanze vor mir lagen, die blühenden Linden ihre süßen Düfte hauchten und ein Abendlied von den ungarischen Reitern geblasen aus der Stadt herauftönte. Dann schloß ich wohl meine Mappe und las den lieben Brief zum wievieltesten Male, den ich in Salzburg von Gustchen bekommen hatte, und meine Seele war zu Hause bei den Meinigen und bei ihr.

Ende des Monats unternahm ich noch einen mehrtägigen Ausflug nach Berchtesgaden. Als ich abends im Wirtshause saß und das Fremdenbuch mir vorgelegt wurde, las ich mit besonderer Bewegung: „P. Cornelius, Direktor der Münchener Kunstakademie, am 18. Juli eine Nacht hier gewesen.“ Ich hatte ja noch gar nichts von Cornelius gesehen, wohl aber von jüngeren Genossen gehört, er sei der gewaltige Chorführer und Bahnbrecher einer neuen, großen Kunstrichtung.

Nun wäre es beinahe geschehen, daß ich dem großen Meister begegnet wäre; nur einige Tage lagen zwischen unserem gemeinsamen Aufenthalt. Wie doch ein bloßer Name wecken kann! Ich bekam große Sehnsucht nach Rom.

Am anderen Morgen war es trübe, und es regnete, was mich aber nicht abhielt, in der Ramsau einige großartige Gebirgsmassen aus einem Feldkapellchen am Wege zu zeichnen. Das Nebelgeriesel ließ die Umrisse der Gebirge nur um so einfacher und größer hervortreten.

Auf dem Hirschbühel erkundigte sich etwas barsch der Zolleinnehmer, als er meinen Paß ansah, ob Dresden in den kaiserlich österreichischen oder bayrischen Staaten liege; außer diesen beiden Staaten schien ihm alles Türkei. In Lofer übernachtete ich, und der Paß mußte abermals dem

Herrn Pfleger vorgelegt werden. Hier fand ich aber Interesse für meine Vaterstadt vor. Der Herr erkundigte sich nach seinen Jugendfreunden Theodor Hell und Karl Maria v. Weber, über die ich denn, besonders über ersteren, genügende Auskunft geben konnte. Auch seine Gattin erschien und nahm teil an unserem Gespräch, und ich erfuhr, daß sie unter dem Namen Friedericka Susa in die Abendzeitung schreibe und also auch mit meinem lieben Papa Arnold im Verkehr stehe, dessen Lieblingskind die Vespertina war.

Nach fünftägiger Wanderung bei ziemlich schlechtem Wetter kam ich nach Salzburg zu meinen gemütlichen Wirtsleuten zurück mit neu erwachter Sehnsucht nach Rom und dem heftigen Verlangen, meine Kräfte an einer größeren Arbeit zu erproben; auch hatte sich der Wunsch nach einem treuen Reisegefährten recht fühlbar gemacht, den ich schon vorher oft empfunden hatte. Ich hatte mich während meines Aufenthaltes in Salzburg oft umgetan, ob ich nicht einen nach Italien wandernden Kunstgenossen fände, und deshalb auch in den Gasthöfen nachgeforscht; doch vergeblich.

In solche Gedanken und Wünsche versunken saß ich in meinem Stübchen, als es an die Tür pochte. Auf mein „Herein" trat ein Mann ein, der bereits in den Fünfzigen sein mochte, eine gedrungene, breite Gestalt, sehr sauber in seiner Kleidung und mit einem Gesicht, auf welchem Tüchtigkeit und ehrenhaftes Wesen mit Fraktur geschrieben stand. Er erzählte, er komme von Triest und wolle nach Holland zu Weib und Kind. Er sei Steuermann auf einem holländischen Fahrzeuge, welches Schiffbruch gelitten habe; und zur Bestätigung des Gesagten legte er mehrere Zeugnisse von den betreffenden Behörden vor. Der Mann hatte für mich etwas Anziehendes in seiner festen, ruhigen und bescheidenen Weise, und so gab ich ihm ein paar Zwanzigkreuzer, was in Betracht meiner schwachen Kasse viel genannt wer-

den konnte. Er dankte, nahm seine Papiere wieder zusammen, sah mich mit einem dankbaren Blick an, als möchte er mir auch etwas Liebes erzeigen, und sagte: „Ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reisegefährten!“

„O, das ist ja ein Glück!“ erwiderte ich lebhaft, im Gefühl, daß ich einen solchen schmerzlich entbehre. „Wer ist es denn?“ „Es ist der liebe Herrgott selber; und hier“ — er zog ein kleines Neues Testament aus der Brusttasche — „hier habe ich seine Worte; wenn ich mit ihm rede, so antwortet er mir daraus. So wandere ich getrost, lieber junger Herr!“

Nochmals dankte er und ging. Mich aber hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen, und ein Stachel davon blieb auch lange in meinem Herzen sitzen. Ich hatte an Gott nicht gedacht, für mich war er eine ferne, unbestimmte Macht, und dieser arme Mann sprach und sah darein, als kenne er ihn recht wohl, als stehe er im lebendigsten Verkehr mit ihm, woraus ihm ein so getroster Mut, eine so freudige Zuversicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein, war mir völlig fremd; ich hatte ja nie eine Bibel gelesen.

Diese kleine Begebenheit ward bald durch neue Eindrücke vergessen, obgleich nicht verloren; denn später tauchte die Erinnerung daran wieder auf, und ich erkannte in ihr den Anfang einer Reihe tieferer Lebenserfahrungen, welche bedeutend auf die Entwickelung meines inneren Lebens einwirkten.

Am 5. August war das Ränzel gepackt und schwerer als früher; der liebe Professor und die zwei ältesten Mädchen begleiteten mich bis Hall, wo nach einem Trunk Ungarwein im Wirtshaus ein herzlicher Abschied genommen wurde; jene fuhren nach Salzburg zurück, während ich meinen Wanderstab weitersetzte und noch bis St. Gilgen marschierte.

Eine schwarze Wetterwolke war heraufgezogen und hüllte die Gegend in Nacht, während der Wolfgangsee im grellen Schein der Abendsonne glänzte. Es war eine prachtvolle Beleuchtung, die aber bald in Gewitternacht verschwand. Der Sturm erhob sich und brauste in den Wäldern, Nebelwolken senkten sich an den Gebirgen herab, Blitz und Donner folgten sich rasch aufeinander, und mit Mühe erreichte ich noch das Wirtshaus, als die Regengüsse losbrachen.

Weiter ging ich dann nach Ischl, über den schönen Traunsee nach Gmunden, bis zum Traunfall bei Lambach, überall zeichnend, was mir Schönes entgegentrat. Als ich an den felsigen Abhängen des Traunfalls saß und bis gegen Abend mit einer Zeichnung der aus tosenden Wassermassen aufragenden Felsklippen beschäftigt war, erblickte ich plötzlich ein junges Weib neben mir, deren Nahen ich bei dem Wasserdonner in diesem Hexenkessel nicht sofort bemerkt hatte, und welche ihre schwarzen Augen schon länger auf mich gerichtet haben mochte. Es war ein schönes, bräunliches Gesicht, von kleinen, schwarzen Ringellocken umrahmt, welche aus dem roten Kopftuch hervorquollen.

„Du malst wohl den wilden Fall?" redete sie mich jetzt an, und nach einer Weile kauerte sie sich zu mir nieder und fuhr fort: „Wenn du mir deine Hand zeigen wolltest, so könnte ich wohl dein Geschick daraus ablesen." „Nun" — dachte ich — „die Szenerie ist passend dazu", und reichte ihr die Fläche der Hand. Sie rückte ganz nahe, damit ich sie vor dem Brausen des Falles besser verstehen könne, und erzählte von einem weiten, sehr weiten Weg, der vor mir liege. Ich würde wohlbehalten an mein Ziel kommen, wo mir viel Glück und Ehre blühe, und wo ich viel gute Freunde finden werde. Ich fragte sie nun, wie es bei mir daheim aussehe. „Die Deinen sind wohl auf, aber" — und ein kurzer Blick aus ihren schwarzen, verschmitzten Augen traf mich dabei — „aber es sitzt ein Mädchen daheim, die hat

dich sehr lieb und ist dir treu; aber es gehen da viele Strichel in der Hand durcheinander, es wird noch viel Widerwärtiges geben, und sie hat's bös! Ja," dehnte sie noch langsam und bedenklich, „es wird noch recht lange dauern und Feindschaft dazwischentreten, aber du führst sie zuletzt doch noch heim."

Sie sagte noch vieles, was ich zum Teil wegen des Getöses des Wassers nicht verstehen konnte, teils vergessen habe. Da ich aber oben am Felspfade einen der Zigeuner sah, welcher herabzusteigen sich anschickte, so machte ich mein Buch zu, nahm mein Ränzel auf und gab der Frau ein Geldstück, für welches sie eine heilige Messe in Lambach lesen lassen wollte, damit alles prophezeite Gute für mich in Erfüllung gehe. Ich aber bedachte, daß ein kleiner Stoß mich mit Leichtigkeit von der schmalen Klippe hinab in die tollen Wasserwirbel bringen und in dieser Einsamkeit verschwinden machen könne, und stieg mit dem Weibe wieder hinauf.

Jenseit des Falles lag ein Wirtshaus, wo ich übernachtete. Ich sah noch spät abends die Zigeuner mit Pferden und Karren am Flusse gelagert um ein Feuer sitzen, essend, plaudernd, rauchend, während der Mond sein bleiches Licht über die Gegend breitete und das ferne fortwährende Donnern des Traunfalles die stille Nacht durchtönte.

Von hier aus ging ich am nächsten Morgen wieder nach Gmunden zurück, durchstrich das Land mehrere Tage kreuz und quer und erinnere mich nur, daß ich auf wilden Gebirgspfaden endlich bei Golling herauskam und dort wieder längere Zeit fleißig zeichnete, namentlich in den sogenannten „Öfen", kolossale zusammengestürzte Felsmassen, durch welche sich die Salzach mit prächtigen Wasserfällen drängt. Über den Paß Lueg wanderte ich durch das schöne Pinzgau zum Zeller See nach Lend und Gastein, dann an den Krimmelfall und in die Gerlos, und blieb einige Tage in dem höchstgelegenen Gebirgsdorfe Tirols, in Dux.

Der Abend war schön; so ging ich das stille, baumlose Tal entlang, blumige Matten zur Seite, vor mir im zartesten Rosenlichte die Schneeriesen des Hallstein, Schnitter und Rüff mit ihren leuchtenden Spitzen, schroffen Wänden, weitgestreckten Schneefeldern und Gletschern, aus welchen lautlos ein mächtiger Wasserfall herabstiebte. Kein Vogel zwitscherte, kein Laub rauschte, keine Luft regte sich; es hatte die Natur hier ein Gesicht groß und schön, aber voll melancholischer Einsamkeit, fast schauerlich. Es war so schön und einzig großartig, daß ich mich setzen mußte, von diesem Anblick ganz hingenommen, und nur die würzige, kräftige Luft einsog; aber wer hätte da zeichnen können!

Einen fast unheimlichen Eindruck machte es mir, daß der mächtige Wasserfall, welcher aus der Eismasse heraus über eine hohe Wand sich herabwälzte, doch so totenstill war, obschon er sich bewegte. Er mochte ferner sein, als es den Anschein hatte. Man muß allein sein, wie ich es war, um solche Szenen tief zu empfinden. Nächtliche Dämmerung lag über dem Tale, und die Eispyramiden leuchteten rotglühend in das tiefe Schweigen, als ich nach dem kleinen Wirtshause des Dörfchens zurückkehrte.

Am anderen Morgen regnete es, und ich durfte nicht wagen, über die hohen Berge nach dem Zillertal zu wandern. So blieb ich auf meinem Stübchen, zeichnete und schrieb in mein Tagebuch. Die schöne Schwester der Wirtin, eine Kriemhildengestalt, kam mit ihrem Nähzeug herauf und leistete mir Gesellschaft, wie es dort so Sitte ist. Wir plauderten viel, und sie sang mir alle Duxer Lieder und Schnacken vor, die sie wußte.

Als ich unten in der Wirtsstube mein Mittagsbrot verzehrte, kamen vier Männer, ein langer, älterer Mann und drei jüngere Gesellen mit etwas duseligen Gesichtern, welche an einem anderen Tische ebenfalls ihren Imbiß verzehren wollten. Sie hatten von dem Mädchen erfahren, daß ein

fremder Maler da sei, und weil sie nun dasselbe Handwerk trieben, so sahen sie ziemlich scheel und mißtrauisch nach mir herüber, bis der lange Dürre endlich losbrach und erklärte, daß er die Kirche zu malen in Akkord genommen habe, daß kein Fremder deshalb herzukommen brauche, er bedürfe keines Gehilfen und habe schon seine Gesellen. Meine Bemühungen, ihnen den komischen Irrtum zu benehmen, schienen indes wenig zu fruchten, bis der Herr Kooperator, welcher inzwischen eingetreten war, ihnen die Sache mit besserem Erfolge auseinandersetzte und mich sogar nach dem Essen zu einer Besichtigung ihres kleinen Kirchleins und seiner Kunstwerke einlud. Dies geschah denn auch, und ich betrachtete mit Erbauung die großen Tulipanen und ziegelroten Rosen nebst anderem unbekannten Gewächs und Schnörkeln, mit welchen die Maler die Decke des armen Kirchleins geschmückt hatten. Und so war der Friede hergestellt.

Die Wanderung führte mich nun durchs Zillertal. Es war ein trüber Tag; bald am Morgen stellte sich ein melancholisches Regenwetter ein, welches ohne Unterbrechung den ganzen Tag anhielt. Ich zog, bis auf die Haut durchnäßt, die einsame Straße dahin, die Berge waren in Wolken eingewickelt, der Weg ein Morast, die Landschaft ein eintöniges Grau, der Magen leer, so war es kein Wunder, daß ich schon nachmittags vier Uhr recht ermüdet und verstimmt nach einer Herberge mich umsah. Ein Dörfchen links vom Wege und drin ein breiter Giebel und rauchender Schornstein lockten mich hinüber. Es war richtig das Wirtshaus, in dem nur eine stille Wirtin saß und niemand sonst zu sehen war. Es wurde mir langweilig in meinem Stübchen, zum Essen war es noch zu früh, denn ich aß immer nur einmal des Tages, nicht aus Unlust des Magens, sondern meines schwindsüchtigen Geldbeutels wegen; so fragte ich die Wirtin, ob sie nicht etwas zum Lesen habe, um die Zeit mit etwas Geistesnahrung auszufüllen, bis der schöne Moment

zum Soupieren, was zugleich ein Dinieren war, kommen würde. Das gute Weib brachte mir bald in der Schürze ein halb Dutzend Bücher, die ich sogleich durchstöberte. Ich fühlte mich aber sehr enttäuscht, denn es waren Gebets- und Erbauungsbücher, nach denen mich durchaus nicht gelüstete. Ich dachte endlich: Not lehrt beten, und griff aus Langerweile nach dem äußerlich anständigsten unter diesen alten Schmökern und las: „Beicht- und Kommunionbuch von Jaspis, Dresden in der Arnoldschen Buchhandlung." Diese letztere Notiz war mir interessant, als ein Gruß aus der lieben Vaterstadt, ja aus dem Hause des trefflichen Mannes, durch dessen Güte ich jetzt hier sitzen konnte.

Ich blätterte weiter und fand Abschiedsreden Jesu aus dem Evangelium Johannis. Ich war überrascht, erstaunt, daß man so lange Reden und Aussprüche Christi besitze, denn ich hatte ja noch nie eine Bibel in den Händen gehabt. Die Reden großer Griechen und Römer im Plutarch, den ich aus einer alten Übersetzung kannte, hatte ich so oft mit Begeisterung und Ehrfurcht gelesen, und hier war mehr!

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennet ihr ihn und habt ihn gesehen." Und weiter hieß es: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote. Und ich will den Vater bitten, und er soll euch einen anderen Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfahen." (Warum kann ihn die Welt nicht empfangen? Dies war mir rätselhaft. „Der tiefste Konflikt der Weltgeschichte ist der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben", sagt Goethe.) Dann weiter: „Sie sieht ihn nicht und kennet ihn nicht; ihr aber kennet ihn, denn er bleibet bei euch und wird in euch sein." „Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch.

Es ist noch um ein kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben. An demselben Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch."

Wunderbare Worte! Ein Klang aus einer höheren Welt, der mich groß und seltsam berührte, dessen Sinn ich aber doch nicht verstehen konnte, so klar und einfach die Worte lauteten. Ich wurde in eine seltsame, unruhige Bewegung versetzt, es war, wie in Uhlands verlorener Kirche, der geheimnisvolle Glockenton im Walde; er gab ein leises Echo in meinem Innern; ich wußte aber nicht, woher er kam, und was er wolle. Das gute, treuherzige Gesicht meines alten Steuermanns in Salzburg tauchte wieder auf und sprach von einem treuen Reisegefährten in die Heimat, Worte, die eine Seite tief im Innersten berührten; ich aber verstand sie nicht. So trat auch dieser Eindruck wieder in den Hintergrund und schien vergessen.

Es gibt Lebenseindrücke oft unscheinbarer Art, die im Gemüt einen geeigneten Boden finden, weil sie einem inneren Bedürfnis entgegenkommen, welche dann lange Zeit unbeachtet zu ruhen scheinen, aber dennoch unbewußt im Innern fortarbeiten, um gleichsam ihren Nahrungsstoff in Fleisch und Blut abzusetzen und einem künftigen Eindruck nach dieser Seite hin mehr und mehr den Boden zubereiten.

Anderen Tags, am 24. August, kam ich aus diesen wilden Regionen bei schönstem Wetter in das fruchtbare Inntal herab. Ich war abends in Innsbruck, wo ich Briefe und Geld von Arnold und den Meinigen vorzufinden hoffte; aber es vergingen acht Tage, ehe das Erwartete eintraf. Im Gasthofe traf ich am Mittagstische einen Mann, welcher sich beklagte, daß ihm so große Schwierigkeiten gemacht würden, sich hier als Buchhändler zu etablieren, er warte schon seit Monaten auf Bescheid. Im Nachbarhause, wo er wohnte,

und wohin er mich zum Besuch aufgefordert hatte, fand ich nun eine Menge Bücher aufgestapelt, die zum Teil für mich von großem Interesse waren. Schlegel „über christliche Kunst", sowie Tiecks und Wackenroders Kunstschriften fand ich hier in Wiener Nachdrucken, und der Mann war so freundlich, sie mir zum Durchlesen anzubieten. Da ich genug Zeit besaß, nahm ich das Anerbieten mit Freuden an. Und in der Tat war es eine glückliche Fügung meines guten Genius, daß er gerade in dieser unfreiwilligen Reisepause mir den freundlichen Buchhändler mit seinem unbenutzten Schatze neuester Literatur zuführte; denn da mir von Kunstschriften bisher nur der alte Hagedorn, d'Argenville, Mengs und vorzüglich Sulzer zugänglich gewesen waren, von welchen doch keiner mir eine Brücke zum Verständnis der jetzigen Bewegung erbauen konnte, so wurde mir vorläufig durch Schlegels Buch ein völlig neuer Ausblick eröffnet.

Bisher schien mir die neuere Richtung vorzüglich in der Rückkehr aus dem Manierismus zur Natur zu bestehen; ich sah nun, daß noch ein drittes dazu kam, der Geist der Poesie, welcher aus der bloß materiellen Natur dem empfänglichen Sinne des Künstlers entgegentritt und das Gewöhnliche in Form und Gedanken zum Bedeutenden hinaufhebt. Der Weg zu dieser Erkenntnis soll nun durch das Studium der alten, bisher unbeachteten, großen Meister geöffnet und gleichsam zur Quelle zurückgelenkt werden, um wieder in reine Bahnen zu gelangen. Dies und Ähnliches war der Eindruck, den jene Schriften mir hervorbrachten, und ich brannte vor Begierde, eine lebendige Anschauung von diesen Dingen zu gewinnen durch Betrachtung alter und neuer Kunstwerke dieser Art. Hier am Tore des Südens bekam ich gleichsam den Schlüssel in die Hände gedrückt, der mir den Schatz erschließen sollte. Ich lag vier bis fünf Tage über diesen Büchern, so daß mir endlich der Kopf brannte, und sehnte mich heftig nach Rom; denn ich

fühlte hindurch, mit Worten sei hier nichts getan, ich müsse selbst Hand anlegen, die Kräfte erproben und sehen, wie weit ich damit komme.

Die Briefe kamen endlich an, von Papa Arnold, vom Vater und ein kleiner, lieber Brief von Auguste. So konnte ich denn wieder mein Ränzel schnüren, nachdem ich noch von dem freundlichen Buchhändler einen Homer gekauft und in den Koffer gesteckt hatte, und am 5. September morgens verließ ich Innsbruck.

Frisch und wohlgemut fühlte ich mich nach den genossenen Rasttagen und marschierte dem Brenner zu. Die frische Morgenluft, die rasche Bewegung, der Entschluß, nun ohne Kreuz- und Querzüge den geraden Weg nach dem ersehnten Italien, nach Rom zu wandern, erfüllten mich mit Kraft und Mut, und innerlich geistig angeregt, schritt ich rasch voll Jugendlust des Weges dahin. Es war ein Nebelmorgen, die Wolken zerrannen, blauer Himmel und Sonnenschein lachten die schöne Gegend an, und ich freute mich der verschiedenen Passagiere auf der Straße. Zuerst kam ein Bauer, der mir freundlich einen abkürzenden Fußweg zeigte; Handwerksburschen hinkten schwer bepackt und still grüßend vorüber; ein paar vornehme Kavaliere, ihre Diener hinterdrein, überritten mich armen Fußgänger beinahe, obwohl ich wegen des Abgrundes zur Seite nicht ausweichen konnte, und die Reitgerte fuhr mir übers Gesicht, was der Gnädige nicht merkte. Vetturinis, mit Reisenden gefüllt und mit Koffern beladen, wurden eingeholt und überholt. Ein Kapuziner mit bleichem Gesicht, rotem Bart, einen langen Stab in der einen, einen Korb in der anderen Hand, zog grüßend seines Weges. Mittags endlich im Wirtshause lärmten und tollten Soldaten, und die frischen, lustigen Kellnerinnen hatten nur für diese lustigen Vögel Augen und Ohren.

Eines alten Bettlers muß ich auch noch gedenken, der von weitem schon mit abgezogenem Hut auf mich zukam,

und während ich nach ein paar Kreuzern in der Tasche suchte, endlich erbarmend ausrief: „Ach Gott, der Herr ist aber wohl ein Handwerksbursch und hat selber nit viel. Nein, b'hüts Gott, da mag ich nix!" Alle diese Staffagen vergnügten mich sehr, und zwischendurch erdachte ich mir Bilder, die zu malen wären, wovon ich nur eins hier anführen will, welches ich in meinem Tagebuchhefte aufgezeichnet finde, und welches als Probe gelten könnte, daß die eingesogene Romantik schon ihre Wirkung spüren ließ.

Bild: „Das Innere einer Einsiedelei; morgens; der Alte ist eben verschieden und liegt in einem dämmerigen Winkel der Klause ruhig, bleich, Lippen und Hände geschlossen; aber er liegt etwas abseits, denn er ist nicht die Hauptperson. In der Mitte ein Korb voll Früchte, welche er gestern noch sammelte. Am kleinen Fenster sitzen traurig die Waldvögel, welche er zu sich gewöhnt und gefüttert hatte. Die wilde Taube, Hänfling und Finken und sogar der scheue Stieglitz sitzen da und stimmen ihre Trauerlieder an, wie der Chor in der Tragödie. Eine Traube schwellt im grünen Laube am Fenster, sie wird ungepflückt verdorren, wenn sie nicht die Spatzen holen. Die Blumen im bemalten Geschirr hängen die Köpfchen; denn sie sind nicht begossen worden."

Solches und anderes närrische Zeug malte ich mir in Gedanken aus und kam dabei rüstig ausschreitend über den Brenner. Am anderen Tage stieg ich vollends die Südseite hinab und zeichnete mehreres ins Skizzenbuch.

Eine alte, morsche Betsäule stand am Wege; darüber ragten, im Morgenrot erglühend, die Spitzen und Hörner majestätischer Berge in die noch dunklen Täler. Die Morgenglocken läuteten in der Tiefe; hier oben aber war es kalt und die steil abfallende Straße still und einsam. Ein Stück weiter hinab trat abermals eine schöne Berglandschaft hervor, eine alte noch bewohnte Burg im Mittelgrunde. Genau

von demselben Flecke aus hatte sie Fohr nach der Natur gezeichnet und aquarelliert, wie ich später in Rom ersah; Passavant war im Besitz dieser Zeichnung, und jetzt ist sie in meiner Sammlung.

Am 7. September kam ich bis Brixen und am nächsten Tage bis Kollmann. Unter der Veranda eines hübschen Kneipchens an der Straße verzehrte ich mein Abendbrot mit Wein und las Augustens Brief zu wiederholten Malen. Nachts stand ich noch lange am Fenster, die prächtigen Bergformen betrachtend, die im Mondschein vor mir lagen. Alles war so still, nur die Etsch brauste fern, und die Grillen sangen.

Schon bei Botzen trat mir der veränderte Charakter der Berglinien bedeutend entgegen. Die phantastischen, grandiosen Spitzen waren verschwunden, es lagerte sich alles beruhigter in feinen, höchst mannigfaltig geschwungenen Umrissen. An Stelle des überwältigend Erhabenen trat großartige Schönheit und Anmut, ein Unterschied, wie zwischen der Kraft der deutschen Sprache und der dolcezza des italienischen Lautes, wie zwischen dem deutschen Dombau und den Tempelbauten von Pästum. Wie das Land, so das Gewächs.

Das Wandern unter der südlichen Sonne wurde mir jetzt oft recht beschwerlich. Ich mußte aber die in Innsbruck erhaltenen hundert Taler möglichst zusammenhalten, um damit drei Monate auszukommen. Ich hatte mir fest vorgenommen, diese Summe, welche mein väterlicher Freund und Wohltäter mir regelmäßig jedes Vierteljahr schickte, nie zu überschreiten, und von meinem lieben Vater, der mit großen Sorgen zu kämpfen hatte, wollte ich durchaus keine Nachhilfe haben; er hätte es sich selbst abdarben oder Schulden machen müssen. Deshalb suchte ich mich nach der Decke zu strecken, die jetzt immer kürzer wurde, weil die Wirtshäuser nicht so billig wie in Tirol waren. Dazu kam noch,

daß ich allein reiste, die Sprache — ich kam nun in die italienische Sprachregion — nicht verstand und für die Reise nur Kunst- und Merkwürdigkeitsnotizen aus Stolbergs, der Elise von der Recke und des Kephalides Reisen nach Italien abgeschrieben hatte. Deshalb fühlte ich mich von hier an sehr ratlos und verlassen, und das Wandern verlor von seinem Reiz.

Bei Trient machte ich meinen ersten Sprachversuch, der sehr niederschlagend für mich ausfiel. Ich hatte einen Monat vor meiner Abreise in Dresden einige italienische Sprachstunden genommen, war dabei nicht weit gekommen, da ich ohnedies wenig Neigung und Geschick für Sprachstudien hatte, und das wenige war auch wieder etwas in Vergessenheit gekommen. Jetzt fing ich nun an, Hals über Kopf ein Heft Gespräche und Vokabeln auswendig zu lernen, was unterwegs im Gehen ausgeführt wurde. Ich beschloß nun meine kleine gewonnene Kenntnis zu probieren und redete einen Bauern an, der mir eben entgegenkam. Mit der größten Freundlichkeit und Beredsamkeit antwortete mir der gute Mann so viel und gestikulierte mit den Händen auf das lebhafteste dazu, daß ich, der nicht das geringste verstanden hatte, sehr froh war, als er aufhörte und ich mit einem „la ringrazio!“ mich verabschieden konnte.

Wie ein üppiger Garten breitete sich nun das Tal zwischen Trient und Roveredo, und die Pflanzenwelt hatte einen südlichen Charakter angenommen. Aus den bleichen Ölbäumen hob sich die schwarzgrüne Zypresse, und der Wein, in Lauben gezogen und überreich mit dunklen Trauben beladen, bedeckte das Tal bis zur Etsch. Zur Rechten fielen die Abhänge des Monte Baldo steil herab, und endlich in der Nähe der Klause hatten sich die mächtigen Bergrücken soweit gesenkt, daß ich das Ende dieser seit Wochen durchwanderten Bergwelt erwarten durfte. Und so war es denn auch; die lombardische Ebene öffnete mir samt meiner Mit-

pilgerin, der „Adige“, ihre Arme, und die stolzen Alpenriesen entließen uns gnädig.

Die Landstraße ward hier sehr lebendig, denn die Gegend wurde angebauter, bevölkerter, und die Nähe Veronas kündete sich an. Reizende Bilder traten mir hier entgegen. An den Ulmen und Maulbeerbäumen zur Seite des Weges hatte sich der Weinstock hinaufgerankt und zog seine mit schweren Trauben behangenen Girlanden von Baum zu Baum; unter den Lauben der sich weithin erstreckenden Weingärten sah man fröhliche Gesichter mit dem Sammeln der Trauben beschäftigt, während hübsche Burschen ihre Ochsengespanne führten, die auf zweirädrigen Karren große Bottiche mit Trauben angefüllt zur Kelter fuhren. Ein Singen, Scherzen, Lachen ringsum. Dazu durchzog der Geruch des Mostes den ganzen Weg. Es waren Volksbilder, ganz von dem Anhauch südlicher Schönheit übergossen, Bilder, wie sie späterhin Robert malte.

Gegen Abend erreichte ich Verona. Hier beschloß ich einige Rasttage zu halten, da die Hitze und der Staub der Landstraße auf dieser langen Wegstrecke mich doch etwas ermüdet hatten. Schließlich mußte ich länger warten, als mir lieb war, weil mein Koffer von Innsbruck noch nicht angekommen war.

Ich durchstrich die Stadt nach allen Richtungen. Die altertümlichen Gebäude, die Grabmäler der Skaliger, der Markt mit dem bunten Volkstreiben und die daselbst aufgehäuften köstlichen Früchte ergötzten mich höchlich, und ich bedauerte nur, daß ich das alles so allein genießen mußte, ohne mich gegen irgend jemand aussprechen zu können. Der Dom, besonders das uralte Portal mit seinen beiden Wächtern, Roland und Olivier, machte einen fast ungeheuerlichen Eindruck. Doch von all diesen schönen Dingen berührte mich am tiefsten und nachhaltigsten ein altes Bild, das ich in der Kirche St. Giorgio zur Seite von St. Zeno

und St. Justinus auffand. Es stellte eine Madonna mit dem Kinde dar und vor ihr drei musizierende Engel. So schön und herzbewegend glaubte ich noch kaum etwas gesehen zu haben. Es war von Girolamo dai Libri, einem alten lombardischen Meister, von dem ich bis dahin nichts gehört hatte und auch später nichts als dies Bild gesehen habe.

Hier ging mir zuerst eine Ahnung auf, welche Tiefe des Gemütslebens und der ihr entsprossenen, himmlischen Schönheit in den Meistern der vorraffaelischen Periode enthalten sei. Schlegels Buch über christliche Kunst hatte jedenfalls in mir vorgearbeitet, und der innere Sinn wie das Auge erschlossen sich um so empfänglicher, als nun ein so anmutiges Werk dieser Art mir entgegentrat.

Libri war, wie ich in späteren Jahren in „Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien", fand, in ganz Italien berühmt durch seine Miniaturbilder, mit denen er Bücher schmückte, und dies Altarbild nannte Lanzi einen Edelstein unter den Bildern dieser Kirche. Es trägt die Jahreszahl 1526.

In bezug auf eine Sage, Libri habe zu St. Lionardo einen Lorbeerbaum so natürlich gemalt, daß die Vögel oft zum Fenster hereingeflogen seien, um sich auf seinen Zweigen auszuruhen, macht v. Quandt eine Bemerkung, die mich um so mehr erfreute, weil ich daraus sah, daß dieser feine Kenner einen ähnlich tiefen Eindruck von diesem Bilde empfangen hatte, wie ich selbst, da ich so ganz zufällig, von meinem guten Genius geführt, diese Perle auffand.

Quandt sagt: „Mag man an dem Geschichtchen vom Lorbeerbaum auch zweifeln, so verliert Libri dadurch nicht, er bleibt einer der größten Meister aller Zeiten und Länder; denn das Gemüt zu erheben, ist doch wohl mehr, als ein Tier zu täuschen, und Girolamo dai Libri vermag jenes im hohen Grade. Auch ist Libri einer von den wenigen

Künstlern, die so rein von fremden Einflüssen blieben, daß ihre Werke nicht an eine bestimmte Zeit, in der sie, oder ein Volk, für das sie hervorgebracht wurden, erinnern, sondern das Gesamtgefühl der Menschen ansprechen. Man kann Libris Stil durchaus weder altertümlich noch neumodisch nennen, sondern muß ihn als zeitlos und doch das jederzeit Gehörende, also Ewige, in uns zur Anschauung bringend, wahrhaft bewundern. Bei Erinnerung an dieses Gemälde fühle ich die Rührung wieder, die ich bei dessen Anblick fühlte; ich kann sie nicht verbergen."

Die Art dieses Meisters zu sehen und zu empfinden, sein Stil — und der Stil ist ja der Mensch — wirkten tief und bleibend, berührten mich sympathisch; ja dieser alte, liebe Maler und Illustrator (er wie sein Vater waren besonders berühmt durch ihre Miniaturbilder in Meß- und Choralbüchern, davon ihr Beiname dai Libri) ist so eigentlich mein Schutzpatron gewesen und hat mir zuerst die Pforten für das innere Heiligtum der Kunst erschlossen.

Mein Koffer war endlich angekommen und weiter befördert worden, so konnte ich am 20. September Verona verlassen. Gern hätte ich mich einem Vetturin anvertraut; aber die Burschen, mit welchen ich verhandelte, forderten zuviel und wollten von ihrer Forderung nicht nachlassen, da sie sahen, daß ich allein war und der Sprache unkundig, also nach ihrer Meinung genötigt, auf alles einzugehen. Außerdem hätte ich noch mehrere Tage die Abreise verschieben müssen, da die Kutscher noch keine Passagiere hatten; so zog ich es vor, abermals zu Fuß weiter zu wandern trotz der Warnung vor Räubern, welche die Straßen, namentlich in den Apenninen, unsicher machen sollten.

Über Mantua und Bologna erreichte ich in einigen Tagen die Apenninenkette, von welcher ich mir landschaftliche Schönheit versprach, aber sehr enttäuscht wurde. Die Straße zog sich auf hohen, öden Bergrücken dahin, es war

einsam und unheimlich hier oben; denn selten sah man einen Menschen, seltner einige Gebäude. Am späten Abend erreichte ich einen sehr hohen Punkt des Gebirges, von wo ich zurückblickend die lange Kette der Alpen fern am Horizont nochmals aufdämmern sah und meine letzten Grüße in die liebe Heimat senden konnte. Wann werde ich euch wiedersehen, und wie wird es dann mit mir stehen; werde ich erlangt haben, wonach ich so innig strebte?

Der letzte Tagesmarsch bis Florenz wurde mir recht schwer, und ich kam, von Hitze, Staub und der Langweiligkeit des einsamen Wanderns recht erschöpft, an das Tor, wo der Paß vorgezeigt werden mußte. Der Torschreiber fand sich nicht in den deutsch geschriebenen Paß, und nachdem er denselben nach allen Seiten gedreht und betrachtet und den Kopf bedenklich geschüttelt hatte, ließ er endlich seinen Redestrom auf mich los. Ich konnte ihm nichts entgegensetzen, weil ich kein Wort davon verstand. Zum Glück wegelagerte ein Cicerone in der Nähe, welcher etwas Französisch sprach, und jetzt zwischen uns den Vermittler und Dolmetsch machen und die Wißbegierde des Torschreibers befriedigen konnte.

Bei diesem Retter in der Not erkundigte ich mich nun nach einer guten und billigen Locanda, wobei ich es um meines schwachen Geldbeutels willen auf letztere Eigenschaft besonders abgesehen hatte. Er nannte mir eine solche, bat mich die Straße hinaufzugehen, er werde gleich selbst nachkommen und mir die Herberge zeigen, da er in deren Nähe wohne. Der Mann hatte ein widerlich zudringliches Wesen, ein grinsend freundliches Gesicht und sah außerdem höchst schmierig aus. Er hatte heute vergeblich am Tore auf noble forestieri gelauert und nahm deshalb schließlich mit dem armen pittore tedesco vorlieb, sich wohl mit dem Sprichwort tröstend, „in der Not frißt der Teufel Fliegen“.

So lenkten wir denn aus der Hauptstraße in einige

kleine schmutzige Gäßchen und landeten zuletzt vor einem Gasthause in einem engen Hofe. Mein Virgil sagte mir noch schnell, ich würde hier brave Leute finden; er selbst wohne mit seiner Tochter, „una bella ragazza", gegenüber, auch habe vor kurzem ein französischer Maler hier lange logiert und mit seiner Tochter des Abends Gitarre gespielt und gesungen, und sie seien überaus vergnügt gewesen. Er empfahl sich auf Wiedersehen und schlüpfte in seine Haustür, während ich, plötzlich bedenklich geworden, in meine schwarze Spelunke eintrat. Ein entsetzliches Loch! „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate", war auch hier ohne Buchstaben zu lesen, und durchaus keine Aussicht auf eine stärkende Kost und leibliche Pflege nach bescheidenstem Maßstabe. Meinen Löwenhunger mußte ich mit einer Fogliette essigsauren Weines, einem Brötchen und einer traurigen Frittata zu stillen suchen. Ich war zu erschöpft, um mich nach einer anderen Herberge umzusehen, und legte mich angekleidet auf mein elendes Lager.

Daß meine ganze Barschaft nur noch aus einigen dreißig Scudi bestand und ich damit noch bis Rom reisen und zwei volle Monate leben sollte, beunruhigte mich sehr, und meine Lage machte mir recht traurige Gedanken, über welche aber die Ermüdung dennoch bald siegte; denn die Augen fielen mir zu, und ich schlief wie tot die ganze Nacht.

„Der Herr gibt's den Seinen schlafend", hieß es auch hier; denn es löste ein gütiges Geschick während meines bleiernen Schlafes meine Bedrängnis.

Ich erwachte plötzlich. Es war Morgen, und mir deuchte, ich wäre bei meinem Namen gerufen worden. Indem ich mir noch die Stirn reibe und mich besinne, ob ich geträumt habe oder ob es wirklich möglich sei, ertönt von neuem der Ruf meines Namens, und ich springe auf und ans Fenster. Da stehen zwei mir gänzlich unbekannte Männer, ein junger und ein älterer, jedenfalls deutsche Gesichter — wie froh

war ich solche zu erblicken — und schauen mich höchst verblüfft an.

„Entschuldigen Sie, daß wir Sie so früh aus dem Schlafe gestört haben, aber wir glaubten einen Herrn Richter hier zu finden.“ „Ja, so heiße ich.“ „Einen Maler aus Dresden.“ „Ganz recht, ein Maler bin ich und aus Dresden ebenfalls.“ Abermals sahen sie mich frappiert an. „Aber jedenfalls sind Sie der nicht, den wir zu finden glaubten,“ sagte der Jüngere, „denn diesen kenne ich persönlich.“ Ich bat die Herren, sich in meine Höhle herauf zu bemühen, um den Wirrwarr klar zu bringen. Hier erzählte dann der Ältere, ein feines, intelligentes Gesicht, wie sie eben am frühen Morgen einen abreisenden Freund ans Tor gebracht und daselbst vom Torschreiber erfahren hätten, daß gestern abend ein Landsmann und Kunstgenosse Richter aus Dresden angekommen sei und hier wohne. Ihr Freund, den sie nun suchten, sei der Historienmaler August Richter, von welchem sie erfahren hätten, er werde in diesem Herbst von München, wo er studiere, eine Reise nach Rom machen.

Ich war glückselig, Landsleute, ja Kunstgenossen durch dies Ohngefähr gefunden zu haben; es war mir, wie es einem Stummen sein mag, der plötzlich die Sprache wiederbekommt; ein Stein war vom Herzen, ein Knebel aus dem Munde genommen.

Der ältere dieser lieben Genossen war der Historienmaler Rehbenitz aus Kiel, ein trefflicher Mensch, ein Freund Schnorrs und Overbecks. Zum Kaufmann bestimmt und ausgebildet, hatte er sich erst spät der Kunst widmen können. Der jüngere Maler war Hennig aus Leipzig, ein Freund August Richters. Er hielt sich gegenwärtig in Florenz auf, um bei Mezger das Restaurieren von Gemälden zu erlernen.

Ich erzählte Rehbenitz, wie ich gestern abend in diese schlimme Herberge gekommen sei, und er schlug mir vor, mit zu ihnen zu gehen, wo ich sogleich ein freundliches

Zimmer bei Mezger beziehen könne, welches an diesem Morgen durch die Abreise ihres Freundes frei geworden war. „Eine freundliche Wohnung in einer fremden Stadt trägt viel dazu bei, diese in gutem Lichte erscheinen zu lassen, und umgekehrt“, meinte Rehbenitz. Ich zahlte meine kleine Zeche und mietete auf eine Woche das vorgeschlagene, sehr reinliche und billige Zimmer bei Mezger, dicht bei S. Maria Novella, und hatte daselbst, mit lieben Landsleuten verkehrend, einen höchst angenehmen Aufenthalt, der mich bald alle überstandene Not meiner einsamen Reise vergessen ließ.

Der in der Kunstgeschichte wohlbewanderte Rehbenitz begleitete mich oft in Kirchen und Sammlungen und erschloß mir das Verständnis der Altflorentiner Schule mehr und mehr. An mir einen ebenso empfänglichen wie der Hilfe bedürftigen Schüler gefunden zu haben, schien dem trefflichen Manne die größte Freude zu machen, und ich wurde zugleich auf die angenehmste Weise in die Anschauungen der in Rom lebenden deutschen Künstler eingeweiht. Bisher waren mir die alten Florentiner Meister selbst dem Namen nach noch fremd gewesen; wie war ich deshalb erstaunt, in ihren Werken die reichste Fülle großer, künstlerischer Gedanken und in schlichter Form eine Wahrheit und Stärke des Ausdrucks, stilvolle Größe, Phantasie und Schönheit zu finden, wie ich es gar nicht geahnt hatte!

Von Taddeo Gaddi machte mir eine Grablegung Christi einen besonders tiefen Eindruck; aber am verständlichsten, weil mir sympathisch, erschienen mir Signorellis prächtige Fresken in der Kapelle Riccardi und der heitere Benozzo Gozzoli, der die alten, heiligen Geschichten durch die lebenswahrsten Motive und Szenerien so liebenswürdig in seine Gegenwart hereinzuziehen verstand, ähnlich wie es Eyck, Dürer und Rembrandt zu ihrer Zeit und in ihrem Lande getan.

Aber einen muß ich noch nennen, der so rein, so selig die tiefste Seele bewegte, dessen Bilder Blumen gleichen,

voll Duft und Glorienschein, die ein seliger Geist aus den Himmelsauen auf unsere arme Erde verpflanzt hat, um die Sehnsucht wach zu erhalten nach einer ewigen Heimat; wer kennt ihn nicht, den Beato Angelico da Fiesole? Die Fresken, mit welchen er seine Zelle und die Korridore des berühmten Klosters S. Marco geschmückt hatte, wurden gar andächtig betrachtet und studiert und sein Geburtsort, das Bergstädtlein Fiesole, besucht.

Nach den Uffizien ging ich womöglich täglich; auch schloß ich mich eines Tages einer Gesellschaft an, welche die Kunstschätze des von der großherzoglichen Familie bewohnten Palastes Pitti sich zeigen ließ. In einem der fürstlichen Gemächer erblickte ich im Vorübergehen auf einem Tischchen liegend meine Radierungen: „Dresden und Umgegend“. Überrascht blieb ich stehen, sah die wohlbekannten Bilder der lieben Vaterstadt und begann, ganz von meiner Freude hingenommen, darin zu blättern. Es waren ja meine eigenen Arbeiten, und sie sahen mich hier in der Fremde, in diesem fürstlichen Hause, so ganz eigen an, erinnerten mich an mein kleines Stübchen in Dresden, wo ich noch vor wenig Monden oftmals so traurig gesessen, so hoffnungslos für meine künstlerische Weiterbildung, so gebannt an Arbeiten, die mich nicht fördern konnten, die nur gemacht werden mußten, um den Lebensbedarf zu erringen.

Da riß mich urplötzlich eine barsche Stimme, die des Herrn Hausmeisters, aus meinen Träumen, und eine nicht allzu höfliche Zurechtweisung, die mir das Anrühren dieser Sachen untersagte, versetzte mich sehr schnell wieder in die prosaische Wirklichkeit, welcher ich indes ebenso schnell durch den Anblick einer großen, prächtigen Landschaft von Rubens und endlich gar der Madonna del Granduca entrückt wurde. Das übliche Trinkgeld an den Hausmeister brachte den versöhnenden Schluß in dieses Auf- und Absteigen der Gefühle.

So waren acht glückliche Tage vergangen, und die Ein-

drücke, welche alle diese Herrlichkeit der Kunst zurückgelassen hatte, waren ein Same, der auf einen zwar wenig vorbereiteten aber nicht unempfänglichen Boden gefallen war. Florenz gab mir einen Segen mit auf den Weg nach Rom, den keine andere Stadt der Welt mir besser hätte geben können.

So verließ ich denn das schöne Firenze, dessen Lage und Umgebung, Bau- und Bildwerke eine ganz eigenartige Physiognomie tragen, welche ihm von einer reichen und kräftigen Vergangenheit aufgeprägt wurde, daß man es nie wieder vergißt.

Ich hatte mich hier einem Vetturin übergeben, der mich in einigen Tagen über Siena, den Trasimenischen See entlang, Rom entgegenführte.

Wir kamen zur letzten Station vor Rom, La Storta. Die endlos sich ausbreitende, bis zum Meere reichende Campagna lag vor den sehnsüchtigen Blicken. Links traten in langer Reihe die schön geformten Sabinerberge hervor, und in der Mitte der weiten Hügelebene entdeckte das Auge die Kuppel von St. Peter, den Bau, welcher im Herzen des deutschen Vaterlandes vor dreihundert Jahren den Anlaß zur großen Kirchentrennung gab. Wie manches deutsche Künstlerherz hat hier beim ersten Erblicken dieses kleinen Punktes, welcher die Lage Roms, das Ziel seiner langgehegten Wünsche bezeichnet, höher geschlagen!

Ecco Roma! ecco San Pietro! rief der Vetturin uns zu, und nun ging es bald in rascherem Trabe durch die einsame Gegend weiter. Hier und da erhob sich ein Turm oder ein antikes Gemäuer, an welchen Hirten mit ihren Schaf- und Ziegenherden sich malerisch gelagert hatten, fast die einzige Staffage auf diesem weltgeschichtlichen Boden.

Je mehr wir uns Rom näherten, um so unruhiger, spannender wurde die Erwartung. Die Augen waren überall, und mir war, als hätte ich vieles schon im Traume gesehen,

wahrscheinlich aber auf Bildern, Zeichnungen und Radierungen, die nun alle zur lebensvollsten Gegenwart, zur schönsten Wirklichkeit wurden. Jetzt erglänzte die Tiber; die Ponte Molle und eine Osteria am Wege glaubte ich nach J. Both einmal kopiert zu haben. Während der langen Strecke bis zur Porta del Popolo brachte ich den Kopf nicht mehr in den Wagen.

Unter dem Tore, wo die Pässe abgenommen wurden, auf dem Platze und unter den Leuten am Tore schien eine besondere Erregung bemerkbar; auch fing man an, von den Kirchtürmen zu bimmeln und zu läuten, bis zuletzt der volle Chorus sämtlicher Glocken Roms ein eigentümliches Gesumme hervorbrachte, welches wie eine Wolke über der Stadt schwebte und schließlich von der Engelsburg her mit dem Donner der Kanonen begleitet wurde. Der Torschreiber gab uns eiligst die Passierscheine, und es stand auf dem meinigen, daß „il Signor Landschaft“ am 28. September einpassiert sei. Es war noch dazu mein Geburtstag, an welchem ich jetzt in höchst solenner Weise meinen Einzug unter Glockengeläute und Kanonendonner hielt. Auf wiederholtes Befragen, was dies zu bedeuten habe, erfuhr ich endlich: „Das Konklave hat die Wahl Leos des Zwölften zum Papst soeben verkündet.“

Nach einem langen Aufenthalt in der Dogana brachte mich der Vetturin ziemlich bei einbrechender Nacht nach der Via Condotti in das deutsche Gasthaus von Franz, und so lag denn mein Schifflein im ersehnten Hafen!

Dreizehntes Kapitel.

Rom.

Welch glückseliges Erwachen brachte der Morgen! Ich mußte mich einige Augenblicke besinnen, ob ich wirklich wach sei oder vielleicht nur träume, ich wäre in Rom. Aber es

war kein Traum! Und so sprang ich mit einem Satze aus dem Bette und lief zum Fenster, um mir den augenscheinlichsten Beweis dieser Tatsache zu verschaffen.

Es war noch ziemlich frühe. Die Via Condotti lag noch still und menschenleer im kühlen Morgenschatten; aber am Ausgange derselben leuchtete bereits im goldenen Glanze der Sonne der Pincio mit der Kirche Trinità de' Monti über der spanischen Treppe.

Ich kleidete mich rasch an, und das Herz pochte gewaltig in ahnungsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Was werde ich hier sehen und erleben? Werden die Rätselfragen an Kunst und Leben für mich eine Lösung finden? Mein Leben, so hoffte ich, sollte hier Gepräge und Richtung bekommen, und wie werden diese ausfallen? Und endlich: Wen werde ich von Kunstgenossen, bekannten und noch unbekannten, antreffen? Tausend Empfindungen und Fragen bewegten das Gemüt, und vor allem war ich in gespannter Erwartung, was zunächst Kunst und Natur mich würden schauen lassen, und gleich dem andächtigen Pilgersmann betrat ich den Boden der heiligen Stadt mit dem glückseligen Gefühle, am Ziele jahrelang gehegter Wünsche angelangt zu sein.

Ich eilte hinab. Kaum ein paar Schritte gegangen, gewahrte ich zur Linken das vielgenannte Café Greco, das ich sogleich als erster Morgengast betrat, um meinen Frühstückskaffee einzunehmen und dann meine Wanderung auf gut Glück zu beginnen. Es dauerte nicht lange, so trat ein zweiter Gast ein, ein schlanker, elastisch einherschreitender junger Mann. Kaum hatten wir uns angeblickt, so lagen wir uns in den Armen. Es war die erste bekannte Seele, die ich hier antreffen sollte, der liebe Wagner aus Meiningen. Er war ausnahmsweise früh ins Café Greco gekommen, weil er einen Brief aus der Heimat erwartet hatte, den er auch richtig vorfand.

Bekanntlich wurden damals, wie vielleicht noch heute, alle Briefe an die deutschen Künstler hier abgegeben, wo das Päckchen am Büfett zwischen einigen Zuckerbüchsen eingeklemmt zu jedermanns Einsicht seine offene Lagerstätte hatte, selbst Briefe mit Wechseln. Da die meisten Künstler nach Tische ihren Kaffee hier tranken, wurden die Briefe stets von ihnen durchmustert und denjenigen, für welche sich solche vorfanden, davon Nachricht gegeben. Ich habe während meines dreijährigen Aufenthalts in Rom nie gehört, daß Mißbrauch von diesem offenen Brieflager gemacht worden wäre.

So saß ich denn seelenvergnügt mit dem so schnell gefundenen Freunde beim Kaffee und erfuhr zugleich, daß bei seiner Wirtin ein Zimmer noch frei sei, in dem ich, wenn ich es beziehen wollte, Stubennachbar mit ihm sein würde. Was konnte mir lieber sein als das?

Wir stiegen alsbald miteinander die spanische Treppe hinauf und gingen nach der Via Porta Pinciana, einem der höchst gelegenen Punkte des Monte Pincio, in Wagners Wohnung. Sie war im Palazzo Guarnieri, der Villa Malta gegenüber. Die Bewohnerin des dritten Stockes war eine alte, freundliche Witwe, Mariuccia geheißen, bei welcher außer Wagner noch der Hamburger Maler Flor und ein Stralsunder Landschaftsmaler, namens Freiburg, wohnten. Philipp Veit, welcher bereits verheiratet war, wohnte über uns im vierten Stock.

Das Zimmer, welches ich für mich mietete, war geräumig, hell und billig, es kostete monatlich drei Scudi. In einigen Stühlen, einem Tisch, einem großen Bett und der römischen dreiarmigen Messinglampe bestand das ganze Mobiliar. Vorhänge waren nicht gebräuchlich.

Der Fußboden von rotbraunen Fliesen war so defekt und locker, wie Tür und Fenster, durch welche die gesunde Luft jederzeit freien Eingang fand. Desto lieblicher war die Aussicht auf ein Gartenplätzchen der Villa Malta mit einer Wein-

laube und einigen Orangen- und Limonenbüschen, aus denen die goldenen Früchte leuchteten, und über welche in weiter Ferne der Vatikan mit der mächtigen Peterskuppel sich erhob.

So ließ ich nun meinen Koffer aus dem Gasthofe holen, und ehe es Mittag läutete, war ich in meiner kleinen Wirtschaft eingerichtet und alles fix und fertig. Nach langer, einsamer Wanderung fühlte ich mich äußerst behaglich, in kürzester Frist ein bescheidenes Daheim und noch dazu einen liebenswürdigen Freund zum Nachbar gefunden zu haben.

Der Mittagstisch im „Lepre" und noch mehr die obskure und höchst ursprüngliche Osteria Chiavica, welche am Abend besucht wurde, machte mich bald mit der jüngeren Generation der Genossen bekannt. Es war hier, wie beim ersten Pfingstfeste, ein Gemisch aller Zungen; man hörte da die Bayern und Schwaben, Österreicher und Rheinländer, die Norddeutschen, Dänen und Livländer in ihren Sprachen und Dialekten reden, und meine Landsleute, zahlreich vertreten, glänzten in einigen Prachtexemplaren im pikantesten Sächsisch.

In den ersten Tagen durchstrich ich nun in Wagners Begleitung die interessantesten Teile der Stadt, um mich einigermaßen zu orientieren. Den Korso entlang über das Kapitol wurde zuerst das Campo Vaccino aufgesucht, welches damals für den Altertümler und Touristen einen etwas geringeren, für den Maler und Poeten aber einen um so reizvolleren Eindruck hervorbrachte; denn die Ausgrabungen dieser großartigen Trümmerwelt waren noch spärlich und das ganze Terrain noch in einem urwüchsigen Zustande. Eine andere Richtung führte über die Ponte Sant' Angelo mit der Engelsburg nach dem St. Peter und dem Vatikan.

Die Überfülle all dieser Herrlichkeiten, welche fast betäubend auf Sinn und Gemüt wirkte, machte den Vorschlag Wagners, bei dem wundervollen Herbstwetter einige Tage in der Campagna zu zeichnen, recht annehmbar.

So griffen wir eines schönen Morgens nach unseren

Skizzenbüchern und Feldstühlen und gingen nach dem Torre del Quinto hinaus, welcher damals noch nicht zusammengebrochen war, sondern von seinem malerischen Felsen schlank und hoch in die weite Landschaft schaute. Welch eine wunderbare Stille hier! Schauend und nachzeichnend empfand ich so recht in tiefster Seele die unsägliche Schönheit dieser weiten, einsamen Gefilde, über welchen ein Hauch des tiefsten Friedens schwebt. Die Tiber zog in großen Windungen, von keinem Schiff oder Boot bedeckt, ihren Wasserspiegel durch die unbebauten Matten, und in zart bewegten Linien hoben und senkten sich rotbraune, sonnverbrannte Hügelketten bis an den Fuß der steilen Sabinerberge, welche in einer Entfernung von sechs und zehn Stunden den Horizont begrenzten. Hie und da stand ein Turm aus dem Mittelalter, ein antikes Grabmal oder andere uralte Trümmer; einzelne aufsteigende Rauchsäulen in weiter Ferne deuteten auf Hirtenfamilien, welche im Herbst und Winter vom Sabinergebirge herabkommen, diese schöne Wüste durchziehen und in irgend einer der vielen Höhlen an den felsigen Abhängen ihre Wohnungen aufschlagen.

Daß auf diesen weiten Gefilden eine mehr als zweitausendjährige Geschichte sich abgespielt hat, daß Geschlechter, Völker, Städte hier blühten und wieder verschwanden, und nun nach langen, wechselvollen Kämpfen alles wieder in die Arme der Mutter Natur zurückgesunken, schlummernd und träumend vor uns liegt, gibt dieser Landschaft ihr historisches Gepräge; über all ihre hohe Formenschönheit ist der Hauch einer sanften Melancholie ausgegossen und somit das schönste Material für künstlerische Gestaltung dargeboten.

Rom ist auch darin vielleicht einzig, daß, sobald man aus seinen Toren tritt, innerhalb welcher ein so großartiges Kulturleben alter und neuer Zeit uns umwogt, wir außerhalb derselben fast unmittelbar in die Einsamkeit einer Wüste, ja in eine Art Urzustand zurückversetzt werden.

Den ganzen Tag saß ich nun, auf das eifrigste bemüht, mit möglichster Genauigkeit den Gang dieser schönen Berg- und Hügellinien wiederzugeben, was indes nur wenig gelingen wollte; denn mein nordisches Auge erkannte noch nicht genug den zarten und doch so charakteristischen Schwung und Zug dieser Umrisse, auch war ich früher nie darauf hingewiesen worden. Fleißig zeichneten wir so den ganzen Tag, bis Abend und Hunger uns an den Rückweg mahnten. In den folgenden Tagen wurde ich nun mit einigen Landsleuten näher bekannt, unter welchen ich Oehme zuerst nennen muß, weil wir uns beide sehr bald zueinander hingezogen fühlten und eine Freundschaft sich anknüpfte, die das Leben hindurch treu ausgedauert hat. Er war eine feine, poetische Natur, schlicht und herzlich und bei aller ruhigen Behaglichkeit seines Wesens voll des köstlichsten Humors und Mutterwitzes.

Mancherlei Berührungspunkte hatte es bisher unter uns gegeben. Als vierjähriges Kind hatte er mich, wie er oft scherzend erwähnte, gewartet; denn unsere Mütter waren Hausgenossen und unter sich befreundet gewesen, und er, noch im Kinderkäppchen, hatte verlangt, mich, das Wickelkind, auf den Schoß zu nehmen, wie er es von Mama gesehen hatte; dann kamen wir auseinander, und später bewunderte ich sein großes Talent für das Komische auf der Bühne und seine ersten ausgestellten Versuche in der Malerei. Hier in Rom entdeckten wir bald, daß ein anderes liebes Geheimnis uns verband; denn er hatte eine Emma, wie ich eine Auguste, in der Heimat und im Herzen, beide Mädchen kannten sich, beide wurden von Pflegeeltern erzogen, welche einander nicht unbekannt waren, und so konnte es nicht fehlen, daß wir uns ebenfalls vertraulich nahe fühlten.

Oehme hatte ein Bild von Grotta Ferrata angefangen, dessen saubere Aufzeichnung auf die Leinwand mich lockte und reizte, möglichst bald meine Kräfte zu erproben.

Indem ich nun zu solcher Absicht meine Skizzenbücher

durchsah, entstand in mir ein Bild der jüngst durchwanderten Alpennatur, gewissermaßen ein Zusammenfassen ihrer bedeutendsten Eindrücke, und ich bemühte mich, dies innere Bild äußerlich in einer Skizze zu fixieren. Rasch wurde nun das nötige Material beschafft, Pinsel und Farben gekauft, und in wenig Tagen saß ich glückselig im Schaffensdrange vor meiner aufgespannten Leinwand. Bisher hatte ich ja überhaupt nur ein paar mangelhafte Versuche im Ölmalen gemacht; die neuere Technik, wie ich sie bei Freund Wagner geübt sah, war mir noch ganz fremd, und so war es naheliegend, daß mich zuweilen der Gedanke beängstigte, ich könne mit dem Wagnis, mich an ein so großes Bild gemacht zu haben, schmachvolles Fiasko erleiden. Der Gedanke war mir ein entsetzlicher; allein die Lust, die Begeisterung für den Gegenstand und die Freude, einmal eine eigene Idee zur Ausführung zu bringen, überwog doch bei weitem die Befürchtungen. So komponierte und malte ich darauf los und fühlte mich glücklich wie der Fisch, den eine wohltätige Hand in sein Element, in das große Wasser, gesetzt hat.

Wagner malte ebenfalls an einem größeren Bilde: Terracina mit dem Monte Circello. Es war mir sehr angenehm, ihn immer unmittelbar in meiner Nähe zu haben und seinen Rat benutzen zu können. Wir arbeiteten beide sehr fleißig den Tag über und besuchten in den Abendstunden die sogenannte Accademia, wo nach Akten gezeichnet wurde. Der treffliche Passavant hatte mit einigen Freunden diesen Verein eingerichtet, ein geeignetes Lokal gemietet, für Modell und Beleuchtung gesorgt, und jeder Teilnehmende zahlt einige Scudi, mit welchen die Ausgaben gedeckt wurden. Es war eine Lust, diese mannigfaltigen und immer schönen Gestalten nachzeichnen zu können.

Denselben Unterschied, welcher mich bei dem Eintritt in Italien in den landschaftlichen Naturformen, in der Gebirgs- und Terrainbildung entzückt hatte, sah ich jetzt auch

an der menschlichen Gestalt, eine Schönheit der Verhältnisse und feinste Ausbildung der einzelnen Teile, wie sie in den Modellsälen der Heimat nur selten zu finden waren. Aber ein ebenso großer Unterschied ergab sich auch in der Art, wie hier das Modellzeichnen behandelt wurde. Daheim wurde eine solche Figur immer in eine gewisse manierierte Schablone gebracht; es fehlte der Respekt vor der Natur und ihren konsequenten Bildungen; man setzte dafür ein allgemeines, ich möchte sagen, eine abstrakte Menschengestalt, an deren Existenz man nicht zu glauben genötigt war. Es war eben ein Mensch, ein recht manierierter Mensch dazu, aber nicht der Hans oder Peter, der Beppo oder Cecco, der dem Zeichner gesessen hatte.

Hier zeichnete man mit der größten Sorgfalt, mit unendlichem Fleiß und großer Strenge in der Auffassung der Individualität, so daß diese Zeichnungen oft kleine Kunstwerke wurden, an denen jeder seine Freude haben konnte; denn es war eben ein Stück schöner Natur.

Nachdem man sich hier noch ein paar Stunden wacker angestrengt und damit das Tagewerk beschlossen hatte, eilte man einer Trattoria oder Osteria zu. Unsere allabendliche Osteria hieß il Tritone, ohnweit der Piazza Barberini, wo ein Triton im Bassin das Wasser aus dem Horne bläst. Da man in einer solchen Schenke nur Wein und Brot, aber keine Speisen haben kann, so wurde unterwegs vom Pizzicarole schnell etwas Schinken, Wurst oder Käse mitgenommen, oder an einer Straßenecke bei einem Kastanienröster die Taschen mit den heißen Kastanien gefüllt, was denn mit dem vortrefflichen Velletriwein ein bescheidenes Abendessen gab. Hier wurden nun mit Scherz und gutem Humor die Tagesereignisse in der Künstlergemeinde, die Arbeiten und sonstigen Vorkommnisse besprochen, und die im Schwange gehenden Kunstansichten ausgesprochen, und pro und contra durchgefochten, wie das in solchen geschlossenen Kreisen hergebracht ist.

Mir, dem Novizen, in den neugewonnenen Kunstanschauungen noch wenig Eingeweihten, war dies besonders nützlich und anregend. Der Staub akademischer Antikensäle, der Kram blasser Kunstregeln und Maximen, wie ich sie von Kindesbeinen an eingesogen und mit Mühe geübt hatte, ward hier abgetan und über Bord geworfen. Daheim lagerte noch frostige Winterkälte auf den absterbenden Kunstgefilden, und nur einzelne Zeichen waren es, die mich an einen kommenden Frühling mahnen konnten. Auf meiner Wanderschaft nach Rom hatten sich Stimmen und Zeichen gemehrt: Schlegels und Wackenroders Schriften in Innsbruck, Girolamo dai Libri in Verona, endlich die köstlichen alten Florentiner.

Hier in Rom, das sah ich, war der herrlichste Frühling angebrochen und im vollen Zuge. In der ganzen Künstlerschar deutscher Zunge, die hier sich zusammengefunden hatte, wogte und wallete ein Strom der Begeisterung, der nach einem gemeinsamen Ziele hindrängte, und dem keiner sich entziehen wollte noch konnte; an diesem neuen Leben, diesem Frühlingswehen, nahm ein jeder teil nach dem Maßstab seiner Kräfte; es blühte das edelste wie das schwächste Kraut!

Die früher verschmähten, ja fast verschollenen großen Maler der vorraffaelischen Zeit waren jetzt erkannt, bewundert und fleißig studiert, und in ihrem großen stilvollen, strengen Sinne suchte man die Natur zu erfassen; es war recht eigentlich, nachdem der Zopf überwunden, eine Rückkehr zur Wahrheit, nicht zur bloßen Wirklichkeit der Natur, eine Wiedergeburt aus dem Geiste der ältesten großen Kunst.

Wie in Straßburg Goethe der erste war, dem zu guter Stunde die jugendlichen Augen aufgetan wurden, den Geist Erwins v. Steinbach in seinem Riesenwerke zu erkennen, während seine Zeit ohne Verständnis daran vorüberging, ja es als barbarisch bezeichnete, also erging es auch mit den großen deutschen Malerwerken, vom Kölner Dombilde bis zu Dürers köstlichen Schöpfungen, die man als „gotisch"

belächelte, und an denen man höchstens die mühsame Arbeit bewunderte, bis Friedrich Schlegel in seinem Buche über christliche Kunst auch diesen Geist erschloß, den tiefsinnigen und sinnigen, den deutschen und christlichen, welcher in diesen Bildern lebt. Und gut deutsch und ehrlich fromm wollten alle diejenigen jungen Künstler auch sein, in denen ein edlerer Geist lebte. Vaterland und Glaube, irdische und himmlische Heimat waren die beiden Pole, inmitten derer sich das gesunde Leben bewegte; in dem einen wurzelte das Gemüt, nach dem anderen strebte der Geist.

Unter dieser jungen Schar gab es nun freilich manche, die im Äußerlichen hängen blieben, andere, welche diese Anschauungen in ein solches Extrem trieben, daß der Torheit Tür und Tor geöffnet war. So sahen z. B. manche in Raffael schon den Abfall von der wahren Kunst und ließen nur seine Jugendwerke gelten, auch hörte man öfter den Grundsatz aufstellen, es müssen die verschiedenen Fächer in der Malerei aufhören und die Historienmalerei alles in sich aufnehmen, Landschaft, Genre, Porträt, wie Blumen- und Fruchtmalerei. Man kann sich denken, wie schmollend einige Alte, welche noch aus Asmus Carstens' Zeit stammten und ganz in Antike aufgegangen waren, dieses Treiben und Übertreiben ansahen. Die alten, biederen Heiden mußten das „Nazarenerwesen" hassen in seinen Spitzen und verachten in seinen törichten Extravaganzen, zumal sie Christentum von Pfaffentum nicht zu unterscheiden vermochten, sondern für ein und dasselbe zu halten schienen.

Zuweilen besuchte ich, und meist mit Wagner, eine der älteren Künstlergrößen, so den alten Reinhardt, den ich ja aus seinen schönen Radierungen längst kannte und bewundert hatte. Daß er mit der neuen Kunstrichtung nicht sympathisierte, wußten wir; doch nahm er uns freundlich auf und zeigte namentlich in früherer Zeit gemachte Ölstudien aus dem Park Chigi, die meisterhaft waren. Das sehr große

Arbeitszimmer stand voll von Tischen, und diese waren mit Mappen, Rollen, Studien, Bildern und Gipsen belastet; über andere Blätter, welche auf dem Boden lagen, mußte man hinwegsteigen. Am meisten imponierte mir seine Erscheinung selbst.

Seiner großen, hageren aber kräftigen Gestalt mit den ernsten, männlichen Zügen sah man den gegen Wind und Wetter abgehärteten Jäger und Landschaftsmaler an; die geistreichen und edlen Züge und das ruhige, sichere Benehmen des Mannes habe ich bewundert und mich seines Wesens und seiner Erscheinung mehr erfreut, als seiner Bilder, die nicht mit dem beliebten, spitzen Bleistift gemacht waren, sondern breit, derb, obwohl mit etwas Manier.

In demselben Hause mit ihm wohnte ein anderes altes Kunsthaupt, das, aus der Sturm- und Drangperiode kommend, die neue Richtung in sich aufgenommen und auf eigene Weise verarbeitet hatte. Das war der alte, liebe Meister Koch. Da standen im Vorsaal seine fertigen Bilder, eine große, schöne Komposition von Tivoli, der herrliche Schmadribach und einige andere Werke. An der Wand hing eine Untermalung der klugen und törichten Jungfrauen von Cornelius, das einzige Bild, welches ich bisher von diesem Meister gesehen hatte. Diese Bilder sah ich während der drei Winter, die ich in Rom zubrachte, auf derselben Stelle stehen, es fanden sich keine Käufer dafür, während z. B. die leichter verständlichen Veduten Catels auf Abnehmer nicht zu warten brauchten, was des Alten satirische Laune gewaltig aufstachelte, in der er dann in sehr pikanter Weise über Vedutenmalerei, kunstliebende Forestieri und Lohnbedienten deklamierte.

Unter diesen Bildern fesselte mich besonders das herrliche Alpenbild, der Schmadribach, durch großartige, poetische Auffassung. Wie der mächtige Gießbach aus von Wolken umgürteten Schneebergen herabstürzt, aus dem dunklen

Tannenwalde hervorschäumt, und wie besonders im Vorgrunde die tobende Eile der wilden Wellen, die sich über Stämme und Steine wälzen, ausgedrückt war, das entzückte mich über die Maßen. Das Hirtenbüblein mit seinem Alphorn, das so ruhig, fast wie verloren, in dieser großen Natur mit seinen paar Geisen dasteht und dem Sturm und Brausen des Baches zusieht, ist so recht köstlich hineingedacht. Die „Tännle“ hatte ihm der geniale, leider etwas verwilderte Hieronymus Heß aus Basel gemalt und mit Hirsch und Reh, mit Füchslein und wilden Tauben bevölkert.

In dem geräumigen, ganz einfach ausgestatteten Atelier saß Meister Koch vor seiner Staffelei und malte an einer Landschaft, deren Motiv aus Olevano genommen war. Er schaute nur ein paar Minuten bei der Begrüßung nach uns auf und richtete alsbald die Frage an mich, ob ich durch Tirol gekommen sei, und ließ sich davon erzählen. Er malte eben an einer Figurengruppe Olevaneser, die sich im Grünen mit Tanz, Gesang und Wein erlustigen.

„Es muß hier luschtig zugehe! Jawohl, luschtig, wie bei der Hochzeit des Camacho! Das will ich auch einmal male; ein stupender Gegenstand!“ und nun fing er an, das Bild, welches in seiner Phantasie sich aufbaute, zu beschreiben. Die heitere Landschaft, die tanzenden Nymphen und Schäfer, der reiche Camacho mit seiner schönen Braut und endlich die Köche, welche in großen Kesseln am Feuer die Speisen herrichten, umgeben von einer Fülle von Wildbret und Geflügel, Früchten und Weinschläuchen und dem schmausenden Sancho mit seinem ernst zuschauenden Herrn. Der Alte wurde ganz lebendig bei dieser Vorstellung und paffte dabei, immer fortmalend, in sein erloschenes Pfeifchen, aus welchem sich jedesmal eine kleine Ascheneruption erhob, die zum Teil mit vermalt wurde.

In seiner begeisterten Beschreibung war er schon einigemal durch einen rücksichtslosen Floh gestört worden, der in

einem seiner Strümpfe sein Wesen trieb; plötzlich erwischte er ihn, brachte ihn auf ein neben ihm liegendes Tamburin und machte ein höchst lustiges Gesicht bei dem musikalischen Knalleffekt, den der Knick hervorbrachte, mit welchem er den kleinen Räuber exekutierte. Schon vorher hatte ich über den Zweck des Tamburins gesonnen, da ich mir nicht denken konnte, daß der Alte etwa in einer Arbeitspause zu seinem Vergnügen auf dieser Schellentrommel pauken sollte, obwohl auch dies nicht als völlig unverträglich mit seinem Wesen schien; denn er war voll wunderlicher Schrullen und Schnurrpfeifereien.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihn jemals anders, als vor seiner Staffelei sitzend, angetroffen hätte, so oft ich ihn auch später besuchte, denn er war sehr fleißig und die Arbeit seine Lust. Sobald es abend wurde und er genötigt war, Pinsel und Palette wegzulegen, putzte er beides erst sauber, rieb sich noch einige Farben fein und setzte die Palette für den anderen Morgen in besten Stand. Durch Besuche ließ er sich niemals im Arbeiten stören, sondern malte ohne Unterbrechung fort.

Nachdem er mich einst gegen Abend besucht und mein angefangenes Bild gesehen hatte, nahm er großen Anteil an mir und meiner Arbeit, und ein herzlicher Verkehr entspann sich zwischen uns von da an, dem ich viel zu meiner Förderung zu verdanken hatte. Bei der Komposition meines Alpenbildes, der Watzmann, hatte ich mich mehr durch interessante Einzelheiten, als durch klare, schön gegliederte Anordnung bestimmen lassen, wodurch sich Kochs Bilder so vorteilhaft auszeichneten. Er gab mir deshalb den Rat, meine Bilder künftighin nicht in voller Größe auf die Leinwand zu entwerfen, sondern dieselben auf ein Quartblatt zu zeichnen, wodurch ich genötigt sein würde, vom einzelnen abzusehen und auf gute Verteilung und schöne Linienführung zu achten; denn das Ganze muß eher da sein, als die Teile, es ist das

Erste und Ursprüngliche, und das einzelne muß sich daraus entwickeln, das ist naturgemäß, und so schafft das Genie, auch ohne das Gesetz zu kennen.

Zu den älteren Landschaftsmalern gehörte auch der tüchtige Herr von Rhoden aus Kassel. Ein Bild, die Cascade von Tivoli, beschäftigte ihn schon seit anderthalb Jahren und war noch nicht weit vorgerückt, denn er malte überaus langsam und sorgfältig. Auffallend war mir der Unterschied, welcher sich in seiner Persönlichkeit und seiner Arbeit kundgab. Der kleine, robuste, in Sprache und Gebärde so höchst lebendige Mann war wenig produktiv, träg und langsam bei der Arbeit; die Malerei, bestimmt in der Zeichnung, sonnig und klar in der Farbe, hatte etwas Trockenes, Glattes, fast Philiströses, was sich mit seinem feurigen, gutmütig polternden Wesen nicht recht in Einklang bringen ließ. Fast scheint es, daß da, wo inneres Erregtsein fortwährend nach außen hin verpufft, es zu einer Ansammlung im Innern nicht kommen kann und die geistige Produktivität geschwächt wird. Wohl jeder Künstler hat schon das Gefühl gehabt, daß er über eine Idee, die noch nicht reif war, eine Komposition, die äußerlich noch nicht festgestellt ist, sich nicht ungestraft lang und breit aussprechen darf. Viel Redens darüber kühlt die Empfindung und die Kraft des plastischen Hervorbringens; ja schließlich verliert man leicht die Lust, sich weiter damit zu beschäftigen.

Rhoden gehörte zu den Nimrods der Campagna, wodurch ihm ebenfalls viel Zeit verloren ging. Die meisten dieser Jäger verloren die Lust zur Arbeit oft für lange Zeit. Man kann sich aber vorstellen, daß dieses tagelange Herumstreifen in der einsamen Campagna einen großen, ja poetischen Reiz haben mochte; die Bewegung in der milden Luft, die kleinen Jagdabenteuer, das Knallen auf eine unschuldige Lerche, Wachtel oder Schnepfe, das mochte dem Hocken vor der Staffelei und mühsamen Pinseln wohl öfters

vorzuziehen sein. Rhoden hatte eine Römerin zur Frau und war katholisch geworden. Als Künstler und Mensch war er von allen geachtet und geliebt.

Ein anderer liebenswürdiger Maler war Reinhold aus Gera; er hat wenig Bilder gemalt, aber ganz vortreffliche Naturstudien gezeichnet und in Öl gemalt. Ich besuchte ihn oft, um diese Sachen zu sehen und daraus zu lernen. Reinhold war mit Klein und Erhard in Rom nahe befreundet gewesen und bewohnte dasselbe Zimmer, in welchem der arme, unglückliche Erhard sich erschossen hatte. Erhard litt an Melancholie, welche sich oft bis zum Unerträglichen steigerte, und verzagte in solcher Stimmung gänzlich an seinem Talente. Ich glaube auch, daß sich die italienische Natur für seine künstlerische Eigentümlichkeit nicht eignete.

Noch drei Landschaftsmaler aus diesem Kreise lebten in Rom, der alte, liebe Faber aus Hamburg und der Aquarellmaler Welker, Kleins Reisegefährte, endlich der Schlesier Großpietsch, welcher sechs den Sammlern bekannte Blätter nach Kochs Naturzeichnungen und mehreres eigener Komposition radiert hat.

Noch muß ich hier zweier Künstler gedenken, deren Arbeiten mich aufs tiefste berührten. Es waren der Heidelberger Karl Fohr und Horny aus Weimar. Beide waren im Beginn ihrer Laufbahn gestorben. Fohr ertrank 1818 in der Tiber, und Horny starb in Rom im darauffolgenden Jahre. Ihr Andenken lebte noch warm in den Genossen, und die Naturstudien wie Kompositionen, welche sich noch im Besitz ihrer Freunde vorfanden, versetzten mich in einen Rausch der Begeisterung; insbesondere war das bei Fohr der Fall. Man darf aber auch nur sein schönes, von Amsler gestochenes Bildnis betrachten und in diese tiefen, seelenvollen Augen sehen, um das poesievolle Künstlerherz zu erkennen. Frühere, noch in Deutschland gemachte Naturstudien zeigen eine so feine, liebevolle Beobachtung der Natur

und manierlose, naive Darstellung, daß, als diese Eigenschaften mit einem großen Stilgefühl sich verbanden, die reizvollsten Sachen entstehen mußten.

Welker besaß von ihm ein Skizzenbuch, welches ihn wahrscheinlich ins Albanergebirge begleitet hatte und eine Menge der lebendigsten Volksgruppen, bald gelagert im Walde, bald wandernd, mit Eseln, Ziegen oder Schweinen dargestellt, enthielt. Eine große Tuschzeichnung Fohrs sah ich bei Passavant, ein Sonntag in Tirol. Die Burgleute kommen durch den Buchenwald zur alten Kapelle herab, um die Messe zu hören. Weiter Blick in das großartige Gebirgstal. Eine wundervolle Zeichnung voll poetischen Naturlebens, wie ein altes Volkslied, ist die von dem alten Schlößchen Hirschhorn am Neckar, mit dem Falken in der blühenden Heide ganz im Vordergrunde; ebenso eine Tirolerlandschaft mit der Feder und aquarelliert: vorn schreitet ein Bursch mit seinem Mädchen, prächtige Gestalten, mit einem Buben, welcher auf der Flöte bläst, einem Dorfe zu. Es ist unmittelbar nach der Natur gezeichnet und doch so groß und schön zum völligen Bilde gestaltet und abgerundet. Ferner erinnere ich mich einiger überaus schön gemachter Waldlandschaften, einer deutschen und einer von Ariccia.

Ein Studienblatt war mir besonders interessant; eine mit verschiedenartigem Buschwerk bewachsene Felswand, an deren Fuß in der Tiefe ein Bach sich zwischen Gestein hindurchdrängt und dadurch ganz eigentümliche Ringe und Strudel zieht, was mit ganz besonderem Fleiße charakterisiert ist. Es war mir jedesmal, als höre man da unten zwischen Fels und Büschen das unheimliche Gurgeln, Rauschen und Plätschern des Wassers herauftönen, Klänge und Töne, welche oftmals dem einsam Wandernden wie schwatzende Menschenstimmen klingen. Ihn hatten jedenfalls diese wunderlichen Wasserwirbel zur genauen Nachbildung angezogen im Gedanken an das Nibelungenlied, mit dem er sich so vorzugs-

weise beschäftigte. Seine letzte Zeichnung stellte vor, wie Hagen die Wassernixen befragt. Er machte dieselbe für Frau von Humboldt. Ermüdet von der Arbeit geht er nach der Tiber, sich zu baden, und sie zogen ihn da wirklich hinab, die unheimlichen Wassergeister, den Zweiundzwanzigjährigen.

Nach meinem Gefühle hätte er der Landschaftsmalerei eine neue, höchste Richtung geben können, die Elemente dazu waren vollständig vorhanden.

Anders als Fohr war Horny. Höchst originell, eine großartige, strenge, ja herbe Auffassung und Behandlung liebend, studierte er meist in den sterilen Bergen von Olevano und Civitella.

Neben meiner Wohn- und Arbeitsstube war ein kleiner Saal, welcher von Fohr auf Anregen der jüngeren Kunstgemeinde alle vierzehn Tage zu einer abendlichen Zusammenkunft eingerichtet wurde, zu einer Allegria, wie Frau Marinecia sagte. Eine lange Tafel in der Mitte und auf derselben ein Fäßchen guten Velletriweins, zwei dreiflammige, römische Lampen und ein Dutzend Stühle waren die ganze Ausrüstung zum Empfang von zwanzig Personen. Ein jeder brachte sich seinen bescheidenen Abendimbiß in Weinblätter eingewickelt mit und zapfte sich nach Bedürfnis seinen Trunk aus der Tonne.

Thorwaldsen, Veit, Koch und Rhoden besuchten öfters diesen Kreis und freuten sich mit den Fröhlichen. Thorwaldsen, seine Zigarre rauchend, sprach wenig, war aber mit dem lebendigsten Anteil bei den Gesprächen und Scherzen und befand sich höchst behaglich. Koch las einigemal aus des Paters Abraham a Sancta Clara „Judas der Erzschelm“ höchst humoristische Partien vor und erregte allgemeines Ergötzen damit. Besonders gut klang sein Vortrag des Nibelungenliedes in der Ursprache, was ihm durch seinen Tiroler Dialekt erleichtert wurde. Das Erhabene, Gewaltige, Große war sein Element, deshalb Sophokles, Äschylus, oder

das Buch Hiob seine Lieblinge, die ihn erfaßten und zur Begeisterung fortrissen. Goethe zog ihn weniger an. Mit Hermann und Dorothea war er durchaus nicht zufrieden; „der Hermann sei ein Philister, tue ja nix!“ Ein episches Gedicht müsse „Heroen handeln lasse“ usw.

An solchen Abenden überglänzte Oehmes Talent für komische Darstellung alles andere bei weitem, und wenn er seinen sentimentalen Handwerksburschen, den Bruder Breslauer, die in Dresden erlebten Abenteuer erzählen ließ, oder den Neujahrswunsch eines stotternden, einfältigen Jungen hersagte, oder Ähnliches dieser Art zum besten gab, dann erscholl ein homerisches Gelächter, Thorwaldsen schütterte minutenlang vor recht herzlichem Lachen, und Koch meinte: „Warum wird der Oehme nicht Schauspieler? er würde der größte Komiker.“ Seine Bilder liebte Koch nicht besonders; das Zarte, Duftige, manchmal ans Sentimentale Streifende derselben war nicht nach Kochs Geschmack.

Es lag bei Oehme das Komische nicht sowohl in dem Charakteristischen und Witzigen dessen, was er sprach, sondern darin, daß er fast ohne alle Hilfsmittel eine Persönlichkeit so vollständig in Haltung, Mienen, Bewegung und Sprache darzustellen vermochte und dadurch ein kleines Kunstwerk hervorzauberte, welches zu heiterster Laune, ja zum Jubel fortriß.

So waren diese Abende eine köstliche Erfrischung nach den Arbeitstagen, welche ich fleißig vor meiner Staffelei zugebracht und mich oft recht schwer an meinem Watzmann abgemüht hatte. Das Verzagen trat öfters nahe genug; aber die Anregungen, welche Geselligkeit, Kunst und Natur auf Schritt und Tritt darboten, gaben dem Leben einen Schwung und förderten einen so heiteren Mut, daß ich mich durch keine Schwierigkeit abschrecken ließ.

Die winterliche Jahreszeit neigte sich zu Ende, die Mandelbäume hatten geblüht, der Karneval mit seiner Lust,

wie die großen Feste der Osterwoche waren vorüber, und aus den Gärten strömte des Abends der Duft blühender Orangen, ein Zeichen des Frühlings, der nun in vollem Anzuge war. Mit Wagner hatte ich schon einen Plan für den Sommeraufenthalt entworfen. Das Albanergebirge lag uns zunächst im Sinne, und wir lenkten unsere Schritte, wenn wir unsere Abendpromenade machten, gewöhnlich nach dem Lateran, wo das herrliche Albanergebirge mit seinen im Abendgolde glänzenden Städtchen, Flecken und Klöstern ausgebreitet vor uns lag.

Aber vorher mußte das Bild vollendet dastehen, welches bisher außer Freund Wagner und im Anfang Koch niemand gesehen hatte, und als dann endlich die letzten Pinselstriche daran gemacht und mit befriedigtem Gefühl der Name darauf gesetzt war, stellte ich es in meinem Zimmer aus. Koch war einer der Ersten, der es mit lebendigem Anteil betrachtete und seine Freude darüber äußerte. Begegneten ihm jetzt Bekannte auf der Straße, so wurden sie von ihm angehalten und, indem er mit seinem dicken Stock auf den Boden stampfte, befragt: „Habe Sie das Bild von Richter gesehen? Gehe Sie hin, das müsse Sie sich anschaue, er hat es ausgestellt." So kam einer um den andern, und namentlich die Landsleute fanden sich überrascht durch Art und Weise der Darstellung, da diese mich nicht anders kannten, als einen Vedutenradierer aus der verpönten Schule Zinggs. Auch in andere Kreise mußte ein günstiges Urteil über die Arbeit gedrungen sein; denn es besuchten mich auch Bunsen mit Familie und Baron von Rheden, der Hannoversche Gesandte, welche geistvolle Männer stets ein lebhaftes Interesse den neuen Kunstbestrebungen zugewandt hatten.

Von ganz besonderem Werte war mir aber der Besuch Schnorrs, welcher von jetzt an freundlich und endlich auch freundschaftlich mir, seinem jungen Landsmann, entgegenkam und zugetan blieb. Ich fühlte mich gehoben und glücklich

durch sein Lob und seine mir geschenkte Zuneigung; denn zu ihm sahen wir ja alle mit Verehrung hinauf, als zu einem der Ersten und Besten. Wenn mir bisher Kochs Einfluß von Bedeutung gewesen war, so trat nun auch der Schnorrs dazu, dessen Persönlichkeit und Geistesrichtung mich noch inniger berührten, weil ich mich ihm nach meiner innersten Natur verwandter fühlte. Kochs Kunstart suchte mehr das Große und Gewaltige in pathetischen Formen auszudrücken, und obgleich ich dies gar wohl nachempfinden, ja davon entzückt werden konnte, so erwuchs solches doch weniger auf meinem eigenen Grund und Boden, wogegen die Schönheit und Anmut, die blühende Phantasie und der ganze Zauber der Romantik, der damals in Schnorrs Schöpfungen waltete, gerade das Element waren, in welchem auch meine Vorstellungen sich mit Lust bewegten. So wurde ich angezogen von allem, was der eigenen Natur entsprach, und zog ebenso aus allem, was mich berührte, das Gleichartige oder sympathisch Verwandte, so weit das Maß der Kräfte mir gegeben war; deshalb konnte ich meinen eignen Weg getreu verfolgen, ohne durch eigene oder fremde Theorien abgelenkt zu werden.

Indes mußte der begonnene freundschaftliche Verkehr bald unterbrochen werden, weil sich die Zeit genähert hatte, in der ich mit anderen aufs Land gehen und Studien machen wollte. Das Herz schlug mir vor Wonne, wenn ich daran dachte, und als mein Bild eingepackt und dem Spediteur zur Absendung nach Dresden übergeben war, bestellte Wagner für Oehme und mich einen Wagen, und wir drei fuhren, mit unseren Zeichen- und Malgeräten wohl ausgerüstet, voller Jubel zum Tore hinaus.

Vierzehntes Kapitel.

Im Albanergebirge.

Es war ein Maimorgen im hellsten Silberglanze, als wir die Via Appia entlang dahinfuhren, zur Seite Ruinen und Grabtrümmer und die langgestreckten Reihen antiker Aquädukte, die bis zum Fuße der Gebirge reichten, welche in duftiger Bläue den südlichen und westlichen Horizont umsäumten. Mit begierigen Blicken sog ich alles auf, was links und rechts am Wege lag; denn im Winter in fleißiger Arbeit festgehalten und mit Eindrücken der Kunst überreich gespeist, verlangte mein Landschafterherz dringend nach einer Umschau in römischer Natur.

Bald waren wir am Ziele in Albano angelangt. Die Freunde waren hier schon bekannt, und so hielten wir am Markte vor einer von Künstlern gewöhnlich bewohnten Locanda, in welcher wir uns häuslich einrichteten.

Das Albanergebirge trägt überall den Charakter anmutsvoller Schönheit, recht im Gegensatz zu dem grandiosen, ernsten und sterilen Sabinergebirge. Von den lieblichen Höhen, die mit dem üppigsten Baumwuchs geschmückt sind, schweift der Blick auf das weite Meer und die Campagna, über das fünf Stunden entfernte Rom hin zum einsamen Soracte, und auf allen Punkten schwebt der Duft uralter, klassischer Sagen. Dort im Süden das Vorgebirge der Circe (monte circello) trägt uns in homerisches Land, näher die Küste, wo Äneas landete, nördlicher des Romulus Siebenhügelstadt und das uralte Albalonga, von dem unser Städtchen den Namen trägt, mit seinem sonderbaren Grabmal, angeblich der Horatier und Curiatier; endlich das nahe Nehmi, dessen See noch heute der Spiegel der Diana heißt, zu deren Heiligtum Orestes die Bildsäule der Göttin aus Taurien brachte. Alle diese und so viele andere alte Ge-

schichten, von welchen ich etwas gelesen, gehört oder in Bildern dargestellt gesehen hatte, sie traten hier aus dem traumartigen Dunkel in das goldene Sonnenlicht einer überaus schönen Wirklichkeit.

Ich zeichnete viel in den sogenannten Galerien, den wundervollsten Waldwegen, welche oberhalb Albano nach Castel Gandolfo führen. Die uralten Lizinen (immergrüne Eichen) sind die malerischsten Bäume, die hier und im Park Chigi besonders schön gefunden werden. Der blaue Albaner See in der Tiefe, von steilen Abhängen umschlossen, über welche der Monte Cavo (2900 Fuß) sich erhebt, und auf halber Höhe das Kloster Pallazuola geben ein herrliches Bild.

Auf dem Wege nach Ariccia liegt ein Eremitenhäuschen am Walde, darunter ein Brunnen. Auch hier saß ich zeichnend mehrere Tage lang unter den schattigen Bäumen, und die vorüberziehenden Leute in ihren bunten Trachten amüsierten mich köstlich. Man hätte ganze Skizzenbücher anfüllen können mit den reizendsten Gruppen und Figuren. Die Frauen und Mädchen mit den scharlachroten, knapp anliegenden Jäckchen, oft mit Goldborten geziert, mit den viereckig gelegten weißen Kopftüchern, die Männer mit ihren spitzen Hüten, hemdärmelig, mit buntseidener Leibbinde, die Mönche, die Kinder, die Weinkärrner mit den wunderlichen Karren mit Velletriwein beladen, zu Fuß, zu Esel, oft singend und Tamburin schlagend, immer eine Staffage hübscher als die andere. Das Brünnlein wurde von Menschen und Vieh in Anspruch genommen und gab immer neue, reizende Figurengruppen. Am Ende dieses von Ulmen und Buchen beschatteten Weges liegt auf der Höhe Ariccia, und man hat fortwährend rechts zwischen den dunklen Baumstämmen den Blick auf das ferne Meer mit den kleinen Ponzainseln.

Ohnweit der Stelle, wo ich Posto gefaßt hatte, lag Tag für Tag auch ein Bettler. Ein grobes, weißes Bettlaken,

in welches er sich gehüllt hatte, fesselte schon von weitem die Blicke der Vorübergehenden durch die ungewöhnliche Drapierung; außerdem aber erhob er seine heiseren Klagetöne, sobald er jemand kommen hörte, auf eine so herz- und ohrenzerreißende Weise, daß er damit gar manchen Bajocco aus den Taschen der Vorüberwandernden lockte. „Misericordia! o buoni cristiani, misericordia! io mojo di fame!“

Diesen Klagegesang hatte ich nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit anzuhören und ermangelte nicht, den Bettler durch eine Gabe vorläufig vor dem Hungertode zu schützen. Kam nun ein guter Bekannter des Weges daher, so blieb der wohl ein Weilchen bei ihm stehen, und es wurde dann behaglich geplaudert und gescherzt, nach dessen Weggang aber das Klagelied und das Verhungern mit frischen Kräften fortgesetzt. Wenn es Abend wurde, um Ave Maria, schloß er das Geschäft, das heißt er zählte die Einnahme des Tages, band sie in einen Zipfel des Bettuches in einen Knoten zusammen und zog damit sehr befriedigt heim. Jedenfalls stärkte er sich in der Osteria zum Verhungern für den nächsten Tag.

Und so saß er — nicht eine Leiche — sondern ein fideler, wohlkonditionierter Bettler, und nicht nur am andern Morgen, sondern noch monate- und jahrelang auf demselben lieben, schattigen Waldplätzchen und betrieb sein Geschäft mit ungeschwächten Kräften.

Gleich nach der ersten Woche unseres Aufenthaltes in Albano kamen noch andere Freunde aus Rom, welche ebenfalls in unserer Locanda wohnten; Freund Götzloff zunächst, dann die Brüder Rist aus Stuttgart. Der ältere war Kupferstecher und starb im nächsten Jahre in Rom, der andere Landschaftsmaler. Dann der Landsmann Börner, ein liebenswürdiger und feingebildeter Mann, welcher aber während seines römischen Aufenthaltes fast gänzlich am Arbeiten sich verhindert sah, weil er fortwährend von ner-

vösem Gesichtsschmerz und Schlaflosigkeit geplagt wurde. Da Börner auch späterhin durch seine Kränklichkeit in der künstlerischen Ausbildung zurückblieb, fing er in Leipzig mit sehr geringen Mitteln ein Kunstgeschäft an, welches er zu hohem Flor brachte. Seine warme Liebe zur Kunst und das feine Verständnis derselben verschafften ihm bald eine ausgezeichnete Kundschaft. So stand er unter anderen auch mit Goethe in fortwährender Verbindung und versorgte ihn mit Mappen von Kupferstichen und Radierungen zur Ansicht und Unterhaltung. Ebenso war der Generalpostmeister und Staatsminister von Nagler sein Kunde.

Doch ich habe hier vorgegriffen und will nur noch unter den hinzugekommenen Freunden und Genossen den höchst talentvollen Ernst Fries aus Heidelberg nennen. Er galt für den schönsten jungen Mann unter den deutschen Künstlern in Rom, eine imposante Gestalt, frischen und heiteren Wesens, in allen körperlichen übungen gewandt, ein guter Fechter, Schwimmer und Reiter.

Ich badete einst mit ihm im Albaner See, bei welcher Gelegenheit er mit mir Brüderschaft machte; das Weihgetränk war freilich nur das Seewasser aus hohler Hand getrunken. Er schwamm weit in den See hinein und rief mir endlich zu, er wolle quer über den ganzen See schwimmen, wenn ich so lange warten wolle, bis er zurückkomme, um die Kleider in Sicht zu behalten. Es war Mittag, und die Sonne warf ihre glühenden Strahlen senkrecht in den Trichter des einsamen Sees. Fries führte sein Schwimmstückchen hin und zurück auch glücklich aus, klagte aber beim Ankleiden schon über das heftigste Brennen auf dem Rücken und hatte schließlich viele Tage die grausamsten Schmerzen auszustehen, weil die ganze Rückenhaut stückweis sich loslöste und er keine Nacht auf dem Rücken liegend schlafen konnte.

Bei aller Schönheit der Umgebung Albanos wurde es mir doch schwer, charakteristische Landschafts*bilder*, glück-

liche Motive, die sich weiter ausbilden lassen, aufzufinden, obwohl sie in Hülle und Fülle vorhanden waren, und es blieb meistens bei Studien und Einzelheiten. Der Sinn für bedeutende Auffassung, für ein abgeschlossenes Ganze war noch zuwenig in mir ausgebildet. So sehr ich diesen Mangel fühlte, wußte ich ihm doch nicht abzuhelfen.

Indessen zeichnete und malte ich mit den anderen nach bestem Vermögen fort, und am Abend, wenn wir in die Herberge zurückgekehrt waren, sah sich ein jeder seine im Schweiße des Angesichts eroberten Studien an und kratzte sich wohl bedenklich hinter den Ohren, wenn er sich gestehen mußte, daß die Erinnerung an das in der Natur Gesehene das Beste dazu tun mußte.

Nach dem Abendessen genossen wir noch den Feierabend, entweder vor dem Städtchen promenierend, oder vor der Haustür sitzend und dem Treiben der Leute zuschauend, welche bei der Abendkühle aus ihren Häusern hervorgekommen waren, Boccia oder Morra spielten und sich auf ihre Weise amüsierten. Am Brunnen gab es viel des Plauderns und Scherzens und helles Lachen der Mädchen und Frauen. Ihre anmutig schönen Bewegungen beim Aufheben der Conca (das schöngeformte, kupferne Wassergefäß) auf den Kopf, das stattliche Einherschreiten mit dieser Last, welches ebensoviel Vorsicht wie elastisch gleichmäßigen Gang erfordert, ergötzte uns Maler. Kam nun ein hübscher Bursch oder ein spaßiger Alter dazu, so wurde der Schwarm doppelt lebendig, und gellendes Gelächter übertönte bald den Singsang des heimkehrenden Eseltreibers, wie den Chor der Nachtigallen in den Gärten und Büschen, bis endlich das ganze Konzert in dem entsetzlich sentimentalen Geschrei eines Esels seinen Abschluß fand. Die hübschen Bilder sind unzählbar, die sich da aufdrängen.

Eines Morgens zeichnete ich mit Wagner unten am See. Unsere Zeichnungen sahen freilich trocken aus, aber

die Szene selbst sehe ich noch in ihrer ganzen, zaubervollen Schönheit vor mir.

Einer prächtigen Esche, welche ihre laubigen Äste bis tief herab zum Wasserspiegel neigte, hatte sich ein Feigenbaum zugesellt; gleich einem Geschwisterpaar, zwar verschieden, aber wie aus einer Wurzel entsprossen, hielten sie sich umschlungen. Das schlangenartig gewundene Gezweig des Feigenbaums zeichnete sich sehr schön auf dem Schattendunkel der Esche, und von den Nachbarbüschen zogen sich lange Girlanden wilden Weines, welche den Feigenbaum umrankten. Von der anderen Seite dagegen umflocht bis in den Wipfel ein Busch Waldrosen mit tausend aufgeblühten Blumen seine liebe Esche, die ihr schönes Laub im sanften Morgenwinde hin und her bewegte, umduftet von den vielen Rosen und der köstlichen Weinblüte, und die Vögel sangen und zwitscherten ihr Liedchen daraus hervor. Silbern glänzte der See durch die grünen Zweige. Der gegenüberliegende steile Berghang lag noch im Morgenschatten, und man konnte sich Nymphen und scherzende Liebesgötter dazu denken, wie sie Tizian in seine Landschaften bringt.

Als ich in späteren Jahren öfters Gelegenheit hatte, Glucks wundervolle Musik zu dem Zaubergarten der Armida zu hören, stieg dies unbeschreiblich schöne Landschaftsbild gewöhnlich in der Erinnerung auf.

Um dem Parke Chigi näher zu sein, siedelten wir nach Ariccia über, wo wir einige Wochen blieben. Der Sage nach soll der Park ein Rest des Dianenhains sein, und die Besitzer lassen dies prächtige Stück Natur völlig unberührt von aller Kultur. Die mächtigsten Baumgruppen der Eichen und Lizinen krönten die steilen Hügel und gaben herrliche Studien für den Maler. Die Pfade durch das über Mannshöhe aufgeschossene Gestrüpp und Gras waren fast undurchdringlich geworden, auch schon der vielen Insekten, Schlangen und des sonstigen Gewürms wegen. Bäume, welche morsch

zusammengebrochen waren, blieben liegen und moderten in dieser Wildnis, Schlingpflanzen wucherten üppig an den Stämmen hinauf und überdeckten die umgestürzten, welche am Boden faulten; kurz, es glich irgend einem Märchen- und Zauberwalde, wie ihn die lebhafteste Phantasie nicht besser vormalen kann. Das blaue Meer schaute aus der Ferne in dies Waldgeheimnis hinein.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen kehrten wir wieder nach Rom zurück, sahen die Festlichkeiten am Tage Peter und Paul, und rüsteten uns zu einem zweiten Ausflug nach Tivoli und dem Sabinergebirge.

Fünfzehntes Kapitel.

Im Sabinergebirge.

Nach so langem Herumstreifen in freier Natur, in Wald und Bergen war es wohltuend, in Rom eine kurze Pause zu machen, um sich an den großen Kunstwerken im Vatikan und in den Galerien Borghese und Doria wieder zu sammeln und zu stärken.

Nachdem nun mancherlei Geschäfte abgetan, Papier, Farben und Stifte komplettiert waren, wanderten wir unserer fünf, Oehme, Wagner, Götzloff, Rist und ich, nach Tivoli.

Der Weg durch die Campagna war sehr heiß, und wir langten gegen Mittag an den Weingärten und dem Olivenwalde an, wo der Pfad nach dem Städtchen sich hinaufzieht. In den engen Gäßchen, welche zu unserem Albergo, der Sibylle, führten, waren wir bald von einem Gefolge von Bettlern aller Art begleitet. Kinder und Greise, Krüppel und Gesunde, Bettler von Metier und Dilettierende, welche zum Zeitvertreib und aus Langeweile mitliefen, jammernd

oder lustige Witze reißend, sie alle umschwirrten uns wie die Fliegen; ja ein altes Weib streckte ihre dürre Hand aus einem Fenster des dritten Stockes mit der Bitte „un bajocco, Signori!“ So langten wir mit stattlichem Gefolge samt unserem Esel, welcher das Gepäck trug, vor der Sibylle an. Der Wirt wies uns mehrere kleine Zimmer an, und ein billiger Akkord für Kost und Wohnung war bald abgeschlossen.

Vor der Haustür saß auf der Steinbank ein achtzigjähriger deutscher Maler, ein Hannoveraner, der uns stumpf und grämlich ansah. Er war ein Freund des früheren Wirts gewesen und von diesem testamentarisch auf den Sohn vererbt worden zu lebenslänglicher Pflege für eine sehr geringe Pension, welche er aus seiner Heimat bezog. Er wußte von Asmus Carstens und anderen Zeitgenossen zu erzählen, hatte auch Kniep gekannt, den Landschaftsmaler, welcher Goethe nach Sizilien begleitete. Freund Götzloff hatte diesen alten Kniep einst in Neapel angetroffen und war von ihm gefragt worden, ob er als Sachse vielleicht einen gewissen Goethe kenne, und ob dieser noch in Weimar lebe. So isoliert, abgestumpft und abgestorben dem Vaterlande lebte das alte Männchen in der Fremde. Eine ähnliche Ruine war der alte Frei, so hieß der Sibyllenalte, ohne jede Beziehung zu dem geistigen Leben und Bewegen in der Kunst dieser Zeit unter seinen Landsleuten. Er war deshalb meist stumm und sah grämlich drein, und nur auf Befragen hörte man von ihm ein Stück Kunstgeschichte vom Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts.

Die Fenster unserer Zimmer gingen auf den Hof hinaus, in welchem an steil abfallender Felswand der bekannte Tempel der Sibylle oder Vesta stand. Aus der Tiefe des grün umbuschten Felsenkessels tönte das Gebraus des Anio herauf, welcher, nachdem er in prachtvoller Kaskade sich in die Neptunsgrotte hinabgestürzt hat, zwischen Felsen

gedrängt, dumpf grollend und brausend seinen Weg aus dem Tale sucht.

Hier oben war Freund Oehmes und mein Lieblingsplätzchen. Wenn wir des Tages Last und Hitze getragen und unser einfaches pranzo verzehrt hatten, lagerten wir uns gern in späten Abendstunden zwischen den Säulen des kleinen, reizenden Tempels und plauderten über Kunst mit dem redlichsten Bemühen, uns darüber klarer zu werden, und das Ende vom Liede war gewöhnlich ein Gedenken der Liebsten in der Heimat, ein Stoff, der nie an Reiz verlieren konnte. Das herzige Freundesgespräch, die süße Abendstille, von dem dumpfen Brausen aus dem Tale nur mehr hervorgehoben, fesselte uns oft noch an diesen köstlichen Ort, nachdem längst schon Dämmerung über Berg und Tal gesunken und die Nacht mit ihren flimmernden Sternbildern heraufgezogen war, die uns so freundlich erglänzten wie den Lieben in der Heimat.

Sobald ich mich einigermaßen in der nächsten Umgebung Tivolis orientiert hatte, ging es an ein fleißiges Arbeiten von früh bis zum Abend, und zwar mit einer Lust und Freude, die gar keine Ermüdung aufkommen ließ; denn die Fülle der verschiedenartigsten und schönsten Motive reizte immer von neuem zur Tätigkeit, und was nicht als ausgeführtes Studienblatt in die Mappe kam, fand wenigstens als flüchtiger Entwurf sein Plätzchen im Skizzenbuche. Ich werde nie die schönen Morgen vergessen, wo ich im Schatten uralter Olivenbäume zeichnend, von Vogelgezwitscher und dem Zirpen der Tausende von Zikaden umtönt, in dieser holden Einsamkeit so recht das Glück meiner Lage empfand.

Drüben auf der anderen Seite des Tales rauschten und stäubten die Cascatellen hernieder, silberglänzend in der Morgensonne, oben lagen die grauen Mauern der Villa des Mäcen, und über den schattigen Olivenwäldern schim-

merte in zartem Blau das liebliche Albanergebirge in dies friedliche Landschaftsbild herein. Hübsche, schwarzäugige Mädchen stiegen langsam den Talweg herauf, den Kopf belastet mit Körben voll süßer Feigen oder früher Trauben, uve zitelle, welche schon im Monat August reif sind, und für einige Bajocchi hatte ich eine Fülle dieser Früchte. Die Mädchen ruhten bei mir aus, guckten neugierig meinem Zeichnen zu und fanden zu ihrer Zufriedenheit alles richtig vor. „O quanto bello!“

Als ich eines Tages so in meine Arbeit vertieft dasaß, machte ein kleines Geräusch mich aufsehen, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erblickte ich drei kleine Haustüren, ordentlich auf Menschenfüßen den Berg hinabwandelnd. Ich erinnerte mich, daß ich eine komische Beschreibung von den riesengroßen Malkasten einiger französischer Maler gehört hatte, die seit mehreren Tagen in der Sibylle einquartiert waren. Diese Riesenkasten, auf die Rücken von Jungen geschnallt, welche dadurch bis auf die Füße bedeckt wurden, waren es, die hier vorbeizogen, und bald folgten ihnen auch die Inhaber.

„Gegensätze berühren sich!“ Bei den Franzosen und uns traf das nur im räumlichen Sinne zu, denn ihre Zimmer stießen unmittelbar an die unsrigen; aber obwohl sie mindestens ebenso liebenswürdige und solide Leute waren, als wir zu sein uns schmeichelten, so kamen wir doch durchaus in keinen Verkehr miteinander. Im Gegenteil mieden wir uns mit einer Art von Scheu; denn jede Partei mochte die andere für mezzo matti halten, die Gegensätze waren damals zu stark. Die französischen Maler mit ihren Riesenkasten brauchten zu ihren Studien ungeheure Quantitäten von Farbe, welche mit großen Borstpinseln halb fingersdick aufgesetzt wurde. Stets malten sie aus einer gewissen Entfernung, um nur einen Totaleffekt, oder wie wir sagten einen Knalleffekt zu erreichen. Sie verbrauchten natürlich sehr

viel Maltuch und Malpapier, denn es wurde fast nur gemalt, selten gezeichnet; wir dagegen hielten es mehr mit dem Zeichnen als mit dem Malen. Der Bleistift konnte nicht hart, nicht spitz genug sein, um die Umrisse bis ins feinste Detail fest und bestimmt zu umziehen. Gebückt saß ein jeder vor seinem Malkasten, der nicht größer war als ein kleiner Papierbogen, und suchte mit fast minutiösem Fleiß auszuführen, was er vor sich sah. Wir verliebten uns in jeden Grashalm, in jeden zierlichen Zweig und wollten keinen ansprechenden Zug uns entgehen lassen. Luft- und Lichteffekte wurden eher gemieden als gesucht; kurz, ein jeder war bemüht, den Gegenstand möglichst objektiv, treu wie im Spiegel, wiederzugeben.

Wie wenig das aber dennoch gelingen wollte, erfuhr ich gerade hier in Tivoli recht auffallend. Wir saßen einst unserer vier auf einem schmalen Felsvorsprung eng nebeneinander, der großen Kaskade des Anio gegenüber. Jeder befleißigte sich der möglichsten Treue in der Wiedergabe des Gegenstandes, und deshalb war ich nicht wenig überrascht, als ich, am Schluß der Arbeit aufgestanden, die vier vor mir liegenden Bilder überblicken konnte und sie so abweichend voneinander fand. In der Stimmung, in Farbe, im Charakter der Kontur war bei jedem etwas anderes hineingekommen, eine leise Umwandlung zu spüren. Ich merkte, daß unsere Augenpaare wohl das gleiche gesehen, aber das Gesehene in eines jeden Innerem je nach seiner Individualität sich umgestaltet hatte. Am stärksten trat es bei einem Melancholikus hervor. Bei ihm waren die bewegten Umrisse der Busch- und Felsmassen ruhiger und geradliniger, die heitere Farbe der goldig bräunlichen Felsen bleicher und trüber geworden; dagegen machte sich ein nächtliches Violett in den Schatten sehr geltend, welche in der Natur doch so klar und farbig erschienen. Kurz, des Menschen Art offenbarte sich ganz entschieden in seiner Malerei, und so

war es bei einem jeden. Ich will dabei nicht verhehlen, daß mir das eigene Opus zwar unsicher, tastend, suchend, nachfühlend, aber gegen die drei anderen am objektivsten und treuesten erschien.

Nun war diese Erfahrung, daß ein jeder die Natur anders ansieht oder vielmehr anders reproduziert, durchaus nichts Neues; aber ich hatte es noch nie so tief empfunden, so augenscheinlich gesehen, daß die Kunst nur der beseelte Widerschein der Natur aus dem Spiegel der Seele sei, und daß deshalb eine gesunde und reine Entwickelung der Sinnes- und Denkweise, die Ausgestaltung des inneren Menschen, auch in Beziehung auf die Kunst von größter Bedeutung sein müsse. Goethe ruft den jungen Künstlern zu: „Denkt gut, so werdet ihr etwas Rechtes schaffen!"

Nachdem nun manches Studienblatt gesammelt worden war, bald in den brausenden Felsenkesseln der Sibyllengrotte, bald in der köstlichen Villa d'Este oder in dem einsamen Tale, wo die Claudischen Aquädukte stehen, oder von interessanten Häusergruppen in der Stadt selbst, so faßten Wagner und ich den Entschluß, den ganzen Monat September in Olevano zuzubringen, welches seit Kochs Zeiten der Lieblingsaufenthalt der deutschen Maler geworden war.

In der letzten Woche unseres Aufenthalts hatten wir noch die Freude, Philipp Veit und von Rhoden in die Sibylle einkehren zu sehen. Der drückenden Hitze Roms entflohen, suchten sie in dem wasserreichen Tibur sich zu erfrischen, und strichen, die Flinte auf dem Rücken, in den Bergen herum, um gelegentlich einen Hasen oder ein paar Vögel zu schießen. Die Abende, welche uns gewöhnlich zusammenführten, wurden lebhafter und anregend durch Gespräche über Kunst und Literatur; denn Veit trieb damals mit Eifer das Spanische und hatte sich in Cervantes, besonders aber in Calderon vertieft. Der sehr lebhafte, kräftige Rhoden dagegen tischte oft recht wunderliche Jagdgeschichten auf, die,

wenn auch nicht immer glaubhaft, doch sehr erheiternd wirkten.

Einst traf ich ihn um die Vesperzeit im Gemäuer des Sibyllentempelchens, ganz vertieft in einen alten Pergamentband. Es waren die Schriften der heiligen Theresia, die er immer in seiner Jagdtasche bei sich trug, und deren Geist und Tiefsinn er mir sogleich in feurigen Worten anpries. Mir aber waren diese Regionen ganz fremd, und ich wußte ihm deshalb nicht viel zu erwidern; nur war ich überrascht, den nichts weniger als asketisch aussehenden Mann, diese kräftige, ja derbe Persönlichkeit, gerade nach einer so sublimen Richtung hin begeistert zu finden.

Es waren ein paar Regentage eingetreten. Als der zweite Morgen keine Aussicht auf Änderung bot und der Regen noch so langweilig herabgoß, als tags zuvor, machte einer von uns scherzweise den Vorschlag, am Nachmittage eine kleine Ausstellung zu veranstalten, zu welcher jeder am Morgen eine Komposition entwerfen solle.

Gesagt, getan! Es brachte jeder etwas zustande, und der unbehaglich sich anlassende Tag verging in heiterer Beschäftigung. Einige hatten Motive aus Albano ausgebildet, Oehme aber den Eingang in eine gotische Dorfkirche mit einem Teil des Kirchhofs kräftig mit der Feder entworfen.

Ich hatte ohne weiteres Besinnen eine Gruppe sächsischer Landleute mit ihren Kindern gezeichnet, welche auf einem Pfade durch hohes Korn einer fernen Dorfkirche zuwandern, ein Sonntagsmorgen im Vaterlande. Diese Art von Gegenständen war damals nicht an der Tagesordnung und in Rom erst recht nicht. Das Blatt machte deshalb unter den anderen einige Wirkung; Oehme bat es sich aus und gab mir dafür seine Zeichnung. Ich erinnere mich wohl, wie ich das Blatt ohne Überlegen, gleichsam scherzweise, meinen damaligen Bestrebungen und Theorien entgegen, hinwarf, und dieser Umstand ist mir in späteren

Jahren wieder eingefallen und deshalb merkwürdig erschienen, weil das recht eigentlich improvisierte Motiv der erste Ausdruck einer Richtung war, die nach vielen Jahren wieder in mir auftauchte, als ich meine Zeichnungen für den Holzschnitt machte. Es waren liebe Heimatserinnerungen, sie stiegen unwillkürlich aus einer Tiefe des Unbewußten herauf und gingen darin auch wieder schlafen, bis sie später in der Mitte meines Lebens mit Erfolg neu auferstanden.

Anfang September verließen wir endlich das schöne Tivoli; Oehme ging mit anderen nach Rom zurück, während ich und Wagner das gelobte Olevano noch sehen wollten. Weil es am Tage noch sehr heiß war, beschlossen wir eine Nachtwanderung zu machen. Unserm Eseltreiber, dessen Somaro unser Gepäck trug, hatte sich ein zweiter angeschlossen, der desselben Weges zog. Sobald wir aus den stillen Gäßchen Tivolis herausgetreten waren, nahm uns der alte Olivenwald auf. Der Weg ging den Berg hinab, unten brannte noch ein Lämpchen vor einem einsamen Marienbilde. Der Anblick hatte etwas Rührendes in dieser Abgeschiedenheit, im tiefsten Schweigen der Nacht, das nur vom leisen Gezirpe einer Grille unterbrochen wurde. Wir gingen immer an dem Abhang der Gebirge hin und trafen weder ein Haus an noch einen Menschen. Die Nacht war sehr schwarz und der Himmel bedeckt; schweigend zogen wir unseres Weges. Aus dem dunklen Buschwerk eines Bachufers ertönte manchmal das Kreischen und wunderliche Geschrei der Reiher und Rohrdommeln, die durch unser Vorüberziehen aufgescheucht untereinander in Streit gerieten. Zuweilen stimmte einer der Eseltreiber, die mit ihren Tieren ein gut Stück voraus waren, ein Ritornell an, welches der andere dann in bekannter einförmiger Weise, mit dem langgezogenen Ton am Schluß, beantwortete.

Endlich graute der Tag hinter den dunklen Gebirgen hervor, und am Morgen erreichten wir Palästrina, wo

wir nur einen Tag uns aufhielten, herumstiegen und etwas zeichneten. Anderen Tages kamen wir nach Gabii und Genazzano, wo zur Rechten das schön geformte Volskergebirge hervortritt und links der schluchtenreiche Monte Serone, eine Hauptheimat der Briganten. Durch Feigen-, Wein- und Ölpflanzungen stiegen wir nach Olevano hinauf, dessen Felspyramide, mit der Ruine einer Burg gekrönt, vor uns auftauchte. Oberhalb Olevano liegt die Casa Baldi; dort nahmen wir Einkehr und fanden zu unserer Freude den lieben Reinhold, welcher schon seit mehreren Wochen hier wohnte und seine vortrefflichen Studien zeichnete, die ihm später großen Ruf verschafften. Es war noch gar nicht lange her, daß diese Gebirgsgegend gewissermaßen entdeckt wurde, denn früher getraute sich kein Reisender bis hierher in die wilden Berge vorzudringen. Koch war einer der Ersten, der durch die Großartigkeit des landschaftlichen Charakters und den Reichtum der Motive angezogen, längere Zeit hier verweilte und Studien zu seinen stilvollen Landschaftsbildern sammelte.

Die Serpentara, von welcher ich soviel hatte sprechen hören, ist freilich ein Stück Erde, wie für den Maler besonders hergerichtet. Eine halbe Stunde von Olevano erhebt sich ein mit Eichen bewachsener Hügel, und zwischen seinen Klippen und zerstreuten Steinklötzen winden sich wilde Pfade auf und wieder herab. Ginster, Wacholder und wilde Rosen wachsen hie und da aus dem öden Gestein.

Solche Terrainbildung, verbunden mit den malerisch sich gruppierenden Bäumen, gibt nun freilich höchst abwechselnde, formenreiche Vorgründe; von überwältigender Schönheit aber ist die nahe und ferne Umgebung. Zur Rechten, im Abend, das Gebirge der Äquer mit den kühnen Felsennestern Monte Compatri und Rocca di Cavi, weiterhin der schöne Monte Artemisio mit dem fernen Meere; im Süden das Volskergebirge und gegen Morgen der mächtige

Serone. Kehrt man sich um und schaut zwischen den Stämmen und Wipfeln der Eichen hin nach Norden, da steigt der ganz kahle und schroffe Felsrücken empor, auf dessen höchster Spitze das armselige Civitella liegt. Es machte mir diese bleiche Steinmasse immer einen geheimnisvollen, fast unheimlichen Eindruck, wie eine versteinerte Sphinx. Man denke sich nun, wie durch verschiedene Beleuchtung und atmosphärische Zustände hier Effekte entstehen mußten, die Herz und Sinn aufjubeln oder auch ganz verstummen machten.

Reinhold saß hier oben fast jeden Nachmittag, ohne sich von der Seite zu rühren, bis spät zum Abend. Seine Zeichnungen waren in Bogengröße sauber in Bleistift ausgeführt, oft mit geeigneter Staffage versehen, der Standpunkt stets vortrefflich gewählt, so daß man ein wohl abgeschlossenes Ganze vor sich hatte; die Ausführung war meisterhaft sicher, mit großem Verständnis der Formen. Er selbst war so schlicht, ruhig und von anspruchsloser Art, daß Wagner und ich uns recht wohl in seinem Umgange fühlten und gemütliche Abende mit ihm verlebten.

Das Wetter wurde herbstlicher, und öfters zogen schwere Regenwolken über die Gebirge, das hohe Rocca di Cavi und Civitella verhüllend, und der Sturm zauste und schüttelte die Eichen auf der Serpentara, wo dann arme Kinder die abgebrochenen Äste sammelten oder irgend eine Minicuccia oder Theresa ihre negri, die schwarzen Schweine, zur Eichelkost führte. So kam denn über uns das Verlangen, den Sommerfeldzug zu beschließen und in die Winterquartiere nach Rom zu rücken. Wir nahmen Abschied von Reinhold, der noch einige Tage bleiben wollte, um eine Zeichnung fertig zu machen, und hatten keine Ahnung, daß der liebe Freund im nächsten Jahre schon am Fuße der Pyramide des Cestius ruhen würde.

Sechzehntes Kapitel.

Rom, Oktober bis Silvester 1824.

So war ich denn wieder im geliebten Rom, saß in meinem alten Stübchen und musterte die gesammelten Arbeiten. Farbenstudien waren wenige darunter. Die Zeichnungen waren selten auf Wirkung berechnet, dagegen zeigten sie jene Genauigkeit, besonders in den Umrissen, und Sauberkeit in der Ausführung, wie sie bei den deutschen Künstlern damals gebräuchlich war. Befriedigt fühlte ich mich nun keineswegs durch diese Sachen, denn sie waren meist sehr fragmentarisch. Wenn ich sie im Geiste mit den Studien Reinholds verglich, der so trefflich die Standpunkte zu wählen verstand, wo sich das Motiv mit Ferne, Vor- und Mittelgrund zu einem Ganzen zusammenschloß, so mußte ich meine Mängel schmerzlich genug empfinden.

Unter den vorliegenden Blättern schien mir eine Partie mit dem Rocca di Mezzo aus dem Sabinergebirge geeignet, weiter ausgesponnen zu werden. Doch soviel ich auch versuchte, durch äußeres Zusammenstellen ein Ganzes zu schaffen, so hatte ich doch keine lebendige Vorstellung, keine Idee, die mich eigentlich begeistert hätte. Alles blieb tot und äußerlich, und ich quälte mich schon mehrere Wochen ab, ohne etwas damit zu erreichen. Unmutig legte ich endlich die Entwürfe beiseite, besuchte die Ateliers der Genossen oder den Vatikan und andere Sammlungen und vergaß eine Zeitlang meine Komposition.

Eines Tages hatte ich mit großem Interesse in Grimms deutschen Sagen gelesen. Da nun die Dämmerung eintrat und ich das Buch weglegte und an die etwas blinden Scheiben des Fensters trat, stand auf einmal meine Komposition, an die ich nicht im geringsten gedacht hatte, fix und fertig, wie lebendig in Form und Farbe vor mir, daß ich ganz ent-

zückt darüber schnell noch zur Kohle griff und trotz des einbrechenden Dunkels die ganze Anordnung auf den Karton brachte. Es war mir das so auffallend, weil ich mich diesen ganzen Tag und schon seit länger nicht im entferntesten mit dem Bilde beschäftigt hatte und auch jenes Buch von Grimm nichts enthielt, was meine Gedanken darauf hätte lenken können. Die Idee mußte ganz unbemerkt, gleichsam in der Stille, in mir gereift sein und trat nun, indem sie sich ablöste, wie die Frucht vom Baume, aus ihrem Dunkel in das helle Tageslicht des Bewußtseins.

Es dauerte aber noch mehrere Wochen, ehe ich mit dem Karton zustande kam; denn bei der genaueren Ausarbeitung, zu welcher ich Naturstudien brauchte, brachten mich diese oft von meiner ersten Idee ab, oder entsprachen ihr nicht genügend. Ich klagte einmal gegen Veit, welche Mühe mir das mache. „Ei, das glaub' ich wohl," erwiderte er lachend, „darin besteht ja die ganze Kunst, daß Natur und Idee sich gleichmäßig durchdringen." Ich merkte mir das Wort und mühte mich weiter.

Es trat jetzt öfters eine gedrückte Stimmung hervor, welche mich auch veranlaßte, die Abende, anstatt in der Osteria, in meinem Stübchen allein zuzubringen. Hatte der erste in Rom verlebte Winter durch die Masse neuer Eindrücke mich nach außen gezogen und in Spannung erhalten, so schien der zweite vorzugsweise zur Betrachtung und in das eigene Innere führen zu wollen. Die Erkenntnis der größten Werke alter und neuer Kunst war in mir gewachsen, und für die herrlichen Meister, welche unter uns lebten und schafften, für ihre Geistesbildung und edle Sitte fühlte ich eine begeisterte Verehrung. Wenn ich nun aber auf mein Können oder vielmehr Nichtkönnen und auf meine große Unklarheit in Kunst und Leben blickte, dann empfand ich es tief, wie unvorbereitet ich nach Rom gekommen war, und welche große Lücken auszufüllen blieben.

Ein Gebiet des Geisteslebens war es besonders, welches ich verödet und ungepflegt in mir gewahr wurde. Es war das religiöse, welches doch von Rechts wegen die Grundlage aller übrigen Vermögen sein muß, wenn sie sich gesund und einheitlich entfalten sollen. Ich weiß nicht, woher es kam, daß jetzt öfters in stillen Stunden eine Sehnsucht erwachte, etwas Festes zu gewinnen, worauf ich Verlaß haben könne in allen Lagen des Lebens, eine sichere Hand zu wissen, die mir den rechten Weg zeige aus dem, was mich beirrte oder mir zweifelhaft war. Ich hatte das Gefühl eines einsamen Schiffers auf dem Meere, der ohne Kompaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird; am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne.

Alle diese jetzt öfters auftauchenden Stimmungen waren eigentlich nichts anderes, als die Frage nach Gott, die sich in meinem Innern mehr und mehr hervordrängte; nach einem lebendigen Gott, dessen ich nicht bloß durch einen abstrakten Begriff, sondern auf unmittelbare Weise gewiß würde.

Wirkten vielleicht in der Tiefe der Seele die Worte des alten Steuermannes in Salzburg noch fort von dem „treuen Reisegefährten und seinem Worte", oder war es die Erinnerung an jenen Regennachmittag in dem Wirtshaus im Pinzgau, wo ich ganz allein sitzend, durchnäßt und müde, zum ersten Male die Abschiedsreden Jesu aus dem Johannisevangelium las? Worte haben oftmals ein wunderbar zähes Leben; sie scheinen zu schlafen, aber regen und bewegen sich wie keimende Samenkörner, sobald die ersten Frühlingslüfte darüber wehen.

Solchen und ähnlichen Gedanken nachhängend stand ich eines Nachmittags am offenen Fenster, als ein liebliches, feines Kinderstimmchen meinen Namen rief: „Signor Luigi"; ich sah auf und erblickte Veits Schwägerin auf dem Balkon, welche die kleine, schelmisch lachende Dorothea, Veits Kind, auf dem Arme trug. Das Kind hatte mich seit dem Früh-

jahr nicht mehr am Fenster gesehen und freute sich nun, den alten Hausgenossen wieder zu erblicken, wie sich Kinder freuen, wenn die Hausschwalbe im Frühjahr wieder aus dem alten Neste guckt. So freundlich aus meinen trüben Gedanken aufgescheucht, benutzte ich sogleich den Nachmittag zu einem Besuche bei Veit.

Wie nahe lag es doch, hier in diesem Manne, für den ich eine so innige Verehrung fühlte, dessen Persönlichkeit durch hohe Geistesbildung, tief christlichen Sinn und herzlich schlichtes Wesen so ausgezeichnet war, den treuen Berater für die Fragen zu suchen, die mich im Inneren so schwer beunruhigten. Allein der einfältige Parzival fragte nicht, als er dem Gral so nahe war! Und vielleicht war es besser so, denn jene Fragen sollten bald auf anderem Wege eine Lösung finden.

In Veits einfachem Arbeitszimmer sah ich nun zunächst einige seiner Arbeiten. Ein vortrefflich gemaltes Ecce homo; das bleiche Antlitz Christi mit der Dornenkrone, groß und edel, von ergreifendem Ausdruck! Dann ein anderes, ganz kleines Bildchen, welches mir durch die Neuheit des Gedankens gefiel. Die schlichte Gestalt des Herrn steht vor der Tür einer einsam gelegenen Hütte und klopft an die Pforte. Es war nach der Stelle in der Offenb. Joh. 3, 20: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird, und die Tür auftun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir.“ Das Bild hatte durch seine Einfachheit etwas tief Rührendes. Rist, der Bruder des Landschaftsmalers, hatte es gestochen, wobei es aber im Ausdruck sehr verloren hatte.

Ferner brachte Veit noch ein kleines Landschäftchen herzu, eine Campagnagegend mit einem Jäger am Torre del Quinto, welches ihn veranlaßte, sich über Landschaftsmalerei auszusprechen. Er meinte, die Landschafter brächten zuviel und vielerlei in ihre Bilder. Diese würden oft bedeutend

wirksamer sein, wenn sie einfacher wären. Unter dem Eindruck seiner eigenen Arbeiten konnte ich mir sehr wohl denken, wie er das meinte, und die Niederländer haben es eigentlich auch so gehalten. Bei den großen Prachtszenen der Natur, z. B. Taormina mit dem Ätna, oder Alpengegenden, bleibt der Künstler weit hinter dem Natureindruck zurück; wogegen er bei einfachen Motiven, z. B. einem Landsee, in dem sich die Wolken spiegeln, einer Waldgegend usw. seine eigene Gemütsstimmung hineintragen und dadurch den Gegenstand gewissermaßen über die Natur hinausheben kann, indem er ihr seine eigene Seele einhaucht. Die Landschaftsmalerei scheint, wie die Musik, vorzugsweise subjektiver Natur zu sein.

Veit besaß in zwei großen Bänden die Holzschnitte und die Kupferstiche Albrecht Dürers, von denen mir bisher nur einige der ersteren bekannt geworden waren. Diesen seinen Kunstschatz brachte er auch noch herbei, und den Eindruck, welchen diese köstlichen Blätter, die ich hier zum ersten Male beisammen sah, auf mich machten, werde ich nicht vergessen; meine Freude und Entzücken wurden noch erhöht durch die bedeutenden und erschließenden Worte Meister Veits, den ich dabei zur Seite hatte.

Eine ganze Welt tat sich da auf mit ihren ernsten und heiteren Gegensätzen, mit ihren tausendfachen Gestalten, und bis auf den kleinsten und geringsten Gegenstand war alles mit einer Vollendung dargestellt, daß es leibhaftig vor einem zu stehen schien, wie das Leben selbst. Freilich vermißte man oft bei dem deutschen Meister die Schönheit und Anmut der Formen, welche den Südländern angeboren ist; dagegen ist bei ihm Reichtum der Phantasie, tiefe Erfassung des Natur- wie Menschenlebens und ernster, männlicher Stil in solcher Fülle vorhanden, daß das wiederholte Betrachten seiner herrlichen Werke eine herzstärkende Frische niemals verliert, vielmehr die Macht seines Geistes uns immer bedeutender erscheint.

Drei Blätter waren es insbesondere, welche mir tief in die Seele gingen, bei deren Betrachtung mir vor Staunen fast der Atem stockte. Wer es weiß, was es heißt, solche Gedanken so leibhaftig zu gestalten, der erstaunt über eine solche Kraft, die dem Menschen gegeben ist. Ein Geist lebt in diesen Blättern, wie er aus Shakespeares größten Dichtungen uns anweht. Es sind tiefsinnige Rätsel, an denen man herumrät und zugleich erschrickt, daß sie so wirklich greifbar dastehen. Ich meine die drei Blätter, welche unter dem Namen „Melancholie", „Ritter, Tod und Teufel" und „Hieronymus im Gehäus" bekannt, von Dürer in gleicher Größe gestochen und von ihm gewiß in einem inneren Zusammenhang gedacht sind. Mir erschien in der „Melancholie" der Ausdruck des Schmerzes, daß alle Mittel und Werkzeuge nicht ausreichen, das Geheimnis des Lebens und der Natur zu erschließen, im „Ritter" der Christ, der in seiner Ritterschaft treu und beharrlich sich nicht vom Wege abbringen läßt, weder durch Tod noch Teufel, und im „Hieronymus" das zum Frieden gekommene Gemüt, welches in höherer, geistiger Tätigkeit sein Glück gefunden.

Welcher Künstler hat wohl das deutsche Leben und Wesen in so volkstümlicher Art wiedergegeben, als Albrecht Dürer! Das Leben der Maria, die Passion u. a. hat er ebenso in ein markiges Deutsch übersetzt, wie Luther die Bibel.

Ein großer Anteil an dem Ruhm, den Dürer bei seinen Zeitgenossen fand, gründet sich jedenfalls auf die überraschenden Fortschritte, welche die Technik des Kupferstechens durch ihn erhalten hat. Denn vergleicht man seine Arbeiten auf diesem Gebiete mit dem Besten, was vor und neben ihm geschaffen wurde, so entdeckt man mit Erstaunen, daß er es zu einer Höhe der Vollendung und Virtuosität in Führung des Stichels brachte, die noch jetzt die größte Bewunderung der Kenner erregt.

In meinem vierzehnten Jahre, als ich zum Kupferstecher

mich ausbilden sollte, machte ich einige Grabstichelversuche nach Goltzius; ich weiß deshalb aus Erfahrung, welche Mühe und Geduld erforderlich ist, um mit diesem schwer zu führenden Instrument in das spröde Material nur eine Reihe gleichlaufender Striche langsam einzugraben, und welche Meisterschaft dazu gehört, dies mit Sicherheit und Freiheit ausführen zu können. Wie nun ein mit so reger Phantasie begabter Künstler, wie Meister Albrecht, dabei zugleich eine so heroische Ausdauer besitzen, und solch bis ins kleinste vollendete Werke mit seiner durchgeisteten Technik schaffen konnte, das ist kaum begreiflich.

Diese und ähnliche künstlerische Anregungen schienen indes auf meine eigenen Produktionen keinen sichtbaren Einfluß zu haben; aber es war ein ungehobener Schatz, welcher nach einer Reihe von Jahren, als die äußere Gelegenheit dazu aufforderte, seine Früchte brachte. Jetzt gingen meine Bestrebungen nach einer Richtung, welche man mit dem unbestimmten Ausdruck „historische Landschaft" bezeichnete. Mein Bild von Rocca di Mezzo war in diesem Sinne komponiert, und jedenfalls war es einheitlicher, als der im vorigen Winter gemalte Watzmann, und das Vedutenhafte darin, wie ich glaube, gänzlich überwunden.

Eine besondere Anregung nach dieser Seite empfing ich, als ich eines Tages mit Wagner und noch einigen Landschaftsmalern die Galerie Camuccini besuchte, die ich noch nicht kannte. Die Sammlung war nicht groß, enthielt aber Meisterwerke ersten Ranges. Da stand ich plötzlich vor einem großen Bilde, einer Landschaft Tizians. Auf einem grünen Wiesenplan am Saum eines prachtvollen Waldes haben sich Götter und Göttinnen, Nymphen und Frauen zu einem lustigen Zechgelage niedergelassen. Über dem üppigen Gebüsch eines Hügels erhebt sich ein stattlicher Fels, mit einer Burg gekrönt. Durch die dunklen Stämme der Bäume im Vorgrunde leuchtet das blaue Meer und der goldstreifige Abendhimmel.

Ich war ganz hingerissen bei dem Anblick dieses köstlichen Gemäldes, der großartigsten Landschaft, die ich je gesehen habe; wenigstens hat nie eine andere einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie diese. Meine Freunde stellten sich aus Schelmerei kühler, als sie waren. Mit krittelnden Bemerkungen: der Fels sei zu braun, der Baumschlag zu flüchtig, so dürfe man heutzutage nicht malen, machten sie mich ganz toll und ärgerlich, und ich nannte sie schließlich trockene Philisterseelen. Auf diesem Höhenpunkte meines Enthusiasmus brachen sie in ein helles Gelächter aus, und Freund Wagner umhalste mich und fragte, ob ich denn gar nicht merke, daß sie meine Exaltation etwas abkühlen wollten. Freilich sei es ein wunderschönes Bild!

Ich war aber doch in meiner Freude recht fatal gestört worden; deshalb ging ich den folgenden Sonntag, als die Galerie wieder geöffnet war, allein hin und füllte mich ungestört mit der göttlichen Schönheit dieses Bildes. Später ist die Sammlung nach England verkauft worden. In dem Werke „d'Agincourt, histoire de l'art“, befindet sich ein mangelhafter Umriß nach diesem Gemälde.

Die Oktoberfreuden zu genießen, war auch ich mit Koch, Wagner, dem Bildhauer Lotsch, v. Hempel, Thiele und Oehme nach dem Monte Testaccio gegangen. Unter den alten Ulmen, welche den Hügel umgeben, und vor den geöffneten Kellern hatten sich bereits fröhliche Volksgruppen eingefunden, die sich an dem trefflichen Wein labten, der hier geschenkt wird.

Koch tobte beim Anblick eines neuen, etwas eleganten Vorbaues an einem der Keller und stampfte im Zorn mit seinem Stock, der mehr einer Keule ähnlich sah, über solche ungebührliche Modernisierung; denn alles, was die alten naturwüchsigen Zustände Roms im geringsten antastete, war ihm ein Greuel. In dieser Beziehung dachte er, wie alle poesie- und freiheitliebenden Naturen, mit Winckelmann,

welcher aus Rom schrieb: „Ich kenne für mich nur zwei schreckliche Dinge, wenn man die Campagna anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, dann zöge ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist, als dies ganze Geschlecht.“

Nach und nach wurde es lebendiger auf dem Platze. Wagen kamen angefahren, gefüllt und überfüllt mit buntgeputzten Mädchen und Frauen und ihren Männern oder Liebhabern. In einem Wagen saßen vier wunderhübsche Mädchen, Trasteverinnen, ganz gleich gekleidet; weißer Rock, rosafarbenes Samtjäckchen und blaue Schuhe mit großen, silbernen Schnallen, auf dem Kopfe den schwarzen Filzhut, mit Federn und Blumenkränzen geschmückt. Die Fröhlichkeit wurde lauter. Das helle Lachen der Mädchen, das Zurufen, Singen und Deklamieren der Männer, das Klingen einer Mandoline mit dem Pauken und Rasseln der Tamburins, welche den Saltarello begleiteten, alles machte die „Allegria“ vollständig. Es ist ein wohltuendes Gefühl, daß bei all solcher römischen Volkslust, trotz Wein und Tanz, trotz des ungezwungensten Verkehrs der Geschlechter untereinander, nicht das mindeste zu bemerken ist, was einer Roheit ähnlich sieht. Gemeinheit wie Ziererei liegen dem Römer gleich fern.

Wir saßen an einem der Keller, vertieften uns ins Gespräch wie in den angenehmen Frascatiner Wein und schauten dem fröhlichen Treiben zu. Ich stieg auf den Hügel, auf welchem ein einfaches Holzkreuz steht, sah zwischen den dunklen Wipfeln der Ulmen herab auf das bunte Gewimmel, das sich seines Daseins freute. Auf dem Wiesenplane weidete ein Junge einige Schafe, weiter an der alten Stadtmauer ragte neben der Porta S. Paolo bedeutsam die Pyramide des Cestius empor mit dem kleinen protestantischen Kirch-

hofe, und aus weitester Ferne grüßten aus der klaren Herbstluft die schönen Sabinerberge herüber. Es ist mir in späteren Jahren oftmals dieses eigentümlich schöne Landschaftsbild ins Gedächtnis gekommen, und ich bedauerte es, keine Zeichnung von dieser Örtlichkeit gemacht zu haben.

Noch eines heiteren Begebnisses muß ich hier gedenken, weil es die Entstehung des bekannten Cervarafestes veranlaßte, welches bis heute unter den Künstlern in Rom in Gebrauch geblieben ist.

Der Maler Flor hatte im Anfang des Sommers Rom verlassen, um nach seiner Vaterstadt Hamburg zurückzukehren. Dieser sehr beliebten Persönlichkeit fühlte man sich dankbar verpflichtet; denn er war ja stets bereit gewesen, die Künstlerschar zu heiteren Versammlungen und kleinen Festen zusammenzubringen, welche sich durch seine und anderer gesellige Talente höchst ergötzlich gestalteten. Natürlich war der beliebte Genosse mit einem solennen Abschiedsschmaus entlassen worden, und mit Rührung hatte man ihn scheiden sehen. Zu aller Erstaunen hieß es plötzlich: Flor ist wieder da! Ein Schrecken vor dem Winter in seiner Vaterstadt und noch mehr ein Heimweh nach dem geliebten Rom war ihm ins Herz gefahren, als er im Herbst bis an den Fuß der Alpen gelangt war, und kurz entschlossen wandte er sein Antlitz stracks nach Süden und pilgerte wieder mit Sack und Pack der ewigen Stadt zu, umgekehrt wie der edle Tannhäuser, welcher Rom trostlos verließ, um wieder in seinen Venusberg zu fahren.

Flors Wiederkehr wurde wie ein Lauffeuer im Café Greco, Lepre und Chiavica bekannt, und sogleich wurde der lustige Beschluß gefaßt, es dürfe ihn keiner als Flor anerkennen, jeder müsse sich ihm gegenüber fremdstellen. Dies wurde denn auch auf das spaßhafteste durchgeführt, wobei der Bildhauer Braun, ein Erzschalk, die Hauptrolle spielte. Als Flor erfreut auf ihn zueilte und ihn vertraulich be-

grüßte, wurde er höflichst um Nennung seines Namens ersucht und bedeutet, daß man sich durchaus nicht erinnern könne, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Allerdings sehe er einem gewissen Flor ähnlich, einem sehr liebenswürdigen, aber höchst veränderlichen Menschen, der jahrelang hier gelebt, stets mit seiner Abreise gedroht, aber immer wieder sich anders besonnen habe und dageblieben sei. In diesem Sommer sei er aber wirklich abgereist und genieße jetzt jedenfalls Ehre und Freude die Fülle in seiner Vaterstadt. Auch hätten seine römischen Freunde ihm ein brillantes Abschiedsfest gegeben, an welches er gewiß mit vieler Rührung zurückdenken werde.

Mit ähnlichen Reden wurde er von jedem empfangen, an den er sich wendete; überall, wo er hinkam, hieß es, er sei nicht der echte und rechte Flor, und da es ihm nicht gelingen konnte, die Leute von seiner Identität zu überzeugen, so irrte er in Rom herum, wie Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hatte, bis man endlich mit ihm übereinkam, einen Zug nach der Cervara zu veranstalten, ihn dort feierlichst als den alten und echten Flor anzuerkennen und wieder aufzunehmen, und so den Scherz mit einem Feste zum Abschluß zu bringen.

Die Cervara, ein antiker Steinbruch in der Campagna, liegt etwas über zwei Stunden von Rom entfernt, und dahin bewegte sich an einem schönen Sonntagsmorgen eine sehr zahlreiche Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten, von vier mit Wein und Proviant beladenen Eselein und ihren Treibern gefolgt. Schon im vorigen Jahre war ich mit einigen Freunden hier gewesen und kannte das interessante Terrain. Auf einem Wiesenplan von felsigen Hügeln umgeben, lagerte man sich zunächst zum Frühstück. Unzählige Grotten, prächtig von Efeu und Buschwerk überwachsen, wurden durchstöbert, einige derselben waren von Leuten bewohnt, denen man allein nicht gern begegnet wäre.

Die Gesellschaft zerstreute sich in den Hügeln, einige, um zu zeichnen, Freund Pettrich, um womöglich ein paar Lerchen zu einem Mittagsbraten zu schießen, andere wälzten Steine zu Sitzen in einen weiten Ring, in dessen Mitte auf einem größeren Block das Weinfaß gelagert wurde. Der lange Bildhauer Freund, Freund und Faktotum Thorwaldsens, Bissen und ich rissen Efeu und wilden Wein zu Kränzen von den Felsen, wobei ich von einem der Skorpione gestochen wurde, welche zu Hunderten in den feuchten Felsenritzen saßen. Der Stich dieser kleinen Bestie ist in dieser Jahreszeit nicht schlimmer, als ein Wespenstich, er bewirkte nur eine starke Beule an der Hand. Braun, Stirnbrand und Hermann hatten unterdessen ein gewaltiges Feuer angezündet und beschäftigten sich mit dem Zurüsten des Mittagessens.

Mit Freund Thiele hatte ich mich auf eine der Höhen gelagert; hier waren wir dem Getümmel entrückt; fern von der Stadt her trug die Luft ein summendes Getöne unzähliger Glocken und Glöcklein herüber, wodurch wir feierlich an den Sonntag erinnert wurden; der einsame Soracte grüßte aus Norden, der Heimatsgegend; es war so stille, so lieblich heiter hier oben. Ich zeichnete mir das kleine Felsental, in dessen Mitte ein mächtiger Felsen isoliert wie ein Altar sich erhob, während fernher der blaue Gennaro und die schneebedeckte Lionessa in den zartesten Farben erglänzten; Thiele, mir zur Seite im Grase gelagert, schilderte unterdessen in seiner lebendigen und geistvollen Weise Charaktere aus „Wilhelm Meister", den er genau studiert hatte. Thiele war eine feine Natur und ein lieber, reiner Mensch, an welchen ich mich gern anschloß.

Doch aus diesen idealen Stimmungen und Regionen unserer olympischen Höhe wurden wir bald durch den Opferduft von gebratenem Fleisch und Würstchen geweckt, welcher vom Festplatz herauf zu unseren Nasen drang und ihnen

lieblich deuchte. Wir stiegen herab und kamen just in das lauteste Jubilieren hinein; denn eben war man beschäftigt, einen feierlichen Aufzug zu ordnen, den Flor zu Esel und im antiken Senatorenkostüm anzuführen hatte. Von dem isolierten Felsenklotze hielt er eine komische Anrede, worin er um erneute Aufnahme bat und gut Regiment versprach. Braun überreichte ihm mit scherzhafter Rede den Schlüssel Roms und das Schwert der Gerechtigkeit, einen großen Hausschlüssel und ein ehrbares Brotmesser. Darauf wurde er heftig embrassiert, und die Gesellschaft begab sich, nach Speise und Trank herzlich verlangend, zum schönstens geschmückten Steinring, lagerte sich auf dem Rasen um das Weinfaß, und ein jeder schmauste, was er sich mitgebracht oder besorgt hatte; unter Jubeln verfloß die Zeit im Fluge. Die Sänger, und es waren vortreffliche darunter, sangen ihre schönsten Lieder, Persönlichkeiten, die sich bisher ferner gestanden hatten, schlossen sich näher aneinander, Brüderschaften wurden getrunken, hie und da auch solche, die nur der Wein zuwege gebracht hatte, die lustigsten Szenen drängten sich, Scherze und Witze sprudelten immer lebhafter und steigerten die Lust, bis der Abend nahte und der Rückweg angetreten werden mußte.

Ein paar sehr stille Gemüter, welche den ganzen Tag vom Weinfasse nicht hinweggekommen waren, mußten als „Blessierte" auf die Esel gesetzt werden, von welchen sie auf dem langen Heimwege unzähligemal herabfielen, ehe sie in ihrer Behausung mit mehr Sicherheit dem Gotte Morpheus in die Arme sinken konnten.

Flor war nun wieder der alte, echte Flor, gab nach Verlauf einer Woche ein wunderhübsches ländliches Fest auf dem Monte Mario und eröffnete wieder seine herkömmlichen Soireen, welche alle vierzehn Tage abgehalten wurden. Ich aber verließ um diese Zeit meine Wohnung bei Frau Mariuccia und bezog ein sehr freundlich gelegenes Zimmer mit Atelier auf der Via Isidoro.

Da ich mein Bild nun untermalt hatte und eine kurze Pause eintreten mußte, bis die Farben getrocknet waren, zeichnete ich wieder manches nach der Natur in den nächsten Umgebungen der Stadt, so bei Aqua Acetosa den Tempel der Minerva Medica, die Ponte Nomentana und anderes; auch verkehrte ich viel mit Koch, Rhoden, Oehme und Reinhold.

Koch malte jetzt an einer Wiederholung seiner griechischen Landschaft mit dem Regenbogen, deren erste Ausführung ich schon in München gesehen hatte. Auch eine Schweizerlandschaft, die Scheidegg, hatte er in Arbeit und benutzte dazu die sehr unbedeutende Aquarelle eines jungen Schweizers, da er selbst niemals in der Schweiz gewesen war und überhaupt keine anderen Studien dazu hatte. Er baute das Ganze nach seiner Art auf, und ich malte ihm, weil er es wünschte, ein Stück des Vordergrundes. „Ich kann die Pflänzle nit male," sagte er, „hab eine verdammt plumpe Pfote, und hier muß was Leichtes, Zierliches hin." Also malte ich die Pflänzle.

Während ich damit beschäftigt war, erzählte er mir seine Jugendgeschichte, wie er daheim die Geisen gehütet hoch oben im Gebirge, und wie er mit Kohle, die er von seinem Hirtenfeuerchen genommen, große Geschichten und Landschaften an die glatten Felswände gezeichnet habe, besonders aus der Offenbarung Johannis. Der Sinn für das Große, Gewaltige, ja Phantastische hat schon im Hirtenbüble gesteckt.

Es war rührend, wie er weiter erzählte, daß er sich immer gar schwer habe durcharbeiten müssen von früh an und später. „Ja," meinte er, „ich wäre recht glücklich, wenn ich nur mehr Verdienst, mehr Einkommen hätte", und allerdings verkaufte er zu jener Zeit höchst selten ein Bild, und ich konnte nicht begreifen, wie er seiner Familie Haushaltung, so höchst einfach sie auch war, bestreiten konnte. Er hatte aber eine völlig anspruchslose, brave und wirtschaftliche Frau und war trotz mancher Sorge immer bei

guter Laune und frischem Mut und unglaublich fleißig vom Morgen bis zum Abend und lebte ganz seiner Kunst. Der liebe Alte lieh mir seine beiden Studienbücher aus Olevano mit nach Hause, wo ich sie recht gründlich betrachten konnte.

Mit Rhoden ging ich öfters gegen Abend spazieren. Er war zu jener Zeit zuweilen recht trübe gestimmt; seine Arbeiten erfreuten ihn nicht mehr und er hatte alle Lust dazu verloren. Vielleicht drückte ihn manchmal das Übergewicht Kochs, welcher bei den Künstlern durch seine Genialität in größerem Ansehen stand und von ihnen aufgesucht wurde, während Rhoden schon aus dem Grunde einen geringeren Anteil erweckte, weil man in seinem Atelier seit beinahe zwei Jahren ein und dasselbe Bild auf der Staffelei fand, denn er arbeitete wenig.

In der Künstlerbibliothek, welcher Passavant vorstand, fand ich „Stillings Jugend- und Wanderjahre". Ich nahm das Buch mit nach Hause und wurde von demselben in hohem Grade gefesselt. Gerade hier in Rom mußte dies Stück echt deutschen Volkslebens, so schlicht und herzenswarm erzählt, eine frappante Wirkung machen; mindestens war es bei mir der Fall. Heimatsbilder, Menschen, Gegenden und Zustände waren hier mit einer Treue und Wahrheit vor die Augen gestellt, daß jenes leise Heimweh, welches mich so oft noch in stillen Stunden beschlich, neue Nahrung erhielt. Noch mehr aber berührte der fromme Sinn des Buches eine wunde Stelle meines Herzens, deren Heilung mir immer dringender ein ernstes Bedürfnis wurde.

Ich war zu der Erzählung gekommen, wie Stilling eine Stelle suchend, die Vetternstraße pilgert und von einem Herrn Pastor bei dieser Gelegenheit ein paar vortreffliche moralische Maximen mit auf den Weg bekommt. Aber bei seiner nächsten Einkehr beim Pastor und Vetter Goldmann wird er von diesem berichtet: „Lieber Vetter, all unser Moralisieren ist nicht einen Pfifferling wert, und ich will

Euch eine größere Wahrheit sagen: Wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisieren nichts, und er kommt nicht weiter."

Diese etwas eigentümliche, aber populäre Ausdrucksweise frappierte mich aufs stärkste und traf ins Herz; denn ich erkannte daraus, daß der Gottesglauben nicht ein totes Fürwahrhalten, sondern ein lebensvoll wirkendes Verhältnis sei, und daß aus einem solchen die sittlichen Folgen wie von selbst ganz natürlich entstehen müßten. Diese Worte lagen mir während der folgenden Tage immer im Sinne und ließen mich nicht wieder los. Aber, so fragte ich mich, kann der Mensch sich Liebe zu Gott geben? Wie soll ich zu solcher Liebe kommen?

Die Weihnachtszeit nahte, wo die Gedanken mehr als vorher nach der Heimat sich lenken, und ein Heimwehgefühl das Herz dessen beschleicht, der allein in der Fremde lebt. Er weiß, daß daheim die Eltern, Geschwister, die Geliebte seiner unter dem Christbaum inniger gedenken und ihn vermissen werden. Am Christtage ging ich ins Café Greco, wo die Post einen großen Stoß Briefe abgelagert hatte, aber für mich war keiner darunter. Freilich war der Postenlauf damals ungeregelter; ein Brief aus Deutschland war acht bis zwölf Tage unterwegs, und geschrieben wurde mir ohnedies selten. Auguste konnte ihre Briefe mir nur durch den Vater zukommen lassen, und dieser war kein Freund vom Briefschreiben; so blieben sie oft lange liegen. Betrübt über meine getäuschte Erwartung ging ich zu Oehme, welchen gleiche Gefühle bewegten.

Er hatte ein paar recht hübsche Kompositionen, getuschte Zeichnungen, gemacht. Die erste stellte das Orgelchor einer alten Kirche am Weihnachtsabend vor. Der Kantor mit seinen Chorknaben, von zwei Kandelabern beleuchtet, singen in die dunkle Kirche hinab. Auf den düstern Emporen

sieht man betendes Volk, und das Mondlicht streift durch das gotische Fenster. Die andere Zeichnung zeigte ein altes Schloß mit hohen Renaissancegiebeln, das aus entlaubten alten Eichen hervorschaute und eine Reihe festlich erleuchteter Fenster zeigte, im Vorgrund ein Wasser, darin der Mond sich spiegelt. Seine Phantasie hatte ihn also ebenfalls in die Heimat getragen. Sein angefangenes größeres Gemälde, die Aussicht von Camaldoli, war zart und schön in der Färbung; aber das Vedutenhafte dominierte. Koch fand es sentimental, wollte überhaupt von dergleichen empfindsamen Stimmungsbildern nichts wissen; denn er war seinem ganzen Wesen nach mehr eine antik klassische als romantische Natur.

So hatte ich den Christtag einsam zugebracht, denn die Trattorien mußten um sieben Uhr schon geschlossen werden. Am ersten Feiertag hatte ich den ganzen Tag fleißig gemalt und saß bei anbrechender Dämmerung noch vor dem Bilde, obwohl ich Pinsel und Palette längst weggelegt hatte, und war mit den Gedanken in der Heimat, nach der ich mit Wagner zum Frühjahre wieder zurückkehren wollte. Ich schürte die Glut im Focone, denn draußen wehte eine kalte Tramontane, und das Gebirge lag voll Schnee.

So in der Zukunft schwärmend und die Vergangenheit der letzten Jahre bedenkend, durchströmte mich plötzlich eine seltsame aber recht glückliche, friedensvolle Empfindung. Es war, als wenn ein Engel durchs Stübchen gegangen wäre und einen Hauch seiner Seligkeit darin zurückgelassen hätte. Mir kam plötzlich mein Leben wie in einem großen, freundlichen Zuge vor die Augen, und ich glaubte die unsichtbare Hand zu erkennen, die mich bisher so freundlich geleitet, die mich über all mein Erwarten mit Gütern erfüllt hatte, die mir eine Verheißung für die Zukunft waren. Zum ersten Male, vielleicht seit Jahren, konnte ich dankbar und innig freudig die Hände falten im Gebet, konnte beten so recht

wahrhaft aus innerstem Antrieb, wie ich es vorher nie gekonnt.

Am anderen Tage erfuhr ich, daß Oehme plötzlich heftig erkrankt sei, und da seine Wirtsleute sich nicht so um ihn kümmerten, wie es früher in solchen Fällen die alte, gute Frau Mariuccia treulich getan hatte, so ging ich täglich mehrmals zu ihm. Hier traf ich auch den Landschaftsmaler Thomas und den Kupferstecher Hoff aus Frankfurt a. M. und Ludwig von Maydell.

Mit letzterem war ich bisher in keine nähere Beziehung gekommen, obwohl mich etwas Eigentümliches und das Tüchtige in seiner Persönlichkeit stets angezogen hatte; ich wußte nur von ihm, daß er aus Dorpat sei, als Ingenieuroffizier im russischen Heere gedient und den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht habe, und daß er erst seit zwei Jahren seiner alten Neigung zur Kunst habe folgen und sich ihr ganz widmen können. Mit eisernem Fleiße verfolgte er seine Studien, da er Zeit und Geldmittel wohl zusammenhalten mußte; man sah ihn deshalb selten bei den abendlichen Zusammenkünften, und fast nur des Mittags bei Tische. Bis spät in die Nacht hinein arbeitete er unermüdlich, was nur eine so feste Gesundheit, wie die seinige, ohne Nachteil auf die Dauer aushalten konnte. Eine vielseitige Bildung, reiche Lebenserfahrung, bedeutendes Talent, verbunden mit ebenso schlichtem als festem männlichen Wesen, machten ihn allgemein beliebt, obwohl er nur mit sehr wenigen, u. a. dem späteren Baurat und Professor Stier in Berlin, in näheren Verkehr trat.

Seine äußere Erscheinung hatte etwas halb Studentisches, halb Militärisches, eine kräftige Gestalt, geistvolles Gesicht und die blauen, scharfgeschnittenen Augen, wie das straffe, blonde Haar deuteten auf seine nordische Abkunft; denn die Familie stammte ursprünglich aus Schweden.

Maydell hatte bei Oehme Nachtwache gehalten; wir

verabredeten damit zu wechseln. Am Silvesterabend, welchen die Künstler durch ein Fest zu feiern beschlossen hatten, kam die Reihe des Nachtwachens wieder an mich. Ich traf Maydell noch bei dem Patienten, dem es heute bedeutend besser ging, so daß er die Nachtwache als unnötig entschieden ablehnte; ich bestand aber darauf, wenigstens bis zehn Uhr bei ihm zu bleiben. Maydell schlug mir vor, im Fall ich das Künstlerfest dann nicht noch besuchen wolle, den Neujahrsanbruch bei ihm abzuwarten, ich würde auch Hoff und Thomas dort treffen, und er wolle einen guten Tee brauen; dann beschrieb er mir noch das Haus, in dem er wohnte, und verabschiedete sich.

Als ich nun sah, daß Oehme gegen zehn Uhr eingeschlafen war, verließ ich ihn und suchte in dem bezeichneten Gäßchen Maydells Wohnung. Bald stand ich vor einem schmalen, baufälligen Hause, dem einzigen, wo oben an den Fenstern Licht zu sehen war; denn im ganzen Gäßchen war es still und dunkel, und seine Bewohner schienen in tiefem Schlafe zu liegen. Im Hause selbst herrschte die undurchdringlichste Finsternis, und nur vorsichtig mit Händen und Füßen tastend kam ich die drei Treppen hinauf, fand hier aber trotz allen Herumtappens keine Tür. Ich mußte annehmen, daß ich irre gegangen sei, und meinen beschwerlichen Rückzug wieder antreten.

Nun stand ich wieder in dem einsamen Gäßchen und überlegte, was zu machen sei. Mein Rufen und Händeklatschen war ohne Erfolg, es wurde oben nicht gehört, und noch einmal in diese Finsternis hineinzutauchen, noch einmal den hals- und beinbrechenden Gang zu wagen, empfand ich keine Neigung. Ich lenkte endlich die Schritte nach der nächsten Straße, wo das Festino gehalten wurde, und hörte bald von dorther fröhlichen Gesang und Jubilieren und erblickte die erleuchteten Fenster des Festsaales. Wieder blieb ich stehen und sah nochmals zurück. Die beiden Fenster unter

dem Dache winkten so bescheiden und traulich von ihrer Höhe, als wollten sie mich an mein gegebenes Wort erinnern. So stand ich, wenn auch nicht ein Herkules, doch jedenfalls an einem Scheidewege; links die laute Lust der fröhlichen Genossen leicht erreichbar, rechts die drei ernsteren aber wie es schien unerreichbaren Freunde.

Es war ein geheimer Zug, der mich immer wieder zu den drei lieben Menschen wies, die meinem Herzen in den letzten Tagen so nahe gekommen waren und jetzt da oben saßen und mich vermutlich erwarteten. Ich machte also den bedenklichen Versuch zum zweiten Male, und diesmal war ich glücklicher. Durch den dunklen Tartarus kam ich wirklich hinauf zum Wiedersehen der winkenden Sterne.

Ich hatte das erstemal einen Winkel verfehlt, von welchem aus man auf eine alte Holzgalerie gelangte, die an der Rückseite des Hauses hinlief und von dieser aus zu Maydells Tür führte. Durch das Küchenfenster sah ich, wie er eben den versprochenen Tee bereitete; erfreut über mein Kommen und lachend über meine Irrfahrt, führte er mich zu den anderen Freunden in die Stube.

Bald saßen wir vier bei traulichen Gesprächen um den Tisch, rauchten unseren Olandino zum Tee und disputierten über einige neuere Kompositionen Maydells, welche er uns vorgelegt hatte. Es waren geistreiche Zeichnungen, neu und originell in der Erfindung, meist Gegenstände romantischer Natur, kräftig in Tusche und mit der Feder durchgeführt. Auch mehrere biblische Gegenstände waren dabei, die ebenso eigentümlich erfaßt und in einem ernsten, großen Stil gehalten waren.

Nach dieser Kunstschau veranlaßten wir Maydell, uns aus „Meyers Blätter für höhere Wahrheit", welche er aus der Künstlerbibliothek geholt hatte, einen kleinen Aufsatz über den achten Psalm vorzulesen. Es war darin die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Psalm wohl ein Nacht-

gesang sein möge, den David, als Hirtenknabe seine Herde bewachend, beim Anblick des Sternenhimmels gedichtet habe.

„Wenn ich schaue den Himmel, deiner Finger Werk,
Den Mond und die Sterne, die du bereitet;
Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest,
Und das Menschenkind, daß du dich sein annimmst?“

Ich habe keine Erinnerung von dem, was an jenem Abend gesprochen wurde; es war auch nichts einzelnes, was mich besonders tiefer berührt hätte; aber den Eindruck gewann ich und wurde von ihm überwältigt, daß diese Freunde in ihrem Glauben an Gott und an Christum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hatten, und alle Dinge von diesem Zentrum aus erfaßten und beurteilten. Ihr Glaube hatte seinen festen Grund im Worte Gottes, im Evangelio von Christo. Der meinige, welcher mehr Meinung und Ansicht war, schwebte in der Luft und war den wechselnden Gefühlen und Stimmungen unterworfen.

Still, aber im Innersten bewegt, hörte ich den Reden der Freunde zu und war mir an jenem Abend der Umwandlung nicht bewußt, die in mir vorging. Aber alle die kleinen, unscheinbaren Ereignisse und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt, der so lange Zeit mit schwerer Erde bedeckt im Winterschlaf gelegen hatte; einem Sonnenstrahl mußten alle Knospen sich erschließen; und Gott sei Dank, das geschah jetzt, obwohl ich erst am anderen Tage mir dessen recht bewußt wurde. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden“; so war es mir auch; und als nun das beginnende Geläute der Mitternacht den Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres verkündete, und Thomas uns aufforderte, diesen Übergang mit dem alten, schönen Choral „Nun danket alle Gott“ zu feiern, dem einzigen, welchen wir ziemlich auswendig wußten, da konnte ich recht freudigen Herzens mit einstimmen.

Oehmes Krankheit war der äußere Anlaß gewesen, welcher uns zusammengeführt hatte; eine gemeinsame Geistesrichtung, die aus dem tiefsten Bedürfnis des Herzens kam, war in dieser Stunde hervorgetreten und hat uns für das ganze Leben treu verbunden bis ans Ende dieser Erdentage; denn sie ruhen nun alle, und nur ich, der jüngste von ihnen, bin der Überlebende und segne noch heute diesen für mich so bedeutsamen Silvesterabend.

Siebzehntes Kapitel.

Rom 1825.

In jedem Menschenleben treten Perioden ein, von wo aus sich, wie die Knotenpunkte an einem Pflanzenstengel, neue Entwicklungen erschließen, welche entweder die äußeren Verhältnisse und Schicksale oder die innere Geistesrichtung für lange Zeit, vielleicht für das ganze Leben, bestimmen.

Eine solche Wendung meines Lebens trat z. B. ein, als der teure Arnold durch einen Irrtum zu meinem Vater geführt wurde, mir seine Neigung schenkte und mich schließlich zu weiterer künstlerischer Ausbildung nach Rom schickte, wodurch ich vor Verkümmerung gerettet wurde. Ebenso hatten die letzten Stunden des verflossenen Jahres einem schon längere Zeit empfundenen Triebe zu seiner Entfaltung verholfen, ohne daß ich mir dessen im Moment bewußt gewesen wäre.

Der erste Sonnenstrahl, den der Neujahrsmorgen in mein Kämmerchen schickte, und das helle Glöckchen von San Isidoro, dessen Kirchlein über die Gärten in mein Fenster schaute, weckten mich aus einem tiefen Schlafe. Ich erwachte plötzlich mit dem Gefühl eines so unaussprechlichen Glückes, welches

mir geworden, erfüllt mit Friede und Freude, daß ich mich wie neugeboren fühlte und die ganze Welt an mein Herz hätte drücken mögen. Wie ein Blitz durchdrang mich das Bewußtsein: Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland gefunden; nun ist alles gut, nun ist mir ewig wohl!

So bedeutsam, wie das Neujahr 1825, hatte mich vorher noch keines begrüßt; denn diesmal hatte es seinen Zuruf: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden" vollständig wahr gemacht.

Hatte ich es früher in den besten Momenten doch nur bis zur Ahnung eines höchsten Wesens bringen können und in Stunden der Begeisterung zu dem gehobenen Gefühle: „Überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen", so war es jetzt geschehen, daß nicht nur fern über den Sternen, sondern nahe im eigenen Herzen und Gewissen die Stimme des Vaters zu mir gesprochen hatte: „Ich bin der Herr, dein Gott, wandle vor mir und sei fromm"; und die Stimme des Menschensohnes: „Wer mich siehet, der siehet den Vater; komm und folge mir nach!" Wie anders, als jene Ahnung, war nun die zuversichtliche Glaubensgewißheit, die nicht nur in einzelnen Momenten sich kundgibt, sondern als ein lebendiger Born, aus dem ewigen Leben und in dasselbige quellend, die Seele gesund erhält und alle Morgen neu ist. Doch empfinde ich hier lebhafter als je, wie unvermögend Worte sind, Tatsachen des inneren Lebens zur Anschauung zu bringen. Sie sollen wohl auch nichts anderes, als Zeugnis ablegen, wo und wie man den Schatz gefunden hat.

Was hatte denn aber diese glückliche Umwandlung bewirkt, wie war ich so plötzlich zu diesem Glauben gekommen? Kaum wüßte ich es zu sagen; denn das Nachtgespräch mit den neuen Freunden hatte mir durchaus nichts andemonstriert; „glauben geschieht ja so wenig durch Gründe, wie schmecken und sehen", sagt Hamann; aber den vollen Eindruck hatte ich empfangen, daß diese Freunde gefunden, was ich halb

unbewußt gesucht hatte, und daß sie einfach ihres Glaubens lebten.

Eine Reihe an sich unscheinbarer Lebenseindrücke, welche in den letzten Monaten sich häuften, hatten den Boden empfänglicher gemacht, und das Samenkorn war zur rechten Zeit hineingefallen. „Und als die Zeit erfüllet war", (nicht früher und nicht später) heißt es auch im Leben des ärmsten Menschenkindes.

Gegen Mittag ging ich zu Oehme, den ich bedeutend besser und bereits außer dem Bette fand. Ich erzählte ihm meine etwas abenteuerliche Nachtfahrt zu Maydells Wohnung, und von dem, was ich dort im Kreise der drei lieben Freunde gefunden hatte. Es war mit diesen verabredet worden, jeden Sonnabend in gleicher Weise zusammenzukommen, und Oehme freute sich, daß ihm seine Genesung erlaubte, schon an der nächsten Zusammenkunft teilzunehmen.

Auch bei ihm war seit geraumer Zeit ein religiöses Bedürfnis rege geworden, und er trug ein herzliches Verlangen, darin größere Klarheit und Bestimmtheit zu gewinnen.

Diese Sonnabendsversammlungen waren denn auch bald in Gang gebracht und wurden uns so lieb, daß wir uns die ganze Woche darauf freuten, und keiner sich jemals davon abhalten ließ. Heiteres und ernstes Gespräch über Kunst und Literatur und vorzugsweise über Gegenstände des christlichen Glaubens fesselten uns so, daß wir nie vor Mitternacht uns trennen konnten.

Als Oehme wieder völlig genesen war, wanderte ich mit ihm eines Nachmittags zur Villa Massimi. Wir waren lange nicht dort gewesen, wußten aber, daß Schnorr daselbst jetzt an seinen Ariostobildern malte.

Für uns jüngere Maler war es stets eine Hauptfreude, von Zeit zu Zeit nach Casa Bartoldi oder nach den damals noch unvollendeten Malereien der Villa Massimi zu wall-

fahrten, in ersterer die Geschichte Josephs von Cornelius, Veit und Overbeck, in der anderen die Bilder von Veit, Overbeck und Schnorr zu den drei großen Dichtern Italiens, Dante, Ariost und Tasso zu bewundern. Es waren diese beiden Stätten gleichsam die Frühlingsgärten der neueren deutschen Kunst, in welchen sie ihre ersten duftigsten Blüten entfaltet hatte.

Wir trafen Schnorr noch auf dem Gerüst, fleißig bei seiner Arbeit beschäftigt. Er malte soeben in einem der Zwickelbilder an der Decke, Erstürmung von Biserta, den Krieger, welcher sich auf die Mauerzinne schwingt. Es ging ihm mit einer Sicherheit von der Hand, daß es eine Freude war, ihm zuzusehen; er erzählte uns, wie er das vorhergehende figurenreiche Bild in zehn Tagen gemalt habe. Diese Leichtigkeit des Schaffens erhielt ihn frisch und fröhlich, und er wurde darob von allen Künstlern bewundert.

Das kürzlich vollendete Bild — es war noch etwas dunkel, weil noch nicht völlig aufgetrocknet — gefiel mir ganz besonders durch die Lebendigkeit der Komposition. Es stellte den Rinaldo dar, welcher, am Abend mit seinen Reitern über das Blachfeld stürmend, die geschlagenen Heiden vor sich hertreibt. Der mit Wolkenstreifen zart bedeckte Abendhimmel und die dunkel von ihm sich abhebenden herrlichen, ritterlichen Gestalten sind mir noch jetzt, nach fünfzig Jahren, in frischer Erinnerung.

Vielleicht empfand man in jener Periode der Romantik die Schönheit dieser Bilder lebendiger als jetzt, wo die Richtung der Zeit und des Geschmacks eine so ganz andere geworden ist. Wir brauchten uns in diesen Geist nicht zu versetzen, wir saßen nicht nur, wir leibten und lebten darin und konnten uns Herrlicheres gar nicht denken. Schnorr war hier so ganz in seinem Elemente: niemand hätte den Ariost mit so überquellender Phantasie wiederzugeben vermocht, als er. Die hohe Anmut in den weiblichen Gestalten

der Bradamante, Isabella, Marfisa, Flordelise, den Heldinnen des Gedichts, war die Bewunderung aller, die sie sahen.

Da Schnorr mit seinem heutigen Pensum bald fertig war und uns bat, so lange noch zu verweilen und ihn dann nach Hause zu begleiten, um einen neuen, noch in Arbeit stehenden Karton bei ihm anzusehen, so hatten wir Zeit, auch die anderen beiden Säle mit Muße zu betrachten. Im Dantezimmer war erst die Decke fertig, das Paradies, von Veit gemalt. In der Tat, eine Reihe himmlischer Gestalten. Besonders ergreifend war mir der Ausdruck im Gesicht der Beatrice, der vor Dante schwebenden schönen Gestalt. Es lag darin ein Etwas, das vielleicht die Musik, aber kein Menschenwort auszudrücken vermag, und ich erinnerte mich stets dieses aufleuchtenden himmlischen Blickes, wenn ich die Stelle las:

„Öffne die Augen und sieh mich, wie ich bin;
Du hast geschaut Dinge, daß du mächtig geworden bist
mein Lächeln zu ertragen!"
(„a sostener lo riso mio".)

Dante Par. 23. G.

Im Tassozimmer war mein Lieblingsbild, die Taufe Clorindens. Am Rande eines Waldes liegt ausgestreckt am Boden die sterbende Clorinde; der Helm ist abgenommen, und das lange, blonde Haar umfließt das schöne, todbleiche Gesicht. Tankred kniet vor ihr in ernster Haltung, die geliebte Feindin aus seinem Helm mit dem Taufwasser netzend. Die schwarze Rüstung des Ritters gegen den goldenen Abendhimmel macht eine eigentümlich ernste Wirkung. Die Gruppe ist so einfach rührend hingestellt, die Landschaft und Färbung des Ganzen hat etwas so Feierliches, daß ich mich tief davon ergriffen fühlte.

„Als nun der Taufe heil'ge Sprüch' erklangen,
Sah sie von Lust verwandelt himmelwärts,
Wie neu belebt, als spräche sie zufrieden:

Der Himmel öffnet sich, ich geh' in Frieden.
Das schöne Blaß im weißen Angesichte
Gleicht Veilchen unter Lilien ausgestreut;
Und wie ihr Blick hängt an des Himmels Lichte,
Blickt er auf sie herab voll Huld und Leid.
Zum Pfand, daß sie auf jeden Groll verzichte,
Hebt sie die nackte, kalte Hand und beut
Sie statt der Wort' ihm dar, so geht zum Hafen
Der Ruh' die Heldin ein und scheint zu schlafen."

Tasso.

Während unserer Rundschau war Schnorr mit seinem stürmenden Kriegsmann fertig geworden, legte Pinsel und Palette beiseite, und wir gingen, über römische Kunstzustände und insbesondere über unsere Bestrebungen sprechend, den weiten Weg bis zum Kapitol, wo er in dem der preußischen Gesandtschaft gehörigen Palazzo Caffarelli wohnte. Hier war ihm von Bunsen im oberen Stockwerk ein etwas niedriges aber sehr großes Zimmer mit der herrlichsten Aussicht, die Rom bieten konnte, eingeräumt worden. Man übersah das ganze Campo Vaccino mit dem Kolosseum bis zum Lateran und darüber noch die blaue Kette der Sabinerberge.

Im Laufe unserer Gespräche unterwegs hatte Schnorr den Vorschlag gemacht, uns mit Zuziehung von Wagner alle vierzehn Tage einmal zusammenzufinden und eine beliebige kleine Komposition mitzubringen, welche dann jedem Anlaß zum Aussprechen seiner Gedanken geben solle. Könne er selbst auch wegen seiner drängenden Arbeiten keine neue Zeichnungen liefern, so werde er doch von seinen früheren Arbeiten manches vorzeigen können, was uns noch unbekannt sei. Natürlich gingen wir freudigen Herzens auf diesen Vorschlag ein und hatten so einen zweiten Verein gewonnen zur Förderung unserer künstlerischen Interessen, während der erste mehr bestimmt war, auf das innere, geistliche Leben und den christlichen Sinn zu wirken.

Schnorr führte uns nun vor seine neueste Arbeit, einen Karton, welchen er zwischen den Malereien der Massimi vorgenommen hatte: Die Heimkehr der Nausikaa. Die freundliche Königstochter, von ihrem Wagen die Maultiere lenkend, kommt mit ihren Jungfrauen vom Brunnen, wo sie die Wäsche hielten, und der dort aufgefundene Mann, Odysseus, folgt ihnen bescheiden. Der Weg führt durch ein junges Wäldchen nach der Königsburg. Die Situation ist so anmutig naiv, so heiter friedlich, und erregt durch den ehrerbietig folgenden Fremdling eine Art spannendes Interesse, daß wir hoch erfreut und erbaut die schöne Arbeit betrachteten, und Schnorrs großes Talent hier auf einem ganz neuen Gebiete bewundern mußten.

Es war ihm damals vom Kronprinzen von Bayern in Aussicht gestellt worden, in dem neuerbauten Residenzschloß in München einige Säle mit Bildern aus der Odyssee zu schmücken, und dazu war diese Komposition der erste Versuch. Daß dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist — es wurden ihm freilich die Nibelungen dafür aufgetragen — habe ich oft bedauert, denn gerade für die Odyssee hatte Schnorr eine ganz vorzügliche Begabung. Das Anmutige und Phantasiereiche war doch sein Bereich der Poesie, seine eigenste Natur; und welchen Anlaß zu den köstlichsten Landschaftsbildern würde gerade dieser Stoff ihm dargeboten haben, wozu er ja ein Talent besaß wie kein zweiter deutscher Maler, und welches bedeutend zu verwenden ihm niemals eine Gelegenheit geboten wurde.

Noch besahen wir uns ein unvollendetes Ölgemälde von Horny, ein Kastanienwald, in welchen die Abendsonne scheint, mit Landleuten, die aus der dunklen Waldestiefe heraufsteigen, und mehrere vortreffliche Studienbilder von Fohr und Horny, welche in die eigentümliche Schaffensweise dieser zu früh verstorbenen Künstler einen interessanten Einblick gewährten.

Wir hatten einen Nachmittag voll reicher Eindrücke der in der Gegenwart blühenden deutschen Kunst erlebt, und es ist gar nicht zu sagen, in welcher Fülle in dieser und jener Art Bedeutendes und Großes uns fast täglich nahe trat, und von welch' vollem Strom das Lebensschifflein getragen wurde. Nun fehlte es bei mir zwar nicht an Empfänglichkeit des Aufnehmens; die Förderung durch all diesen Reichtum würde aber wohl eine größere gewesen sein, hätte ich eine bessere Vorbildung und damit ein tieferes Verständnis gehabt.

In derselben Zeit hatte sich noch eine dritte Verbindung gebildet, und zwar durch die Bekanntschaft mit Richard Rothe, welcher damals Prediger an der preußischen Gesandtschaftskapelle war. Als ich eines Sonntags mit Schnorr und Maydell aus dieser Kapelle kam, trafen wir am Kapitol mit Rothe zusammen, und ich wurde ihm durch die Freunde vorgestellt. Wir hatten eben eine seiner mächtig wirkenden Predigten gehört, und die Herzen waren noch warm davon; es freute mich deshalb sehr, dem begabten und liebenswerten Manne näher zu kommen. Dies geschah bald noch mehr durch seine freundliche Einladung, an den kirchenhistorischen Vorträgen, welche er jeden Dienstag abend in seiner Wohnung hielt, teilzunehmen, im Fall ich Interesse dafür habe. Da Schnorr und die anderen Freunde dieselben ebenfalls besuchten, war mir diese Einladung um so willkommener, weil unser kleiner Kreis damit immer neue Vereinigungspunkte fand und sich inniger zusammenschloß.

Welches Glück und welchen Segen gewährt eine Verbindung mit so herzlieben Freunden in der frischen Jugendzeit, wenn sie gemeinsam nach den idealsten Zielen streben; in einer Umgebung, welche die reichsten, bedeutendsten Anregungen bietet. Durch nichts beengt, genügsam und deshalb um so sorgenfreier, durchleben sie einige Jahre goldener Freiheit; die Erinnerung daran durchduftet wie ein Blumengeruch das ganze Leben und trägt Poesie in die Prosa oder

Schwüle, welche spätere Jahre unvermeidlich mit sich bringen und bringen müssen, wenn der Mensch sich tüchtig entwickeln soll.

Natürlich versäumte ich nicht, vom nächsten Dienstag an mit Oehme an Rothes Vorlesungen teilzunehmen, bei denen unser Freundeskreis für diesen und den folgenden Winter den Stamm der kleinen oft wechselnden Zuhörerschaft bildete. Die Geschichte der Kirche des ersten und zweiten Jahrhunderts und ihrer hervorragenden Persönlichkeiten war ja ein sehr interessanter Stoff, und wenn der Vortrag auch manchmal für uns Maler zuwenig Fleisch und Bein hatte und wir zuweilen mit abstrakten Dingen, wie z. B. Darlegung gnostischer Lehrsysteme, regaliert wurden, so entschädigte uns dafür um so mehr die freie Unterhaltung nachher, zu welcher Rothe die ihm näher Befreundeten — und dazu wurde ich sehr bald auch gezählt — um den Teetisch versammelte. Hier waltete auch die jugendliche, freundliche Frau, und ich hatte zum ersten Male seit langer Zeit den Eindruck einer einfachen, deutschen Häuslichkeit, welche mich, des vielen Wirtshauslebens mit den immer sich wiederholenden Kunstdisputen müde, recht wohltuend berührte.

Rothe war damals ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt. Schlicht, anspruchslos in seiner Erscheinung, atmete sein ganzes Wesen eine Liebe und Demut, eine Wahrhaftigkeit und Treue, die von ihrem lauteren Ursprung damit zeugten, daß sie fern von jedem äußeren Schein und frei von aller Manier waren. Erkannten wir die Tiefe und den Gehalt seines reichen Geistes in seinen Predigten, so gewann er die Herzen je länger je mehr durch sein einfaches, herzliches Wesen. Kurz, alles in ihm war die Frucht seines mit Gott in Christo verborgenen Lebens.

Eine Stelle aus einem seiner Briefe aus dieser römischen Periode war mir recht bezeichnend für sein eigenstes Wesen. Er schreibt: „Christus gehört einem immer mehr zum

unentbehrlichen Hausbedarf; es wird einem so zumute, als ob das Leben mit ihm und in ihm eine ganz natürliche Sache wäre. Das Bewußtsein, mit einem solchen Leben etwas Absonderliches vor anderen Leuten zu haben, tritt immer mehr zurück; und je mehr eben hierdurch Christus in uns eine Gestalt gewinnt, desto mehr verliert unser Tun und Lassen und äußeres und inneres Leben alle eigentliche Form und Manier, nähert sich der Wahrheit überhaupt, die man, wie den Geist, wie das Licht, nicht sehen, nicht fassen, nicht greifen kann, die keine Form hat, und die sich doch überall, wo sie ist, ihrer Kraft nach bezeugt, desto mehr wird unser ganzes inneres und äußeres Leben in Christo einem Trank reinen, frischen Quellwassers ähnlich, das keinen Geschmack und keine Farbe hat, aber erquickende, belebende Kraft. Dies ist ohngefähr der Gang, den der Herr hier in Rom mit mir genommen hat."

So weit auch der Weg von meiner Wohnung zum Kapitol war, so versäumte ich es doch jetzt selten, des Sonntags eine Predigt von ihm zu hören. Auch diese waren fern von aller rhetorischen Kunst, keine Spur von Phrase oder poetischen Blumen oder von Gefühlserregung. Die Gedankenkette senkte sich tief auf den Grund des göttlichen Wortes und förderte den reichen Schatz zutage, auf dessen lebendige Aneignung und Verwendung er hinwies. Die milde Herzenswärme, die über das Ganze sich breitete, und der tiefe Inhalt hielten gefesselt, wenn die Predigten öfters auch länger dauerten, als ihm selbst lieb war; denn manchmal währten sie bis zur Mittagsstunde, wo dann der Magen, als ein Teil des natürlichen Menschen, seine heidnische Stimmung, wie Fausts Pudel, durch lautes Knurren zu erkennen gab.

Die höchst einfache Gesandtschaftskapelle in einem Parterrelokal des Palazzo Caffarelli war früher, wie ihr Urbild in Bethlehem, ein Stall gewesen. Vier weiße Wände, ein Altartuch mit Kruzifix und zwei Leuchtern, einige Reihen

Stühle, samt der kleinen Hausorgel in einer Ecke bildeten das prosaische Interieur. Ein Sängerchor, größtenteils aus Künstlern bestehend, hatte sich um die Orgel gruppiert, wo Schnorr quasi als Kantor an der Spitze, und Hoff, v. Hempel, Koopmann mit ihren trefflichen Stimmen ihm zur Seite standen.

Eine auffallende Figur war der übrigens sehr tüchtige Orgelspieler, namens Freudenberg. Lang und mager, mit einem höchst humoristischen Gesicht, zeichnete er sich durch seinen zeisiggrünen, langschößigen Frack, etwas zu kurz geratene Nankinghosen und ein Paar Schuhe aus, welche einen Wettlauf nach Syrakus mit den Seumeschen Rappen gar siegreich würden bestanden haben. Die Gestalt dieses Mannes war mir lebhaft im Gedächtnis geblieben, ohne daß ich etwas Weiteres über ihn gewußt hätte. Deshalb war es mir eine angenehme Überraschung, als ich vor einigen Jahren die höchst ergötzliche Selbstbiographie dieses humoristischen und originellen Organisten zu lesen bekam, welche nach seinem Tode herausgekommen war. Freudenberg starb als Oberorganist an der Hauptkirche zu St. Elisabeth in Breslau 1869.

Die protestantische Gemeinde in Rom war eine stets wechselnde; außer den Familien des preußischen, hannoverschen und holländischen Gesandten waren es Gelehrte, Künstler und einige den Winter über in Rom verweilende deutsche Familien, die Sonntags sich in der Kapelle einfanden. Die einfache, ja nüchterne Lokalität bildete einen starken Kontrast gegen die Pracht der römischen Kirchen mit ihren pomphaften Gottesdiensten. In bezug auf Pracht stand die kleine Protestantenkapelle zu der benachbarten, altehrwürdigen Kirche Ara Celi, die auf den Fundamenten des kapitolinischen Jupitertempels erbaut ist, vielleicht in einem ähnlichen Verhältnisse, wie vor achtzehnhundert Jahren die versteckten oder nur geduldeten Lokale der kleinen Christengemeinde zu jenem Jupitertempel.

Es macht doch oft einen recht betrübenden Eindruck, wenn man überall innerhalb der Christenheit soviel Zwiespalt und Trennung erblickt in den höchsten und teuersten Überzeugungen. Aber kommt es denn nicht daher, daß so viele den Glauben, der eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist, und dessen Wahrhaftigkeit sich in Beweisung des Geistes und der Kraft dokumentieren soll, der begrifflichen Formulierung der Glaubenslehren nachsetzen? Und ist denn nicht gerade die Formulierung in Begriffe das Menschliche am Christenglauben, das Göttliche aber die Kraft, die uns selig macht? Aber Gott sei Dank, zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es solche gegeben, die sich in Einigkeit des Geistes verbunden gefühlt haben in ihrem Oberhaupte Christus, die den goldenen Spruch St. Augustins sich zur Regel machten: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe!" Diese sind es, welche die zu allen Zeiten gleiche „unsichtbare Kirche" bildeten, welche die wahrhaft katholische, die allgemeine, eine und wahre ist, diejenige, von welcher das apostolische Glaubensbekenntnis redet: Eine, heilige, allgemeine Kirche und Gemeinschaft der Heiligen, hier und dort oben.

Sonderbar kann es wohl erscheinen, daß ich als Katholik so unbefangen und ausschließlich mich protestantischen Kreisen und Gottesdiensten anschloß, ohne das leiseste Bedenken dagegen zu spüren. Allein wenn ich daran erinnere, daß ich protestantisch getauft, aber nach damaligem Landesgesetz in der Religion des Vaters, also katholisch, wie meine Schwester nach der Konfession der Mutter lutherisch, erzogen worden war, und später in vollständigem Indifferentismus dahinlebte, so wird dies weniger befremden. Nicht die Frage nach der Kirche war es, was mich seit langer Zeit bedrängt hatte, sondern die Frage nach einer festen, göttlichen Wahrheit, nach dem lebendigen Gott selbst. Da ich die Lösung dieser Frage nun bei meinen protestantischen Freunden gefunden

hatte, trachtete ich danach, mit ihnen gemeinsam weiter zu pflegen, was das Glück meines Lebens geworden war.

Zuweilen besuchte ich die glänzenden Abendgesellschaften des preußischen Gesandten Bunsen, bei denen Deutsche, Engländer, Franzosen und bedeutende Persönlichkeiten, die sich zurzeit etwa in Rom aufhielten, angetroffen wurden. Ich erinnere mich z. B. des von den Freiheitskriegen her berühmten Generals v. Dörnberg nebst seiner Frau und sehr schönen Tochter, die von Künstlern als das Ideal einer deutschen Jungfrau im Gegensatz zu schönen Römerinnen gepriesen und bewundert wurde; ferner des feinen Kunstkenners, Legationsrat Kestner, Sohn von „Werthers Lotte"; des Dichters Kopisch, der Familie Parthei, des Hofmalers Hensel, des Bruders der durch geistliche Lieder bekannten Luise Hensel u. a. Manchmal hörte ich in diesen Soireen schöne altitalienische Gesangstücke vortragen, die Baini, der Kapellmeister der Sixtinischen Kapelle, Bunsen mitgeteilt hatte. Beide verkehrten viel miteinander, denn Bunsen war damals eifrig mit liturgischen Arbeiten beschäftigt.

Bei Bunsen traf ich auch zuerst mit Reissiger zusammen, den ich später in Dresden, wo er königlicher Hofkapellmeister wurde, näher kennen und hoch schätzen lernte. In Rom wohnte er mir gegenüber in Casa Butti, und ich hörte ihn oft mit gewaltiger Stimme seine eben komponierten Lieder für sich absingen. So namentlich sein humoristisches Noahlied. Jetzt, in meinem sechsundsiebzigsten Jahre, erfreuen und erbauen mich oft seine schönen Messen in der katholischen Hofkirche. Sie sind der Ausdruck eines tief religiösen Gemütes.

Ich wende mich jetzt zu unseren Kompositionsabenden, bei denen Schnorr den Vorsitz führte oder unseren Zensor machte. Sie waren Veranlassung, daß manche hübsche Zeichnung entstand; denn ein jeder tat sein Bestes, um von Meister Schnorr Lob einzuernten. Dies war nun freilich nicht allzu

schwer; denn es lag nicht in Schnorrs Art, eine scharfe Kritik zu üben, im Gegenteil suchte er jeder dieser Arbeiten die gute Seite abzugewinnen und nur sehr schonend vorgekommene Schwächen oder Fehler anzudeuten, wodurch er den Schüchternen ermutigte, aber freilich Geförderteren minder nutzte. Handelte es sich dagegen um ein Kunstprinzip, dann trat er mit großer Bestimmtheit auf.

So hatte Oehme eine vorherrschende Neigung zu sogenannten Stimmungsbildern. Seine „Vesper auf dem Orgelchor", die er zu Weihnachten gemacht hatte, und anderes trugen diesen Charakter. Oehme war ein Nachtfalter, welcher am liebsten in Dämmerung und Nacht herumflatterte. Von einer solchen Richtung wollte Schnorr durchaus nichts wissen. Die Sprache der Natur, wie sie der Maler zu erfassen habe, liege in ihren Formen, den Gestaltungen der Bäume, der Wolken und Gewässer, in dem Aufbau und harmonischen Zusammenklang der Linien usw., nicht aber im Unbestimmten in Nacht und Nebel.

Man muß sich erinnern, daß namentlich die Dresdener jüngeren Maler von den originellen Landschaften Friedrichs sich mächtig angezogen fühlten und in ähnlicher oder doch verwandter Weise ihm zu folgen suchten. Auch Oehme gehörte zu diesen, und ich selbst suchte eine kurze Zeit lang mir einzureden, daß das Höchste für die Landschaftsmalerei in solchen symbolisierenden Naturbildern erreicht sei, welche abstrakte Gedanken durch Landschaften versinnlichen, z. B. würde nach diesem Prinzip der Spruch: „Durch Kreuz zum Licht" etwa illustriert werden durch ein von Dornen umflochtenes Kreuz auf einer aus dem Wald aufragenden Felsenspitze, das von Lichtstrahlen, die aus dem Nebel hervorbrechen, beleuchtet wird usw. Mehrere Versuche dieser Art, die ich machte, mißlangen aber so vollständig, daß ich, obwohl mit einiger Verzweiflung, immer wieder auf den bisher eingeschlagenen Weg zurückkehrte. Und das war ein Glück für mich, denn jene

dämmernde, mystizierende Richtung war mir nur durch Reflexion angeflogen und nicht meiner innersten Natur entsprungen, ich hatte meine Lust an der klaren Form, am Sonnenschein und an bunter Tageshelle.

Oehme fügte sich nun in Rom, so gut er konnte, der herrschenden Ansicht und malte einige heitere italienische Landschaften, mit welchen er aber wenig über die Vedute hinauskam. Seine schönsten Bilder waren späterhin stets Stimmungsbilder ganz eigentümlicher, hochpoetischer Art. Man könnte ihn den Lenau unter den Malern nennen; so siegte bei ihm zuletzt ebenfalls die tiefangelegte Künstlernatur über die theoretische Ansicht, und seine Begabung hat er stets im edelsten Sinne verwendet.

Weit wirksamer und erfolgreicher als unsere Kunstdispute waren die Eindrücke, welche Schnorrs Werke hinterließen. So brachte er eines Abends zwei Bände seiner Landschaftszeichnungen mit, welche denn mit dem größten Interesse betrachtet und bewundert wurden. Am meisten Vorteil zog ich selbst davon, denn da die kleine Versammlung bei mir abgehalten wurde, so vertraute Schnorr mir diesen Schatz auf längere Zeit an, und so manche liebe Stunde saß ich nun über diesen Blättern im genußreichsten Betrachten, verfolgte jede Linie mit den Augen, sah, wie das verschiedene Laubwerk behandelt war, studierte überhaupt das Machwerk der Landschaften, weil mir dieses so besonders wohlgefiel, und suchte mir vieles davon anzueignen. Diese schönen Landschaften waren mit den anmutigsten Figuren geschmückt, die er bald dem Volksleben, bald der Mythe oder dem italienischen Mittelalter entnommen und dem Charakter der Landschaft angepaßt hatte. Sie gehören gewiß zu den lieblichsten und eigentümlichsten Schöpfungen Schnorrs. Fern von aller konventionellen Form und allem künstlichen Pathos, atmen sie den ganzen Zauber, die liebliche Unschuld der Natur, wie sich diese in einem kunstgebildeten Geiste spiegelt.

Eben weil sein Sinn für ein hohes Stilgefühl ausgebildet war, in welchem ja die ewigen Gesetze des Schönen und Wahren enthalten sind, deshalb durfte er sich auf die freieste Weise einer Nachbildung der Natur überlassen, in ihre feinsten und charakteristischen Einzelheiten eingehen, welche diesen Landschaftsbildern einen so großen Reiz von Naturwahrheit und idealer Kunstschönheit verleihen.

Schnorr zeichnete diese Blätter zuerst mit Bleistift sehr sorgfältig nach der Natur, umzog sie zu Hause mit der Feder, setzte dann die Figuren hinein und tuschte die meisten leicht und gewandt mit Sepia, wodurch das Ganze in Haltung kam. Diese Zeichnungen waren damals in zwei Foliobänden aufgezogen, wie er denn in allen seinen Sachen die größte Ordnung und Sauberkeit beobachtete. So ließ er niemals, wie es oft von anderen und auch von mir geschah, Studienblätter und Zeichnungen halb vollendet liegen, sondern vollendete solche Blätter, sobald er Zeit dazu fand, beschnitt sie sauber und zog sie womöglich auf. Die Ordnungsliebe und gute Pflege seiner Sachen, die manchmal ans Pedantische zu grenzen schien, versetzten den Beschauer in eine behagliche Stimmung, und man mußte schon um des äußeren Eindrucks willen Respekt vor Dingen haben, welche so sorgfältig gepflegt wurden.

Diese Zeichnungen sind später, da Schnorr sie nicht vereinzeln wollte, in die Sammlung des Kunstfreundes E. Cichorius gekommen. Dr. Jordan hat eine Anzahl derselben vorher in Photographie herausgegeben.

An einem jener Abende brachte Schnorr seine sämtlichen Zeichnungen und Studien zu den Ariostbildern in der Villa Massimi mit, welche uns in einen wahren Freudenrausch versetzten. Schnorr machte da mit uns Brüderschaft, und damit es an der üblichen Libation nicht fehle, gingen wir schließlich noch in eine dämmernde Osteria, wo wir in heiterster Laune noch bis spät beisammen blieben.

Schon früher erwähnte ich, daß ich mit Wagner gemeinsam die Rückreise nach Deutschland antreten wollte, und es rückte diese Zeit, das Frühjahr, näher heran. Inzwischen hatte sich aber in und außer mir manches geändert. Ich fühlte, daß das, was ich in letzter Zeit gewonnen oder begonnen hatte, nur hier in Rom seine weitere Entwickelung finden könne, und daß ein vorschnelles Abbrechen den ganzen geistigen Erwerb gefährden müsse. Mannigfache, folgenreiche Beziehungen hatten sich angeknüpft, und durch ein tieferes Eindringen, besseres Verstehen römischer Natur wurde mein Streben für ideale oder sogenannte historische Landschaftsmalerei immer mehr gefördert und ins klare gebracht.

Freilich, wenn ich in der Abenddämmerung noch im Atelier saß und träumte, tauchten die traulichsten Bilder aus der Heimat auf, dunkle Wälder und rauschende Wasser, arme Hütten mit Strohdächern, aus denen der blaue Rauch sich an dunklen Nadelholzbergen hinzieht. Deutsche Natur erschien mir immer als ein einfaches, tiefsinniges Bürgerkind, ein Gretchen im Faust, die italienische Natur wie eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht, eine Iphigenia. Die Bewunderung für den Adel der Königstochter war in mir höher und höher gestiegen, aber meine Liebe war das schlichte Bürgerkind.

Glücklicherweise entschied ich mich aber diesmal nicht für die Stimme der Sehnsucht, sondern folgte anderen Erwägungen, die zum Dableiben rieten. Außerdem drängte mich auch Freund Schnorr, alles was möglich aufzubieten, um den Aufenthalt verlängern zu können. Das hier Gepflanzte müsse tiefer wurzeln, wachsen und erstarken. Hauptsächlich kam es jetzt darauf an, daß mir Arnold noch weiter die Mittel gewährte, die zu einem längeren Aufenthalt nötig waren. In diesem Sinne hatte ich ihm geschrieben und erwartete mit größter Spannung seine Entscheidung.

Es trat jetzt unerwartet einiges dazu, wodurch meine Absicht erleichtert schien. Schnorr brachte eines Tages seinen

Landsmann Dr. Hänel aus Leipzig in mein Atelier, um ihm ein Bild zu zeigen, welches in der Ausführung bereits weit vorgerückt war. Es gefiel beiden, und als wir nachher zusammen einen Spaziergang in die Villa Borghese machten, merkte ich wohl, daß Schnorr es ihm zum Ankauf für die Sammlung seines Schwagers, des Barons v. Sternberg, empfohlen hatte; und so war es auch. Nach einigen Wochen kam von diesem die Zustimmung, die Bestellung wurde festgemacht, und das Bild kam in jene Sammlung und später aus dieser in das Leipziger Museum. Es war überhaupt das erste Gemälde, welches ich verkaufte; denn die im vorigen Winter gemalte Landschaft „Der Watzmann" hatte ich selbstverständlich meinem väterlichen Freunde Arnold überlassen.

Zu derselben Zeit überraschte mich ein Schreiben des Grafen Vitzthum von Eckstädt, unter dessen Leitung die Dresdener Kunstakademie stand, daß mir zunächst für das laufende Jahr ein Stipendium von hundert Talern erteilt worden sei, und zwar infolge der Ausstellung meines Bildes.

Achtzehntes Kapitel.

Reise nach Nettuno.

Der Karneval war vorüber; der Moccoliabend mit seinem bacchischen Lustgebrause hatte den Beschluß gemacht und den lustigen Tagen die Krone aufgesetzt, als wir fünf Verbündeten in der Trattoria beim Abendbrot saßen und ich zufällig das Gespräch auf die schönen, sagenhaften Geschichten des alten Roms brachte; denn ich hatte eben die ersten Bücher des Livius gelesen. Da kam uns allen plötzlich der Einfall, ob wir nicht jetzt, ehe uns der Sommer auseinanderbrächte, eine gemeinsame Wanderung an den Küstenstrich des alten Latium unternehmen sollten; eine Reise von

drei oder vier Tagen, die ohnedies nur in der kälteren Jahreszeit ausführbar ist, weil diese Gegend im Sommer durch die aria cattiva, Mückenschwärme, und zahlloses Ungezieser jeder Art unzugänglich wird.

Gedacht, getan. Noch denselben Abend wurden einige Lebensmittel eingekauft; ich glaube, es waren einige Brote, Salami und ein in Blase gefüllter, runder Büffelkäse, Rum und dergleichen. Ein Tornister enthielt die nötigste Wäsche für alle fünf und sollte abwechselnd getragen werden, während die Lebensmittel, deren Last täglich geringer werden mußte, auf jeden verteilt wurden.

So ausgerüstet, zogen wir an einem kalten und windigen Februarmorgen zur Porta San Paolo hinaus, jeder mit einem Päcklein belastet und einem Stab mit Eisenspitze in der Hand; ich mußte an die sieben Schwaben denken. Besonders komisch erschien mir Freund Oehme; denn ihm, der so heftig gegen den Ankauf des Büffelkäses opponiert hatte, war das Tragen desselben durchs Los zugefallen, und so schritt er mit etwas verdrießlicher Miene einher, während der runde Büffelkäse, an einen Bindfaden gebunden, ihm auf dem Rücken hockte wie ein tückischer Kobold, und bei jedem Schritte eine hüpfende Bewegung machte.

Obwohl wir es keineswegs auf Abenteuer abgesehen hatten, sollte uns doch bald eins entgegentreten, welches dem der sieben Schwaben mit dem Seehasen würdig zur Seite stand. In der Nähe von Ostia führt die Straße auf einem gemauerten Damme mitten durch einen großen Sumpf, dessen trübes Gewässer und Schlamm zum Teil mit Weidengestrüpp bedeckt war. Hier und da stand oder lag ein Büffel im Gebüsch, scheußliche Bestien, das schwarze, zottige Haar mit getrocknetem Schlamm überzogen und aus den rotglühenden, tückischen Augen uns anstierend. Ihre riesige Stärke ist bekannt, und ebenso wußten wir, wie es zuweilen vorkommt, daß sie, gereizt oder bei übler Laune,

zumal im Frühjahr wie jetzt, die liebenswürdige Manier haben, ihren Feind in schnellem Anlauf niederzurennen und mit ihren dicken Beinen tot zu trampeln; erst in der letzten Woche war dieser Fall hier einem armen Hirtenjungen passiert.

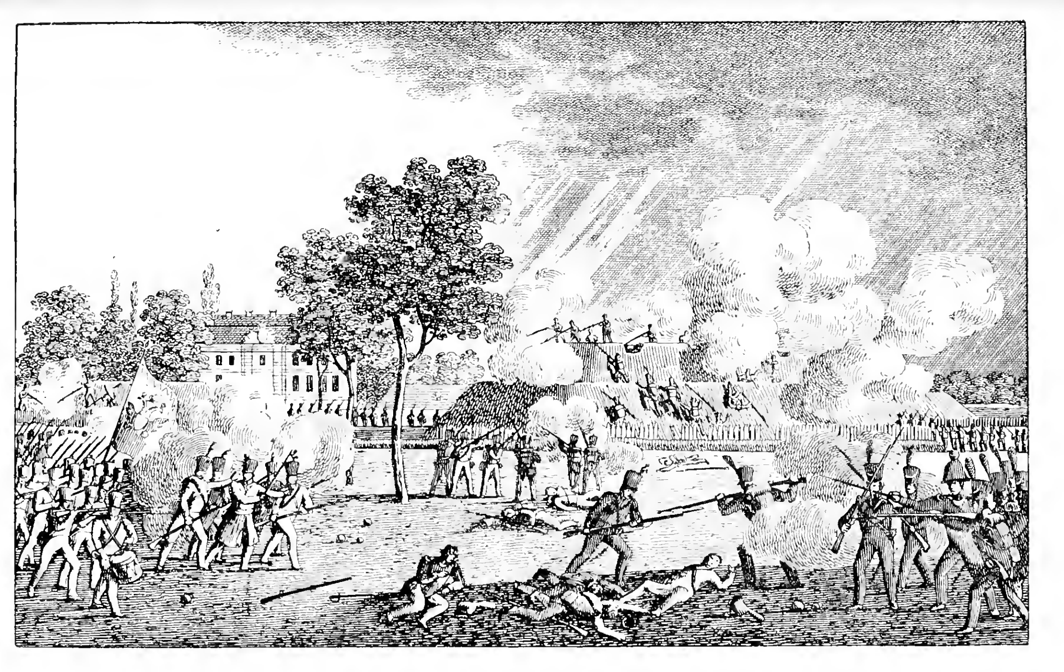
Jetzt sahen wir in einiger Entfernung sechs dieser schwarzen, schmutzigen Gesellen die ganze Breite des Dammweges einnehmen, die Köpfe nach uns gestreckt, wie uns erwartend. Wir blieben einige Augenblicke überlegend stehen, und Maydell, unser Allgäuer, riet, mit vorgehaltenen Stöcken in der Breite des Weges schnell auf sie loszumarschieren. Mit raschem, festem Schritt, wobei die Brot- und Wurstbündel samt dem Büffelkäse auf unseren Rücken tanzten, wurde dies Manöver pünktlich ausgeführt. In einer Entfernung von fünfzehn oder zwanzig Schritt sprangen zwei der vordersten Ungetüme in den Sumpf, und im Nu folgten die anderen. Der Sieg war unser und infolgedessen der Mut im Steigen; deshalb marschierten wir im gleichen Tempo noch ein großes Stück weiter, bis wir den bedenklichen Schauplatz im Rücken hatten.

In Ostia machten wir Mittag, das heißt, wir tranken in der elenden Schenke ein Glas matten, saueren Weines, aßen hartes Brot dazu und schnitten, um das Mahl damit zu würzen, den berüchtigten Büffelkäse an; es war eine zähe, lederartige Masse von widerwärtigem Geschmack; und so übten wir denn die Tugend der Enthaltsamkeit; nur Maydell, der den kühnen Gedanken gehabt hatte, den Käse zu kaufen, fand ihn „gar nicht übel".

Nachdem wir nachmittags einiges ins Skizzenbuch gebracht hatten, wanderten wir eine lange Strecke an antiken Mauerresten hin und kamen gegen Sonnenuntergang in die Nähe des Leuchtturms bei Fiumiccino. Es war ein kalter Abend und sehr stürmisch. Das schwarzblaue, bewegte Meer warf seine Wellen donnernd an den Strand; kaum konnten

wir uns im heftigen Winde auf den müden Beinen erhalten, und so wandten wir uns zu der größten der Fischerhütten, welche in einiger Entfernung vom Leuchtturme den öden Strand bedeckten. Es waren diese Hütten sehr ursprünglicher Art: ein Balkengerüst, von oben bis unten mit einem dicken Mantel von Schilf und dunklem Gestrüpp bedeckt, ein Eingang, aber weder Fenster noch Schornsteine. Im Inneren, wo es rauchig und finster aussah, fanden wir eine Gruppe von Marinari und einige Weiber um das Herdfeuer versammelt, über welchem der große Fischkessel hing. Nachtlager wurde uns bewilligt und der Raum zur Rechten als Wohn- und Schlafstätte angewiesen. Ein Tisch nebst einigen Sesseln fanden sich auch, und ein altes Boot, in welchem Netze und Segeltuch aufbewahrt wurden, das unser gemeinsames Lager für die Nacht vorstellte, bildete zugleich eine Art Wall oder Scheidewand gegen den übrigen größeren Raum.

Ein paar Fischer brachten eben den Ertrag ihres letzten Fischzuges herein, und wir erhandelten von ihnen einen mächtig großen Cefalo, einen der in Rom beliebtesten Fische, welchen uns die Wirtin bereiten sollte. Das gab nun erfreuliche Aussichten auf ein reichliches Abendessen, dessen wir nach einem so strapaziösen Tage gar wohl bedurften. Es währte lange, ehe die Siederei fertig war, und unser Hunger war groß. Endlich kam die Schüssel mit fünf ziemlich schmalen Schnitten des großen Fisches, und wir fragten verwundert, ob dies der ganze Fisch sein solle. „Ah si signori, si si si, è tutto lo cefalo!“ Maydell, der Zungenfertigste im Italienischen, bestritt dies bestimmt, und es entstand nun ein Heidenlärm, denn alle mengten sich sogleich leidenschaftlich in den Streit; um den Beweis zu liefern, daß hier an einer bestimmten Stelle ein Manko stattfinde, wurde von Maydell das corpus delicti in seiner ursprünglichen Form hergestellt und die Stücke des Fisches



Der Angriff der Verbündeten auf die Aussenwerke von Dresden. (S. 22 u ff.)

Nach einem alten Stich.



General Moreaus Tod am 27. August 1813. (S. 25 u. ff.)

Nach einem alten Stich.

in ihrer Ordnung zusammengesetzt. Welch Wunder! Der lange Cefalo war ein kurzes, dickes, rundes Monstrum geworden; ein Kerl, über den man lachen mußte; Kopf und Schwanz, der Leib fehlte; das größte, beste Mittelstück war unsichtbar geworden.

Der Lärm verstummte. Alle schauten höchst verwundert drein, zogen die Augenbrauen bis an die Stirn und die Schultern bis zu den Ohren, spreizten Arme und Finger weit auseinander, wie erstarrt vor Schrecken über diese wunderbare, undurchdringlich geheimnisvolle Erscheinung, und man hörte nur ein kurzes „ah! ha! non lo capisco!“ Sie sahen aus, wie Spitzbuben aussehen, wenn sie die liebe Einfalt und Unschuld darstellen wollen. Es war nun einmal so mit unserem Cefalo, und er wurde nicht anders; so verzehrten wir den kurz gewordenen Fisch, und der Magen wurde abermals nicht überladen. Es war ja das anno santo, und von Leo XII. geboten worden, die Fastenzeit ganz besonders strenge zu halten.

Spät suchten wir Ruhe in unserem Boote. Das Lager auf den Netzen und den groben, geteerten Segeln, Tüchern und Decken erinnerte etwas an Pönitenz, war also auch für diese Fastenzeit ganz passend; trotzdem schliefen wir bei dem Donnern des brandenden Meeres und dem Windsgeheul bald ein.

Am andern Morgen überschritten wir die Isola sacra, die von den beiden Tiberarmen gebildet wird, ehe sich dieselben in das Meer ergießen. Es war bitterkalt und die Wasserstellen mit einer dünnen Eisrinde bedeckt. Hier weiden nun große, zum Teil wilde Büffelherden, die uns indes unbehelligt ließen. Als die Sonne höher stieg, wurde es angenehm warm, und wir gingen dicht den Meeresstrand entlang. Es war ein wunderschönes Wandern im Wogengeräusch des schönen, blauen Meeres, angeweht von der frischen Seeluft, der Boden eine gleiche, feuchte Sandfläche,

oft überspült von den letzten Ausläufern der Wellen, welche eine Menge bunter Muscheln und Schneckenhäuschen uns unter die Füße rollten. Längs der ganzen Küste ziehen sich große Waldungen von Korkeichen hin, sehr wild und knorrig verwachsen. Wir trafen später im Walde viel antikes Mauerwerk, Säulenstummel, ja einen großen, gepflasterten Platz. So gelangten wir, als es dunkel wurde, nach Pratica, das alte Lavinium, wo wir in einer elenden Kneipe übernachten mußten.

Unsere Vorräte waren heute ziemlich aufgezehrt worden, da wir außer Paterno weder ein Haus noch Menschen angetroffen hatten, und auch hier gab es, zumal jetzt in der Fastenzeit, kaum das Notdürftigste: schlechten Wein, Brot und Stockfisch (baccala) in Öl gebraten, ein schon durch seinen Geruch uns widerwärtiges Gericht. Nur Maydells kriegerisch abgehärteter Magen ließ sich „ohne Furcht und ohne Grauen“ den Baccala wacker schmecken.

Der einzige Gast außer uns war ein Kerl, auf dessen einäugigem, grundhäßlichem Gesichte der Mörder und Verräter mit groben Zügen gezeichnet war. Da wir ihn mit unserem saueren Weine freigebig traktierten, erschloß er höchst unbefangen und redselig sein Herz gegen uns und erzählte von dem lustigen, bewegten, ruhmvollen Räuberleben, welches er in früheren Tagen als Mitglied einer berüchtigten Bande geführt hatte. Seine Abenteuer, Einbrüche, Totschläge, blutigen Kämpfe mit den Gendarmen waren ihm höchst ergötzliche Erinnerungen, die er mit einem grinsenden, grausam kalten Gesichte sehr anschaulich zum besten gab. Er hatte, als den sich freiwillig stellenden Räubern von der Regierung Verzeihung und lebenslängliche Pension angeboten worden war, davon Gebrauch gemacht, die Schlupfwinkel seiner Genossen den Gendarmen verraten und eine Extrabelohnung dafür empfangen und war schließlich als Gefängniswärter in Pratica angestellt worden, welches Amt er jetzt bekleidete.

Eine Überraschung stand uns noch bevor, als uns die dicke Wirtin in unser Schlafgemach führte, in dem nur ein einziges Bett stand. Wir fragten erstaunt und lachend, wie wir uns darein verteilen sollten. „O," sagte sie ganz ruhig und leuchtete in das durchaus nicht blendend weiße Bett hinein, „drei Signori legen sich von oben nach unten und zwei unten hin mit den Beinen nach oben; dann geht's ganz gut." Da an ein Sofa und anderes Bettgerät hier nicht zu denken war, so kamen denn zwei Glückliche in das Bett, und drei Minderbeglückte mußten sich auf den harten Boden legen, den Tornister und einige andere herbeigeschaffte Utensilien unter den Kopf und den eigenen Rock zur Decke. Ich gestehe, daß mir bei so hartem Fasten und noch härterem Nachtlager, denn das Los hatte mich ebenfalls auf den kalten Steinboden verwiesen, die Begeisterung für das alte Latium etwas abhanden kam. Hoff tröstete uns mit der Geschichte eines alten preußischen Husaren, welcher auch, weder Bett noch Decke zum Nachtlager findend, rief: „Ik weiß mir in solchem Falle janz jut zu helfen, ik lege mir auf den Rücken und decke mir mit dem Bauche zu."

Am andern Morgen kamen wir nach Ardea. Dieses kleine, armselige Nest liegt recht malerisch auf einem mit schönem Gebüsch bewachsenen Felsenhügel; eine echt Poussinsche Landschaft. Es wurde ins Skizzenbuch gebracht, dann suchten wir nach einer Kaffeeschenke, aber eine solche war hier ein unbekannter Luxus.

Die Geschichte von der keuschen Lukrezia, die sich an diesen Ort anknüpft, hatte ich als Junge für irgendeinen Kalendermann auf Kupfer radiert; sie war mir immer gar rührend gewesen. Nun saß ich vor diesem Ardea mit Papier und Bleistift, um es abzureißen, wie 500 Jahre v. Chr. Tarquinius mit seiner Kriegsmacht davor lag, um es niederzureißen.

Als ich in späteren Jahren durch das Engadin kam,

erinnerten die beiden Flecken Lavin und Ardez mit romanischer Bevölkerung an die alte Sage, nach welcher ein König Raetus römische Kolonisten vor den Galliern hierher flüchtete i. J. 587 n. Chr., welche in Erinnerung an ihre Heimat Lavinium und Ardea ihren neuen Wohnorten dieselben Namen beilegten.

Als der Tag sich neigte, sahen wir wieder das Meer und kamen nach Porto d'Anzo, der alten Hauptstadt der Volsker (Antium), in welcher der aus Rom verbannte Coriolanus seinen Tod fand. Uns war der Ort besonders dadurch merkwürdig, daß der Apoll von Belvedere und der Borghesische Fechter hier aufgefunden wurden. Hier fanden wir in einer Locanda leidliches Unterkommen; obwohl die strenge Fastenzeit uns wieder mit Baccala regalierte.

Das nahe Nettuno ließen wir unbesucht. Die eigentümliche Tracht seiner Frauen, gewöhnlich scharlachrot und reich mit Gold gestickt, kannten wir vom Blumenfeste in Genzano, wo sie sehr hervortrat. Ein paar Stunden davon liegt ein Turm am Meere bei Astura, wo Frangipani den armen Konradin, den letzten der Hohenstaufen, nach der Schlacht bei Tagliacozzo an Karl von Anjou auslieferte, traurigen Andenkens.

Drei Tage hatten wir nun diesen verödeten Landstrich durchzogen; die landschaftlichen Schönheiten waren zu gering, um uns für die harten Entbehrungen zu entschädigen, welche die Armut der Bewohner und die zwar gebotene, von uns aber nur unfreiwillig gehaltene Fastenzeit auferlegten, und so war es natürlich, daß wir uns nach Rom in unser Daheim zurücksehnten, wohin wir denn am folgenden Morgen aufbrachen.

Dieser ganze durchwanderte Küstenstrich gleicht einem uralten, vergilbten Pergamentblatt aus dem Buche der Geschichte; der Text ist verwischt und mit Moder überzogen: Am Strande arme Fischer mit armseligen, kleinen Booten,

antikes Gemäuer mit Ginster, Brombeeren und Dornen überwachsen, und in den wenigen Stätten, wo Menschen wohnten, die größte Armut und Verkommenheit. Aber Namen und Worte aus dem fabelvollen Altertum bis in die glänzende römische Kaiserzeit, von der Zerstörung Trojas und von Askanius, dem Sohne des Äneas, dem ersten der sagenhaften Könige Roms, bis zu Klaudius und Nero, die zu Antium geboren wurden; von der Gründung des ersten christlichen Bistums in Ostia durch die Apostel bis zu den mächtigen Päpsten des Mittelalters: wieviele in der Geschichte der Menschheit bedeutsame Namen tauchen hier in der Erinnerung auf!

Der Tagesmarsch von Porto d'Anzo bis Rom war ein starker und wurde durch einen schneidend scharfen Nordwind, der uns gerade entgegenbrauste und das Vorwärtskommen hemmte, doppelt beschwerlich. Wir durchschnitten eine ganz öde Fläche; nirgends war ein Haus zu sehen, keiner lebenden Seele begegneten wir; der Wind tobte so heftig, daß wir zuletzt weit voneinander getrennt wurden und jeder sich, so gut er konnte, dagegen zu stauen suchte. So kamen wir ermattet und gewaltigen Hunger spürend um Mittag bis zur Osteria, welche am Fuße des Albanergebirges an der römischen Straße liegt.

Hier gab es denn wieder einen trinkbaren Wein und endlich eine große Schüssel mit einem wahren Gebirge von Makkaroni. Wir mußten laut lachen über dieses massenhafte Gericht; aber das Herz im Leibe lachte auch dabei. Überraschend schnell verkleinerte sich der Berg unter der Arbeit unserer fünf Gabeln, und verschwand endlich ganz und gar bis auf den letzten Makkaronifaden. Nachdem wir noch eine gute Stunde geruht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg. Der heftige Wind aber hatte sich inzwischen zum brausenden Sturme gesteigert, und wir mußten uns die Hüte auf dem Kopfe festbinden und sie trotzdem mit den Händen halten,

so gewaltsam raste Herr Boreas. Ein Reiter holte uns bald ein, der sich kaum des Sturmes wegen auf seinem Braunen halten konnte; es war Catel, der Landschafter, der uns zurief, wir seien zu Fuß besser dran als er, der zugleich gegen Sturmwind und Kälte zu kämpfen habe, während wir wenigstens durch das Gehen warm würden. So stemmten wir uns denn mit Mühe gegen Wind und Wetters Unbill und kamen ganz vereinzelt vor die Porta San Giovanni, wo wir uns sammelten und zu Worte kommen konnten.

Es war Nacht geworden, ehe wir an unsere Wohnungen gelangten; ich fühlte mich sehr angegriffen, und Brustschmerzen, die ich schon in den letzten Monaten empfunden, stellten sich in erhöhtem Grade ein.

Neunzehntes Kapitel.

Von Rom nach Pästum.

In den letzten Tagen des April wanderten wir unserer fünf zur Porta S. Giovanni hinaus dem Albanergebirge zu. Es waren außer mir: Maydell, Hoff, Schilbach und noch ein kleiner, heiterer Däne, ein Landschaftsmaler namens Harder. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß mir von dieser Reise nur die ersten und letzten Tage frisch in der Erinnerung geblieben sind, während das große Mittelstück, wie bei dem Cefalo in Fiumiccino, ziemlich abhanden gekommen ist. So gebe ich denn diese Bruchstücke, wie sie in den Maschen meines Gedächtnisses ein halbes Jahrhundert sich erhalten haben.

Um Mittag waren wir in Ariccia und rasteten daselbst ein paar Stündchen; denn es fesselte uns daselbst ein eigentümliches Volksfest, welches auf der Piazza vor dem Schlosse der Chigi abgehalten wurde. Das humoristische Fest mußte

in früheren Zeiten auch anderwärts, z. B. in den Niederlanden in Brauch gewesen sein; denn ich erinnerte mich, dasselbe von Wouvermann in einem Kupferstich von Morgereau dargestellt gesehen zu haben.

Zwischen zwei Pfählen war ein großer mit Wasser gefüllter Bottich aufgestellt, an dessen Boden zwischen einer hölzernen Klammer ein Ring eingefügt war, welcher mit einer Lanze im darunter Hinwegreiten herausgestoßen werden mußte. Die ängstlichen oder vorsichtigen Reiter stießen nun gewöhnlich in die Luft, oder sie stachen den Ring glücklich heraus. Wessen Lanze aber unglücklicherweise an die Klammer traf, über den kippte im Nu der große mit Wasser gefüllte Bottich und überschüttete ihn mit einem so kolossalen Sturzbache, daß ihm einige Sekunden lang Hören und Sehen vergehen mußte; solches Malheur passierte nun einem alten, dürren Kerl, welcher schon vorher unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, als er in Reih und Glied mit den anderen Rittern zu Esel stand und die grimmigsten Blicke auf die lächelnden Zuschauer herabschoß. Einen möglichen Unfall befürchtend, hatte er sich den gelben Überzug seines wachstuchenen Sonnenschirms wie eine Halskrause umgeknüpft, und als nun die Reihe an ihn kam, eilte er mit eingelegter Lanze wie Ritter Don Quixote seinem Unstern entgegen; der Stoß traf die verhängnisvolle Klammer, der Bottich schlug um, und die Sündflut ergoß sich über Mensch und Vieh, Ritter und Esel. Letzterer blieb höchst überrascht unter der Traufe wie angenagelt stehen, und alles Strampeln und Stoßen seines Reiters mit Beinen und Lanze brachte ihn nicht eher von der Stelle, als bis er die letzten Tropfen aus seinen langen Ohren geschwenkt hatte, worauf er plötzlich in einem höchst fidelen Trabe den ganzen Platz umkreiste und sich sodann mit stoischer Gelassenheit wieder zu den Reitern stellte.

Ein allgemeines Gelächter erfüllte den ganzen Platz,

aus allen Fenstern lachte jung und alt im Chor. Auch beim zweiten Rennen verfolgte den Alten dasselbe Mißgeschick; abermals erntete er nur schallendes Gelächter und schadenfrohen Jubel, je grimmiger er sich gebärdete. Er sah aus, als wolle er sich selbst in Stücke reißen, wenn er es nur fertig zu bringen gewußt hätte.

Wir aber warteten das Ende des Spaßes nicht ab, sondern zogen unseres Weges fürbaß zum Tore hinaus, wo uns alsbald der maigrüne Wald aufnahm. An der Kapelle St. Rocco und am schönen Brunnen unter den Buchen vorüber, uns an dem Anblick des fernen Meeres zur Rechten labend, kamen wir über Genzano bei Sonnenuntergang in Velletri an. Zunächst wurde hier mit einem Kutscher verhandelt, welcher uns während der Nacht durch die Pontinischen Sümpfe bringen sollte. Nachdem wir uns durch ein gutes Abendessen in einer Trattoria gestärkt hatten, setzten wir uns auf eine Bank vor dem Hause, welches am Markte lag, und erwarteten den Wagen.

Da wurde uns noch eine recht anmutige Szene zuteil. Es war die schöne Stunde zwischen Untergang der Sonne und Einbruch der Nacht; eine milde Dämmerung lag über den Häusern des Städtchens, und auch die fernen Volskerberge hatten sich schon in den blauen Abendschatten gehüllt; da ertönte das Ave Maria-Glöckchen einer benachbarten Kirche, ein lieblicher Gesang wurde vernehmbar, und ein langer Zug von Mädchen, alle in weißen Kleidern und langen, wallenden Schleiern, bewegte sich aus der Kirche. Jede hatte eine brennende Kerze in der Hand, und vier von ihnen trugen auf den Schultern eine mit Seidenstoffen und Blumen geschmückte Madonna mit dem Kinde. Geistliche und Volk folgten der Prozession. Es war die Zeit der Maiandachten zur Mutter des Herrn. Die schönen Gestalten der Jungfrauen und die eigentümliche Beleuchtung in der Abenddämmerung fesselten lange unsere Blicke.

Als nun die Nacht eingebrochen war und der Mond über dem Volskergebirge heraufkam, fuhren wir erst noch lange den Berg hinab, bis wir an die schnurgerade Straße kamen, welche die Sümpfe durchschneidet und nach Terracina führt. Es war unter uns ausgemacht worden, während der Nachtfahrt nicht zu schlafen, weil dies in den Sümpfen das Fieber bringen könne; deshalb wurde denn möglichst lebhafte Konversation unterhalten. Um Mitternacht wurde in Cisterna, dem ehemaligen Tres Tavernä, Halt gemacht; ein paar elende Häuser, vor denen ein großes Feuer brannte, wahrscheinlich um die Fieberluft und die Mücken zu vertreiben, bildeten den ganzen Ort. Die Leute schlichen fieberbleich und matt um das Feuer.

Bis hierher kamen vor achtzehnhundert Jahren römische Christen dem Apostel Paulus entgegen, als er gefangen nach Rom geführt wurde. „Da es nun die Brüder (in Rom) gehört hatten, kamen sie uns von dort entgegen bis Appii Forum und Tres Tabernä. Als Paulus dies sah, dankte er Gott und schöpfte Mut." Apostelgesch. 28, 15. In der Frühe gelangten wir nach Terracina, wo wir den gewaltsam unterdrückten Schlaf ein wenig nachholten und dann den Tag über herumstiegen und zeichneten. Es schien mir, als wenn der eigentliche Süden hier erst recht beginne. Alles hatte einen anderen Charakter, namentlich war die Färbung der Landschaft eine viel lebendigere, glänzender und reicher in der Verschiedenheit ihrer Abstufungen. Anderen Tages ging es zu Fuße weiter nach Gaeta und über Capua nach Neapel.

In Molo di Gaeta wurde übernachtet, nach dem Abendbrot im zauberhaften Mondschein vor den Ort geschlendert und ein Pulcinelltheater besucht, welches in einer Scheune etabliert war; natürlich mehr, um das kleine Häuflein Zuschauer, Mütter mit ihren Kindern, schöne Mädchen und rotmützige Marinari zu betrachten, als der Puppen wegen.

Das Entree kostete drei Pfennige. „Wer seid ihr?“ wird Hanswurst nebst Frau gefragt. „Jo son il figlio del mio padre, questa è la figlia della sua madre.“ Große Heiterkeit über diesen brillanten Witz im ganzen großen und kleinen Publikum. Während der viertelstündigen Vorstellung anhaltendes, gräßliches Bombardement der Gassenjungen gegen das morsche Scheunentor mit großen Steinen. Am Schluß der Vorstellung wurde der Torweg geöffnet, und wir traten aus der Zwiebel- und Tabakatmosphäre in die prachtvolle Mondnacht hinaus.

Die Mondstrahlen glänzten zitternd auf dem nahen Meere. In einem mächtig großen Orangengarten gingen wir in den dunklen Baumgängen auf und ab und atmeten mit Wonne den köstlichen Duft, welcher den tausend weißen Silberblüten entströmte, während zugleich die reife Goldfrucht aus der Blätternacht leuchtete.

In einem kleinen Orte vor Capua war unser drittes Nachtlager. Eine Abteilung österreichischer Soldaten lag hier im Quartier, die sich, als sie deutsche Worte hörten, an uns herandrängten. In der Locanda gerieten wir in Unterhaltung mit dem noch sehr jungen Unterleutnant und einem alten, graubärtigen Feldwebel. Dieser war nicht gut auf das neapolitanische Militär zu sprechen. „Es ist kein Ehr' mit diesen Truppen zu fechten. Die Lausbuben laufen ja alle davon, noch ehe sie angegriffen werden“, schnauzte der alte Graubart. Den Kommandanten der starken, wohlgeschützten Festung Gaeta hatten seine eigenen Truppen bedroht, ihn zum Fenster hinabzustürzen, weil er nicht bei der ersten Aufforderung die Übergabe der Festung unterzeichnen, sondern sich Bedenkzeit ausbitten wollte. „Sie haben keine Ehr'“, meinte unser alter Österreicher. „Da stehen sie in den Gassen und auf der Landstraß herum und spielen mit Kugeln ihr Botscherle; sie rufen mir auch zu, mit ihnen zu spielen, aber i denk, das ist kei Schicksal (das

schickt sich nicht) für einen Mann, der einen Monarchen dient“; und damit strich er stolz seinen Schnauzbart.

In Neapel schloß sich nun eine neue Zauberwelt auf, recht eigentlich ein Paradies für den Landschaftsmaler. Doch ist es mir immer wunderlich erschienen, daß alle diese Schönheit keinen tieferen Eindruck auf mich machte, ja daß ich zuletzt im stillen mich nach dem großartigen Ernst, nach der erhabenen Ruhe und Einsamkeit römischer Natur und römischen Lebens zurücksehnte. Schon gegen Ende des Winters hatte ich mich in Rom oft unwohl gefühlt, und meine jetzige geringere Empfänglichkeit für die in Überfülle zuströmenden Eindrücke mochte wohl ihren Grund in einem krankhaften, körperlichen Zustande haben, welcher mich auch späterhin den ganzen Sommer niederdrückte.

Wir nahmen Wohnung in Santa Lucia und brachten die Abende gewöhnlich auf dem Molo zu. Der Schauplatz ist ja einzig in der Welt; vor sich hat man das Meer, mit Schiffen und Barken bedeckt, den Vesuv in ganz rosigem Licht mit seiner Rauchsäule und die kühnen aus der bewegten Flut emporsteigenden Umrisse der Insel Capri sowie das liebliche Eiland Ischia.

In Gesellschaft von Götzloff und ein paar Schweizer Malern unternahmen wir die Besteigung des Vesuv. Beim Eremiten wurde übernachtet und der prachtvolle Sonnenuntergang von hier aus genossen bei einem frugalen Mahle von Brot, Zwiebeln und sauerem Wein, denn anderes gab es nicht; wir waren aber lustig dabei und sangen alle möglichen Studentenlieder, und der alte Kuttenmann freute sich und trällerte die Melodien mit.

Nach zwei Uhr morgens zogen wir, einige zu Fuß, andere zu Esel, bei Beleuchtung von brennenden Reisigbündeln durch die schwarzen Lavaspalten bis an den Beginn des Aschenkegels, zu dessen beschwerlichem Erklimmen wir drei Viertelstunden brauchten. Die Schuhsohlen waren ver-

kohlt, die Stöcke zog man nach einigen Sekunden rauchend aus der Asche; vor Sonnenaufgang waren wir oben. Im Krater dampfte es aus vielen Spalten; in dieselben hinabzusteigen war bei damaliger Beschaffenheit desselben unmöglich. Der Schwefeldampf und die Kälte trieben uns, als die Sonne den ganzen Meerbusen beleuchtete, schnell wieder hinab.

Nach Amalfi wurde eine Fahrt in der Barke gemacht. Das schöne Felsengestade, die alten malerischen Warttürme und mittelalterlichen Bauten auf Klippen und Vorsprüngen am Meere reizten mich, einige genaue Zeichnungen auszuführen.

In Eboli hatten wir auf einem Hügel vor dem Städtchen soeben unsere Schirme und Feldstühle aufgepflanzt, um noch am Abend die schöne Gebirgskette zu zeichnen, als ein altes Weib keifend und schimpfend eilig den Hügel heraufstieg, die Stühle und Schirme umwarf und drohend ausrief, sie werde es nimmer dulden, daß man hier Zauberei und Teufelskünste treibe; hier seien gute Christenmenschen, und wir sollten uns hinwenden, wo wir hergekommen wären usw. Es sammelte sich viel Volks unter diesem Geschrei, Weiber und Kinder, und letztere griffen nach Steinen. Glücklicherweise kamen auch einige Männer und ein geistlicher Herr, dem wir unser Vorhaben erklären und uns mit unseren Skizzenbüchern legitimieren konnten, worauf er sogleich den tobenden Haufen beschwichtigte. Mit lebhaftem Anteil betrachteten die Männer nun alles, was wir bisher gemacht hatten, und gaben uns freundlich Bericht über ein gutes Wirtshaus im Orte, von welchem aus wir anderen Tages Pästum aufsuchen wollten.

Von einem Kranze schöner Berge umgeben, im Westen mit freiem Ausblick auf das Meer, erheben sich die drei großen, noch erhaltenen Tempel von Pästum, deren größter dem Neptun geheiligt war. In diesem einsamen, von Busch,

Wald und Meer umschlossenen Terrain — es war nur von einer Hirtenfamilie mit ihrer Ziegenherde belebt — machten die hehren Zeugnisse griechischen Schönheitssinnes einen ergreifenden Eindruck. Ich hatte ein schattiges Plätzchen aufgesucht, denn die Sonne braunte heiß, und versuchte die Landschaft aufs Papier zu bringen, fühlte aber bald das Unzulängliche meines Bemühens und gab es auf. So hochpoetisch und großartig der Eindruck dieser Landschaft ist, so wird er doch stets in einer genauen, prospektartigen Wiedergabe nur eine höchst dürftige Vorstellung hervorbringen; alle Bilder, welche ich bisher davon sah, haben mir das bestätigt. Für solche Erscheinungen muß gewissermaßen ein idealer Standpunkt aufgesucht werden, der viele wirkliche in sich schließt, durch deren Zusammenschmelzung der Totaleindruck wieder hervorgebracht werden kann.

Ein hübscher Junge hatte sich auf einige große Quadersteine malerisch gelagert und betrachtete mich unverwandt mit seinen großen, schwarzen Augen, wie eine Erscheinung aus einer Welt, von der er keine Vorstellung hatte. Mit solchen ratenden, fremden und fragenden Augen sehen uns zuweilen edlere Haustiere an, und das hat für mich immer etwas recht Rührendes gehabt. Der Bursche, vierzehn- oder fünfzehnjährig, nur mit einem Lumpen um die Lenden und einem Lammfell über dem Rücken bekleidet, ohne Hemd, war ein so schönes, edelgeformtes Menschengewächs, wie wir es etwa in griechischen Bronzen bewundern würden, und die Farbe seines Körpers erinnerte auch an dieses Material.

Ich zeichnete ein wenig den Jungen und staunte den großen, zweitausendjährigen Neptunstempel an, welcher in der Schönheit seiner Verhältnisse und Feinheit der Gliederung mit dem fünfzehnjährigen Kalabreserhirten zu wetteifern schien; dieser die Blüte primitivster Natur, jener die einer hohen Kultur, und beide paßten doch vortrefflich

zusammen. Aber wären uns auch die alten Bewohner der verschwundenen Stadt in ihren Staats- und Werktagsklei- dern wieder erschienen, sie würden ja auch mit ihren Tempeln harmoniert haben; nur wir modernen Kultur- menschen tragen das Zeugnis eines barbarischen Geschmackes auf unserem Leibe herum, und ein alter Grieche müßte über unsere Schneidererscheinung laut auflachen, wie wir über eine Karikatur lachen.

Daß der Geist des Menschen die Steine reden lassen kann, das wurde mir hier zum ersten Male recht klar, in- dem ich die griechische Tempelform mit der eines Christen- domes verglich. Die Horizontallinie gibt den Tempeln den Ausdruck des sicheren, irdischen Genügens; denn die Säule ist hier nur Träger des Frieses, auf welchem das Dach ruht. In der Gotik wird der Stein lebendig, pflanzen- artig, die schlanke, emporstrebende Säule mit dem Spitz- bogen ist der Ausdruck des Erhebens über das Irdische und Endliche, des Suchens und sich Aufschwingens zum Ewigen. Diese Auffassung ist ja nun allbekannt; aber im Angesichte dieser herrlichen Bauwerke und in der Erinnerung an den Eindruck, welchen mir der Straßburger Münster gemacht hatte, war mir die Sache damals neu, wenigstens hatte ich nie einen so lebendigen Eindruck davon empfunden. Das Gleichnis ward hier Erlebnis.

Pästum war nun der äußerste Punkt meiner Wander- schaft; denn nach Sizilien zu gehen, hatte ich aufgegeben, weil die heiße Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt war, und mir auch ein Reisegefährte fehlte; diese Reise aber allein zu machen, fühlte ich durchaus keine Neigung. Wir kehrten also hier um und segelten von Salerno wieder nach Amalfi und Sorrent, wo wir ein paar wunderschöne Tage verlebten, und nachdem die Inseln Capri und Ischia besucht waren, traten wir von Neapel die Rückreise an.

Maydell, welcher ungern auf dem nämlichen Wege, den

wir gekommen waren, zurückkehren wollte, schlug uns eine andere, interessante, aber etwas beschwerliche Tour vor: über S. Germano und Sora durch die Gebirge nach Rom. Diese Gegenden waren damals für die Forestieri unbekanntes und unzugängliches Land; mich reizte indes die Neuheit des Weges durch die wilden Abruzzen gar sehr, und ich stimmte deshalb für Maydells Vorschlag. Jedoch gab es entgegenstehende Bedenken von Gewicht. Eine Fußwanderung in der Sonnenglut, jetzt in der zweiten Hälfte des Juni, schien eine fast allzugroße Strapaze. Vetturinis nach jenen Ortschaften gab es nicht, und für ein eigenes Gefährt reichte der Geldbeutel nicht aus; daher blieb in diesem Punkte keine Wahl. Ein größeres Bedenken aber erregten die schlimmen Berichte, welche fast täglich über die gefürchtete Bande des Brigantenchefs Gasparone, auch Fra Diavolo genannt, einliefen, die jetzt in jene Berge gedrängt die ärgsten Untaten verübte. Auch von Bekannten in Neapel wurden wir deshalb gewarnt, und so zogen Hoff, Schilbach und Harder vor, mit dem Vetturin, der in zwei Tagen über Terracina nach Rom fährt, zurückzureisen.

Maydell und ich, zur Fußwanderung durch die Abruzzen entschlossen, gaben den nach Rom heimkehrenden Freunden den größeren Teil unserer Barschaft mit und behielten nur so viel bei uns, als wir für etwa eine Woche zu brauchen gedachten, um auf diese Weise vor allzu großem Verlust sicher gestellt zu sein, für den Fall, daß wir von den Briganti ausgeraubt würden. Zwar konnte unsere Erscheinung, des waren wir sicher, ihnen keine Beutelust erwecken; auf hundert Schritt Entfernung mußten sie in uns die deutschen Maler erkennen, denn mit reisenden Engländern waren wir nicht zu verwechseln. Unsere Kleidung vom Strohhut bis zu den Schuhen herab war nach der sechswöchentlichen Irrfahrt in einem Zustande, wie er zu sein pflegt, wenn der Anzug in dieser Zeit nicht gewechselt werden kann.

So rückten wir denn aus und machten zunächst einen kleinen Abstecher nach Caserta, dem königlichen Lustschlosse mit schönem Park. Die Kunstwerke fesselten uns nicht; doch war es mir interessant, Arbeiten von Hackert hier in Menge zu sehen. Aus Goethe hatte ich doch eine gewisse Verehrung für diesen Namen mitgebracht, die aber hier sehr herabgestimmt wurde.

Die große Hitze auf der schattenlosen Straße machte das Wandern sehr beschwerlich, und bald bekam ich große Wasserblasen an den Fußsohlen, so daß ich herzlich froh war, als wir am Abend nach dieser via dolorosa S. Germano erreichten. Sehr erschöpft hatten wir uns eben auf unserem Zimmer ein wenig ausgestreckt, da trat ein älteres Weib in der malerischen, altertümlichen Tracht der Gebirgsfrauen ein, mit Kupfergefäß und Linnentüchern versehen, kniete vor mir nieder, wusch meine Füße in dem lauen Wasser, trocknete sie ebenso still ab, und vollzog dann dieselbe Fußwaschung bei Maydell. Es war das erstemal, daß uns diese alte Sitte vorkam. In dem abgelegenen Orte hatte sich der uralte Brauch erhalten können; wir begegneten nachmals in diesen von moderner Kultur noch gänzlich unberührten Gegenden ähnlichen patriarchalischen Zügen mehrmals.

Anderen Tages stiegen wir nach Monte Casino hinauf, dem im fünften Jahrhundert vom heiligen Benedikt gegründeten Kloster. In dem großen, schönen Saale der Bibliothek tut sich eine prächtige Aussicht in das wilde Gebirge auf. Der Bibliothekar, ein alter Herr mit schneeweißem Haar, feinem, geistvollem Gesicht und schwarzem Gewande, zeigte uns sehr freundlich die ältesten Pergamente aus der Goten- und Langobardenzeit, wunderliche Schriftzüge und roh gezeichnete Initialen, meist in Drachen, arabeskenartig verzogenen Schnörkeln und Blätterwerk bestehend.

Als wir denselben Tag noch nach Sora gingen, begegneten uns zahlreiche Gruppen von Landleuten, die zu irgendeinem Markte oder Feste wanderten. Neugierig wurden wir umringt und die altherkömmlichen Fragen: woher des Landes? wohin des Weges? an uns gerichtet. „Wir wollen nach Rom, und unsere Heimat ist weit von hier, noch weit über Venezia hinaus.“ Sie waren fast ungläubig, daß Christenmenschen über Venedig hinaus, das ihnen an Thule zu grenzen schien, wohnen sollten. „Dio mio,“ sagten die Weiber kopfschüttelnd, „so weit habt ihr guten Kinder, um nach Rom zu kommen. Nach der Ernte gehen wir auch dahin; es ist ja das anno santo,“ fügten sie hinzu; „wenn ihr an S. Peters Grabe betet, so gedenket auch unser. Gott sei mit euch, gute Kinder, glückliche Reise.“

Abends kamen wir nach Sora. Wir saßen eben bei unserem capretto arrosto und der Weinflasche mit vielen anderen einheimischen Gästen, welche die Stube füllten, als plötzlich ein junger Hirt ganz atemlos hereinstürzte und mit lautem Geschrei und erregtesten Gebärden verkündete, daß soeben Gasparone mit seiner Bande in ihren Meierhof eingebrochen sei und den Padrone Giuseppe und ein Mädchen nebst so und so viel Ziegen geraubt und in die Berge geschleppt habe. Alsbald sprang alles von den Sitzen, und es entstand ein Lärmen und Durcheinanderschreien, wie man es nur von den leidenschaftlichen Italienern hören kann. Ein großer Teil der Gäste begleitete den Hirten zum Governatore, um Anzeige zu machen, während wir sehr ermüdet unser Lager suchten.

Maydell machte freilich ein etwas bedenkliches Gesicht zu der soeben erlebten Szene; wir wußten nun, daß wir der Höhle des Löwen nahe waren und morgen seinen Distrikt zu durchwandern hatten; denn wenn wir den Hauptzweck unserer Reise, den Besuch des Lago di Fucino am Monte Velino,

nicht aufgeben wollten, mußten wir den Schlupfwinkel der Briganti, eine lange, öde Bergschlucht, vorher passieren. Ich fühlte mich indes glücklich, daß ich einstweilen meine ganz wunden Füße auf das Bett ausstrecken konnte, und fürchtete für den anderen Tag mehr die sicher sich einstellenden Schmerzen der Füße, als den Fra Diavolo und seine Gesellen, dessen Erscheinen ungewiß war.

Nachdem wir am folgenden Morgen noch einiges in unsere Skizzenbücher gebracht hatten, schlugen wir den Pfad ein, welcher uns bis zum Abend nach Avezzano bringen sollte. Das enge Tal, von hohen Bergen eingeschlossen, felsig, mit struppigem Gebüsch bewachsen und von dem steinigen Bett eines ausgetrockneten Baches durchzogen, war sehr beschwerlich und langweilig zu durchwandern, zumal mir jeder Schritt, den ich machte, solche Schmerzen verursachte, daß ich die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht laut zu seufzen; dazu lag die Sonne mit glühender Hitze über der Bergschlucht, und kein Lüftchen rührte sich.

Gegen Mittag gelangten wir an eine Mühle, welche schweigend in dem Gestein lag, denn es war kein Tropfen Wasser im Bache, und ermattet und verdurstet traten wir ins Haus. Maydell öffnete eine Türe und fuhr stutzend zurück; ich sah in ein rauchiges, von einem kleinen Fensterchen schwach erleuchtetes Gemach und gewahrte fünf bewaffnete Kerls in dem bekannten Kostüm der Briganti am Boden liegend. Bei unserem Anblick fuhren sie überrascht auf und griffen nach ihren Pistolen und Dolchen, die sie im Gürtel trugen, während die schwerfälligen Büchsen in ihren Armen ruhten. Die beiderseitige Überraschung dauerte indes nur ein paar Sekunden. Der Müller, welcher am Herde stand, rief uns zu, ohne Furcht einzutreten, es seien brave Leute. In der Tat war es ein Posten der Landmiliz oder Sbirren, die, zur Verfolgung oder Beobachtung der Räuber aufgeboten, sich hier gelagert hatten.

Während wir uns nun an dem saueren Wein, an Brot und Käse zu stärken versuchten, erzählten die Leute von ihren Abenteuern und kleinen Scharmützeln mit den Briganti. Eigentlich konnten sie in diesem Terrain nichts anderes tun, als den Talweg ein wenig beobachten, und mußten froh sein, wenn die Räuber sie unbehelligt ließen. Wir trafen auf dem weiteren Wege kein Haus und keinen Menschen mehr an; nur gegen Abend, als es schattiger im Tale wurde, sahen wir ein kleines Mädchen bei ihren Negri. Endlich gelangten wir über eine Höhe in eine schöne, offene Gegend, und als wir einen weiteren kahlen Hügel erstiegen hatten, lag der große See, von den herrlichsten Gebirgen umgeben, vor uns. Eine Ortschaft, Avezzano, war in der Entfernung einer kleinen Stunde sichtbar, das Ziel unserer heutigen Wanderung. Ermüdet lagerten wir uns hier auf dem Rasen, genossen die wohltuende Kühle des Abends nach dem heißen Tage, erfreuten uns an der schönen Landschaft und warfen endlich auch einen Blick nach der dunklen Talöffnung, deren Mühen und Gefahren wir nun glücklich entronnen waren. Nirgends, so weit das Auge reichte, sahen wir einen Menschen; aber zu unserer Verwunderung erschien jetzt ein langer Zug Reiter, der aus jenem Tale langsam herankam. Der Anführer des Zuges hielt bei uns, fragte nach unserem Woher und Wohin, betrachtete genau die Päſſe und wünschte dann höflichst „buon viaggio!“

Uns aber ging ein Licht auf, wie es gekommen war, daß wir unangefochten unseren Tagemarsch hatten vollbringen können. Die Karabinieri, welche hinter uns hergezogen waren, ohne daß wir darum wußten, hatten die Stelle unserer Schutzgeister vertreten. Die Briganti, sicherlich von dieser Rekognoszierung unterrichtet, waren indessen ruhig auf ihren Felsenhöhen geblieben und hatten uns und den Reitern ebenfalls „buon viaggio“ zugerufen.

Als wir nach Avezzano kamen, standen die Leute in Gruppen auf dem Platze umher, plaudernd und rauchend, um nach des Tages Last und Mühen in der Kühlung sich zu erholen. Die beiden Wanderer waren sogleich ein Gegenstand, der ihre Neugier erregte, und da wir uns nach einer Locanda erkundigten, wurden wir bald von ihnen umringt. Guter Rat war indes teuer, denn es gab im ganzen Orte kein solches Institut. Die Kaffeeschenke, ein kleines Lädchen in der Nähe, war die einzige öffentliche Wirtschaft, konnte aber keine Fremden beherbergen. Indem wir nun so berieten, — wir hatten schon nach dem Ortspfarrer oder nach einem Kloster gefragt — kam ein Herr aus einem hübschen Hause über den Markt auf uns zu; sobald er unser Anliegen erfahren hatte, wandte er sich zu uns und bat, in sein Haus einzutreten, es würde ihm und den Seinigen ein Vergnügen sein, wenn wir bei ihm vorlieb nehmen wollten. Die gutmütigen Leute freuten sich, daß ihr, wie es schien, in hoher Achtung stehender Don Baldasare Hilfe geschafft hatte, und wir folgten ihm in sein Haus.

Auch hier berührte uns die einfache, herzliche und patriarchalische Sitte wohltuend. Wir wurden in die geräumige Küche geführt, wo die ganze Familie, die alte Mutter, die freundliche Frau und ihre erwachsenen Töchter sich um den niedrigen Herd versammelt hatten und uns gastfreundlich willkommen hießen. Bald drehte sich der Braten am Spieße über der lodernden Flamme, und ein stattliches Abendessen wurde bereitet, während Maydell mit Don Baldasare sich in den lebhaftesten Gesprächen erging und namentlich über Zustände, Sitten und Gebräuche seiner nordischen Heimat viel erzählen mußte. Eine alte Wirtschafterin führte jetzt die jüngeren Kinder herein, zwei hübsche Knaben und ein kleines Mädchen, welche zu Bett gebracht werden sollten. Nachdem die Mutter sie geküßt,

kniete eins nach dem andern vor dem Vater nieder, der ihnen mit einem Segensspruche die Hände aufs Haupt legte und sie mit Kuß und einem „felice notte“ entließ. Die einfache Herzlichkeit, fromme Sitte und angeborene Anmut des Benehmens in diesem Hause machten einen um so lebhafteren Eindruck auf mich, als ich im letzten Winter die Odyssee gelesen hatte, deren Schilderungen mir auf unserer Wanderung vielfach durch eigene Erlebnisse auf das anschaulichste in Erinnerung gebracht wurden. — „Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!“

Überaus ermüdet nach dem heutigen langen, heißen und für mich äußerst schmerzhaften Marsche, auf dem wir fast nichts zum Essen gefunden hatten, mußten wir doch bis gegen Mitternacht aushalten, ehe der Hunger gestillt werden konnte. Nur Maydell schien immer von Stahl und Eisen und hatte eine ganz unverwüstliche Ausdauer bei allen Strapazen; doch waren wir beide herzlich froh, als wir die müden Glieder auf das gastliche Lager ausstrecken konnten.

Am anderen Morgen, nachdem wir noch vom Balkon herab eine Prozession hatten ansehen müssen, verabschiedeten wir uns von der lieben, gastfreien Familie und lenkten unsere Schritte wieder den Bergen zu.

Auf den Höhen derselben erschien recht malerisch das in der deutschen Geschichte so bedeutsame Tagliacozzo, das mit seinem alten, spitzen Kirchturm wie ein Alpendörfchen in den Hügeln gebettet vor uns lag. Hinter ihm erhob sich mächtig der Monte Velino, dessen schneeige Spitzen an diesem Morgen mit Wolken umzogen waren, und ein prächtiger Blick öffnete sich von dieser Höhe über den See und die fernen Abruzzen. Wir gedachten der Schlacht und Gefangenschaft des letzten Hohenstaufen, dessen Hinrichtungsplatz an der kleinen Kirche del Carmine wir noch vor kurzem in Neapel aufgesucht hatten.

Höher hinauf erreichten wir ein etwas verrufenes Gebirgsplateau, ganz einsame Heide, mit zerstreuten Felsbrocken und Dorngestrüpp bedeckt. Wir kamen nach Mittag nach dem armseligen Cervara, welches wie ein Schwalbennest an den hier schroff abstürzenden Gebirgswänden hängt, die in das grüne Tal des Anio sich absenken. Wir fanden nur zwei alte, braune Weiber im ganzen Orte; denn alle anderen Bewohner waren mit den Ziegenherden in den Bergen, vielleicht auch bei Gasparone oder hatten sich zu Ernte verdungen, und so mußte unser hungriger Magen sich mit einem Krüglein lauen und saueren Weines und einem Stück harten Käse abspeisen lassen, die einzige Erquickung seit dem Morgen.

Nach längerer Rast stiegen wir in das Tal hinab, wo wir auf die Landstraße gelangten, die von Tivoli nach Subiaco führt. Hier, in unserer schon bekannten Osteria, pflegten wir des Leibes aufs beste und blieben die Nacht. Nachdem wir am anderen Morgen noch das alte Kloster San Benedetto besucht, wandten wir uns westlich in die grünen Waldwege, welche so reizend malerisch bergauf, bergab nach Civitella führen. Ein armes, kleines Kloster, von wenigen Kapuzinern bewohnt, liegt in stillster Waldeinsamkeit; es ist San Francesco.

Eine Viertelstunde weiter steigt nun in phantastisch schönen Umrissen die mächtige Felsrippe empor, an deren ganz kahlen Abhängen der steile Weg in einer halben Stunde nach Civitella führt. Es liegt auf der höchsten Spitze dieser ganz isolierten Felsenmasse, welche alle ihre Nachbarberge überragt. Auf der entgegengesetzten Seite senken sich die Felsklüfte noch über eine Stunde weit bis Olevano hinab. Wie ein Adlernest hängt dies arme Dorf oder Städtlein Civitella da oben und beherrscht die ganze Gegend ringsumher.

Den Steinweg in der Mittagshitze hinauf zu steigen,

kostete manchen Schweißtropfen, denn der Pfad ist nackter, harter Fels, und die gänzlich baum- und strauchlosen Wände des hellen Kalksteines strömten eine Hitze zurück, wie ein Glutofen. Wir waren deshalb froh, als wir den alten Torbogen des Städtleins erreicht hatten, und traten sogleich in die schattige Tür des ersten Hauses, welches, wie wir nachher sahen, das beste und vornehmste im Orte war.

Ein hübsches, robustes Weib, das uns entgegen kam, fragten wir nach einer Osteria, aber es gab keine hier oben; sie erbot sich indessen freundlich, etwas Speise und Trank herbeizuschaffen, und bat uns einzutreten. Ein geräumiges Zimmer und ein paar große, alte Landkarten an der Wand verrieten etwas mehr Kultur, als wir hier oben erwartet hatten. Der Besitzer des Hauses, Don Vincenzo, ein Mann in mittleren Jahren, mit schlaffen Gesichtszügen, saß in einem großen Lehnstuhle und war damit beschäftigt, die Daumen umeinander kreisen zu lassen. Bei unserem Eintritt unterbrach er diese Beschäftigung und hieß uns willkommen. Bald kam auch der ältere Bruder Carlo, mit seinem Töchterchen herbei; er war erblindet, aber dabei lebhaften Geistes.

Da wir heute nur bis Olevano wollten, so blieben wir, die größte Hitze vorüberlassend, bis spät nachmittags in den kühlen Räumen bei Speise und Trank in lebhafter Unterhaltung mit den beiden Brüdern. Das Gespräch kam bald auf die Casa Baldi unten in Olevano, wo in der Sommerszeit schon seit mehreren Jahren die pittori tedeschi zu wohnen pflegten, wobei die Baldis ein gut Stück Geld verdienten. Unsere Anfrage, ob man vielleicht auch hier oben im Hause für einige Tage ein Unterkommen finden könne, ergriff der spekulative Don Vincenzo sogleich als eine gute Gelegenheit, seine Finanzen zu verbessern, und bot uns einige unbenutzte Zimmer im oberen Stock an. Wir besprachen diese Angelegenheit näher und nahmen vor-

läufig für den nächsten Monat die Zimmer in Miete. Hier in diesem fast unzugänglichen, ganz originellen Nest eine Zeitlang bleiben, ganz ungestört miteinander zu leben und zu arbeiten, war uns ein reizender Gedanke, und nachdem wir über die Kost und die Kosten einig geworden waren, versprachen wir in acht bis vierzehn Tagen von Rom aus wieder hierher zu kommen, verabschiedeten uns und zogen fröhlich über diese Abmachung unseren Weg zum Tore hinaus.

Aus der Torpforte getreten, öffnet sich uns ein Ausblick von dieser Felsensteile, der das Herz des Malers aufjauchzen machte. Am fernsten Horizont schimmert ein duftig blauer Streifen des Meeres zwischen den Albaner- und Volskerbergen hervor, und der ganze Weg bis Olevano hinunter bot ein schönes Landschaftsbild um das andere. Außer in Olevano hatten wir noch ein Nachtlager zu machen und trafen, wie es verabredet war, am Morgen des 24. Juni zum Blumenfest in Genzano ein.

Das Städtchen war schon in lebhafter Bewegung, und in den Gassen und Osterien zeigten sich die verschiedenartigsten und schönsten Trachten. Die Leute aus den benachbarten Orten, aus Albano, Velletri, Ariccia und Nemi, von den Meeresküsten, Nettuno, Porto d'Anzo, die Römer und Forestieri hatten sich zu dem freundlichen und heiteren Kirchenfeste eingefunden oder kamen noch in ganzen Zügen von der Ulmenallee herbei. Von eben daher kommend erblickten wir auf einmal Rothe mit seiner jungen Frau nebst anderen römischen Freunden und Bekannten, darunter auch Thomas, Oehme und Aubel aus Kassel. Als sie uns gewahr wurden, gab es großen Jubel, denn die Landsleute in Rom waren nicht ohne Sorge um uns gewesen, als sie vernahmen, daß wir beide allein unseren Weg durch die Abruzzen genommen hatten, von wo fast täglich die erschreckendsten Gerüchte von Beraubungen und Grausamkeiten Gasparones einliefen.

Es war mir bald aufgefallen, daß die Freunde bei unserem Begegnen mich mit Überraschung und Besorgnis betrachtet hatten und Rothe sich mit besonderer Teilnahme erkundigte, ob ich mich auf der Reise immer wohl gefühlt habe. Mir wurde die Ursache klar, sobald ich in der Trattoria mein Gesicht in einem Spiegel erblickte, ein Möbel, welches mir auf der Fußreise nicht unter die Augen gekommen war; ich sah bleich wie Wachs aus, und so angegriffen und krankhaft, daß ich selbst zurückschreckte. Doch der Eindruck ging bald vorüber; das Bewußtsein, nun wieder unter den lieben Freunden und Genossen zu sein, erregte ein so heimatliches Gefühl von Sicherheit und Behagen, daß anderes nicht aufkommen konnte.

Das liebliche Volks- und Kirchenfest nahm die Aufmerksamkeit bald wieder in Anspruch durch die heiteren, belebten Volksgruppen, die mit Blumen und Teppichen geschmückten Häuser und endlich durch das eigentümliche Prachtstück des Festes, die mit dem herrlichsten Blumenteppich geschmückte Straße. Dieselbe steigt stark auf, und der ganze mittlere Weg ist mit Arabesken, Wappen und Emblemen aller Art überdeckt, welche durch die prächtigsten Farben großer Blumenmassen mosaikartig hergestellt sind.

Nachdem die Prozession unter den üblichen Böllerschüssen und Glockengeläute über alle die schönen Blumenbilder hingezogen war und sie teilweise in Unordnung gebracht hatte, und wir die reizende Umgebung Genzanos, den Nemisee und die weite Aussicht nach dem Meere und dem Monte Circello genossen hatten, fuhren wir insgesamt nach Rom zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Civitella.

Wie der Fischer, nachdem er einen Zug getan, am Lande sein Netz durchsucht und die großen Fische von den kleinen sondert, so sieht der Landschafter nach einer Wanderung seine Bücher und Mappen durch und sortiert das Wertlose von dem Besseren. Ich fand, daß ich mit wenig Ausnahmen nur ganz Flüchtiges mitgebracht hatte, was kaum für mehr als eine leise Erinnerung gelten konnte. Überraschen durfte mich das zwar bei der Kürze der Zeit nicht besonders; aber es fiel mir auf, daß der Zauber jenes irdischen Paradieses keinen tieferen Eindruck auf mich gemacht hatte. Der Grund dieser Erscheinung war wohl in dem Beginn einer Krankheit zu suchen, die, obwohl von mir bisher wenig beachtet, doch meine Stimmung drückte, den Reiz der äußeren Eindrücke abstumpfte und mich so unempfänglich für die mich umgebenden Schönheiten gemacht hatte. Schon den Winter über war ich von Brustschmerzen und einem anhaltenden Husten geplagt worden, und mein Aussehen wurde immer krankhafter; dennoch wagte ich nicht, einen der römischen Ärzte zu fragen, weil sie bei uns Deutschen kein besonderes Vertrauen genossen. Ich ließ die Sache gehen und hoffte, der ruhige Aufenthalt in Civitella werde alles wieder in Ordnung bringen.

Es mochte wohl Ende Juli sein, als ich mich mit Maydell nach dem hochgelegenen Bergstädtchen aufmachte, um dort im Hause unseres behaglichen Don Vincenzo und in der völligen Abgeschiedenheit einer wilden Natur Studien zu sammeln. Wir hatten nicht zu fürchten, durch Besuche Bekannter oder Fremder gestört zu werden. Die deutschen Maler, die einzigen Fremden, die damals in diese Gegend kamen, stiegen selten bis in das Städtchen hinauf,

weil sie schon unterhalb desselben die prachtvollste Aussicht in die Gebirge haben konnten und wohl wußten, daß es droben im Orte weder Sehenswürdigkeiten noch leibliche Erquickung nach dem beschwerlichen Steigen gab; denn Civitella besaß keine Osteria und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein Wirt keine Gäste bekommen haben würde, und dies wieder aus dem Grunde, weil die Eingeborenen keine Bajocchi ausgeben konnten. Wir beide waren die ersten Fremden, welche für längere Zeit ihren Wohnsitz hier aufschlugen, und wurden durch unsere Einquartierung bei Don Vincenzo die Entdecker und Begründer eines Fremden-Asyls, welches später von Künstlern und Reisenden vielfach benutzt wurde.

Der kleine Ort mit seinem Kirchlein bedeckt einen schmalen Felsenrücken, der nach Norden senkrecht abfällt und südwärts nach Olevano zu sich bald mehr bald weniger steil herniedersenkt, bis sich das öde Kalkgestein in die grünen Waldgründe verliert.

Die Armut der Bewohner schaut aus jeder Haustür, aus jeder leeren Fensteröffnung heraus. Arm, sehr arm waren die Leute, aber nicht verkommen; ihre Bedürfnisse waren gering, und sie wußten sich nach der Decke zu strecken; dabei zeigten sie sich gutmütig und überaus heiter. Gleich bei unserem Eintritt ins Städtchen, als wir von Olevano heraufkamen, wurden wir Zeugen einer mit viel Humor und wenig Kosten ins Werk gesetzten Volksbelustigung. In der Straße, die aufsteigend sich nach dem oberen Tore hinzieht, und deren Grund und Boden der nackte, unebene, zum Teil mit Stufen und Absätzen versehene Fels bildet, auf welchem das ganze Nest gebaut ist, hatten sich fünf oder sechs Burschen aufgestellt. Jedem derselben war ein leerer Weinbottich über den Kopf gestülpt, der bis zur Mitte des Leibes reichte, und es galt nun, in dieser Verkappung einen Wettlauf die holperige Felsenstraße bergauf

anzustellen, wobei es an komischen Szenen nicht fehlte. Eilfertig und vorsichtig zugleich suchten sie einander den Rang abzulaufen und Hindernissen auszuweichen. Großes Unglück konnte hierbei nicht geschehen; denn purzelte manchmal auch einer der Wettläufer zu Boden, so kollerte er in seiner schützenden Holzhülle höchstens ein Stück bergab, bis es ihm gelang, wieder auf die Beine zu kommen. Lustig zu sehen und zu hören war es, als einer der Burschen in eine offene Haustüre geriet und hier, unter Fässern und Kisten herumpolternd, den Ausgang suchte. Die Schlußszene des Spieles bestand darin, daß der zuerst auf dem Markte oben Anlangende als Sieger ausgerufen und mit einem bunten Tuche und einigen mezzi Wein regaliert wurde. Die zuschauende Bevölkerung lachte aus allen Türen und Fenstern heraus.

Das Haus unseres Don Vincenzo war unmittelbar am nördlichen Tore an dem steilen Felsenhange gelegen und das beste und ansehnlichste im Orte, selbst die Kirche nicht ausgenommen. Don Vincenzo war aber auch der vornehmste Mann, der Governatore von Civitella. Wir trafen ihn so, wie wir ihn ehemals verlassen hatten, phlegmatisch im Lehnstuhl sitzend, die Dose und das blaue Schnupftuch in der Hand, die Daumen umeinander kreisend und mit Behagen die fliegenden Wolken durchs und die Fliegen am Fenster betrachtend. Er bezeigte sich hocherfreut über unsere Ankunft und ließ uns sogleich durch seine Haushälterin, Signora Veronica, unsere Gemächer anweisen. Sie waren hoch und geräumig, und das meinige trug Spuren eines ehemaligen, jetzt etwas verblichenen Luxus. Tapeten von gelbem Seidendamast, mit Goldleisten eingefaßt und hie und da etwas zerschlitzt, bedeckten die Wände. Sofa und Stühle mit demselben Stoff überzogen, und wie die übrigen Möbel im Rokoko-Geschmack, nahmen sich recht stattlich behäbig aus. Diese Räume schienen seit vielen Jahren unbewohnt gewesen zu sein.

Unvergleichlich war die Aussicht von meinem Fenster. Das ganze großartige Gebirge übersah man bis in weite Fernen. Der kahle Felsrücken, an welchem vom Tore aus der Weg steil hinabführt, die dunkelgrünen Kastanien- und Eichenwälder in der Tiefe, die schmalen Pfade, welche sich wie lichte Fäden über die Hügel hinzogen, hier in Baumgruppen verschwindend, dort an der nächsten Berglehne wieder zum Vorschein kommend, alles das bot zumal am Abend, wenn die Schatten über der Tiefe lagen und die Berge im roten Goldton leuchteten, einen zauberhaften Anblick.

Beim Untersuchen meines Zimmers entdeckte ich eine Tapetentüre, die über einen dunklen Gang in das Betstübchen einer kleinen Kapelle führte, in die man hinabsah. Gar wunderlich heimelte es mich an, in diesem kleinen Gemach einen Kupferstich an der Wand zu finden, den ich daheim so oft in Papas Mappen betrachtet hatte. Der heilige Einsiedler Medardus, von Sadeler gestochen.

Maydell nahm von dem zweiten, dem Eckzimmer, Beschlag und stellte darin sogleich seine Staffelei und Malgerät auf; da er nicht, wie ich, landschaftliche Studien sammeln, sondern eine Komposition hier machen wollte, hatte er allen dazu nötigen Apparat mitgebracht.

Im Erdgeschoß walteten Don il governatore, sein Bruder Carlo, die behagliche Haushälterin Donna Veronica und ein zehnjähriges, stilles, vereinsamtes Töchterchen; sie trugen fränkische Kleidung, während die Ortsbewohner in Landestracht gingen. Die beiden Brüder waren die letzten männlichen Sprossen einer herabgekommenen Patrizierfamilie. Ein Vorfahr, der es bis zur Kardinalswürde gebracht, hatte das Haus erbauen und die oberen Zimmer für sich herrichten lassen. Es bildete nebst einigen im Tal gelegenen kleinen Öl- und Weinpflanzungen den letzten Rest des Familienreichtums.

Unsere Mahlzeiten genossen wir am Tische unseres Wirtes. Mittags bestanden sie gewöhnlich aus Ziegen- oder Lammfleisch, gebraten oder gekocht, Schinken mit süßen Feigen, Trauben und Oliven, oder etwas von Eiern. War der Tisch frugal, so war es die Zeche nicht minder, denn sie betrug nicht mehr als drei Paoli für den Kopf. Don Vincenzo führte in seinem altväterischen Lehnstuhl den Vorsitz beim Mahle, unterhielt uns als liebenswürdiger Wirt und cavaliere nach besten Kräften und ließ dabei gern die Rudera seiner Kenntnisse leuchten, die er von dem Gymnasium in Subiaco mitgebracht hatte; über seinem Lehnstuhl hingen vier vergilbte Landkarten aus dem vorigen Jahrhundert, die vier Erdteile vorstellend. Als ihm Maydell einst erzählte, es gäbe deren jetzt fünf, geriet er in große Aufregung. Anfänglich hielt er es für Scherz; schließlich aber schlug er Maydell mit dem siegreichen Argument aus dem Felde, daß auf seinen vier Karten ja nirgends Platz für einen fünften Erdteil sei, folglich auch keiner existieren könne.

Don Vincenzos Phlegma war eine notorische und stadtkundige Eigenschaft. Als wir eines Abends durch die Straßen gingen und die ganze Bevölkerung auf den Beinen fanden, weil dem Kirchweihfeste zu Ehren illuminiert und ein Feuerwerk abgebrannt werden sollte, hörten wir im Vorübergehen zwei Männer lachend eine Wette um eine Flasche Wein eingehen. Der eine behauptete, heute, am Hauptfeste des Städtchens, werde selbst Don Vincenzo an der Haustüre erscheinen, um das ganz in der Nähe stattfindende Feuerwerk mit anzusehen; der andere aber wettete, der bleibe sicher auf seinem Stuhle sitzen und rühre sich auch heute nicht vom Flecke. Dank der Unbeweglichkeit unseres Wirtes gewann letzterer seine Wette.

Von der Armut der Ortsbewohner habe ich schon gesprochen; es war schwer zu begreifen, wovon die Leute

eigentlich lebten; unten im Tale lagen ihre kleinen Öl-, Mais- und Rebenpflanzungen, die sie mühsam bebauten. Nur ihre glatten, schwarzen Schweinchen führten ein üppiges Leben in den Kastanien- und Eichenwaldungen, wohin die armen Hirtenmädchen ihre Negri führten und mit ihnen dieselbe Kost genossen, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie sich ein Feuer im Walde machten, worin sie die Kastanien vorher rösteten. Die Jungen hüteten die Ziegen, vertrieben sich den Hunger mit Dudelsackblasen und ließen sich von der Sonne braten, während ihre malerischen Herden in den Steinklippen auf der südlichen Seite nach Olevano zu herumkletterten und in dem Gestrüpp ihr mageres Futter suchten.

Nachdem wir mit unseren Einrichtungen in Ordnung waren, ging Maydell an Untermalung eines Bildes, „Christus erscheint der Magdalena im Garten". Mit inniger Lust und kindlicher Freude saß er immer bei seiner Arbeit, es war eine Schaffenslust in ihm, in die sich nicht das geringste von Eitelkeit mischte; die produktive Energie seines Wesens blieb sich immer gleich und war von keiner Stimmung abhängig. Ich fühlte bei meiner größeren Erregbarkeit ein wohltuendes Gegengewicht in Maydells geistiger Gesundheit und vielseitigen Bildung; er hingegen schätzte in mir ein bildsames, aufnahmebegieriges Element.

Täglich stieg ich mit meiner Mappe den steilen Felsenweg hinunter und zeichnete in den Tälern und Schluchten bei dem stillen Klösterchen San Francesco, oder in den Waldwegen nach Rocca Santo Stefano, und saß tagsüber in tiefer Einsamkeit bei der Arbeit. Kehrte ich gegen Abend heim, so machten wir miteinander den einzig möglichen Spaziergang zum südlichen Tore hinaus, wo der Felsrücken eine kleine Fläche bildet, von der sich die prachtvollste Aussicht auf das Gebirge bis zum fernen Meere hin auftut. Hier, vor dem kleinen Muttergottsbilde in einer Blende,

verrichteten die von der Arbeit in ihren Vignen heimkehrenden Landleute ihr Abendgebet, und bunte Gruppen von Männern, Weibern, großen und kleinen Kindern mit ihren Ziegen und Schweinchen gaben prächtige Bildermotive für uns Maler.

Nicht weit von diesem Plateau, auf einem Unterbau von Zyklopenmauern, stand ein einfaches Begräbniskapellchen mit dem Ausblick auf die wilden, zerklüfteten Schluchten des Monte Serone; ein steiler Felspfad führt an den antiken Mauerblöcken hinab zu einer Quelle, deren spärlich fließendes Wasser die ganze Ortschaft versorgen mußte. Allabendlich sah man da Weiber und Mädchen, die gefüllte kupferne Conca auf dem Kopf, in der bekannten graziös-edlen Haltung aus der schattigen Tiefe heraufsteigen. Bei dieser Kapelle verweilten wir am liebsten gegen Sonnenuntergang, und wenn die reizenden Fernen der Volskerberge und der Meeresküste im wunderbarsten Glanz und Abendschimmer vor uns lagen, kamen uns jene Verse Dantes ins Gedächtnis:

„Der Tag ging unter, und des Äthers Bräune
Rief die Geschöpfe, die da sind auf Erden,
Von ihrer Mühsal“ usw. Inferno 2. Gesang.

In späteren Jahren tauchte diese Stimmung in meiner Erinnerung auf, und ich suchte sie in einem Ölbilde „Abend bei Civitella“ und später in einer getuschten, nachmals photographierten Zeichnung wiederzugeben.

Hatten wir unseren Abendimbiß, gewöhnlich eine Frittata mit Latukasalat, am Tische unseres Konversazione liebenden Don Vincenzo verzehrt, so zogen wir uns in unsere oberen Regionen zurück, wo dann Maydell aus einem dicken Quartanten, den er aus der Kapitolsbibliothek mitgebracht hatte, „Walchs Ausgabe der Werke Luthers“, mit kräftig schallender Stimme vorlas, bis die Müdigkeit Buch und Augen schloß. Besonders erbaute uns die Auslegung des Magnifikat.

In diesem Tageslauf lebten wir bei stiller, emsiger Tätigkeit bis gegen Ende August; um diese Zeit hatte Maydell einige Besorgungen bei dem preußischen Gesandten Bunsen zu machen und mußte deshalb auf einige Tage nach Rom zurück; um ihn nicht allein wandern zu lassen, schloß ich mich der Fußtour an.

Die Sonne ging eben auf, als wir aus dem Stadttore traten, und das ganze, wilde Gebirge lag vor den ersten Morgenstrahlen vergoldet vor uns. Ein beschwerlicher Weg über Berge und Schluchten bis Cantalupo, eine kahle Felsschlucht, in welche die Sonne wie in einem Backofen brannte, erschöpfte unsere Kräfte; die hier einsam gelegene Osteria mit ihrem lauen saueren Wein war nicht geeignet, uns zu erfrischen. Mittag war längst vorüber, als wir halb verhungert und verschmachtet nach Tivoli kamen. In der bekannten Sibylle bei dem Gebrause des Anio, der hier in die Neptunsgrotte stürzt, warteten wir, die größte Hitze vorüberlassend, bis gegen vier Uhr und erquickten uns mit Speise und Trank. Ich war ganz erschöpft, und die sechs Stunden Entfernung bis Rom erregten in mir ein heimliches Bedenken und Grauen. Dessenungeachtet machte ich mich mit Maydell auf den langen Weg durch die öde Campagna, merkte aber, daß es mit meinen Kräften zu Ende ging. Freund Maydell, dem sie nie ausgingen, suchte mich mit den interessantesten Gesprächen und Geschichten auf den Beinen zu erhalten.

Die Nacht war eingebrochen und ich hörte und sah nichts mehr und erwartete jeden Augenblick in den Graben zu sinken, was mir als eine Wohltat erschienen wäre, denn am Wege liegen zu bleiben und zu sterben, war mir eher ein befriedigender als schrecklicher Gedanke. Zuletzt bugsierte mich Maydell bis zum Tor von San Sebastiano, das eben geschlossen werden sollte. Wie ich durch die langen öden Straßen Roms gekommen bin und mein Zimmer erreicht

gabe, davon hatte ich kein Bewußtsein. Bekleidet, bestiefelt, bestaubt und halb ohnmächtig fiel ich auf mein Bett, wo mich Maydell nach einer halben Stunde aufsuchte.

Sehr klug war diese Expedition bei meiner schon damals angegriffenen Gesundheit nicht zu nennen; die üblen Folgen kamen auch bald als hinkende Boten hinterdrein.

Die Geschäfte waren nach einigen Tagen abgemacht. Sonntags hatte Freund Rothe uns mit einer trefflichen Predigt erbaut und ein gemeinsamer Mittagstisch bei Bunsen uns mit alten Freunden vereinigt, worunter ich dem alten, mir lieb gewordenen Hauslehrer Simon wieder begegnete, einem ehemaligen Israeliten und einer Nathanaelseele ohne Falsch.

Nach unserer Rückkehr nach Civitella, die diesmal zur Hälfte im Wagen gemacht wurde, nahmen meine Brustschmerzen zu, wahrscheinlich infolge der letzten Strapazen, und meine Stimmung wurde infolgedessen sehr gedrückt. Eine Melancholie, die durch die Einsamkeit meines Arbeitens noch gesteigert wurde, erzeugte ein trübes Bild nach dem anderen. Die Erinnerung an den jetzt an der Cestiuspyramide ruhenden Reinhold, welcher das Jahr zuvor in der Serpentara mit mir gezeichnet und über dieselben Leiden geklagt hatte, die mich jetzt belästigten, machte es mir fast zur Gewißheit, daß die Parze auch an meinem Lebensfaden bereits die Schere angesetzt habe.

Eines Abends auf dem Spaziergange wagte ich zum ersten Male gegen Maydell meine Befürchtungen auszusprechen, in der stillen Hoffnung, daß er sie widerlegen werde; allein statt dessen äußerte er nur, ruhig vor sich hinsehend, der Christ müsse ja zu jeder Stunde bereit sein, dem Rufe seines Herrn zu folgen, und die Erde zu verlassen, sobald es Gottes Wille sei, ich schwieg, war aber um so niedergeschlagener, als ich daraus ersah, daß er und andere Freunde ähnliche Befürchtungen wie ich hegten.

Bei dieser trüben Stimmung und großen Erschöpfung blieb ich jetzt mehr allein auf meinem Zimmer und malte ein kleines Ölbild von Civitella „Der heimkehrende Harfner". In derselben Zeit malte Maydell sein und mein Bildnis in kleinem Maßstabe, aber beide von frappanter Ähnlichkeit; das meine behielt er für sich und schenkte mir das seinige, welches noch als ein teures Andenken an den verstorbenen Freund in meinem Besitze ist.

Dicht vor dem Tore senkten sich die schroffen Felsen des Sasso di Corvi in das waldige Tal hinab. In diesen sterilen Kalkklippen, auf denen nur Ziegen herumkletterten, hatte ich ein Geklüfte, das einem Kämmerchen glich, aufgefunden, nach welchem ich in den Abendstunden hinüberstieg und, dicht von Felsen eingeschlossen, in die wunderbar gewaltigen Gebirgsmassen hinausschaute. Von den prächtigen, im roten Abendlichte glühenden Mammellen bis zu den Kalkwänden von Subiaco lag das ganze Sabinergebirge im weiten Umkreis vor den entzückten Blicken. Dunkle Abendschatten übergossen die tieferen Berg- und Hügelketten und den waldigen Abgrund zu meinen Füßen. Hie und da, auf Felsenzinnen, erglänzten die Häuser kleiner Ortschaften im letzten Sonnenstrahl, und Falken kreisten über den tiefgrünen Kastanienwäldern am Fuße des Sasso di Corvi.

Mein Felsenkämmerchen lag ganz auf der Schattenseite des Abhanges, nichts unterbrach hier die tiefe Stille ringsum, als das leise Flüstern des Abendwindes in den dürren Halmen, die aus dem bleichen Kalkgestein aufsproßten. Mir war unendlich wohl in der seligen Verborgenheit dieser Felsenklause; die Schönheit und Großheit der Natur erregten meine Empfindung aufs tiefste. Hier saß ich bis zur einbrechenden Dunkelheit und hatte entweder ein Psalterbüchlein oder die Odyssee zur Gesellschaft. Manchmal aber überließ ich mich meinen brütenden Gedanken, die mir vorspiegelten, daß ich jetzt, wo die heran-

nahende Jahreszeit die Rückkehr nach Deutschland unmöglich machte, gleichsam ein Gefangener und bestimmt sei, fern von denen, die ich liebte, in fremder Erde mein Grab zu finden.

Diese Stimmungen kehrten öfters wieder, und es entstand wie von selbst ein Bild in mir, das ich eines Tages halb unbewußt in Versen, die ich in mein Skizzenbuch kritzelte, ausdrückte; sie sind mir später deshalb merkwürdig geblieben, weil sie den Zustand meines Inneren abspiegelten, ohne daß ich mir dieser Absicht beim Niederschreiben bewußt gewesen war. Als ich in späteren Jahren die deutschen Volkslieder kennen lernte, wurde mir dabei klar, wie solche bei einfachen, mit poetischem Gefühl begabten Naturmenschen, Hirten, Jägern, Liebenden usw. auf ähnliche Weise entstanden sein mochten.

Sehnsucht.

Da droben von den Bergen
Herab ins tiefe Tal
Ein Falke kam geflogen,
Der litte große Qual.

Durchschnitten war der Flügel,
Das macht ihm grimmen Schmerz;
Er saß am Heidehügel
Und blickte abendwärts.

Und sah die roten Wolken
Wohl über die Wälder ziehn;
Sie funkelten so goldig
Ins tiefe Waldesgrün.

Da schrie in großem Leide
Er laut zum Himmel auf,
Daß weit erscholl die Heide:
„O Flügel, tragt mich auf!

Tragt mich zu jenen Bergen,
In meiner Liebsten Schoß;
Hier muß ich blutend sterben,
Einsam im dunklen Moos!"

Herzliebchen kam geflogen,
Späht weit aus luft'gen Höhn;
Doch konnte sie den Falken
Im tiefen Tal nicht sehn.

Still saß er in der Heide
In Nacht und Todesschmerz;
Gebrochen die hellen Augen,
Am Morgen brach das Herz.

Der Herbst mit seinen Nebeln und Regenschauern machte sich bemerkbar, in den Kastanienwäldern wurde es licht, und die blauen Berge mit ihren Ortschaften schimmerten schon durch goldgelb gefärbtes Laub.

Ein Fest zu Ehren der heiligen Anatolia, das in einer fernen Waldkapelle gefeiert wurde, lockte uns, den bunten Zügen der dorthin wallfahrenden Landleute uns anzuschließen. Es gab die köstlichsten Bilder und Staffagen, das geputzte Volk, Weib und Kind, jung und alt, zu Fuß und zu Esel, mit Gesang und Tamburin auf den steilen Hügeln und Waldwegen hinziehen zu sehen. In Rocca San Stefano wimmelten die engen, felsigen Gäßchen von fröhlichen, jubelnden Menschen. Einige gastfreundliche Bewohner des Ortes luden uns zu ihrem Pranzo ein.

Eine Stunde weit, unter den steilen Wänden des Guadagnuolo, an einem vom schönsten Wald umgebenen großen Wiesenplan, lag das alte, der heiligen Anatolia geweihte Kapellchen. Hier hatte sich das Volk in Haufen versammelt, teils kniend in und vor der Kapelle Gebete verrichtend, teils unter den schönen Kastanienbäumen um kleine Feuer gelagert, wo sie ihre Bracciolen und Würstchen rösteten

und aus großen Weinschläuchen ihren Durst stillten. Es gab hier abermals die schönsten Gruppen in einer hochromantischen Umgebung. Die heitere, liebenswürdige Art des Gebirgsvolkes und ihr zutraulicher Verkehr mit uns beiden Fremden versetzte auch uns in die fröhlichste Stimmung.

Die Morgen wurden bald kälter, und unser hochgelegenes Haus war oft in Nebelwolken eingehüllt. Ich erinnere mich eines solchen Morgens, wo ich durch Gesang an das Fenster gelockt wurde, von welchem aus nur einige nahe gelegene steile Felsklippen durch das Nebelgrau zu erblicken waren. Auf einer dieser Klippen erkannte ich in grauen Umrissen die Sängerin, unsere Ziegenhirtin Theresa. Wieder erhob sie ihren improvisierten, lauten Ritornellgesang, und fernher aus der Tiefe, durch die dichten, weißen Nebelmassen, ertönte antwortend die melancholische Gegenstrophe ihres Liebsten; es war die poetische Weise, in der sich hier die Berghirten und Hirtinnen ihre Herzensangelegenheiten kund zu geben pflegen, indem sie Zärtlichkeiten, Wünsche, Befehle einander nicht zuhauchen, sondern melodisch zuschreien, um in der Ferne verstanden zu werden. Das eigentümliche sabinische Nebelbild zerrann, als die unzähligen Reihen und Kuppen der Berge im rötlichen Sonnenglanz auftauchten und ein glänzend schöner Herbsttag die ganze weite Landschaft mit seinem Lichte übergoß.

Für uns war die Zeit gekommen, unser Einsiedlerleben auf dieser romantischen Felsenspitze abzuschließen. Wir packten unsere Siebensachen wieder auf einen Esel und nahmen herzlichen Abschied von dem phlegmatischen Governatore, von dem blinden und lebensfrohen Don Carlo, der behäbigen Haushälterin Veronica, den schönen Ziegenhirtinnen Francesca und Theresa, und zogen über Olevano nach Paläſtrina, von wo uns anderen Tages ein Vetturin nach Rom brachte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der letzte Winter in Rom.

Mitte Oktober hatten wir unser romantisches Patmos wieder verlassen und waren nach Rom zurückgekehrt. Maydell nahm eine Wohnung nahe am Campo Vaccino, ich auf dem Monte Pincio in der Via Felice.

Das stille Wechselgespräch, welches ich zeichnend und malend mit der großartigsten Natur gepflogen, konnte ich nun wieder betrachtend vor den großen Kunstschöpfungen Roms fortsetzen, und ich schwelgte eine Zeitlang in diesem ersehnten Genusse. Nachdem ich aber in den Sammlungen, wie in den Werkstätten der deutschen Genossen mich gehörig umgesehen, ging ich an die Ausführung eines Entwurfes: „Das Tal von Amalfi", welcher mich schon in Civitella beschäftigt hatte. Der Tizian bei Camuccini lag mir dabei wohl im Sinn, um so mehr, als das Naturmotiv einige Ähnlichkeit mit demselben darbot. Obgleich nun meine nazarenische Richtung der kühnen üppigen Malweise des großen Venezianers nicht entsprach, ja ihr einigermaßen entgegengesetzt war, so verarbeitete ich doch frischweg den Stoff auf meine Art, und um so unbefangener, als mir dieser Gegensatz nicht klar bewußt wurde.

Überhaupt muß ich hier bemerken, daß ich mich nicht erinnern kann, jemals etwas in der Art dieses oder jenes geschätzten Meisters komponiert zu haben, so nahe mir das bei meiner Verehrung für manche derselben auch lag, und so anregend sie mir vorschwebten. Immer konnte ich erst dann etwas produzieren, wenn es auf meine eigene Weise in mir lebendig geworden war. Was aber nun meine Weise war, hätte ich dann nicht auszusprechen vermocht und vermöchte es auch heute noch nicht.

Als ich mit der Komposition im reinen war und die

Kontur eben auf die Leinwand aufgezeichnet hatte, besuchte mich Schnorr und sprach sich mit lebhaftem Anteil über die Konzeption des Ganzen aus. Ich bat ihn, die Figuren ganz besonders aufs Korn zu nehmen und zu korrigieren. Da er mir nun vor kurzem bei Gelegenheit eine Zeichnung seiner Hand versprochen hatte, so machte er mir den Vorschlag, ich sollte ihm eine Bause meiner Figuren geben, er werde sie durchzeichnen und mir eine korrigierte Zeichnung davon ausführen. In acht Tagen brachte er mir eine getuschte Federzeichnung mit meinen Figuren, aber so köstlich ausgeführt, korrekt gezeichnet und mit einer Anmut in jeder Linie übergossen, daß ich mich überglücklich fühlte im Besitze eines solchen Schatzes. Nach seiner genauen und gewissenhaften Art hatte er das Blatt mit Unterschriften versehen; links stand: „Erfunden von L. Richter, gezeichnet von J. Schnorr"; und rechts in der Ecke: „Dem lieben Ludwig Richter zum Andenken von seinem Freunde Julius Schnorr."

Ich konnte mich nicht satt daran sehen; jedesmal wenn ich nach Hause kam, war es mein erstes, nach der Zeichnung zu greifen, um sie auf das genaueste zu betrachten und womöglich der reizenden Behandlungsweise etwas abzulernen. Ich bekam viel Besuche von solchen, welche die Zeichnung sehen wollten, und Ernst Fries aus Heidelberg rief bewundernd: eine Gestalt, wie das junge schreitende Weib, habe Raffael nicht schöner machen können.

Heute nach fünfzig Jahren liegt das schöne Andenken des heimgegangenen Freundes noch vor mir, und indem ich es mit sehr geschwächten Augen betrachte, steigt die in Rom durchlebte paradiesische Jugendzeit frisch und lebendig ans Herz tretend, wieder in mir auf, und die Gestalten und jeder Strich auf dem Blatte bringen mir die ganze liebe Zeit so nahe, als könnte ich sie leiblich mit den Händen fassen und für Augenblicke festhalten, die goldene Zeit des

reinsten Strebens, der hingebendsten Begeisterung für die höchsten Ideale.

Der freundschaftliche Liebesdienst, den mir Schnorr erwiesen hatte, war für mich sehr folgenreich, und deshalb mußte ich hier besonders dabei verweilen; denn als mein Bild später auf der Dresdener Kunstausstellung erschien, wurde die Staffage ganz besonders schön und anmutig befunden und gerühmt; ja ein Professor der Akademie hatte seine Schüler zu einem genauen Betrachten dieses Bildes aufgefordert mit dem Bemerken, daß die Figuren darauf so schön seien, wie sie mancher Historienmaler nicht machen könne. Wenn nun auch meine Bekannten wußten, welchen Anteil an dem Gelingen der Figurengruppen Schnorrs Zeichnung hatte, denn es war von mir kein Geheimnis daraus gemacht worden, auch war es sehr gewöhnlich, daß Landschaftsmaler bei bedeutender Staffage sich von einem Historienmaler raten und helfen ließen, so konnte dieser Umstand doch dem größeren Kreise des Publikums nicht bekannt sein, und um späterhin in den Figuren meiner Bilder nicht allzusehr zurückzubleiben, war ich genötigt, meine ganze Sorgfalt auf ein noch eingehenderes Studium der menschlichen Gestalt zu richten. Schon in meinem nächstfolgenden Bilde, welches in Dresden ausgeführt wurde, gelang mir die Figurengruppe abermals ganz wohl, und so ging es Schritt vor Schritt weiter, bis die Figuren endlich in den Zeichnungen für Holzschnitt zur Hauptsache wurden, die Landschaft aber bescheiden in den Hintergrund trat.

Doch ich kehre zu meinem Tale von Amalfi zurück, dessen Untermalung ich mit großer Sorgfalt zustande gebracht hatte. Auch meine Landschaft trug den charakteristischen Zug an sich, welcher fast allen Bildern eigen ist, die in jener Zeit von deutschen Künstlern in Rom gemalt wurden: eine gewisse feierliche Steifheit und Härte in den

Umrissen, Magerkeit in den Formen, Vorliebe zu senkrechten Linien, wie in einem gotischen Münsterbau, dünner Farbenauftrag usw.; von diesen Eigenschaften war mehr oder weniger in den Bildern von damals zu finden. Die große Vorliebe, ja begeisterte Verehrung, welche man für die Werke der ältesten Florentiner, der deutschen und niederländischen Meister hegte, hatte das Auge an diese Eigenheiten nicht allein gewöhnt, sondern man fand sie für den Stil, welchen man anstrebte, geradezu notwendig und unentbehrlich. Gereiftere Talente, wie z. B. Schnorr, waren von dieser Manier schon frei geworden, während andere, wie etwa Koch, aus der antikisierenden Zeit Carstens', Wächters und Schicks in die romantische Periode hineingewachsen, von diesen Äußerlichkeiten weniger influiert wurden.

Eines Nachmittags trat Meister Koch ins Atelier, um mich, wie er das öfters tat, zu einem Spaziergange vors Tor aufzufordern. Ich saß eben noch arbeitend vor dem Bilde, die Komposition hatte er schon früher gesehen, und diese, wie das ganze Motiv, waren sehr nach seinem Sinne. Jetzt aber fing er an, meine Arbeit an allen Ecken und Enden zu tadeln; es sei alles zu ängstlich, kleinlich, der große Zug, welcher im Entwurf gewesen, sei wieder verloren gegangen usw. Ich reichte ihm Pinsel und Palette und bat ihn, mir anzudeuten, wo es fehle. Er griff nun zu einem der größeren Borstpinsel, wischte einen hellen Ton von Weiß, gebranntem Ocker und Beinschwarz und deckte damit alle Partien breit und massig, welche ihm als zu mager und dürftig für die Wirkung erschienen, und nach einer Viertelstunde sah die saubere Untermalung fleckig wie eine übertünchte Mauer aus. Der liebe Alte hatte mit solchem Feuereifer gearbeitet, und da ihm dabei die Pfeife ausgegangen, soviel von der herausfahrenden Tabaksasche mit hineingemalt, daß es ein wahrer Graus war, das Bild anzusehen. Die weißlichen, aber weisheitsvollen Flecken und

Kleckse hatten nun freilich meine sorgsame Malerei zerstört, und ich dankte etwas kleinlaut für seine gewaltsamen Andeutungen, aber recht hatte Meister Koch unbestritten. Am Abend wusch ich indes diese nur zu störenden Flecken sorgfältig wieder weg und korrigierte anderen Tages alles nach seiner Angabe.

Der Schüler erfreut sich immer über das einzelne und legt einen zu großen Wert darauf, während der Meister das einzelne nur soviel gelten läßt, als es in bezug zum Ganzen an seiner Stelle gelten darf oder gelten muß. Auch bei Beurteilung anderer Dinge wird die Maxime gelten: Wohl dem, der den Sinn und Geist des Ganzen erfaßt hat, der wird für das einzelne die rechte Art und rechte Stelle, wo es hingehört, leicht zu finden wissen.

Es war mir während meines römischen Aufenthalts mehr und mehr klar geworden, daß die ideale sogenannte historische Landschaft diejenige Richtung sei, auf welche ich aus innerster Neigung hinsteuerte. Was mich am meisten in meinen Arbeiten aufhielt, war der Mangel einer tüchtigen Technik, welche nur in einer guten Schule gewonnen wird; allein diesen Mangel teilte ich mit den meisten anderen, und es ist bekannt, daß dies die schwache Seite selbst der großen Meister dieser Periode war und meistens auch geblieben ist.

Eine Ausnahme machte unter den Landschaftern vielleicht der talentvolle Ernst Fries. Er war mit Fohr in Heidelberg eng befreundet gewesen und hatte in München mit dem damals noch jungen Rottmann viel verkehrt und namentlich durch letzteren den Sinn für Kolorit und malerische Technik mehr entwickelt als ich und die anderen in Rom lebenden Landschaftsmaler. Im letzten Sommer war Fries nach Carrara, Massa und Spezia gegangen, hatte dort schöne Studien und außerdem die Bekanntschaft des Engländers Wallis gemacht, welcher sich insbesondere koloristi-

schen Studien ergeben hatte und Forschungen über die Malweise der älteren Venezianer anstellte. Nach Rom zurückgekehrt, untermalte Fries sogleich in dieser neuen Technik eine Landschaft, den Meerbusen von Spezia darstellend, die mit großem Interesse betrachtet wurde. In zwei Monaten war das schöne Bild fertig, und um dies gleich hier beizufügen, es wurde im April mit dem meinigen zugleich ausgestellt, wo denn die Künstler mit ihren Urteilen sich in zwei Parteien trennten. Die Historienmaler und strengeren Stilisten zogen das meinige vor, wegen der idealeren und stilvollen Richtung, während die anderen das Bild von Fries wegen der gewandten Technik und der feinen malerischen Wirkung erhoben. Überhaupt schien man mehr und mehr gewisse Einseitigkeiten zu fühlen, die aus der großen Vorliebe und dem Studium der ältesten Schulen entstanden waren, und man faßte jetzt das eigentlich Malerische mehr ins Auge.

Der liebenswürdige Anton Dräger aus Trier, das Muster eines „Anempfinders", hatte sich bisher mit feinem Gefühl in die Arbeiten der älteren Florentiner Meister, insbesondere des Fra Angelico da Fiesole versenkt, und seit ein paar Jahren arbeitete er an einem kleinen Bilde „Jakob und Rebekka", welches er ganz in der Art seiner oben genannten Lieblinge mit innigster Hingebung durchführte, und die Muster, welche ihm dabei vorschwebten, waren nicht zu verkennen; doch schon während der Beendigung dieses Bildes gewann allmählich Tizian die Oberhand in seinem feinfühligen und empfänglichen Herzen, und seine nächste Arbeit, die bekannt gewordene Lautenspielerin, war ganz in der Art der Venezianer gemalt.

Hier muß ich gleich eines Dritten gedenken, der mit ungewöhnlich technischer Gewandtheit das koloristische oder malerische Prinzip verfolgte. Es war der aus Stuttgart angekommene Gegenbauer. Eine Nymphe, Venus, oder

eigentlich ein schönes Modell, welches er zur Übung in seinem Atelier al fresco auf die Wand gemalt hatte, erregte Bewunderung durch die Kraft der Färbung, Abrundung und durch die große Leichtigkeit des Machwerkes; dagegen konnte man mit Auffassung und Stil sich weniger einverstanden erklären.

So machten sich bereits in diesem Winter die leisen Anfänge einer anderen Strömung bemerkbar, welche eine gewisse Einseitigkeit durchbrach, mit der man bisher vorzugsweise die Zeichnung, den Umriß, streng zu erfassen strebte, dagegen das Studium der Farbe, Stimmung und kräftigeren Modellierung der Formen vernachlässigt hatte. In dem folgenden Jahre schloß sich auch der talentvolle Erwin Speckter, durch Dräger angeregt, diesen koloristischen Bestrebungen an.

So sehr nun eine solche Erweiterung des Gesichtskreises für das Schöne auf allen Gebieten der Malerei zu loben, ja notwendig war, so trug dies doch, wie alles Irdische, auch einen verderblichen Keim in sich. Wenn die Idee in schöner, lebensvoller Gestalt sich darstellt, wenn das Wort Fleisch wird, dann ist der Höhepunkt, die Periode der Klassizität, erreicht. Allmählich aber entweicht der geistige Gehalt mehr und mehr, und es bleibt zuletzt das tote Fleisch allein übrig. Dies ist der Verlauf aller kunstgeschichtlichen Entwickelungen. Julius Mosen spricht etwas Verwandtes bei Gelegenheit einer Betrachtung der Dresdener Galerie aus: „Je mehr die Seele aus der Kunst entweicht, desto glänzender wird ihre äußere Erscheinung, desto größer die Wirkung auf das seelenlose Auge, nur durch die Eleganz der Form.“

Als im Anfang der vierziger Jahre die Düsseldorfer Schule mit ihrer glänzenden Technik auftrat und darin die Münchener in Schatten gestellt wurde, sagte Schnorr zu mir: „Wir“ — nämlich Cornelius, Overbeck usw. — „hatten

damals vollauf zu tun, nicht allein die Prinzipien, die Grundanschauungen der alten großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts zu erforschen und festzustellen, sondern wir mußten nach denselben auch selbst schaffen und arbeiten lernen. Da die alten Grundlagen verloren gegangen waren, kehrten wir zu den Quellen zurück, in deren Verlaufe so Großes, Vollkommenes entstanden war. Es war uns unmöglich, alles auf einmal zu leisten, und wir glaubten, die Weiterführung, namentlich die Ausbildung der Technik in demselben Geiste, den Nachkommenden überlassen zu können."

Über das Zurückgreifen zu den ältesten Meistern, Giotto, Eyck und ihren Zeitgenossen ist mir die Äußerung des berühmten Canova zu Baptist Bertram, dem Freunde Boisserées, merkwürdig erschienen, als er dessen Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde, damals noch in Heidelberg, betrachtet hatte. Er meinte, hier bei dieser ältesten Kunst müßten die Maler wieder den Faden anknüpfen, wenn sie auf lebensvollere Bahnen kommen wollten; wer von Raffael ausgehe, könne nicht weiter hinauf, sondern nur hinabsteigen. (S. Boisserée Leben und Briefe.)

Doch ich bin durch diese Brocken, welche an einem unsichtbaren Faden hängen, von meiner einfachen Geschichte abgekommen und wollte im allgemeinen nur aussprechen, daß ich in diesem dritten Winter meines römischen Aufenthalts die Sinnesart unter der Masse der Künstler nicht mehr so einheitlich einem Ziele zustrebend fand. Zwar war der Generalstab der älteren, bereits mehr eingebürgerten Künstler, wie Overbeck, Veit, Schnorr, Koch, Rhoden, Thorwaldsen und eine Anzahl ihnen Nahestehender und Befreundeter, wie Heß, Rittig, der Bildhauer Wagner usw. noch tonangebend in der Künstlerkolonie von Rom; aber in jedem Herbst erscheinen eine Anzahl neuer Ankömmlinge, welche die im Laufe des Sommers Heimgekehrten ersetzen,

und so ist diese Gesellschaft in beständigem Wechsel. Die Älteren ziehen sich mit ihren Freunden mehr zurück, die neuen Elemente bringen andere Anschauungen in den Kreis, und es bilden sich Gruppen Gleichgesinnter und Gleichstrebender.

Noch im Spätherbst dieses Jahres waren einige Künstler in Rom eingetroffen, die mir lieb und wert wurden, und mit welchen mich in der Folge eine lebenslange innige Freundschaft verbunden hat.

Zuerst kamen die Historienmaler Peschel und Zimmermann aus Dresden, denen es endlich geglückt war, das langersehnte Ziel ihrer Wünsche, Rom, zu erreichen, indem der erstere eine kleine Erbschaft dazu verwendete, der andere der Beihilfe eines wohlhabenden Gönners sich zu erfreuen hatte. Peschel schloß sich sogleich dem sinnigen und ihm schon früher befreundeten Anton Dräger an, und gewiß konnte er keinen besseren Mentor für Rom sich wünschen. Dräger führte Peschel zu den bedeutendsten und ihm wertesten Kunstwerken und deutete mit wenigen, aus warmem Herzen kommenden Worten auf das eigentümliche Schöne, was darin zu finden war. Am meisten bewunderte er die vorraffaelischen alten Italiener: „Bei ihnen habe ich gefunden, was ich suchte — Seele", meinte er. Ebenso machte er seinen Freund auf das Volksleben in den Straßen aufmerksam; denn wenn in unserem Norden die Gassen der Städte Rennbahnen für Menschen und Fuhrwerk sind, so finden wir sie hier beinahe in offene Räume für Arbeit und Beschäftigung aller Art und zu Stätten der Geselligkeit umgewandelt, mit Ausnahme des Korso; fast überall sieht man die Leute im Freien hantieren, oft im größten Negligé, als wären sie zu Haus; kurz, dem Maler begegnen auf Schritt und Tritt die schönsten Bildermotive, und Studien findet er auf jeder Gasse.

Niemand konnte empfänglicher für diese Eindrücke sein

als Peschel, und sowohl die Kunstbestrebungen in unseren Kreisen, wie das ganze römische Leben, machten ihn sehr glücklich, und so war er bei seinem hingebenden Sinn sehr bald in diese offenbaren Geheimnisse Roms eingeweiht, während bei manchen anderen eine längere Zeit erforderlich ist, ehe das Auge für diese Dinge sich erschließt. Fühlte ich doch mich selbst in diesem dritten Winter, den ich in Rom verlebte, heimischer und mehr eingebürgert; ja es stieg sogar oftmals ein lebhafter Wunsch in mir auf, für immer hier bleiben zu können, was jetzt um so eher tunlich schien, da ich die Möglichkeit sah, mich durch meine Arbeit zu erhalten. Dazu kam, daß die Aussicht auf Dresdener Zustände mir sehr frostig, aschgrau und zopfig erschien, während ich hier, von dem volle Lebensstrom getragen, sowohl an den Früchten einer großen Vergangenheit mich erlaben, als den reichen Frühling, den die Gegenwart bot, mitempfinden und mitleben konnte. Das Gefühl, welches Dürer vor dreihundert Jahren in Italien überkam, als er an die Heimkehr dachte, mag wohl seitdem in so manchen Künstlerherzen wiederholt sich geregt haben: „Ach, wie wird mich daheim nach dieser Sonne frieren! Hier bin ich frei, daheim ein Schmarotzer.“

Trotz alledem übte ein anderer Magnet, den die Vaterstadt herbergte, eine so starke Anziehungskraft auf mein Herz, daß der Gedanke des Dableibens keine Wurzeln fassen konnte. Und gewiß darf ich mein Geschick preisen, daß ich in Rom nicht blieb und mich nicht einbürgerte; denn warteten meiner daheim auch schwere Zeiten, hatte ich auch des Hemmenden und Niederdrückenden viel zu erleiden, zuletzt öffneten sich Wege, die mich auf ein Gebiet brachten, von welchem ich damals in Rom noch gar keine Ahnung haben konnte, und auf welches doch der ganze Entwickelungsgang meines Lebens mich vorbereitet und hingedrängt hatte, in welchem ich meine bescheidene Aufgabe erfüllen konnte.

Ich glaube, es war in demselben Jahre 1825, wo auch der Landschaftsmaler Sparmann (aus Meißen gebürtig) nach Rom kam, und zwar im Gefolge Louis Napoleons, welcher mit seiner Mutter sich in Rom aufhielt. Sparmann war sein Zeichenlehrer. Zwar technisch geschickt verhielt er sich doch sehr teilnahmlos für alles, was Kunst und Natur in und um Rom Herrliches darbieten. Er saß die meiste Zeit in einem Kaffeehaus und spielte Domino. Da ich ihn anregte, sich als Landschafter in dem nahen Albanergebirge umzusehen, und er entgegnete, er möge nicht allein dahin reisen, so erbot ich mich, mit ihm zu gehen. Das Wandern aber war ihm unbequem, und die malerischen Szenen um Ariccia, Genzano und Nemi erregten wenig seine Aufmerksamkeit. Er fragte nach den Namen dieser Ortschaften, wollte wissen, wie diese „auf Deutsch“ hießen, und während ich am Nemisee zeichnete, legte er sich auf den Rasen und schlief. Gelangweilt von dieser Stumpfheit ging ich am anderen Tag mit ihm nach Rom zurück.

Bald nach Peschels und Zimmermanns Ankunft erschien noch ein dritter Landsmann, Wilhelm v. Kügelgen. Er brachte mir Briefe von Eltern und Geschwistern, und da er in meiner Nähe eine Wohnung genommen, so ging ich oft nach der Arbeit ein Stündchen zu ihm und traf gewöhnlich um dieselbe Zeit, es war das Dämmerstündchen, auch Peschel und Zimmermann dort. Kügelgen war eine höchst liebenswerte Persönlichkeit; seine treuen Augen, aus denen Wahrhaftigkeit und Herzensgüte blickten, sein anziehendes, stets mit humoristischen Brocken gewürztes Gespräch gewann ihm die Herzen. Unsere Unterhaltungen wurden immer sehr lebhaft; denn da Kügelgen der pietätvollste Anhänger der Schule seines Vaters war und unsere Begeisterung für die neue Richtung nicht teilen konnte, so gab es die eifrigsten Kontroversen. Er wurde von den Kunstwerken des Vatikans und einigen anderen Samm-

lungen bedeutend ergriffen, fühlte sich aber abgestoßen von dem ihm unsympathischen italienischen Leben und von der landschaftlichen Umgebung Roms. Ein stilles Wald- und Heidedörfchen seiner Heimat sprach lebendiger zu seinem Gemüte, als alle italische Schönheit. Vielleicht mochte diese Unempfänglichkeit durch die Stimmung vermehrt werden, die das Vorgefühl einer Krankheit war, welche bald ausbrechen sollte.

Die Gelbsucht färbte sein sonst so blühendes Gesicht wie eine Zitrone und machte ihn stumpf und müde. Es war, als wolle „das Land, wo die Zitronen blühen", mit grausamem Spott und Grimm sich an ihm rächen; sein ohnedies kurz bemessener Aufenthalt wurde durch diese Krankheit noch bedeutend abgekürzt; denn es vergingen viele Wochen, in denen er auf sein Zimmer gebannt war.

Der Verkehr mit diesen drei trefflichen und strebsamen Künstlern ist mir deshalb besonders wichtig geworden, weil daraus später in der Heimat ein Freundschaftsverhältnis sich entwickelte, welches in guten und schweren Tagen mich beglückt hat, da diese Freundschaft einen Grund hatte in den tiefsten und heiligsten Überzeugungen des Herzens.

Maydell aber blieb doch immer mein alter ego, wir waren einander Bedürfnis geworden; wir tauschten aus, was in uns aufgestiegen war, was uns angeregt, berührt hatte. Maydell hatte eine abgelegene Wohnung gewählt, teils um unnützen Besuchen zu entgehen, teils um billiger zu wohnen. Das Kapital, welches er für seine Ausbildung zum Künstler zu verwenden hatte, suchte er durch den sparsamsten Haushalt und energischen Fleiß zu verdoppeln, indem er es für eine längere Zeit ausreichend machte. Sein starker Wille und seine eisenfeste Gesundheit waren allein imstande, dies so wie er tat durchzuführen.

Außer seinem in Civitella angefangenen Bilde „Magdalena den Herrn am Grabe wiederfindend", ein „Noli me

tangere“, hatte er sich jetzt an eine Reihenfolge von Kompositionen zur Apokalypse gewagt, welche sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Mit gutem Verständnis und in einer großen Weise hatte er sich die Teile dieses dunklen Buches geordnet und zurechtgelegt, in welchem durch großartige Symbole die Kämpfe des göttlichen Reiches und dessen endlicher Sieg über die Mächte der Finsternis geschildert werden. So oft ich jetzt zu Maydell kam, fand ich ihn an seinem Arbeitstisch, unter Büchern, Papieren und allerhand Gerät sitzend, an seinen Zeichnungen arbeiten. Das alte, verrauchte Gemach mit dem hohen Fenster, durch welches gleichwohl nur wenig Licht fiel, denn es ging in eins der engen, rußigen Winkelgäßchen, die auf das Forum münden, erinnerte mich an jene Rembrandtsche Radierung, welche einen einsamen Gelehrten am Fenster zeigt, der von mystischem Helldunkel umgeben in seine Folianten con amore versunken ist.

Daß der Freund in dieser von Fremden eher gemiedenen als gesuchten Gegend völlig ungestört arbeiten, in stiller Sammlung das reine Glück des Schaffens genießen mochte, konnte ich aus seinen Augen lesen und seinem ganzen Wesen abmerken; er sah aus, als habe er eben mit höheren Geistern in einer Welt des Friedens verkehrt. Einige Verse, welche er in jener Zeit niederschrieb, und die ich hier mitteile, spiegeln vielleicht am besten die Stimmung, welche ihn beseelen mochte, und die aus dem Stoffe seiner Arbeit entsprossen war:

Jerusalem, du Himmelsstadt,
Nach dir steht all' mein Sehnen;
Nach dir schau ich so früh als spat,
Nach dir die Augen tränen.
Ohn' Unterlaß seufz' ich nach dir,
Ach, zeig' dich endlich, endlich mir;
Zu deiner Ruh' mich lade!

Von fern hab' ich mich aufgemacht,
Als ich dein' Ruhm vernommen;
Hab' alles Ding für Schaden acht,
Um nur zu dir zu kommen.
Bis um die Mitternacht ich geh,
Stracks mit dem Hahnenschrei aufsteh,
Mag unterwegs nicht rasten.

Wo Kreuze hoch am Wege stehn,
Trübsal die Pfade enget,
Dort muß der Weg nach Zion gehn,
Dahin mich Heimweh dränget.
Und schrei und seufz' ich auch vor Leid,
Doch tausch' ich nicht um Erdenfreud';
Solch' Freud' mag mir nicht frommen.

Wann werd' ich deine Zinnen sehn
Und stehn an deinen Toren;
Davor die Engel glänzend stehn,
Die Helden auserkoren?
Ach, nimm nach langem Pilgerlauf,
Du Himmelsstadt, als Knecht mich auf,
Am Thron des Lamms zu dienen.

(Offb. Joh. 22, 3.)

Die kirchengeschichtlichen Vorträge bei Richard Rothe wurden auch diesen Winter fortgesetzt und niemals versäumt. Ich lernte dort zwei junge Männer kennen, die mir besonders lieb wurden. Der eine war von Geburt ein Jude, der in Petersburg durch Bekanntschaft mit Goßner zum Christentum bekehrt worden war. Selten habe ich Menschen gesehen, auf deren Gesicht der innere Friede des Herzens und die ehrlichste, aufrichtigste Liebe so leuchtend geschrieben stand, wie bei diesem prächtigen Manne. Die Erinnerung an dieses treuherzige Gesicht ist mir oft ein Segen gewesen. Er hieß Simon und war Hauslehrer bei den Kindern des preußischen Gesandten Bunsen. Der andere war ein Süddeutscher, ein geschickter Architektur- und Landschaftsmaler, namens Schilbach aus Darmstadt. Er kam auch in unseren, durch den Abgang von Thomas, Hoff und Oehme sich bald verkleinernden Kreis, den wir im Winter von jenem mir besonders merkwürdigen Silvesterabend an fortführten. Die Gesellschaft bestand jetzt gewöhnlich aus Maydell, dem Hamburger Landschaftsmaler Faber, Schilbach und mir; meist auch Schnorr und Rothe.

Die lebhaften und anregenden Gespräche drehten sich um Kunst, Literatur und religiöse Dinge. Von Konfession und Kirchentum war unter uns fast niemals die Rede, nicht Form und Uniform war es, was uns am Herzen lag, sondern die Sache selbst, der Glaube in Beweis des

Geistes und der Kraft, und es war selbstverständlich, daß ich mich zu denen hielt, von welchen mir dies neue Leben, dieser Umschwung aller Anschauungen gekommen war; hatte mein Besuch der protestantischen Kapelle auf dem Kapitol einigen katholischen Landsleuten, wie ich später erfahren mußte, großes Ärgernis gegeben, so war ich damals ganz ohne Ahnung davon, ich dachte weder an Protestantismus noch Katholizismus, sondern fühlte in Wirklichkeit das Glück, Christo anzugehören und sein Wort zu haben. Das Wachsen in der Erkenntnis und die Pflege dieses neuen Lebens war fortan nächst der Kunst mein lebendigstes Bestreben.

Jetzt, wo meine Abreise von Rom in wenig Wochen bevorstand, zogen die Erlebnisse der letzten Jahre oft an mir vorüber, und ich erkannte den unschätzbaren Gewinn, den sie mir für mein ferneres Leben bringen würden. Wenn ich zuweilen in später Abendstunde noch im Atelier saß, stieg wohl das Bild meines alten, holländischen Bootsmanns in mir auf, und ich hörte seine treuherzige Stimme: „Lieber junger Herr, ich habe einen sicheren Führer in die Heimat, das ist der liebe Gott, und einen treuen Reisegefährten, den Herrn Christus, mit dem darf ich sprechen, und er redet mit mir.“

Auch in der Kunst hatte ich eine bestimmte Richtung gewonnen, eine Richtung, welche mir nicht angelehrt worden war, sondern die durch Eindrücke bedeutender Art sich erzeugt hatte und deshalb so ganz mit meinem innersten Wesen im Einklang stand. Wie schon erwähnt, war die ideale Landschaft mein Ziel geworden, und durch den mehrjährigen Umgang mit so vielen ausgezeichneten Künstlern, die Rom damals vereinigte, hatte ich in dieser Hinsicht viel gewonnen. Besonders mußte der freundschaftliche Verkehr mit Schnorr und Koch mir förderlich werden, da ich Jahre hindurch nicht nur ihre Kunstmaximen kennen lernte, sondern auch deren praktische Anwendung bei ihren Schöp-

fungen vom Beginn bis zur letzten Vollendung verfolgen konnte. Ihr fein ausgebildetes Stilgefühl öffnete mir eine Region in der Kunst, von welcher ich, ehe ich nach Rom kam, kaum etwas gehört hatte, und wodurch doch erst die höchste Schönheit klassischer Kunstwerke verstanden werden kann. Die landschaftlichen Zeichnungen Schnorrs waren es ganz besonders, die mir Aufschluß gaben und zum Wegweiser dienten, wie ein edler Stil mit charakteristischer Naturwahrheit zu verbinden sei; oder mit anderen Worten, wie die Künstler mit fein ausgebildetem Schönheitssinn die Natur zu erfassen und dabei das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden haben.

Alle diese schönen Dinge nun waren der Ertrag der in Rom durchlebten drei glücklichen Jahre, so viel und so wenig ich davon aufnehmen konnte bei dem oft schmerzlich empfundenen Mangel intellektueller und technischer Vorbildung, aber im Besitz eines aufnahmewilligen und suchenden Herzens.

Wenn ich jetzt, nach mehr als fünfzig Jahren, auf jene römische Periode zurücksehe, so überkommt mich ein wehmütiges Gefühl. Die deutsche Kunst ist an einen Wendepunkt gekommen und strebt anderen Zielen nach, als jenen, welche der große Cornelius und seine Geistesgenossen so glücklich wieder ins Leben gerufen und den Nachkommenden als die ewig gültigen Ideale höchsten Kunststrebens aufgestellt hatten.

Als ich einmal kurz vor der Rückkehr nach Deutschland gegen Schnorr meine Besorgnis vor dem Kunstleben in der Heimat aussprach, sagte er, es sei ihm leid, das nicht früher gewußt zu haben. Während der Anwesenheit des Kronprinzen Ludwig von Bayern in Rom hätte sich vielleicht etwas tun lassen, mich nach München zu ziehen. Wie ganz anders würde dann mein Lebensgang geworden sein! Wahrscheinlich hätte ich mich der Freskomalerei zugewendet, die Holzschnittätigkeit aber wäre verloren gewesen.

Meine Abreise war endlich auf den ersten April festgesetzt worden, und ich benutzte die Zeit bis dahin, um in der Umgebung Roms die liebgewordenen Stellen noch einmal zu besuchen und mit schwerem Herzen einen stillen Abschied von ihnen zu nehmen. Ich zeichnete mir dabei noch so manche Erinnerungsblätter, besonders im Tale der Egeria, wo ich ein paar stille, herrliche Morgen zubrachte. Die alte Grotte mit ihrem Quell, der dunkle Hain auf dem Hügel und die in sehnsüchtigem Blau schimmernden schönen Gebirge bei Palästrina und Tivoli, welche Erinnerungen so unbeschreiblich glücklicher Wochen und Monde, die ich dort mit Freuden verlebt hatte, tauchten aus den vergangenen Jahren in mir auf! Und es war ein Abschiednehmen auf Nimmerwiedersehen, das alle Saiten des Herzens durchzitterte. Auch von Aqua Acetosa und von der Villa Mattei wurde noch manches fleißige Blatt heimgebracht. Mit Stölzel und Kopisch, dem Dichter und Übersetzer des Dante, besuchte ich zum letzten Male den Vatikan und brachte mit ihnen einen schönen Nachmittag auf dem Monte Mario zu, wo, bei einer Fogliette Wein unter den Zypressen gelagert, der herrliche Überblick der Stadt bis zu dem fernen Meer und den Gebirgen mich noch einmal in Entzücken versetzte.

Als ich bei Bunsen meinen Abschiedsbesuch machte, traf ich daselbst den Kapellmeister Neukomm, den Vertrauten Talleyrands, welcher eben aus Brasilien gekommen war; ein stattlicher Mann mit feinem und klugem Gesicht. Die teueren Rothes, in deren Hause ich so viel Liebes und Gutes empfangen hatte, fügten beim Abschiede noch einen neuen Beweis liebevoller Fürsorge hinzu, indem sie mir einen kleinen, schwarzen Reisegefährten bescherten, ein Hündlein, das mich bei seiner Vorstellung sehr treuherzig ansah und sich dadurch zu empfehlen suchte, daß er mit dem Schwänzchen wackelte und mit einiger Unterstützung der lieben Geber sich auf die Hinterpfoten setzte und dabei süßsauer lächelnd

die Zunge herausstreckte. Maydell und Rothes wußten, daß ich meine Heimreise abermals per pedes apostolorum machen wollte, und damit ich nicht wieder durch Gewaltmärsche meine Gesundheit schädigen möchte, gaben sie mir das Hündlein mit, in der Erwartung, daß es sich hinlegen würde, wenn des Laufens genug gewesen sei. Mein Gesundheitszustand hatte sich zwar in den letzten beiden Monaten sichtlich gebessert, und je näher das Frühjahr rückte und mit ihm die Hoffnung auf Möglichkeit der Abreise wuchs, um so gehobener und gestärkter fühlte ich mich. Bei alledem war mir in der Folge der kleine, vierbeinige Römer — Piccinino war sein Name — ein treuer Gefährte und guter Mahner, wenn die Zeit kam, den Tagesmarsch einzustellen.

Der herkömmliche Abschiedsschmaus wurde auf Papa Giulio abgehalten und nun die letzte Nacht in Rom zugebracht. Welch eigentümliches Wogen und Wechseln der Empfindungen in der Seele! Wie in einer bewölkten Mondnacht Licht und Dunkel schnell wechseln und traumartig ineinander übergehen, so war's im Gemüte; bald waltete der Schmerz vor, die ewige Stadt zu verlassen, bald erfüllte mich freudige Hoffnung, alle die wiederzusehen, die mir in der Heimat das Teuerste, das Liebste waren.

Am Morgen des 1. April griff ich denn wieder zum Wanderstab, nahm das Ränzel auf den Rücken und ging mit Maydell der Porta del Popolo zu, wo noch eine Anzahl lieber Genossen meiner warteten und bis zur Osteria an Ponte Molle mir das Geleite gaben. Hier wurde, wie herkömmlich, der Abschiedstrunk genommen, und als nun jene nach der Stadt zurückkehrten, ging ich mit Maydell, Piccinino vorausstrabend, auf dem florentinischen Wege nordwärts. Wir marschierten lange still nebeneinander fort; das Herz war bewegt; das Gefühl, so viel des Großen und Würdigen, des Schönen und Geliebten zu verlassen und wohl für immer, machte mich verstummen. Ich weiß

nicht, ob die Campagna, die wir nun durchzogen, auch ihrer vergangenen Zeiten dachte, denn sie war so still; nur Lerchengesang in der Höhe und das ferne Blöken einer Schafherde unterbrachen diese Stille, ja machten sie noch bemerkbarer.

Der mit Wolken bedeckte Himmel zog bald eine dunkle Masse zusammen, und große, fallende Tropfen verkündigten einen tüchtigen Regenguß, der auch schon über die dunkel gewordenen Gefilde herabrauschte. Ein antikes Gemäuer ohnweit der Straße schien uns Schutz zu bieten; wir krochen hinein und erblickten zum Abschied noch ein allerliebstes Bild römischer Zustände. In dem dunkeln Raum des alten Grabes — denn ein solches war es — welcher nur von der niederen Öffnung des Einganges sein Licht empfing, hatte sich eine Hirtenfamilie eingenistet. Der Mann schickte den großen Hund hinaus, um die Herde zusammen zu halten. Das junge Weib hatte den Säugling an der Brust, und ein anderes Kind saß am Boden und spielte mit einem Zicklein und den zwei Hühnern, ihren Hausgenossen; nun kamen wir zwei Fremdlinge auch noch in den Raum, und das Haus war gefüllt. Wir benutzten diese erste Rast zum Frühstück oder vielmehr Mittagessen und holten unseren Vorrat von Brot und geräucherter Zunge aus der Tasche. Die Korbflasche mit Wein ließen wir herumgehen und teilten mit den Insassen das Pranzo. Piccinino saß am Eingang und sah verdrießlich in den niederrauschenden Regen. Die Leute waren infolge unserer materiellen Mitteilungen gesprächig geworden, und so verbrachten wir zuletzt ein ganz gemütliches Stündchen in dieser antiken Ruhestätte eines vornehmen Römers.

Der Regen hatte aufgehört, einzelne Sonnenblicke streiften über die Campagna, und der Geruch der Frühlingsblumen, es blühte viel Reseda und Narzissen, erquickte Leib und Seele, als wir unseren Weg fortsetzten. Gegen

Abend erreichten wir ein kleines Örtchen, wo wir über Nacht blieben. Am anderen Morgen waren wir früh auf. Die Straße zog sich eine Anhöhe hinauf. Rechts, ganz nahe, erhob sich der klassische Monte Soracte. Das Kloster San Oreste glänzte auf seinem Gipfel in der Morgensonne, und aus dem Tale erhob ein Chor Nachtigallen und andere Singvögel sein Morgenlied.

Bis hierher hatte mir Maydell das Geleit gegeben. Er wollte jetzt nach Rom zurückkehren; denn er gedachte dort noch ein Jahr zu bleiben, und mir blieb die schöne Hoffnung, ihn in Jahresfrist in Dresden, wo er durchreisen mußte, wiederzusehen. Er gab mir beim Abschied ein kleines Büchelchen, in welches er auf dreißig Seiten je zwei Schriftstellen, die sich ergänzten oder erklärten, auf das feinste mit der Rabenfeder geschrieben hatte; es sollte mir für die Reise eine tägliche Anregung geben. In den Nachtstunden des Winters hatte er diese Liebesarbeit ausgeführt. Auch von Richard Rothe war einiges eingeschrieben, unter anderem auch eine seiner Lieblingsstellen aus dem ersten Korintherbriefe: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; donn aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“ 1. Kor. 13, 12. 13.

Unser Abschied war kurz, aber mit Tränen in den Augen. Ich sah ihm noch lange nach, als er den Hügel hinabging, der liebe Freund, der mir ein großer Segen gewesen ist in meinem Leben. Es war ein ganz einziges Verhältnis zwischen uns. Wie manchmal ein älterer Bruder eine besondere Liebe und Zärtlichkeit für den um vieles jüngeren hat, dem er Bruder, Lehrer und Vorbild ist, ähnlich war es unter uns.

Nun aber wandte ich mich und ging allein meine Straße dem Vaterlande, der Heimat zu!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Heimreise.

Am Tage vor meiner Abreise von Rom hatte ich folgende Stelle in mein Tagebuch eingeschrieben: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast; denn ich hatte nicht mehr, denn diesen Stab, als ich über den Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden." 1. Moses 32, 10. Es war das Gebet Jakobs, da er wieder heimzog in sein Vaterland und zu seiner Freundschaft, und drückt die Stimmung aus, die auch mich noch in den ersten Reisetagen begleitete, denn ich dachte daran, wie reich gesegnet für meine künstlerische Ausbildung und für mein inneres Leben ich jetzt heimkehrte im Vergleich zu der Armut und Unsicherheit, die mich bedrückte, als ich vor drei Jahren dieselbe Straße nach Rom zog.

Bei dem herrlichsten Frühlingswetter wanderte ich nun durch die schöne Berggegend des Apennin, wo jetzt alles im frischen Grün prangte, blühte und duftete. Über Narni, Terni und Foligno kam ich nach Assisi, wo mich die alten Malereien des Giotto, Buffalmaco u. a. in der Klosterkirche lange fesselten. Die kleine Kirche degli Angeli, in welcher Overbeck das Rosenwunder des heiligen Franziskus al fresco gemalt hatte, fand ich durch ein Erdbeben zerstört. Das Bild war unversehrt geblieben und wurde deshalb von dem Volke doppelt wert gehalten.

In Perugia blieb ich einen Tag im Hause Zanetti, wo-

selbst viele deutsche Künstler die heiße Zeit des Sommers zuzubringen pflegten; denn die hochgelegene Stadt hat eine gesunde Lage. Hier traf ich Rehbenitz und die Brüder Eberhard. Rehbenitz war der erste deutsche Maler gewesen, den ich in Italien getroffen hatte. Er hatte mich damals in Florenz in das Verständnis der alten, vorraffaelischen Meister eingeführt, was mir in der Folge von großem Nutzen wurde; denn man versteht die Höhepunkte der klassischen Kunst erst dann in rechter Weise, wenn man die Vorstufen ihrer Entwickelung erkannt und geschaut hat.

Jetzt, gleichsam bei meinem Austritt aus Italien, sah ich ihn ganz unverhofft wieder und empfing von ihm den Reisesegen. Denn als ich gegen Abend an der westlichen Seite der Stadt, wo man einen schönen Blick in die umliegenden Berge und Täler hat, einen Spaziergang mit ihm gemacht hatte und wir am Tore Abschied nahmen, faßte er meine dargebotene Rechte mit beiden Händen, sah mir ruhig und herzlich in die Augen und sagte: „Wo Sie auch hinkommen mögen, Ihnen wird es immer gut gehen.“ Die Worte rührten mich innig und senkten sich wie eine gute Prophezeiung ins Herz. Ich habe ihrer oft gedacht, wenn der Himmel trübe wurde, und aus ihnen neuen Mut geschöpft.

Rehbenitz hatte wie sein Freund Passavant den Handelsstand verlassen, um sich in Rom dem neuen deutschen Kunstleben anzuschließen, dessen Fundament die nationale und christliche Gesinnung war. Nach mehrjährigen eifrigen Studien erkannten sie beide mit Schmerzen, daß ihre produktive Kraft nicht ausreichend war, um ein Ziel zu erreichen, welches ihrer Begeisterung entsprach. Es kostete einen schweren Kampf der Entsagung. Passavant wandte sich bekanntlich mit glänzendem Erfolg zur Kunstforschung, Rehbenitz dagegen hatte eine Stellung übernehmen müssen, welche sehr gegen seine Neigung war.

Nach vierzig Jahren sah ich ihn in Kiel wieder. In

einem hellen, wohnlich eingerichteten Giebelzimmer mit heiterer Aussicht ins Grüne saß er in seinem Lehnstuhl am Arbeitstisch unter Büchern und Papieren. Die Wände waren mit guten Stichen nach Cornelius und Overbeck geschmückt, Werke, die er in seinen so glücklich in Rom verlebten Jahren hatte entstehen sehen, und deren große Urheber seine Freunde waren.

Er gab in den besten Familien und Instituten Unterricht im Zeichnen und suchte überall die Kunst in einem edlen und schönen Sinne zu wecken, zu pflegen und zu fördern. Er war unverheiratet geblieben und erreichte, von allen hochverehrt und geliebt, ein hohes Alter. Seine Erscheinung in Kiel erinnerte mich an den Abbé im Wilhelm Meister oder überhaupt an einen höheren katholischen Geistlichen. Die lange Gestalt im braunen Oberrock, das schneeweiße Haar mit schwarzem Samtkäppchen bedeckt, der feine, intelligente Gesichtsausdruck voll Herzensgüte, — diese Erscheinung in dem netten Zimmer gab mir den lebhaften Eindruck einer innerlich und im äußeren befriedigten Existenz.

Eine originelle und sehr liebe Erscheinung in Perugia waren für mich die Brüder Eberhard, Franz und Konrad. Konrad, der als Künstler bedeutendste, war damals sechsundfünfzig Jahre alt, Bruder Franz aber siebenundfünfzig. Beide unverheiratet, lebten und arbeiteten sie in innigster Eintracht miteinander. Gingen sie so langsamen Schrittes auf der Straße, so glaubte man ein Bild aus alter Zeit zu sehen. In den stark markierten, ernsten, treuherzigen Gesichtern hatte sich tiefe Religiosität mit dem Typus ihrer schwäbischen Heimat stark ausgeprägt. Sie waren aus dem Allgäu gebürtig, wo sie schon als Knaben in ihrer Kunst geübt wurden; denn Vater und Großvater betrieben dieselbe in dort landesüblicher Weise, indem sie Kirchen- und Hausaltäre, Kruzifixe, Heiligenbilder und sogenannte Bildstöckle, wie sie an Wegen stehen, in altherkömmlicher Art ausführten.

Ein glücklicher Zufall verschaffte Konrad eine Unterstützung, die es ihm möglich machte, in seinem achtundzwanzigsten Jahre nach München zu gehen. Hier wurde der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern auf ihn aufmerksam, und im Jahre 1806 sandte ihn derselbe nach Rom. Wie sehr ihn in Florenz die Werke Ghibertis, Donatellos, Luca della Robbias entzückten, wie innig er sich mit diesen und den alten Florentiner Malern gemüts- und geistesverwandt fühlte, kann man sich leicht denken; und wenn er auch in Rom das Studium der Antike mit Eifer betrieb und mehrere Werke in diesem Sinne ausführte, so blieb es doch immer seine Vorliebe, die seinem Gemüte näher stehenden christlichen Stoffe zu behandeln, wobei ihm seine lieben alten Florentiner Muster des Stils waren.

Es ist mir immer bemerkenswert erschienen, daß in einer Zeit, wo die meisten Maler an den Werken der älteren Florentiner Meister vorübergingen oder sie doch wenig beachteten, wo der geistvolle Carstens wie alle seine Genossen in Rom fast ausschließlich nur in der Antike lebten und solche Stoffe als die einzig künstlerischen gelten ließen, Eberhard ganz allein, dem Zuge seines Herzens folgend, in einer ganz entgegengesetzten Richtung unbeirrt fortarbeitete. Erst als nach einigen Jahren Overbeck, Cornelius und Veit nach Rom kamen, die in Eberhard einen Geistesverwandten und Vorläufer fanden, brach sich die neue vom christlichen Geiste durchdrungene Richtung Bahn und zog bald alles mit sich fort.

Die Eberhards waren jetzt von dem Magistrate nach Perugia berufen worden, ein Meisterwerk Giovanni Pisanos herzustellen, nämlich den mit vielen Figuren reich geschmückten schönen Brunnen, welcher sehr beschädigt war. Niemand war wohl passender dazu, als Eberhard, allein wie ich später hörte, zerschlug sich dieser Auftrag, und sie kehrten nach München zurück. Bruder Franz, mit welchem ich den

Abend zusammenblieb, zeigte mir ein paar von ihm in Alabaster geschnittene, wunderliebliche Madonnen mit dem Christuskinde. Wenn man dies knorrige Gesicht vor sich hatte, konnte man kaum denken, wie ein solches soviel zarte, seelenvollste Schönheit in sich zu tragen und zu gestalten vermöge. Der protestantische Rehbenitz, wie die beiden katholischen Brüder, waren mir eine überaus liebe Begegnung und stehen in meinem Herzen in der Galerie der Hausheiligen, d. i. solcher Menschen, welche ich auf meinem Lebenswege angetroffen, die in Einfalt und Lauterkeit nach dem trachteten, was droben ist, und den Schein nicht achteten, weil sie von den Kräften einer zukünftigen Welt geschmeckt hatten.

Anderen Tags ergriff ich den Wanderstab und zog nach Florenz. Wieder wohnte ich hier acht Tage bei Metzger, dem Maler und Bilderrestaurator. Ich hatte die Freude, Kügelgen hier noch anzutreffen und einige Tage in den Uffizien und in den herrlichen Kirchen und Klöstern Santa Croce, Annunziata, Maria Novella mit ihm herumzustreifen und zu bewundern. Mit wie anderen Augen sah ich jetzt diese Werke der Meister des vierzehnten Jahrhunderts an, als bei meinem ersten Aufenthalt! Ich schwelgte in diesem Frühlinge, dieser Blütezeit christlicher Kunst. Die Klosterzellen von San Marco mit den entzückenden Malereien des Angelico da Fiesole zogen mich ganz besonders an. Von seinen Bildern sagte man mit Recht, ein jedes sei ein Gebet.

Die tiefen Eindrücke, welche ich hier empfing, wurden noch vermehrt und gesteigert, als ich nach Pisa kam. Die Stadt war öde, still die Gassen und menschenleer; auf dem Platze vor dem Dom und Batisterium, diesen fast märchenhaften Wunderbauten, weideten ein paar Schafe und labten sich an dem Grase, welches zwischen den Steinen emporwuchs. Da trat ich in das Campo Santo und war überrascht von der Fülle der Gestalten und Situationen, welche

von den langen Wänden herableuchten und in kindlicher Sprache die wunderbarsten Geschichten erzählen. Die heiteren Bilder des Benozzo Gozzoli aus dem Leben der Patriarchen, der einfach große Simon Memmi und vorzüglich das tiefsinnige und ganz eigentümliche Bild Orcagnas, der Triumph des Todes, prägten sich für das ganze Leben mir ein und haben nachgewirkt.

Die Marmorberge von Massa und Carrara hatten mich schon auf den Höhen bei Florenz angelockt; als ich aber jetzt dahin kam, trat ein solches Regenwetter ein, daß ich von den nächsten Felsen kaum eine Spur sah; erst später, als ich von Sarzana aus einen Weg über das Gebirge nach Parma nahm, hatte ich einen herrlichen Ausblick auf die schon fern liegenden Carrareserberge, hinter welchen sich das Meer zeigte. Ich übernachtete auf diesem sehr steilen Bergplateau in einem elenden Dorfe. Während der Nacht hatte abermals strömender Regen den Weg sehr übel zugerichtet, und als eine Stunde von Parma die Straße an der Seite eines Berges steil hinabführte, war es kaum zum Fortkommen. In der Mitte des Weges ein knietiefer Morast, zu beiden Seiten aber der Boden so aufgeweicht und schlüpfrig, daß ich, mit der linken Hand eine an dem Abhang hinlaufende Barriere erfassend und mit der rechten auf den Stock mich stemmend, die Steile vorsichtig hinabzukommen suchte.

Da kam plötzlich ein Reitpferd ohne Reiter in munterem Trabe die Straße herauf; aber nirgends war ein Mensch zu erblicken. Um das Pferd aufzuhalten oder zum Umkehren zu bringen, trat ich, soweit es möglich war, nach der Mitte des Weges und suchte es nun durch helles Rufen und heftiges Schwingen des Stockes zurückzutreiben. Das Roß scheute auch vor meinen Fechterstreichen zurück, setzte aber seitwärts über den Straßengraben und blieb schließlich auf der Höhe in einer fetten Wiese stehen, wo es ganz friedlich graste.

Als der Weg jetzt um eine Felsenecke bog, hörte ich zu meiner nicht geringen Überraschung die süßen Laute der Muttersprache in meiner Nähe ertönen, gleichsam die erste Begrüßung aus dem Vaterlande. „Da müssen doch tausend Donnerwetter hineinschlagen, der Racker ist fort!“ „Heda!“ rief ein Mann, welcher, einen Mantelsack in der Rechten, mit der Linken sich an den herabhängenden Zweigen festzuhalten suchte, weil er in dem lehmigen Boden bei jedem Schritt ausglitschte und zu fallen in Gefahr kam. „Heda! non avete veduto un cavallo?“ „Jawohl, oben auf der Höhe werden Sie es finden.“ „Warum in T.-Namen haben Sie es nicht aufgehalten?“ brüllte er mit wütender Gebärde herüber und ergoß sich in einen Strom von Verwünschungen, Grobheiten und Flüchen, deren Reichtum zu bewundern gewesen wäre, wenn ich mich über den Kerl nicht geärgert hätte. Zugleich aber ließ es die komische Situation zu einem Äußersten nicht kommen; denn der tiefe Morast, welcher zwischen uns lag, erlaubte keine gegenseitige Annäherung. „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief“, heißt es im Volksliede von den zwei Königskindern. Es blieb also nichts übrig, als daß Herr Grobianus mit seinem Mantelsack unter fortwährendem Ausglitschen die Höhe zu erreichen strebte, während ich, die Hand an der Barriere, ebenso glitschig hinabzukommen trachtete.

In Parma wollte ich einen früheren Schüler meines Vaters, Heroin Kluge besuchen, welcher unter Toschis Leitung zum Kupferstecher sich ausbildete. Er war mit einer guten Pension von der Dresdener Akademie einige Jahre hierher geschickt worden, hat später auch ein paar Blätter nach Törmer für den sächsischen Kunstverein gestochen, nahm aber zuletzt die Stelle eines Privatsekretärs an und ließ die Kunst liegen. Ich traf Kluge nicht an.

Die Deckengemälde im Dom konnte ich nicht ruhig be-

trachten, da gerade Hochamt war; übrigens reizte mich von den großen Malern der Italiener Correggio am wenigsten. Das Auge hatte sich an die strengen Umrisse der älteren Italiener so gewöhnt und war für die malerischen Wirkungen so wenig empfänglich, daß Correggio damals wenig von uns beachtet wurde. In der Dresdener Galerie kann man ihn am besten kennen lernen. Ich bedauere immer, daß er, anstatt der Altarbilder, nicht vorzugsweise oder auch ausschließlich mythologische Gegenstände gemalt hat; es müßten, zumal bei reicheren Kompositionen, ganz wunderbare Werke entstanden sein, wie kein anderer nur Ähnliches hätte schaffen können.

Der Dom war mit Menschen gefüllt, und der Organist spielte zur Messe das „Jägervergnügen", wie man den Jägerchor aus dem Freischütz nannte. Zur Wandlung endlich gab der brave Mann den „Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide" zum besten, und zwar auf dem Flötenregister. Für mein künstlerisches Gewissen war die Wirkung so rührend, daß es mich aus dem Tempel forttrieb.

Und ich nahm wieder den Wanderstab und zog gen Mailand. Hier ging ich mit meinem auszehrungskranken Geldbeutel in das damals renommierteste Hotel Reichmann. Eigentlich hätte mich dieser Wirtsname abschrecken sollen, aber der Mann war wie der Name ein Deutscher, und das entschied; denn je näher ich den Alpen kam, um so kräftiger zog das Wort „Vaterland".

Ich muß hier erzählen, daß ich in Rom einem Landsmann zwanzig Scudi geliehen hatte, welche er mir, da er sie bei meiner Abreise nicht wiederzahlen konnte, nach Mailand schicken wollte. Nun schrieb mir aber derselbe, daß er immer noch nichts zahlen könne und in der größten Not stecke; dadurch war ich nun sehr in die Enge gekommen; denn ich sollte erst in Bern eine Anweisung von Arnold für die drei nächsten Monate erhalten.

In Mailand fand ich in dem Atelier Longhis meinen Freund Ludwig Gruner, und wir waren während der wenigen Tage, welche ich hier blieb, abends stets beisammen. Als er die Knappheit meiner Kasse bemerkte, bot er mir sogleich ein kleines Darlehn von einigen Napoleons an und rettete mich damit aus einer großen Verlegenheit; denn mein Geld hätte unmöglich bis zum Eintreffen des Wechsels ausreichen können.

Natürlich sah ich das Abendmahl Leonardos; aber mehr Eindruck machten einige der Kunstschätze in der Brera auf mich, namentlich die Sposalizio und einige Bilder von Luino.

An dem Comer- und Luganersee wurde manches gezeichnet. Als ich an dem Ufer des Lago maggiore nach einem Schiffer suchte, der mich nach den Borromäischen Inseln bringen sollte, wurde ich plötzlich von einem alten Manne angeredet, der für seinen Vater bettelte. Ich stutzte, weil der Bettler durchaus kein Jüngling, sondern, wie er sagte, fünfundsiebzig Jahre alt war. Er führte mich einige Schritte vorwärts an den Strand, wo der Vater in einem Kahn saß. Er war hundertunddrei Jahre alt. Die Mittagssonne brannte auf seinen kahlen Schädel, und gebeugt, wie empfindungslos, saß die alte Menschengestalt da, gleich einem abgestorbenen Baumstumpf; ein das tiefste Mitleid erregender Anblick.

Als ich anderen Tags auf der Simplonstraße die Grenzhöhe erreicht hatte, jubelte ich laut auf; es war ja vaterländischer Boden, den ich nun betrat, trotz aller politischen Ab- und Einschnitte. In Brieg, wo ich übernachtete, hörte ich wieder den Jägerchor aus dem „Freischütz". Webers Oper machte damals ihren Lauf über Europa.

Um nach Bern zu kommen, wollte ich den nächsten Weg über die Gemmi einschlagen. Dieser abenteuerliche Felsensteig hatte für mich noch eine besondere Anziehung bekommen, weil ich früher Zacharias Werners schauerliche Tragödie,

„Der 24. Februar“, gelesen und auf einem Liebhabertheater in Dresden gesehen hatte, wobei Freund Oehme recht ergreifend den heimkehrenden Sohn darstellte.

So verließ ich denn das Rhonetal und stieg zur Rechten die Höhen hinauf. Ich hatte mich unterwegs mit Zeichnen aufgehalten und kam abends in der Nähe von Leuk an ein Dörfchen, wo ich in einer Hütte einkehrte, in der zwar ein Schoppen saueren Weins, aber nichts anderes zu haben war. Doch die Bewohner interessierten mich, besonders als sie die Schüssel Milch, die mit einem Stück harten Schwarzbrotes ihre Abendmahlzeit ausmachte, andächtig betend umstanden. Es waren ein würdig aussehender Alter mit wenigem, weißem Haar, ein ebenso altes Mütterchen und ein zwölfjähriger, stämmiger Junge, ihr Enkel. Das Gesicht des Alten hatte einen so eigenen Ausdruck, daß ich ihn nie vergessen konnte, als belächle er in stolzer Ruhe seine Armut, die ihm aber weder Sorge noch Kummer machte. Die lange, hagere Gestalt steckte in einem groben Leinwandkittel, der ursprünglich schwarz gewesen war. Das Mütterchen bediente geräuschlos, freundlich und liebevoll und sah dabei so sauber aus wie das ganze Stübchen und Geräte. Es war, als hätte ich den alten Eberhard Stilling samt Frau und Enkel vor mir. Der Junge, welcher einen stärkeren Appetit hatte, als die beiden Alten, nahm noch ein groß Stück Brot aus der Tischlade und mühte sich vergebens, es mit dem Messer zu schneiden. Er holte still ein Beil und brachte das Brot damit in Brocken auseinander; die Milch mußte diese erweichen. Das Lächeln des Alten bei dieser Prozedur war noch hübscher anzusehen.

Mein Nachtlager war in einem sogenannten Heustadel, der auf der Matte der Hütte gegenüberlag; er stand auf vier Pfählen, und man war genötigt, auf einer kurzen Leiter in die Türe zu steigen; unter dem Stadel plätscherte der kleine Bach raschen Laufes den Hügel hinab. Tüchtig ermüdet

lag ich so in meinem Pfahlbau im warmen, duftigen Heu und freute mich noch ein paar Minuten lang des sonderbaren, ja poetischen Lagers; das Bächlein unter mir rauschte sein eintöniges Schlummerliedchen, und ein paar fehlende Schindeln im Dache ließen zwei blinkende Sternchen auf mich herabsehen. Unter mir die Zeit, so dachte ich, unablässig vorüberrauschend, über mir die ewigen Wohnungen.

Beim ersten Morgenrot weckte mich die eindringende Kälte. Meine Zeche von einigen Kreuzern hatte der Alte schon gestern abend in Empfang genommen; so stieg ich denn meine Leiter wohlgemut wieder herab und wanderte immer über grüne Matten den steilen Felswänden zu, welche vor mir lagen. Unerklärlich war es mir, wo der Weg hinauf und hinüber führen solle, da selbst beim Näherkommen keine Schlucht, kein Einschnitt in das Gebirge zu sehen war, bis ich endlich zu meinem größten Erstaunen die Linien eines Pfades an der senkrechten, himmelhohen Wand selbst entdeckte und mir sagte: Das ist die berühmte Gemmiwand.

Seit ich meine Himmelsleiter am Heustadel verlassen, hatte ich noch nichts genossen. Leuk, dessen Kirchturmspitze rechts hervorragte, lag zu entfernt zu einer Einkehr; ich scheute den großen Umweg und begann frischweg das Steigen auf dem schmalen Felsenpfad, in der Hoffnung, droben Sennhütten zu finden, in denen ich mich würde stärken können. Es kam aber anders.

Nachdem ich länger als anderthalb Stunden im Zickzack an der kolossalen Wand steil aufgestiegen war, immer den greulichen Abgrund hart zur Seite, erreichte ich die Höhe; ich machte große Augen, als ich statt der gehofften grünen Matten und Sennhütten große Schneeflächen vor mir erblickte, umgeben von schwarzen Felsenmassen und Spitzen. Vom langen Steigen ganz erhitzt, suchte ich Schutz hinter einem hausgroßen Steinblock; denn ein schneidend kalter Wind strich über die Hochebene, und der Himmel hatte sich

mit dunklen Wolken umzogen. Hier war nun freilich weder Weg noch Steg zu sehen, sondern nur der halb zugefrorene, in seinem weißen Bette schlummernde Daubensee.

Indem ich noch so ratlos die Fläche übersah und um eine Ecke des großen Blockes bog, erblickte ich einen Mann mit einem Jungen, die, sich zum Übergang über das Schneefeld rüstend, ihre dicken Schuhe festbanden und Gamaschen anlegten. Die beiden stutzten über mein plötzliches Erscheinen, und der Mann fragte, ob ich ganz allein über den Paß wolle. Als ich bejahte, meinte er, ich solle nur mit ihnen kommen, sie gingen auch hinüber. Ich dankte Gott im stillen für den Führer, welchen er mir geschickt hatte, und folgte nun buchstäblich den Fußstapfen der beiden im Schnee. Nach der Hälfte des Weges wurde auf einer schneefreien Platte Halt gemacht, und als meine Begleiter sahen, daß ich nichts Eßbares bei mir hatte, teilten sie ein Stück Brot und den Inhalt ihrer Branntweinflasche mit mir, und das war mein erstes Frühstück, obschon es Mittag sein mochte. Endlich hatten wir am anderen Ende des Überganges das einsame Wirtshaus erreicht, das mir durch Werners Schauerdrama „Der 24. Februar" bekannt war. Hier kehrte ich ein und meine gutherzigen Führer verließen mich.

Das Hinabsteigen in das Kanderstegertal auf steilen Waldpfaden strengte mich noch mehr an, als das Heraufklimmen an der Gemmiwand. Trotz ziemlicher Müdigkeit zeichnete ich noch eine schöne Gebirgsansicht, als schon die hohen Berggipfel sich abendlich vergoldeten; erst in Kandersteg, wo ich übernachtete, konnte ich nach den Anstrengungen des Tages mich wieder leiblich stärken.

Wandernd und zeichnend kam ich endlich mit meinem kleinen, schwarzen Römer Piccinino nach Bern. Mein Geld war bis auf wenige Lire verbraucht, und leider fand ich den gehofften Brief mit Wechsel nicht vor, was mir den Aufenthalt recht ungemütlich machte. Denn da es mir zuletzt

ganz an Geld fehlte, konnte ich nicht einmal kleine Ausflüge in die Umgegend unternehmen, sondern mußte in der Stadt hocken bleiben, bis endlich nach acht Tagen das ersehnte Geldschiff anlangte. Noch denselben Nachmittag lief ich bis Thun, wo ich einige Tage verweilte und fleißig zeichnete.

Das gezwungene Ausruhen in Bern war mir recht gut gewesen; ich hatte mich von den Zerstreuungen der Reise wieder sammeln und die reichen Eindrücke innerlich verarbeiten können. Noch tiefergehend geschah das hier in dem freundlichen Thun.

Als ich hier nach dem Abendessen noch das enge Gäßchen hinabschlenderte, blieb ich vor dem Fenster eines Buchbinderladens stehen, an welchem aufgeschlagene Bücher zum Verkauf standen. Ich las: „Arnds wahres Christentum; erster Band", und erinnerte mich, daß dies Buch von meinen römischen Freunden als eine vortreffliche alte Schrift gerühmt worden war, deshalb trat ich in den Laden, um es zu kaufen. Der Buchbinder, ein kleiner, alter Mann mit einem Gesicht, auf welches Arbeit und Mühsal Furchen eingegraben hatten, sah mich forschend an, indem er mir das Buch reichte, und fragte etwas schüchtern, ob ich Liebhaber von derlei Schriften sei. Da ich es bejahte und in ein Gespräch mit ihm kam, erkannten wir bald, daß der Glaube an Christum uns beiderseits Herzenssache sei.

Der alte Mann, der erst so schüchtern und wortkarg gewesen war, taute allmählich auf und erzählte nun, wie er vor zwanzig Jahren in einem Orte der Brüdergemeinde gearbeitet habe, dort zu christlicher Erkenntnis gekommen und ihr mit Gottes Hilfe treu geblieben sei. Innerlich verstanden wir uns, äußerlich aber weniger, denn sein Schweizerdütsch und mein Hochdeutsch gingen weit auseinander. Er habe hier niemand, klagte er, mit dem er sich über das, was ihm das höchste und teuerste sei im Leben und fürs Sterben, aussprechen könne, und fühle sich darum recht vereinsamt.

Deshalb aber sei seine Freude jetzt so groß, und er preise Gott dafür, daß er sehe, es gäbe auch unter jungen Männern und in weiter Ferne immer noch solche, die Gott suchten und den Heiland gefunden hätten. Die Zeugen seiner inneren Bewegung, große Tränentropfen, rollten über die Falten seines Gesichtes; sein Weib stand dabei, schier verwundert über den Redestrom ihres sonst so schweigsamen Mannes und faltete andächtig die Hände. Mir war das kleine Begegnis wie ein stiller Fingerzeig nach oben, ein leises, und doch zu Herzen gehendes „Sursum corda!"

Noch ein paarmal besuchte ich meinen alten Hofer, so hieß der Buchbinder, fuhr dann eines schönen Morgens über den See und brachte einige Wochen bei dem herrlichsten Wetter im Berner Oberlande zu. So prachtvoll und großartig die Natur hier war, so wußte ich sie doch nicht recht künstlerisch zu erfassen und kam über das Prospektartige nicht hinaus. Im Haslitale erfuhr ich, daß es einen Weg über den Susten nach der Gotthardstraße gäbe. Ich beschloß, diesen einzuschlagen und blieb in einem Bauernhause über Nacht, das dicht am Abhange des Berges lag, welcher das Tal, ich glaube das Gadmental, schließt.

Am frühen Morgen stieg ich den Paß hinan und gedachte mein Frühstück in der Sennhütte zu nehmen, die man mir im Wirtshaus bezeichnet hatte. Nach langem Steigen erreichte ich die Alpe, und die Sennhütte stand auch richtig unweit des Fußpfades, den ich gekommen war; aber sie war nicht bezogen und verschlossen, und der ganze Bergkessel, welchen die Alpe umschließt, lag noch in seinem weißen Winterkleide vor mir.

Hier war nun guter Rat teuer. Ich stand etwas verblüfft; der nächstliegende Gedanke betraf meinen Magen, der noch nichts bekommen und die anstrengende Bergbesteigung mitgemacht hatte, sich aber nun in der Hoffnung auf ein Frühstück in der Alpenhütte grausam getäuscht sah.

Zugleich meldete sich beim Anblick der Gegend das zweite Bedenken: Wohin soll ich mich hier ohne Führer wenden? Eine schneebedeckte, hügelige Fläche, rings von Bergspitzen umgeben, nirgends die Spur eines Fußtrittes im Schnee, keine Stangen, welche die Richtung in solchen Höhen zuweilen bezeichnen. Es war in der Tat eine schlechte Situation, und ich hatte Zeit genug, mich über meinen törichten Leichtsinn auszuschelten und zu ärgern; aber damit wurde weder der Magen befriedigt, noch ein Weg angezeigt. Ich betrachtete ringsumher die beschneiten Felsenkämme und Spitzen und bemerkte in der Entfernung einiger Stunden, wie mir schien, eine Einsattelung in den Höhen, in welcher, wie ich vermuten durfte, der Pfad über das Joch gehen mußte.

Umkehren wollte ich einmal nicht, und so fügte ich zu der früheren Torheit die zweite und ging stracks vorwärts auf die feste, unbetretene Schneedecke in der Richtung nach dem glänzend weißen Schneesattel. Nach den vorhergegangenen warmen Tagen war indes die oberste Kruste des Schnees nicht mehr fest, und mit jedem Schritt brach ich zolltief ein, wodurch das Gehen sehr beschwerlich wurde. Da kam mir der unheimliche Gedanke: wie, wenn der zusammengewehte Schnee eine Tiefe, eine Kluft bedeckte, in welche ich hinabsänke, hier, wo kein Mensch da ist, der mich retten, mir beistehen könnte? Kaum gedacht, brach ich durch und fuhr bis an die Knie hinab, warf mich aber auch in demselben Moment mit ausgebreiteten Armen lang hin, wodurch die Körperlast auf die Schneedecke verteilt wurde und ich nicht tiefer hinabsinken konnte. Welcher gute Geist mir diesen Gedanken im entscheidenden Augenblicke eingab, weiß ich nicht; es ist mir aber immer wundersam vorgekommen, da ich in anderen Fällen großer Geistesgegenwart mich nicht rühmen konnte. Vorsichtig raffte ich mich in die Höhe und ging nun sehr ängstlich weiter.

Als ich nach längerem Wandern stehend ausruhte und

die immer noch entfernte, glänzend von der Sonne beleuchtete Sattelhöhe betrachtete, deren silberweiße Konturen sich scharf und rein an dem tiefblauen Himmel abzeichneten, schien es mir, als sähe ich oben am Rande derselben ein winzig kleines, schwarzes Pünktchen. Ich sah starr darauf hin, und es schien mir, als bliebe dasselbe nicht auf einer Stelle, und nach einer Minute hatte ich mich völlig überzeugt, der Punkt sei weiter herabgerückt. Freudig jubelte ich auf; es mußte ein Mensch sein, und dann war meine genommene Richtung die rechte gewesen, und ich konnte getrost weiter schreiten. Der liebe Punkt war endlich herabgekommen, verschwand mehrmals wieder auf längere Zeit hinter den Schneehügeln in der Plaine, und nach etwa einer kleinen Stunde trat mir das Menschenkind grüßend entgegen. Ich fragte nach dem weiteren Wege, und bald war der Mann hinter mir verschwunden.

Auch ich kam nun über die Jochhöhe, unterhalb welcher der Schnee sehr bald aufhörte, und ein Pfad oder eine Bergrinne, die allmählich breiter und tiefer wurde, führte hinab. Aber die Kalamitäten dieses Tages waren noch nicht zu Ende.

Eine Herde schöner Kühe weidete hier oben ohne Hirten auf einem grünen Rasenfleck, der rechts und links von Felsen, oberhalb aber vom Schnee umschlossen war. Schon von weitem hörte ich das dumpfe Grollen eines riesigen Bullen, der in der Mitte seiner Getreuen stand und seinem Mißbehagen über meine Annäherung Ausdruck gab. Wie fernes Donnern klang die Stimme des Tieres, und mein kleiner Römer Piccinino hielt sich ängstlich nahe an meine Schritte; mich selbst aber überfiel große Furcht, denn ich war verloren, wenn das grimmige Untier, das mich immer mit den Augen verfolgte, durch eine Bewegung der Herde veranlaßt, auf mich losgegangen wäre. Ausweichen oder entfliehen war nicht möglich, und so schritt ich mit bebendem

Herzen zwischen den Felsen und den äußerst stehenden Kühen in gleichem Schritt vorwärts. Gott sei Dank! ich kam vorbei und hörte das tückische Grollen bald hinter mir.

Pittsch, so hatte ich Piccinino verdeutscht, galoppierte bald wieder voraus und bezeugte seine wiedergefundene Courage durch lautes Bellen. Es war spät nachmittags, als ich ein Dorf mit Wirtshaus erreichte und mit Speise und Trank mich wieder erquicken konnte; wahrscheinlich war es das Dorf Wasen an der Gotthardstraße.

Anderen Tages kam ich über Altorf nach Fluelen an den Vierwaldstädter See. Das Rütli, die Tellskapelle wurden mit Andacht betrachtet und in Brunnen ans Land gestiegen. Den folgenden Tag ging es an den Lowerzer See, über die Trümmer von Goldau auf den Rigi.

Am Morgen weckte mich vor drei Uhr der Lärm der Hausglocke und des Alphorns, und die Fremden sammelten sich bald danach auf dem Schaugerüst mit verschlafenen Gesichtern; wunderlich vermummt gegen die Kälte des Morgens erwartete man den Aufgang der Sonne. Ich ging etwas abwärts, wo ich allein war, und dachte an Claudius' Vers: „Einfältiger Naturgenuß, ohn Alfanz drum und dran", und bestieg das Gerüst erst, als die Leute sich wieder verzogen hatten und im Kulm-Hotel beim Kaffee saßen.

Ein Fremder, von der anderen Seite kommend, stellte sich neben mich und war bald wie ich in den Anblick der weiten Ferne versunken, ohne daß einer den anderen angesehen hätte. Welch freudige Überraschung, als wir beide uns jetzt wendeten, und ich in Kügelgens freundliche Augen sah. Das war ein neuer Sonnenaufgang! Und als wir denn bald darauf beim warmen Kaffee saßen und erzählten, wurde eine gemeinsame Wanderung bis Stuttgart verabredet, von wo Kügelgen sich dann nach dem Rhein und Bremen, ich aber rechts ab nach Nürnberg mich wenden wollte.

Das gab nun während einiger Wochen das schönste, innigste Zusammenleben, und unser Freundschaftsbund bekam jetzt die rechte Festigkeit für das ganze Leben. Wir gingen zunächst über Luzern nach Zürich, wanderten dann über Tuttlingen durch einen Teil des Schwarzwaldes, und als die Julihitze allzu glühend brannte, quartierten wir uns in ein einsames Dörfchen ein, das mitten im Walde lag, brachten den Tag in der kühlen Dämmerung uralter Buchen zu in freundschaftlichem Gespräch, lesend oder zeichnend. Es waren mir unvergeßlich schöne, anregende Tage.

Den Weg über Stuttgart hatte ich einzig deshalb gewählt, weil sich hier die Sammlung altdeutscher Bilder befand, welche Sulpice Boisserée und Bertram zusammengebracht. Der freundliche Herr Bertram führte uns selbst und zeigte seine Schätze, die mir eine Zauberwelt öffneten.

Das war nun wirklich deutsche Art und Kunst, wie sie aus Geist und Gemüt des Volkes gewachsen war, unbeirrt und noch nicht beeinflußt von Theorien, Gelehrtheit und fremden Weisen. Eine gewisse Verwandtschaft mit den alten Italienern mochte wohl auch zu finden sein, namentlich in der gemeinsamen tiefchristlichen Auffassung der Gegenstände, bei den Italienern in mehr idealer Form, bei den Deutschen dagegen in realistischem Sinne, ebenso bei letzteren ein Hereinziehen der landschaftlichen Natur und vorzugsweise eine Verklärung und wunderbare Macht durch die Farbe. Hat sich bei ersteren der Schönheitssinn früher entwickelt, so werden sie doch hier weit übertroffen durch die Macht der Farbe, welche alles zu verklären scheint, und durch das bedeutsame Hereinziehen der landschaftlichen Natur, die gewissermaßen mitwirkend eintritt. Der Italiener hat überhaupt weniger Sinn für die äußere Natur; sie hat für ihn keine Sprache, oder er für diese Sprache weniger Verständnis; und doch ist die Natur, welche ihn umgibt, so schön, und sie wird nicht wenig dazu beigetragen haben, bei ihm den Schön-

heitssinn so früh zu wecken und zur Entwicklung zu bringen. Aber er wendet sich lieber sogleich zum vollkommensten Gebilde der Schöpfung, um dessentwillen alles Vorhergegangene da ist.

Es ist immer auffallend, daß in der Zeit, wo Eyck und Memling mit so innigem Verständnis und liebevollster Ausführung ihre heimische Umgebung malten und die biblischen Geschichten und Heiligen hineinversetzten, daß in jener Zeit nur selten etwas Ähnliches und nie in solcher Schönheit und Vollendung bei den italienischen Malern anzutreffen ist. Die späterhin entwickelte Landschaftsmalerei ist ohnehin nur von Deutschen ausgebildet worden; ich denke an die Zeit des Paul Brill, des lothringischen Claude, Swanevelt, Ruysdael, Everdingen usw.

Aber ich kehre zu der Boisseréesammlung zurück. Ganz besonders entzückte mich Memlings „Freuden der Maria"; ich konnte mich nicht satt sehen an dieser eigentümlichen Komposition, eine heitere Wallfahrt mit all ihren wundersamen, rührenden Begebenheiten. Von dem Memlingschen Christuskopf hatte ich soviel gehört und noch mehr überschwengliche Herzensergüsse gelesen, daß ich sehr enttäuscht wurde, als ich das Bild sah. Mir erschien das Gesicht unschön, fast plump und bäurisch, obwohl es ganz wunderbar ausgeführt ist. Als ich in den fünfziger Jahren auf einer Reise durch Belgien die Malereien Eycks und seiner Nachfolger besonders in Gent und Brügge zu sehen Gelegenheit hatte, fiel mir bei den wohlerhaltensten derselben ein Unterschied in der Technik auf, welcher zwischen diesen und einigen der bei Boisserée befindlichen Bilder stattfindet. Manche der hiesigen Gemälde, namentlich die „Freuden der Maria", haben durch die Restauration, durch Übergehung vieler Gewänder mit Lasurfarben, etwas Glattes, Lackiertes bekommen und dadurch von der feinen Lebendigkeit in der Behandlung verloren.

Einen anderen Tag besuchte ich Danneckers Atelier; die große Christusfigur und besonders die kolossale Büste Schillers sind bekannte Meisterwerke.

Lebendiger in der Erinnerung ist mir ein Besuch bei Eberhard von Wächter geblieben. Ich wußte, daß Wächter zu jener Gruppe Künstler gehört, welche, in Rom freundschaftlich vereint, die deutsche Kunst in lebensvollere Bahnen geführt hatten. Carstens, Koch, Schick und Wächter, auf die Antike fußend, waren die Vorgänger von vier anderen, welche, von dem romantischen Zuge der Zeit ergriffen, von christlich-nationalen Anschauungen ausgingen: Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr. Dadurch, daß diese letzteren den Ausgang ihrer Kunst von Eyck und Giotto nahmen, konnte ein Neues und Selbständiges auf allen Gebieten sich entwickeln, während die Antike und Raffael, als die Spitzen einer höchsten Kunstvollendung, in sich abgeschlossen sind und eine weitere Entwicklung nicht wohl zulassen. Auf der Spitze einer Pyramide läßt sich diese nicht weiter führen. Als Canova die Sammlung der Bilder bei Boisserée sah, bemerkte er ebenso geistreich als treffend, jeder Schritt von Raffaels Kunst aus weiter getan, stürze sie hinab; auf dem Grunde Eycks aber sei ein unendliches Gebäude zu bauen.

Da ich mit dem teueren Meister Koch seit drei Jahren oft und viel verkehrt hatte, konnte ich jetzt seinem alten Freund und Mitstreiter die beste und ausführlichste Auskunft über dessen Leben und Arbeiten geben. Wächters Persönlichkeit machte einen sehr angenehmen, wohltuenden Eindruck. Die von Jahren etwas gebeugte, nicht große Gestalt, der freundliche, sinnige Ausdruck seines rötlichen Gesichtes mit den kleinen weißen Locken, welche aus dem Samtkäppchen hervorquollen, seine ganze Erscheinung zeigten einen Mann von zarter Empfindung, der mehr nach innen lebend in edler Einfachheit sich darstellte.

Er führte mich in sein Arbeitszimmer und zeigte mir

seinen „Hiob mit den Freunden“. Das einfach Große, Stilvolle der Komposition machte einen Eindruck, wie er dem Ernst des Gegenstandes angemessen war; es gefiel mir sehr, trotz der auch für jene Zeit etwas mangelhaften Technik. Er sah mich, während ich das Gemälde betrachtete, unverwandt etwas schüchtern und wie fragend an, und ich konnte mich in sein Empfinden versetzen. Wer eben aus Rom kommt, Casa Bartoldi und Massimi gesehen hat, wie wird dem mein Bild erscheinen? Das waren sicherlich seine Gedanken, und ich hätte sie an seiner Stelle auch gehabt. Doch mußte er aus meinen Mienen etwas Befriedigendes gelesen und durch meine Worte nachher bestätigt gefunden haben; denn er zeigte nun noch mehrere der Mythologie entnommene Bilder, und ich mußte ihm viel von Rom, d. h. von den dortigen Künstlern erzählen.

Kügelgen eilte von Stuttgart nach dem Rhein und Bremen, wo er sich, wie ich später hörte, mit Julie Krummacher verlobte; ich aber zog über Schwäbisch Hall auf der einsamen Straße weiter. Die Gegend war öde, die Landstraße leer, der Himmel mit trübem Gewölk bedeckt; ich wurde des langen Wanderns endlich müde, besonders da ich jetzt wieder allein war. Der Abend war heute zeitiger eingebrochen; ich war froh, als ich auf den jenseitigen Anhöhen eines kleinen Flusses eine Stadt erblickte, deren viele Türme und Türmchen ihr ein bedeutendes und altertümliches Ansehen gaben. Ich fragte; es war Rothenburg an der Tauber.

Jetzt besann ich mich, daß ich diesen Namen in Musäus Volksmärchen gelesen hatte, und zwar in der Schatzgräbergeschichte, wo die Schäfergilde ihr herkömmliches Fest in Rothenburg feiert. Die Geschichte hatte mir immer ganz besonders gefallen, und jetzt war ich ganz unverhofft in ihr romantisches Gebiet gekommen. Der Abend dämmerte bereits, als ich in die engen, holperigen Straßen trat. Die

Häuser mit den hohen, spitzen Giebeln, die Stockwerke immer das darunterliegende überragend, altertümliche Schilder und Innungszeichen, gotische Kapellen und Kirchen, aber selten ein paar Menschen in den Gassen, alles so still in dieser Dämmerstunde. Ich glaubte, plötzlich ins Mittelalter versetzt zu sein, besonders als ich in die Herberge trat. Eine kleine gotische Türe, zwei Stufen abwärts in den Hausflur zu steigen, die Gaststube ein niedriger Raum mit kleinen Fenstern und runden Scheiben. An den Tischen saßen einige Männer in Kleidern, die auch aus Großvaters Zeiten zu sein schienen, bei ihrem Bier in hohen Zinnkrügen, wie ich sie nur aus Albrecht Dürer kannte. Ich saß hier bei meinem Abendessen hinter dem grünen, alten Kachelofen und lauschte dem Gespräch der Männer, wie Peter Bloch in dem Märchen, aber von einem verborgenen Schatz wurde nichts berichtet.

Als ich zwanzig Jahre später den Musäus zu illustrieren hatte, tauchte die Erinnerung an das alte Rothenburg an der Tauber lebendig wieder auf, und zehn Jahre darauf rief mir einst v. Ramberg in München zu: „Ich habe vorigen Monat auf einer Wanderung in Bayern mit Freund N. N. eine Stadt entdeckt, wo wir uns immer sagten, das sieht hier aus, als wenn es Ludwig Richter komponiert hätte; da sollten Sie einmal hin"; es war Rothenburg an der Tauber. Doch hatte ich damals nicht das geringste dort gezeichnet, sondern war am frühen Morgen weiter gewandert.

In Ansbach, wohin ich anderen Tages kam, war das Gespräch über Kaspar Hauser und sein trauriges Ende noch überall lebendig. In einem Buchladen sah ich Schuberts „Altes und Neues", dessen zweiter Band soeben herausgekommen war, und kaufte es sogleich, denn ich hatte den ersten Band in Rom gelesen und war davon tief ergriffen worden, wie das Buch denn zu jener Zeit in großen Kreisen eine bedeutende Wirkung hervorbrachte. Dergleichen Wirkungen begreift man nur, wenn man den Rationalismus

der verkümmerten Volkskirche bedenkt, welcher auf den protestantischen Kanzeln sein Wesen trieb. Er war so recht das Christentum des Philisters.

Am folgenden Abend kam ich nach Nürnberg, ging ins „Blaue Glöckli", wo die Maler gewöhnlich Herberge nahmen, und bewohnte die ganze erste Etage, die freilich nur zwei Fenster breit war und ein einziges Zimmer enthielt. Zu meiner Freude hörte ich vom Wirt, daß ein Maler das dritte Stockwerk bewohne; es war Hieronymus Heß, der Schweizer und Freund des alten Koch, dem er die Waldpartie in seinen „Schmadribach" gemalt hatte. Die beiden Landschaftsbücher, in welche Koch seine Studien von Olevano und Civitella gezeichnet hatte, enthielten eine ganze Reihe ganz vortrefflicher, höchst humoristisch aufgefaßter und in Aquarell ausgeführter Baseler Persönlichkeiten von Heß. Natürlich war es mir daher höchst interessant, diesen oft besprochenen alten Gesellen hier so unverhofft anzutreffen. Am anderen Morgen besuchte er mich in meiner Beletage, im tiefsten Negligé, ohne Rock und Weste, die Hemdärmel aufgestreift, mit ungekämmtem Haar, in dem noch Bettfedern und Strohhalme hängen geblieben waren, und holte aus mir heraus, was ich von den römischen Bekannten mitzuteilen wußte. Der wirklich in hohem Grade begabte Mensch war eines jener fahrenden Genies, welche sich aus einer gewissen Sturm- und Drangperiode nicht herausfinden können noch wollen und deshalb trotz großen Talentes zu keiner rechten Entfaltung und Verwendung desselben gelangen. Hier in Nürnberg zeichnete er meist für Buchhändler und machte alles, was von ihm begehrt wurde, leider aber nichts, wozu sein Talent sich eignete und wodurch er sich hätte bemerkbar machen und Ruf erlangen können. Seine Art zu zeichnen, hatte viel von seinem großen Landsmann Holbein, denn Heß war auch ein Baseler. Sie war sicher, fast jede Linie von Verständnis zeugend; die Auffassung hatte

etwas einfach Großes, Stilvolles, mit feinster Beobachtung der charakteristischen Züge seines Gegenstandes. Die Aquarelle sind gewöhnlich tief in der Farbe und erinnern auch in dieser Beziehung an Holbein.

Ich glaube indes, sein Element war eigentlich das Komische und der Humor; überaus humoristisch z. B. ist seine Aquarelle, welche Thorwaldsen besaß, und die unter dem Namen „Die Judenpredigt" bekannt ist. Die originelle Szene ist folgende: Es war in Rom Gebrauch, daß alljährlich in einer Kirche, dem Eingang des Ghetto gegenüber, eine Predigt abgehalten wurde, welcher die Juden beizuwohnen verpflichtet waren.

Die wunderbaren Judengesichter in allen möglichen Schattierungen, entweder stumme Verachtung oder geheuchelte Gleichgültigkeit zur Schau tragend, andere sich windend und pressend, um ihre innere Entrüstung und ihren Grimm nicht laut werden zu lassen, sind ebenso originell als tragikomisch in der Wirkung dargestellt.

In Nürnberg war nun meine lange Fußwanderung zum Abschluß gekommen; von hier fuhr ich mit der Post nach der lieben Vaterstadt zurück. Ich schließe dieses Kapitel mit dem Briefe von Maydells, den ich in Nürnberg zu meiner innigsten Freude vorgefunden hatte.

Roma, den 27. Juli 1826.

Mein lieber alter Hadrian!

Gelobt sei Jesus Christus, der Sich selbst zum Anfang und Ende all unseres Denkens und Tuns setzen möge, wie Er das A und O der Schöpfung ist. Hat Er doch gesagt, daß Er bei uns sein wolle, bis an das Ende der Tage, so liegt es an uns, wenn wir Ihm nicht auftun und eingehen lassen, denn Er steht und klopft an, ob eine Seele Ihm auftue, daß Er Abendmahl mit ihr halten möge, und sie mit Ihm. Aber wir lassen soviel andere Dinge eingehen, die, wenn wir ihnen auch nur Einzugsrecht gestatten wollen,

doch Besitz und festen Fuß fassen und sich so breit machen, daß der Herr, der immer noch in demütiger Knechtsgestalt umhergeht, vor dem bunten Gedränge nicht hinzu kann. Darüber muß ich so klagen als wie Du, mein liebster Junge, ob ich gleich nicht wie Du durch soviel Neues aus mir herausgeführt werde, und bei der einfachen Tagesordnung mehr auf mich achtgeben könnte.

Aber es sind wohl nicht die Außendinge, die uns zerstreuen, wenigstens nicht in dem Maße, als wir ihnen gern zuschreiben möchten; die eitlen Gedanken und Phantasien des Herzens, die nimmer rasten, und deren Lust im Fleisch ist, mögen wohl der eigentliche Verführer sein, die uns ableiten, wir mögen in vier Wänden eingeschlossen sein oder auf Feldern und Bergen umherstreichen. Da hilft denn nur beten, und beten, und beten.

Weißt Du wohl, daß ich mir einen Vorwurf mache, daß wir den letzten Abend, den wir zusammen waren in Regnano, das gemeinschaftliche Nachtgebet versäumt haben? Mir fiel es, als ich den anderen Tag allein zurückging, ein und kam mir wie ein schlimmes Zeichen für Dich vor, als würde die Reisezerstreuung Dich zum Öfteren davon abhalten. Man soll wohl gerade, wenn man am wenigsten dazu aufgelegt ist, am eifrigsten beten, und ich habe das in mehreren Fällen, wo ich wie Lutherus durchriß, bewährt gefunden.

Aber Du hast ja darin soviel Erfahrung wie ich, es liegt auch nicht an der Erkenntnis, sondern an dem Tun danach, und das bleibt allewege Stückwerk bis es einmal ganz in Stücken gehen und das Vollkommene anfangen wird. Wie gern sagte ich Dir nach Deinem Wunsch allerlei Trost und Stärkung, und da bitte ich denn den lieben Herrn, daß Er in meine schwachen Worte soviel von seiner Kraft legen möge, als Dir Not ist, kann doch keiner den andern trösten, ohne den Tröster, den Geist, der uns die Versicherung gibt,

daß wir Gottes Kinder sind, und einen Zugang haben zu Ihm, d. h. Jesum Christum den Erstgebornen aus vielen Brüdern. O du Glanz der Herrlichkeit, Licht vom Licht aus Gott geboren, mach uns allesamt bereit, öffne unser Herz und Ohren, daß der Geist hier von der Erde ganz zu dir gezogen werde. Wir sind noch Streiter Christi, mein Bruder, und tragen den Feind immer mit uns, der uns die Siegesfreude, solange wir noch auf dem Kampfplatz sind, nicht läßt, zumal wenn wir versäumen, das Konstantinszeichen I H S auf unser Panier zu setzen, mit dem wir am Ende doch, sei's auch unter beständigem Falle und Aufstehen, zur Siegespforte eingehen. O der Herr ist treu; der es verheißen hat, öffnet uns in der höchsten Not wie der Hagar die Augen, daß wir den Brunnen sehen, der doch so nahe liegt.

Wie hast Du doch so schön den alten Hofer in Thun gefunden oder bist zu ihm geführt worden, was nicht geschehen wäre, wenn Du wie Deine Absicht war und ich erwartete, mir aus Mailand geschrieben hättest, woran Dich vielleicht etwas unbedeutend Scheinendes verhinderte. Uns allen hat die Geschichte hier rechte Freude gemacht, einmal für Dich und dann für das Reich Gottes, das überall sein Körnlein Salz ausgestreut hat, den großen Strom, zu dem alle Menschen gehören, zu salzen. Sollte ich nach Thun kommen, so besuche ich ihn gewiß. Ich breche ab, weil ich heute den Vatikan einmal wieder besuchen will, und die Zeit schon da ist. Auf den Abend weiter.

Ich habe den weiten Weg in der Hitze umsonst gemacht; denn während des Sommers soll der Vatikan nur Donnerstags öffentlich sein. Auf dem Heimwege trat ich in mehrere Kirchen ein und endlich auch in die Chiesa nuova, wo es sich eben zu einer Nachmittagspredigt schickte, zu der ich mich denn auch in ein Winkelchen setzte. Sonderbar genug ging der Predigt ungefähr ein halbstündiges Vorlesen eines Abrisses aus dem Leben eines beato Angelo des Ordens vor-

her, und buchstäblich ein Abriß oder Abbruch; denn sowie der Sand verlaufen war, brach der Vorleser mitten im Satze ab und ging. Die Predigt selbst war fromm und gut gemeint, und zielte dahin zu beweisen, daß die Erde ein Tränental, valle delle lagrime sei. Der alte, lange, hagere Mann hatte ganz hohle Augen, die er oft aufschlug, und in seinem Wesen war etwas, das wie Heimweh aussah und wohl mehr als seine Worte wirken mochte. Auch äußerte er manches, dessen Konsequenzen zum höchsten Licht geführt hätten, die er aber nicht verfolgte, vielleicht weil sie ihm selbst nicht klar waren.

Es ist doch eigen, wie das einfache und kündiggroße Geheimnis, die Grundparole des Reiches Gottes, doch immer noch so unbekannt ist oder falsch verstanden wird, nämlich die Vergebung der Sünde aus purer Gnade. Der Stolz und Hochmut des Menschen stößt sich eben immer daran, auch wenn er die demütigste Gestalt annimmt. Rothe sagte letzt, die Menschen könnten es gar nicht glauben, daß Gott sich zu ihnen herabgelassen habe, und wollen immer vor allen Dingen zu Ihm herauf erhoben sein. O laß uns des Gottes freuen, der so niedrig geworden ist, daß wir uns nur nahen können in dem Maße wir uns der Menschenwürde, des Strebens nach Vollkommenheit usw. entschlagen und nur Seinen Gehorsam suchen, und wahrlich, wir brauchten nicht viel Mühe dazu, wenn wir uns die Nichtigkeit all dieser Bestrebungen nicht so mühsam verdeckten. Bringen wir es wohl je zu irgend mehr, als zu ruckweise guten Vorsätzen und allenfalls zu einer äußeren, konsequenten Befolgung derselben, die aber, wenn wir sie recht besehen wollen, auf ganz anderen Füßen, als jene Vorsätze sind, ruhen? Du hast wohl recht, wenn Du Deinen öden Zustand als eine Schule des Geistes ansiehst, davon Du lernen kannst, wie Du ohne Ihn nichts bist und also auch nicht imstande, Ihm aus eigner Macht entgegen zu gehen oder anderswo Reichtum

zu suchen. Das Gefühl der eignen Armut (Erkenntnis derselben reicht nicht hin) ist der sichere Vorbote des Herrn, und ich bin überzeugt, daß Er Dich nicht unbesucht gelassen haben wird. Doch gilt, wenn dies nicht der Fall gewesen sein sollte, stille sein und harren, wovon wir ja schon öfter gesprochen.

Es waren doch damals gute Zeiten, als wir beieinander waren und miteinander sprechen konnten, und es kann Dich, lieber Junge, nicht mehr danach verlangen, als mich selber, und unser Bergschloß will ich wohl lange nicht vergessen. Jetzt laufe ich herum wie ein Duett, dem die zweite Stimme fehlt, und ich habe auch gar keine Lust, mir irgendeine andere zu suchen, wo vielleicht einige Töne harmonieren, aber bis auf den Grund hält keine bei weitem aus, und ich weiß auch nicht, wie das mit einem anderen als mit Dir gehen sollte. Es ist wirklich kurios, wie wir zwei ineinander hineinpaßten, gerade in unserer Verschiedenheit, wo wir uns gegenseitig ergänzten, und ich meine, daß der liebe Gott aus uns beiden einen ganz exzellenten Kerl gemacht haben könnte. Es ist aber recht gut, daß Er's nicht getan; denn gerade das Gefühl des Ergänztwerdens ist sogar angenehm, wie das Löschen des Durstes.

Daß ich Dich noch in Dresden sehe, ist mir eine Hauptfreude, aber wie wird es nachher werden. Vielleicht machst Du einmal eine Reise nach Schweden und nimmst mich unterwegs mit. Es wäre doch gar hübsch, wenn wir wie den Lago di Fucino und den Wasserfall von Isola di Sora sahen, so auch den Mälar- und Wenersee und den Trollhättafall miteinander bereisten. Es wäre gar zu schön und hätte für unseren künftigen Verkehr auch den Vorteil, daß Du in meinem Hauswesen und meinen Umgebungen bekannt würdest, wie ich jetzt das Deinige in Dresden kennen lernen werde. Es wird Dir unter meinen Leuten gefallen, das bin ich überzeugt, und Du sollst sehen, daß es unter

der Eisrinde des Nordpols doch ein blühendes Leben gibt, mit reichen Früchten für das Herz. Es blüht des Christen inwendiges Leben und ist unter allen Zonen gleich.

Den 28. Gott zum Gruß, lieber Hadrian, und einen so freundlichen hellen Morgen, als der eben über die Granatbäume zu meinem Fenster hereinstreicht. Wo magst Du doch wohl jetzt sein; auf Bergen oder in Tälern in dem heimischen Grund? Wie es auch um Dich sei, in Dir sei der Friede, den uns der Herr gelassen hat. Mich ruft der Morgen so lustig heraus, mir wird das Stübchen zu enge, ich zöge gar zu gern mit Dir durch Feld und Wald, das sollte wohl ein hübsches Leben sein. Daß Dir Deutschland so gefällt, ist mir sehr recht, und ich meine, es soll mir auch gefallen, und sogar in der kalten Heimat, nach der ich mich recht sehne. Es wäre wirklich eine Krone auf unser Zusammenleben gewesen, wenn wir auch diese Reise miteinander hätten machen können, und vielleicht begleitest Du mich über Berlin und Magdeburg nach Hamburg und Lübeck, da Du Norddeutschland noch gar nicht kennst; es wäre eine Ostiareise ins große. Das Reisen steckt mir jetzt sehr im Kopfe, umgekehrt wie Dir, der Du Dich nach Ruhe sehnst; wären wir beisammen, so würde sich wohl beides geben. Ich nehme vor allen Dingen jetzt besonders von den Erscheinungen der Jahreszeit nacheinander Abschied, und mir wird weh und wehmütig dabei, und die Wehmut behalte ich wohl mein Lebelang. Wen sollte nicht die schöne Frakturschrift freuen, mit der der Herr in diesen Ländern das Buch der Natur geziert hat, die einen mit so mächtigen dunklen und doch so hellen Ahnungen erfüllt?

Verwandte Zeichen und Töne treten und klingen dem Menschen überall entgegen; aber er vernimmt sie nur undeutlich, und das Bewußtsein, herausgetreten zu sein aus der heiligen Stelle, wo alles zu einer Harmonie und verständlichen Schrift zusammenfließt und die Sehnsucht danach, ist es, was diese Wehmut in uns gießt, die gleich dem Ge-

wissen eine starke Stimme ist. So fühlen wir denn, daß wir hier nicht zu Hause sind, sondern gleich den Erzvätern eine bessere Heimat suchen, und sollten wir eigentlich unsere kleinen Reisen als vorbildlich der Lebensreise ansehen, und es fände sich da mancher nützliche Vergleich. Aber des schweren Fleisches wegen muß der Geist, der sich am liebsten nicht ausruhte, doch aus mancherlei Rücksicht eine Ruhestatt suchen, und dawider dürfen wir nicht tun; denn wir sind nicht umsonst so zusammengesetzt, und nur wenn einem jeglichen Teil sein Recht geschieht, kann des Menschen Leben recht rund und tüchtig werden.

Es ist wohl sehr richtig, wie unser alter Rothe neulich sagte, und gehört ganz hierher, wie Du bald sehen wirst; daß die ganze Welt die eigentliche Kirche Gottes sei, die Anstalt, durch welche Er die Menschen zum Himmelreich bildet, und wir sehen deutlich, wie die Begebenheiten in der Weltgeschichte, die Fortschritte in profaner Erkenntnis, die Ausbildung des Menschengeistes durch Kunst und Wissenschaft, wenn sie auch in der Nähe dem beschränkten Blick ganz den Wegen Gottes zuwider zu sein scheinen, doch immer zu hellem Licht im göttlichen Wort führen, und die Menschen empfänglicher für die Tiefen desselben machen. Ja es wäre deutlich nachzuweisen, daß solche Erscheinungen von ausgebreiteterer und dauernderer Wirkung gewesen sind, als das Licht einzelner Erweckungen, mit denen der Herr hie und da einzelne Seelen heimsuchte, die als etwas für sich Abgeschlossenes und Vollendetes wenig Einfluß auf den großen Strom hatten, der, ohne sich an diese festgeankerten Felsen halten zu können, weil er sie noch nicht verstand, an ihnen vorüberrauschte und sie bald vergaß. Der Herr führt seine Menschen durch die gewaltigen Wogen der Zeit einem sicheren Ziele entgegen, dem wir uns als Weltbürger nicht vermessen entziehen dürfen oder sein Schäumen verachten, wenn wir auch im Herzen die Ruhestatt von des Lebens Arbeit gefunden

haben. Dies ist der Schade, den die Separatisten der Welt getan haben, daß sie sie zum Widerstande reizten und dadurch vom Ziele, das sie im ruhigen Fluß eher erreicht hätte, abhielten. Wer die Welt reizt, macht sie widerspenstiger, als sie von Natur gewesen wäre; darum soll, um die beiden Gleichnisse miteinander zu vereinigen, man sich in den Glanz und Fluß der Welt ergeben und dort seine Ruhestatt nehmen, der Welt und der Menschen selbst wegen, während das von Gott gelehrte Herz, dem Zuge sich entwindend, unverwandt dem Felsen Gottes zustrebt und an ihn sich klammert. Auch hier zeigt sich die Allgegenwart Gottes in Zeit und Ewigkeit. Du siehst, wieviel heller die Gegenstände von diesem Standpunkt sich zeigen, wie er uns verwehrte, die großen Wege Gottes in der Geschichte nach unserer schwachen Erkenntnis zu beurteilen und uns lehrt, die großen Taten der Menschen, ihre Kunst und Wissenschaft erst recht zu würdigen und sie zu bewundern wie den Leviathan und Behemot, an denen der Herr seine Macht gepriesen haben will.

Man braucht nun nicht mehr alles zu verdammen, an dem unser schwaches Auge das Siegel Gottes nicht erkennt, und es als eine Rebellion gegen ihn anzusehen; im Gegenteil ist es ein Gehorsam, wenn es auch nicht aus Gehorsam kommt, die Taten sind alle Gottes, aber die Gesinnung ist des Menschen. Damit ist ein großer gesetzlicher Zwang gelöst und ein Schritt der vollkommenen Freiheit entgegen getan, die uns erlaubt alle Dinge zu gebrauchen, allein daß es in Gott geschehe. Das Feld wird unendlich weit, und ein Beispiel, wieviel sich alles darauf tun läßt, habe ich letzt an Heßens Bild, dem Parnaß, gesehen. Es ist ganz herrlich und so frisch und herzstärkend und zeigt recht, wie ein heiliger Geist selbst durch profane Gegenstände weht, wenn man sie nur recht darstellt. Er hat sich der Sache ganz rein und unbefangen hingegeben und reine unschuldige Wesen geschaffen, die einem das Herz auftun und denen man folgen kann,

ohne zu fürchten, abgeführt zu werden. Dabei ist das Bild so schön und gediegen zusammenkomponiert, die neun Schwestern treiben nicht, wie auf dem Mengsschen Bilde und sonst gewöhnlich, jede ihr Handwerk für sich, daß das Wesen fast einem Tollhaus gleicht, sondern horchen aufmerksam dem Hochgesang ihres Führers, von dem jede zu lernen scheint, und um den sie sich ungesucht und doch nach innerer Verwandtschaft gar schön gruppieren. Der Gipfel des waldigen Parnaß mit Lorbeer, Zypressen, immergrüner Eiche, Goldäpfel ist prächtig gemacht, und auf beiden Seiten sieht man das Gestade und das weite Meer, auch ist es köstlich gemalt, und einzelne Stellen, die ganz fertig sind, können gar nicht besser gemacht werden. Das Bild hat mir sehr große Freude gemacht, das Verführerische liegt eben wieder nicht in den Dingen, sondern in unserem eitlen, unreinen Herzen, das sie mißbraucht und entheiligt, und je tiefer wir durch unseren Herrn in Gott wurzeln, desto mehr wird der Spruch, daß dem Reinen alles rein ist, an uns wahr, aber auch nur dann können wir uns auf ihn berufen.

Ich erkenne ja mehr und mehr, welch eine hohe Schule die Welt ist, wieviel man in ihr lernen kann, und welche mannigfache lehrreiche Aufgaben sie gibt, die man alle beim Abschließen von ihr verliert und unmöglich so die Ausbildung erlangen kann, zu der wir angewiesen sind, wogegen wir aber unserem ärgsten Feind, den wir immer mit uns tragen, gerade rechte Muße und Freiheit geben und ihn mit Stolz groß füttern, bis er uns zum Strick wird. Was ist nun das Resultat von allem? Getrost auf die Versöhnung Christi den Wegen Gottes mit uns ohne Klügeln folgen als Pilgrime, die ohne Führer der rechten Straße nicht kundig sind, und unsere Hoffnung auf eine bessere Heimat richten, wo das vollkommen erscheinen wird, davon wir jetzt nur Stückwerk sehen. „Er aber unser Herr Jesus Christus, und Gott unser Vater, der uns hat geliebt, und gegeben einen

ewigen Trost und eine gute Hoffnung, durch Gnade, der ermahne unsere Herzen und stärke uns in allerlei Lehre und guten Werken." 2. Thess. 2, 16, 17.

Sieh, Brüderchen, wenn wir beisammen wären, was ließe sich darüber nicht noch viel reden, es wäre ein rechtes Gespräch im Freien, daß man seine Gedanken an Berge und Ströme und Wälder und Städte anknüpfen könnte und sich und die Dinge zugleich besser verstehen; schriftlich nimmt sich's schlecht aus, und Du mußt Dich eben mit mir gewöhnen, zwischen den Zeilen zu lesen, weil mir oft beim flüchtigen Schreiben die Hauptspitze des Gedankens daneben fällt, wo Du sie dann suchen mußt. Bei Dir hat es aber keine Not, Du wirst mich schon verstehen und wohl sehen, daß das keine neuen Ansichten sind, sondern die alten nur auf einen höheren Standpunkt genommen, daß die nächsten Gegenstände die ferneren nicht mehr so decken. Wie gern hätte ich jetzt gleich Deine Antwort darauf. Vergiß sie wenigstens nicht!

Neuigkeiten von hier wirst Du wohl keine besondere erwarten, da Deine Abreise selbst noch unter die Neuigkeiten gehört; doch sind so allerhand Kleinigkeiten, als daß meine Tour mit Rothes nach Olevano usw. bis auf den Herbst verschoben ist, daß die Mittwochabendstunden den Sommer über ausgesetzt sind, was mir recht leid tut, und wozu wir uns erst nach mancherlei Beratung entschlossen; sonderbar war es, daß gerade an dem Abend, wo die Aussetzung angesagt wurde, die Kirche so voll war, wie vielleicht nur im Anfange, doch waren es alle Handwerker, die gewöhnlich nicht Stich halten.

Braun macht nun ernstliche Anstalten zur Abreise, und hat schon seine Sachen fortgeschickt; aber was sagst Du dazu, daß auch Fabers fest entschlossen sind, im nächsten Frühjahr abzuziehen und nach Hamburg zu gehen? Es ist wirklicher Ernst, und ich meine, sie haben recht, wenn sie nicht ihr

Leben lang hier bleiben wollen, daß sie das nahe Alter nicht abwarten, wo das Wiedereinwohnen um so schwerer wird. Da sie über Dresden wollen, so siehst Du sie noch. Anfangs hatte die Frau sich ausgedacht, daß der Alte mit mir gehen sollte; aber das lehnte ich gerade ab, so lieb er mir auch sonst ist. Nach einem guten Gefährten auf der Fußreise sieht er mir nicht aus, und wenn ich einmal nicht mit Dir gehen kann, so will ich frei und ungebunden sein. Wer sonst noch so auf dem Sprung zur Abreise steht, weißt Du ohnehin.

Angekommen sind ein gut Teil fremde Gesichter, aber noch niemand für uns; doch ist bemerkenswert, daß Launitz nebst seinem Neffen seit mehreren Sonntagen fleißig die Kirche besucht und letzt sogar mit kommunizierte; ich bin neugierig, ob da irgendein Same aufgeht, verhalte mich jetzt aber noch ganz ruhig, weil ich nichts durch unberufenes Hereintappen verderben mag.

Einen sehr interessanten Besuch hatten wir hier, leider nur kurze Zeit; doch erwarten wir ihn jetzt auf einige Tage von Neapel zurück, nämlich den Erlanger Professor Schubert, den Verfasser von „Altes und Neues" und anderer Bücher, von dem wir öfters gesprochen. Er reist mit seiner Frau und ein paar Studenten, seinen Schülern, mal eine echt christliche Reisegesellschaft, die uns manchen Trost und Erbauung gebracht haben. Leider ist so ein berühmter Mann von allen Seiten gleich so belagert, daß unsereines wenig an ihn kömmt, obgleich dieser so einfach und kindlich ist und der Christ den Gelehrten so verschlungen hat, daß man keine Scheu vor ihm selbst haben kann. Seine Begleiter hatten wir mehr unter uns, auch einmal am Sonnabend abend. Es muß doch unter der deutschen Jugend ein eigenes Leben sein, besonders in Erlangen, nach der Erzählung der jungen Leute, wo die christlich Gesinnten bei weitem die Mehrzahl ausmachen. Wenn Du diesen Brief in Nürnberg erhältst, so kannst Du Dir etwa das Ding ansehen, da Du ja, wenn Du

nach Streitberg und ins Muggendorfer Tal willst, ohnehin durch Erlangen mußt.

Nun sind aber meine hiesigen Nachrichten zu Ende und der Mittag nahe, wo der Brief auf die Post muß. So will ich Dir nur über inliegendes Wechselchen die gehörige Notiz geben. Baumgarten kann eben immer noch nicht zahlen, so gern er wollte, und da ich nun mir wohl denken kann, daß Dich das, besonders wenn Du darauf gerechnet hattest, was ich nicht wußte, in große Verlegenheit setzen mag, so schicke ich Dir hier aus meiner Tasche einen Wechsel auf 44 Augsburger Gulden, an Wert 5 Louisdor oder 22 Scudi, den ich nicht auf Gold stellen wollte, da das hier sehr teuer ist und Du wohl daran verloren hättest. Kann Baumgarten hier zahlen, so ziehe ich es mir von Deinem Gelde ab, wo nicht, so bekomme ich es von Dir in Dresden, und Du kannst mir auch von einem Teil die bewußten Farben kaufen. In Verlegenheit kann mich diese Auslage nicht setzen; denn sollte auch mein übriges verliehenes Geld nicht richtig eingehen, so wird doch Schnorr, der, als er von meinem Vorhaben hörte, sogleich teil daran nehmen wollte, mir wenigstens dann aushelfen. Mehr zu schicken hielt ich für überflüssig, erst, weil Du es nicht verlangt hast, und weil man dann leicht zu überflüssigen Ausgaben verleitet wird, die einen dann beim Wiederzahlen drücken. Melde mir doch sogleich den Empfang des Wechsels, damit ich Valentino davon benachrichtigen kann.

Nun, so lebe denn recht wohl, Du lieber treuer Bruder, es grüßen Dich alle unsere Brüder, Rothes, Schnorr, Faber, Schilbach, Simon und sonst die Freunde, vor allem aber mit dem Segen des Herrn

Dein L. v. Maydell.

Bitte appliziere Piccinino einen Kuß für seinen geistreichen Brief, über den wir sehr gelacht haben, bis auf Fabers Mops, der sich beleidigt fühlt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dresden 1827.

Das Herz pochte stärker, als der schwerfällige Postwagen vor dem alten Posthause auf der Landhausstraße hielt. Ich eilte sogleich in die nahe, große Schießgasse, sprang die drei Treppen hinauf und klingelte an der Tür mit dem kleinen Schilde: „Karl August Richter, Professor.“ Auf ging die Tür; der Vater stand vor mir; wie stark hat sich der Moment eingeprägt! Ich sehe das gesunde, gerötete Gesicht noch vor mir. Etwas überrascht schaute er mich mit seinen blauen, von buschigen Augenbrauen überwölbten Augen freundlich an, und mit seinem eigentümlichen, trocken humoristischen, gutmütigen Tone sagte er nur: „Sieh da! der Ludwig, der Römer! nun schön willkommen!“ Wie kam mir alles so sonderbar vor, als sei ein alter Traum wieder lebendig geworden. Der Vater trug eine alte Mütze von grünem Saffianleder; der alte blaue Oberrock mit den Spuren von Scheidewasser, das oft beim Plattenätzen darauf gespritzt war, wurde von einem rotbaumwollenen Tuch um die Hüften zusammengehalten. Manchmal vertrat die Stelle dieses Gürtels auch nur ein Bindfaden; denn der Rock hatte die Knöpfe verloren, und niemals durfte die Mutter sie ergänzen. Das Warum? war unerforschlich. Eine Sonderbarkeit war es auch, daß er niemals ein Schermesser über seinen Bart ergehen ließ, sondern diesen — Bärte trug man damals ja nicht — mit einer kleinen, spitzen Schere sich abzuschneiden pflegte, zu zwicken, wie er es nannte.

So stand nun der gute, sonderbare Papa vor mir in dem hellen Vorzimmer, das zugleich seine Gemäldesammlung enthielt; denn Bild an Bild bedeckte die Wände. Da hing ein großes Gemälde in der Mitte: „Die Zeit enthüllt die Wahrheit“, eine frostige Allegorie von Casanova, zwei gute

Reitergefechte von Theodor Maas, Porträts und Kopien aus der Galerie nach Bodmer, Zelter u. a. von Gränicher, einem sehr begabten, aber in großer Dürftigkeit früh verstorbenen Dresdener Künstler; dann ein großes Bild von Konrad Geßner, dem Sohne des Idyllendichters, „Reiter, die bei Nacht durch einen Wald einem großen Feuer entgegenreiten"; ferner Kopien von mir nach Ditrici und Weynants, auch eine eigene Komposition.

In diesem Vorzimmer standen auch zwei mit weißer Ölfarbe angestrichene niedere Schränke, die seine ziemlich bedeutende Kupferstichsammlung enthielten. Eine Tür rechts führte nun in die vorderen Wohnzimmer, während eine solche zur Linken in des Vaters Arbeitszimmer ging, das in einem Flügel des Hinterhauses lag. Die Stube war recht gemütlich, ja sie hatte sogar einen noblen Anstrich, was der Vater überhaupt in seinen Einrichtungen liebte. So hatte er hier eine wirklich höchst geschmackvolle und kostbare Tapete angebracht, die aus dem Nachlasse des alten und berühmten Anton Graff stammte. Dieser hatte sich nämlich eine Leinwandtapete selbst gemacht, die er als Hintergrund für seine Porträts höchst vorteilhaft fand; sie war mit Ölfarbe auf die grundierte, grobe Leinwand getragen, hatte einen tiefen, frischgrünen Ton, auf den mit freier Hand eine Art großes Damastmuster in einer etwas dunklen, saftig grünen Farbe gemalt war. Es war der Ton, den Holbein oft als Grund seiner Bildnisse brauchte, und auf welchem das Gesicht so leuchtend sich abhebt. Alles in diesem Zimmer nahm sich dadurch noch vorteilhafter aus, es war einfach und gediegen.

Um gleich in der Schilderung der Lokalitäten fortzufahren, will ich noch erwähnen, daß zwischen den beiden Flügeln des Hinterhauses in diesem Stockwerke eine Plattform oder Terrasse hinlief, auf welcher der Vater einen reichen Blumengarten etabliert hatte; gegen Abend war er da immer beschäftigt zu pflanzen, anzubinden, oder welke Blumen und

Zweige abzuschneiden und alles zu begießen. Das war nun sein blühendes, duftendes, buntes Elysium, seine Freude. Man sah von hier oben in die grünen Nachbargärten und auf die neu angelegten Promenadenwege. An Sommerabenden saß die Mutter hier nähend oder strickend, und die jüngeren Geschwister waren beschäftigt, Wasser zum Gießen der Blumen herbeizutragen.

So hatte sich das Leben im elterlichen Hause in meiner dreijährigen Abwesenheit wenig geändert. Die Mutter mit Schwester Hildegard walteten in den vorderen Zimmern, die nach der Straße hinaus lagen, und letztere übte sich hier fleißig im Blumenmalen und zeigte ein schönes Talent dafür. Hofmaler Dettelbach, ein ausgezeichneter Künstler in diesem Fache, erteilte ihr Unterricht und freute sich ihrer Fortschritte. Der Vater kam, außer bei Tische, selten in diese Regionen; denn trotz der angeborenen Herzensgüte von Vater und Mutter trübten doch lang andauernde Mißverständnisse und dadurch herbeigeführte Verstimmung die Tage, die sie glücklicher hätten verleben können. Wir Kinder hatten unter diesen Verhältnissen gar sehr gelitten und drückende Zeiten durchleben müssen.

Bruder Willibald fand ich nicht mehr im Hause; er war seit einem Jahre in Krakau, bei dem reichen Grafen Potocky, wo er eine sehr angenehme und vorteilhafte Stellung als Zeichenlehrer angenommen hatte, und die Familie auf ihren großen Reisen später begleitete. So bereiste er mit ihnen Bessarabien und war längere Zeit in London und Paris. Bruder Julius, der jüngste, ein frischer und vielseitig begabter Knabe, war noch zu Hause. Auch er zeichnete, radierte, malte, fast gänzlich sich selbst überlassen, und in allem zeigte sich eine wunderbare Geschicklichkeit leichten Aneignens und ebenso leichten und sicheren Produzierens.

Ein schöner Zug des Vaters war, wie ich schon früher erzählt habe, die große, zärtliche Liebe zu seiner Mutter.

Diese, meine gute Großmutter, die länger als zwanzig Jahre in Blindheit still und ergeben zugebracht, war nun gestorben, und dem zur Arbeit nicht mehr fähigen Großvater war eins der vorderen geräumigen Zimmer eingeräumt worden, wo er von meinen Eltern mit großer Liebe gepflegt wurde.

Der Großvater war ein großer, stattlicher Mann und jetzt, wo er sein neunzigstes Jahr überschritten hatte, noch immer ziemlich rüstig. Die drei Treppen stieg er ohne Beschwerde täglich wenigstens einmal hinab und hinauf, machte seine kleinen Einkäufe von Schnupftabak oder sonstigen Nebenbedürfnissen, und besuchte nachmittags eine stille Bierstube in dem engen, dunklen Friesengäßchen, wo er ein Glas einfaches Bier trank und um diese Stunde einen einzigen ebenso alten Gast fand, mit dem er von alten Zeiten plaudern konnte. Daß er einst auf dem Heimwege aus dieser stillen Sozietät von einem Jungen gestoßen, fiel, das Bein brach, und infolgedessen in seinem neunundneunzigsten Jahre starb, glaube ich bereits früher berichtet zu haben. Er ging regelmäßig am Sonntag der heiligen Messe beizuwohnen, las täglich sein Morgen- und Abendgebet und unterhielt sich auch gern, wenn sich die Gelegenheit bot, über religiöse Dinge. Leider fand er in dieser Beziehung keinen Anklang im Hause, was ihn endlich verschlossen machte; denn wenn Mutter und Schwester auch öfters zur Kirche gingen, so geschah das vom Vater nur einmal jährlich, und zwar am Silvesterabend; sonstige Äußerungen eines religiösen Bewußtseins oder Strebens waren nirgends zu erblicken.

Beim Großvater hoffte ich jetzt ein Verständnis zu finden für das, was mich innerlich belebte, wurde aber bald enttäuscht; er glaubte an die Kirche um der Kirche willen, und mein Glaube beruhte auf dem lebendigen Christus und seinem Evangelium. Er nannte dies aber „Herrnhutisch", und suchte seine Ruhe in der F o r m, die ihm genügte.

Ich habe oben erzählt, wie der Vater es liebte, sich mit

einem gewissen künstlerischen Apparat recht stattlich zu umgeben und zu schmücken, während er in sonderbarer Weise sich selbst äußerlich vernachlässigte. Seine künstlerische Tätigkeit bestand jetzt nur noch in kleinen Kupferstichen für Bücher, und vorzüglich in den zu jener Zeit beliebten Prospektradierungen.

Sein lebendiges Naturgefühl, die Erfindungskraft und die außerordentliche Virtuosität bei ausgeführten Tuschzeichnungen fanden keinen Anlaß mehr zur Betätigung, und so erloschen nach und nach diese Begabungen, welche ohnehin durch die manierierte Schule Zinggs nicht zu ihrem vollen Ausdruck kommen konnten. Man war zur Natur zurückgekehrt, und die Manieristen waren überwunden. Der Vater fühlte das gar wohl; aber zu alt, um in die neuen Anschauungen sich einzuleben, mußte er sich resigniert auf das kleine Arbeitsfeld zurückziehen, welches ihm allein noch übrig geblieben war. So fand er zuletzt seine liebste Erholung, wenn er ein paarmal in der Woche mit einigen alten Bekannten bei einem Schoppen Wein zusammentreffen und in heiteren Gesprächen das ihn Bedrückende vergessen konnte.

Bald nach meiner Ankunft in Dresden hatte ich eine kleine, hübsche Wohnung an der Bürgerwiese bezogen, wo ich auch in der Nähe Augustens war.

Daß ich von den Eltern sogleich zu ihr geeilt, versteht sich von selbst. Ich schweige von der glückseligen Stunde unseres Wiedersehens nach so langer Trennung, von den liebsten Stunden, die ich bei ihr zubringen durfte in dem Blumengärtchen hinter dem kleinen Hause, oder mit ihr durch die Felder nach den Höhen von Räcknitz gehend, von wo man die Stadt und das ganze freundliche Elbtal übersieht.

Bald konnte ich sie auch mit Oehme und dessen Braut zusammenbringen, deren Bekanntschaft sie erneuerte und mit der sie nun befreundet wurde. Als drittes Paar in diesem

Bunde erschien endlich noch Peschel, der einige Wochen nach mir von Italien zurückkehrte und seine Verlobte uns zuführte. Da dieses Doppelkleeblatt in ähnlichen Verhältnissen, gleichen Interessen und Strebungen sich fand, so war nichts natürlicher, als daß der innigste, freundschaftlichste Verkehr daraus entsprang und die heitere Blüte jener Tage wurde.

In einen anderweiten Kreis wurde ich durch Peschel eingeführt. Im Gasthof „Zum blauen Stern" auf der Meißener Gasse wohnte ein junger Mann, namens Berthold, der, von Kindheit an hinkend und kränklich, jetzt fast niemals sein kleines Dachstübchen verließ und deshalb von seinen Freunden gewöhnlich in den ersten Abendstunden besucht wurde, teils aus Anteil, um ihm seine Einsamkeit zu erleichtern, teils aber seines anregenden und interessanten Umganges wegen; denn die Motive unseres Handels sind ja oft gemischter Art. Er hatte das Gymnasium, später die Akademie und den Aktsaal besucht, mußte aber, durch zunehmende Kränklichkeit am Ausgehen verhindert, seine weiteren Studien aufgeben und arbeitete nun für sich kleine Kompositionen, die er jedoch niemandem zeigte. Seine Muse war ein schüchternes, fast menschenscheues Wesen, sie besuchte ihn nur in stillen, einsamen Stunden, und sobald die Klingel an der Vorhaustür ihre dürftige Stimme erklingen ließ, hörte man im Stübchen ein Geräusch, Reißbrett nebst Zubehör verschwanden, mit offenem Blick reichte er dem Eintretenden herzlich die Hand entgegen, und niemand konnte ihm anmerken, wie innig er sich noch eben bemüht hatte, den Eingebungen jener Freundin Form und Gestaltung zu geben. Seine Mutter, eine feine, sanfte Frau, leitete die Wirtschaft im Hotel, und wenn sie auf einige Minuten heraufkam, nach ihrem Ferdinand zu sehen, so mußte man sich an dem liebevollen Verhältnis, das zwischen Mutter und Sohn bestand, erfreuen.

Im Dachstübchen Zum blauen Stern fand man also in

der fünften Nachmittagsstunde immer einige Freunde und Bekannte. In früheren Jahren bestand diese Gruppe aus Koopmann, Kügelgen, Ad. Zimmermann, Götzloff und Peschel, jetzt hatte der Kreis sich aus letzterem, Oehme, Hantzsch, Architekt Herrmann und mir gebildet. Hier wurde nun alles, was auf den Kunstgebieten auftauchte, mit Lebhaftigkeit durchsprochen; diejenigen, welche Rom gesehen hatten, schwelgten in der Erinnerung jener Tage und berichteten über Erlebtes und Geschautes, und Berthold verstand vortrefflich, aus jedem etwas Gutes hervorzulocken und in verwickelte Streitfragen Ordnung und Klarheit zu bringen. So verdankten wir diesen, im Dachstübchen bei Berthold zugebrachten Stunden vielseitige Förderung, sie waren uns allen ein wesentliches Bedürfnis geworden. Auch in religiöser Beziehung fand im allgemeinen Übereinstimmung statt und bildete den Grundton unserer Harmonie.

Eines originellen, älteren Mannes muß ich hier noch gedenken, der, mit uns allen vertraut, von Zeit zu Zeit im Bertholdschen Abendkreise erschien und ein großer Kunstfreund war, zwar durchaus weder sammelnder noch kaufender und ebensowenig kritischer und gelehrter, aber eifrig produktiver. Er hieß Reichel, auch Reichöl genannt, war seines Zeichens Apotheker, hatte es aber vorgezogen, diesen Beruf aufzugeben und eine Leihbibliothek in Neustadt zu etablieren, die er im Sommer von einem Verwandten besorgen ließ; dadurch gewann er Zeit, seiner Lieblingsneigung zu folgen und nach der Natur Landschaften zu zeichnen. Fast alltäglich sah man ihn, einen alten Buchdeckel, mit ordinären Papierstücken versehen und mit Bindfaden zugeschnürt, unter dem Arm, nach dem Walde laufen. Vom Linkeschen Bade aus ging er den von dichtem Kieferwald beschatteten Prießnitzbach hinauf bis zu dem Wasserfall, der sich über Granitmassen herabstürzt. Dieses einsame Territorium war sein Lieblingsaufenthalt, und unermüdlich zeichnete er nicht ohne

ein gewisses Naturgefühl auch die uninteressantesten Partien; ihm war aber dort alles interessant, und er fühlte sich dabei überaus glücklich. Daß seine matten Bleistiftzeichnungen weder genau noch besonders sauber und ganz ohne Wirkung waren, darüber hat er sich gewiß niemals gegrämt: er war vollkommen glücklich und fühlte sich höchst behaglich bei dieser Beschäftigung ohne Anstrengung.

Den bedeutendsten Einfluß auf Kunst und Künstler übte zu jener Zeit in Dresden der Baron von Quandt. Seit einigen Jahren hatte er Leipzig, seinen früheren Wohnort, mit Dresden vertauscht, und sein angenehm gelegenes Haus mit der vorzüglichen Gemäldesammlung neuerer deutscher und mehrerer alter Meister bildete öfters den Sammelplatz von Künstlern und Kunstfreunden. In Rom, wo er mit seiner Gemahlin den Winter 1810 zubrachte, verfolgte er mit Begeisterung den Entwicklungsgang der deutschen Kunst und freute sich namentlich des sich glänzend entfaltenden Talentes seines jungen Landsmannes Julius Schnorr, mit dem eine innige Freundschaft ihn verband.

Zu allen Zeiten haben Männer, welche, durch Vermögen begünstigt, eine unabhängige Stellung einnahmen und mit lebhaftem Geist, Verständnis und warmer Überzeugung eine bestimmte Richtung verfolgten, wohltätig fördernd auf die verwandten Elemente eingewirkt, indem sie für das Zerstreute einen Sammelpunkt bildeten, von dem aus das Leben sich erhöhte und in weitere Kreise verbreitete. So war es hier bei Quandt. Seine reiche Kupferstichsammlung — es war besonders die Schule Marc Antons, Schongauer und Dürer in kostbaren und seltenen Drucken vertreten — gab so manchen Winterabend Genuß und anregende Unterhaltung. Näke, Oehme, Peschel und ich kamen mit einigen Kunstfreunden fast regelmäßig bei ihm zusammen. Uns drei letztgenannten gab es einen gewissen Halt, eine Hoffnung auf die Zukunft, daß wir in Quandt einen Vertreter jener Richtung fanden,

welche uns beseelte, die aber von den älteren Künstlern in Dresden nicht wohl angesehen, von vielen geradezu als Verirrung bezeichnet wurde und auch im Publikum noch wenig Anklang fand.

Bei Oehme hatte Quandt eine größere Landschaft bestellt, von mir wünschte er zwei italienische Landschaften in mittlerer Größe, und ich wählte Civitella und Ariccia, charakteristische Motive aus dem Sabiner- und Albanergebirge. Zunächst aber machte ich mich an den Entwurf eines großen Bildes aus dem Lauterbrunner Tale und nahm dabei zur Staffage einen Auszug der Hirten und Herden auf die Alm. Quandt ermutigte mich zur Ausführung, um es zur Ausstellung nach Berlin schicken zu können, wo man an der Akademie einen Landschafter suchte, weil Helmsdorf, den man für diese Stelle erkoren, sie nicht angenommen hatte, sondern einem Rufe nach Straßburg gefolgt war. Ich will hier sogleich hinzufügen, daß dies Bild in Berlin nicht gefiel, also eine Berufung auch nicht stattfinden konnte.

Im Jahre 1827 kamen mehrere Freunde aus Rom zurück, die ihren Weg über Dresden nahmen. Ich nenne nur Schnorr, Maydell, Karl Schumacher. Durch Schnorr wurde ich mit dessen Schwager Blochmann näher bekannt, einem Schüler und Freunde Pestalozzis und Begründer des weit und breit berühmten Erziehungs-Instituts in Dresden. Maydell wohnte acht Tage bei mir, und das waren mir glückliche Tage; denn ich hing an dem herrlichen Menschen mit einer Begeisterung, wie sie nur durch die innigste Übereinstimmung des Edelsten und Besten, was in uns lebt, erzeugt werden kann. Er lernte auch meine Auguste kennen; da meine Wohnung in ihrer Nähe war, so besorgte sie uns das Mittagessen herüber und überwachte auch sonst meinen kleinen Haushalt, samt der alten Haushälterin. Ihr einfach natürliches Wesen, das Resolute, Verständige, Tüchtige in allem, was sie vornahm, Muster und musterhaft geschult im Haus-

wesen und Küche, und endlich ohne viel Worte und Gebärde, von Herzen demütig und gottesfürchtig, so war sie ein Bürgermädchen jener Zeit. Maydell hatte sie sehr gern, und in späteren Jahren unterließ er nie, in seinen Briefen nach Frau Gustel sich zu erkundigen.

Es versteht sich, daß gar manchmal die gemeinsam verlebten letzten Jahre in gewissen Kapiteln durchsprochen wurden, das Zusammentreffen am Silvesterabend, die Ostiafahrt, die Wanderung durch die Abruzzen, der originelle Aufenthalt in Civitella, alles dies und anderes tauchte in der Erinnerung wieder auf. Maydell, der nun in seine Vaterstadt Dorpat zurückkehren wollte, ging einer sehr zweifelhaften Zukunft entgegen; denn es ist nicht leicht, von allem Kunstleben weit entfernt, ohne äußere Anregung, sein Ziel zu verfolgen und sich frisch zu erhalten. Doch er vertraute der Leitung seines Gottes mit Ruhe und völliger Zuversicht; er wußte, wie er auch geführt werde, so sei es das Gute und Beste für ihn; seine Aufgabe sei es nur, diesen Willen seines Herrn zu erkennen und in solcher Erkenntnis das Rechte zu tun. So schieden wir nun abermals mit wehmütigem Herzen, aber doch auch innerlich gestärkt und getröstet.

Auch meine Aussichten waren nichts weniger als ermutigend; denn die schönen Verheißungen meines väterlichen Freundes Arnold waren leider zu Wasser geworden. Als ich einstmals zu ihm kam, fand ich ihn vor seinem Schreibtische sitzend, gebeugt, den Kopf auf die Hand gestützt, vor ihm zwei erbrochene Briefe, und er sagte mir: „Hier liegen zwei Briefe von Geschäftsfreunden, die mir melden, daß Maklot in Stuttgart meine neuen Prachtausgaben von Schillings, van der Veldes und Trommlitz' Schriften nachgedruckt und für einen Spottpreis angekündigt habe. Nun liegen diese großen Auflagen wie Blei bei mir. Das große Kapital, das ich hineingesteckt habe, ist verloren, und ich weiß nicht, ob ich nicht in den nächsten Tagen meine Handlung schließen muß."

Durch Arnolds Mitteilung zerplatzte für mich freilich eine schöne Seifenblase; doch wurde ich eigentlich weniger davon überrascht, als man hätte denken können. Allein die mir von ihm früher eröffnete Aussicht auf ein Jahrgehalt von achthundert Talern mit der Bestimmung, Bilder nach eigener Wahl und Erfindung dafür zu malen, schien mir ein allzu schimärisches Glück, um so recht daran glauben zu können. Arnold war übrigens von der Hiobspost soeben überrascht worden, und ich war gerade zu diesem Moment gekommen. Der Schlag war hart für ihn, doch nicht in dem Grade, wie es so oft der erste Augenblick erscheinen läßt. Für mich ergab sich aber die Notwendigkeit, in der früher geübten Weise, nur womöglich etwas künstlerischer in der Wahl, „An- und Aussichten" für ihn zu radieren, wodurch für einige Jahre meine bescheidene Existenz gesichert war.

Man muß bedenken, daß in jener Zeit Kunstvereine noch nirgends existierten, daß die Zahl der Gemäldesammler und Kunstfreunde eine sehr geringe war; an eine Anstellung an der Akademie durfte ich nicht denken, zumal der einzige Lehrer für das Landschaftszeichnen mein Vater war. Bei alledem fühlte ich mich glücklich; denn ich war durch Quandts Bestellung und die Arbeiten für Arnold für zwei bis drei Jahre gedeckt und ohne Sorgen und konnte nach des Tages Arbeit zu einer lieben Braut eilen und mit ihr zuweilen spazieren gehen. Oehme hatte inzwischen seine Emma als Gattin heimgeführt.

Unter den alten schönen Linden in der damals einfachen Hochschen Wirtschaft des großen Gartens fanden sich oft die römischen Bekannten und Freunde ein. Der Kupferstecher Stölzel, Peschel und Hantzsch, Schumacher, nachmals Hofmaler in Schwerin, Oehme und Frau und ich mit Braut haben da manchen schönen Sommerabend gar gemütlich und lustig zugebracht.

Im Winter kam Gustchen oft zu den Eltern, oder ich

war bei ihr, wo ich ganz besonders bei der heiteren und gutherzigen Frau Böttger und der alten Jungfer Köhler sehr wohl gelitten war. Letztere, siebenzigjährig, eine arme Verwandte Böttgers, lebte schon seit Jahren im Hause.

Nun ergab sich ein Übelstand dadurch, daß mein Papa und Vetter Böttger einander nicht besonders liebten. Der Vater war ein gutmütiger, natürlicher, jovialer Mann, der Herr Vetter Akziseinnehmer aber spitz, geschraubt und eitel, und wenn er übler Laune war, konnte er sehr unangenehm werden, und so entstand bald ein so gespanntes, ja feindseliges Verhältnis zwischen beiden, daß es auch für uns junge Leutlein recht drückend wurde. „Des langen Haders müde, da macht' ich endlich Friede", und zwar dadurch, daß ich dem Freund Oehme nachfolgte und Aufgebot und Trauung bestellte mit der Eltern Zustimmung, ja Wunsch.

Es fügte sich, daß über der dritten Etage, die meine Eltern bewohnten, eine kleine Wohnung frei wurde, welche gutes Licht, hübsche weite Aussicht und passende Räume hatte. Diese mietete ich, und bald war sie einfach aber recht traulich und freundlich eingerichtet. So fuhr ich denn an einem Sonntag in der Frühe, es war der 4. November 1827, mit Gustchen durch die noch ganz dunklen Gassen zur Kreuzkirche. Der Frühgottesdienst war eben zu Ende, der Gesang des letzten Verses und das verhallende Orgelspiel hatten unsere bewegten Herzen noch feierlicher gestimmt; wir gaben uns die Hände in Gottes Namen und empfingen den Segen der Kirche. Die angetraute Gefährtin ward mir ein Segen und das treueste Glück meines Lebens während der siebenundzwanzig Jahre, welche Gott sie mir geschenkt hat.

Der Hochzeitstag ging bei großer Einfachheit heiter und in schöner Stimmung vorüber, und wir beide trugen eine Seligkeit im Herzen, die uns still machte, weil es keine Worte dafür gab, und die sich mehr in Mienen, im Ton der Stimme und in dem herzlichen, langen Händedruck aus-

sprach. Mittags waren wir bei Böttgers zu Tisch, am Abend bei meinen Eltern, wo ein Punsch gebraut wurde; denn es war heute der erste Schnee gefallen und ein solcher Trank am Platze. Die einzigen Hochzeitsgäste waren Oehme mit seiner Frau. Er war mit beiden Eltern wohlbekannt; denn bei Böttger hatte er in früheren Jahren als Assistent der Akzise funktioniert, und meine Eltern hatte er später in seinen Künstlerjahren kennen gelernt. Sein höchst anmutendes Wesen, der sprudelnde, feine Witz und gutmütige Humor versetzte alles in die angenehmste Stimmung. So hieß es denn nun, nachdem ich sieben Jahre um meine Rahel gedient und geseufzt hatte: Ende gut — alles gut.

Von Flitterwochen oder Hochzeitsreisen war natürlich keine Rede. Aber wir führten ein paar Monate ein überaus glückliches Stilleben. Ich arbeitete an dem für Quandt bestimmten Bilde: „Der Abend und die Heimkehr der Landleute nach Civitella". Das Mädchen, welches die Felsenstufen aufsteigt und nach dem Beschauer heraussieht, war Gustchen, die ich dazu nach der Natur zeichnete.

Oberbaurat Schinkel in Berlin, welcher späterhin das Gemälde irgendwo besprach (siehe Jahn), nennt diese Figur den Mittelpunkt des Bildes, um den alles übrige sich gruppiere. Dies war zwar unwillkürlich und unbewußt so geworden, hatte aber doch einen recht natürlichen und guten Grund. Die Studie zu dieser Figur besitze ich noch als liebes Andenken aus jenen traulichen Tagen.

In dieser Zeit besuchte mich Baron von Rumohr mit seinem Freunde, dem Grafen Baudissin. Ersterer, als geistvoller Kunstschriftsteller durch seine „Italienischen Forschungen" unter uns Künstlern hochgeachtet, äußerte sich beifällig über das Bild, tadelte aber, und mit Recht, daß ich in den Schattenpartien, z. B. den Felsen, alles mit derselben Bestimmtheit ausführe, wie an den Lichtseiten, wodurch die malerische Wirkung geschwächt werde; auch sei es der optischen Wirklich-

keit nach unrichtig; denn im Schatten verschwänden für unser Auge mehr oder weniger die Einzelheiten in Form und Farbe, und die klaren Schattenmassen gewähren für das Auge einen ruhigen Eindruck und heben zugleich die Lichtpartien durch den Gegensatz kräftiger hervor. Ich fühlte wohl, daß Rumohr auf seine Weise recht habe; doch konnte ich noch nicht zu einer deutlichen und anschaulichen Vorstellung von dem gelangen, was ihm vorschwebte, und so mußte ich vorläufig bei meiner Weise bleiben. Die Absicht auf malerische Wirkung, auf starke Modellierung lag überhaupt nicht im Sinne dieser Richtung; immer herrschte die Zeichnung vor.

Noch eine zweite Bemerkung Rumohrs war mir beachtenswert. Er sah meine italienischen Naturstudien durch und fand darunter ein Blatt, welches eine Partie oberhalb Albano mit der Aussicht aufs Meer darstellt. Es war, wie alle diese Zeichnungen, mit hartem, spitzem Bleistift höchst genau und sorgfältig gemacht. Weil aber der Vorgrund eine flache, abschüssige Straße war, welche keine bedeutende, an dieser Stelle erwünschte Form darbot, so hatte ich aus dem Gefühl, es müßten hier bewegtere Linien hinkommen, einige flüchtige und unbestimmte Angaben in diesem Sinne gemacht. Rumohr wandte sich lächelnd zu Baudissin und sagte: „Dies ist die erste Landschaftszeichnung aus dieser römischen Periode, auf welcher ein freier Flügelschlag versucht ist. Die jüngeren Künstler zeichnen alle mit einer Präzision und Sauberkeit, daß sie gar nicht wagen, eine zufällig unschöne und ungünstige Stelle durch Angabe einer besseren künstlerischen Intention zu ersetzen, aus Furcht, ihre saubere Arbeit zu schädigen. Man betrachte nur die Studien und Entwürfe alter Meister; sie kopierten nicht bloß die Natur, sie ließen dabei auch die Eingebung ihres Ingeniums walten.“ Er bat mich um die Zeichnung, und ich fand sie späterhin unter seinem Nachlaß, jedoch im Katalog unter dem Namen Erhard, des bekannten Radierers, angeführt.

Bei einem Besuche, den ich nach einigen Tagen bei Rumohr machte, stellte er mir seinen Schüler Nerli vor, einen hübschen, jungen Mann, von dem ich außerordentlich schöne Federzeichnungen sah; sie stellten meist holsteinische Gegenden vor, reich staffiert mit Viehgruppen. „Den habe ich geschult," sagte der Baron mit einigem Selbstbewußtsein, „und er hat dabei manche Ohrfeige bekommen." Nerli wurde rot und verließ das Zimmer. Der Meister schien nach sehr alter Methode seinen Schüler gezogen zu haben; doch war nicht zu verkennen, sie hatte gut angeschlagen. Er meinte ferner, er lasse Nerli stets hirschlederne Handschuhe tragen. welche die Hand weich und geschmeidig erhielten. Schließlich verehrte er mir eine seiner eigenen Zeichnungen, die meist aus bloßen Schraffierungen bestanden, aus denen sich eine Art Landschaft gebildet hatte; eine Zeichnung Nerlis wäre mir lieber gewesen.

Da meine Aussichten bei den dermaligen dürftigen Kunstzuständen wenig ermutigend waren und einigermaßen dem Traumgesicht des ägyptischen Königs von den sieben mageren Kühen glichen, so lenkte ich meine Aufmerksamkeit schon damals auf Gegenstände, die eine lohnende Tätigkeit versprachen. Zwar blieben es vorläufig nur Ideen, welche ich mir notierte, aber ich führe sie an, weil sie wie Vorahnungen oder sich regende Keime waren, die nach einem Dezennium und später immer mehr zur Entwicklung kommen sollten.

So beschäftigte mich z. B. der Gedanke lebhaft, in Radierungen ein Werk zu sammeln und nach und nach herauszugeben, etwa unter dem Titel: „Drei deutsche Ströme". Ich dachte dabei an Rhein, Donau und Elbe, eine Art Merian redivivus; doch sollte alles künstlerischer gefaßt, besonders malerisch, historisch merkwürdige Gegenden hervorgehoben, vor allem aber das Volksleben in seiner Eigenartigkeit in Kostüm, Sitten und Gebräuchen zur vollen Geltung gebracht und mit dem Landschaftlichen verbunden werden. Der ganze

künstlerische Gedanke ging aus einem patriotischen Gefühl hervor, wie es sich in Gedichten Arndts und Max von Schenkendorfs ausspricht, wenn sie die alte Herrlichkeit deutscher Städte, des Landes Schönheit und des Volkes Leben und Lust, Zucht und Sitte besingen.

Als ich späterhin von Georg Wigand zur Mitarbeit am „romantischen Deutschland" aufgefordert wurde, war es zu bedauern, wenigstens von meiner Seite, daß dies Werk schon im Gange war und einen ganz alltäglichen Zuschnitt empfangen hatte; die Mittel zur Ausführung meiner Idee währen da wohl vorhanden gewesen, und der gute Wille und eine ähnliche Vorstellung mochten auch Wigand nicht fehlen; allein er war zu jener Zeit noch völlig ohne Kunstverständnis, drückte sich selbst darüber scherzend sehr stark aus, aber es war eben nichts mehr zu ändern.

Ein anderes Projekt notierte ich mir, nachdem ich „des Vetters Eckfenster" von Callot-Hoffmann gelesen hatte. Wie der alte Vetter, der nicht mehr ausgehen konnte, aus seinem Eckfenster am Markte allerlei Beobachtungen anstellt über die auf dem Platze sich zeigenden und wiederkehrenden Gestalten, lustige und interessante Szenen erlebt, und wunderliche Persönlichkeiten erblickt und sich an ihnen ergötzt, so, glaubte ich, könne auch ich solche Bilder aus dem täglichen Leben in mein Skizzenbuch sammeln und vielleicht in Radierungen herausgeben. Als in späteren Jahren der Holzschnitt wieder aufgefunden und geübt wurde, realisierten sich auch diese Gedanken in verschiedener Weise. So tapezierte ich mir vorläufig den Hintergrund der nächsten Jahre mit Plänen, indem ich einen Vorrat von möglichen Arbeiten in petto mit mir herumtrug.

Ungleich mißlicher waren die lieben Freunde Peschel und Hantzsch gestellt. Ersterer arbeitete an einem kleinen Ölbilde: „Rebekka und Elieser am Brunnen", welches noch sehr das Studium der alten Florentiner erkennen ließ. Hantzsch da-

gegen hatte den wilden Jäger nach Bürgers Ballade in Arbeit, ein Gegenstand, der nicht für ihn paßte und trotz allen Mühens nicht gelingen wollte. Nach diesem verunglückten Versuch in der Romantik griff er zufällig nach einem Stoff, der ihm näher lag, und malte eine recht anmutige Szene aus dem Dorfleben; er fuhr in dieser Richtung fort, und seine Bilder wurden ungemein populär und fanden allgemeinen Beifall. Jetzt aber, wie erwähnt, erprobten beide Freunde die Kräfte an Erstlingsarbeiten; um diese ausführen zu können, blieb ihnen nichts übrig, als durch Zeichenunterricht und durch Dosenmalen ihren Unterhalt zu erwerben, und bei alledem war schließlich der Verkauf ihrer Bilder nicht einmal wahrscheinlich. Beide wohnten in ein und derselben Stube und liebten zwei Schwestern, es ging aber noch manches Jahr vorüber, ehe sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangen konnten.

In Meißen war der alte Hofmaler Arnold gestorben, ein ausgezeichneter Blumenmaler und Lehrer an der dortigen Zeichenschule, die eine Filiale der Dresdener Kunstakademie war. Die drei Lehrer an jener Schule, Schaufuß, Scheinert und genannter Arnold, waren zugleich Porzellanmaler an der berühmten Fabrik; aus diesem Grunde hatte ich keine Notiz von der Konkurrenz um die erledigte Stelle genommen, um welche sich viele Maler bewarben.

Ich war deshalb nicht wenig überrascht, als ich am Fastnachtsdienstag ein Schreiben vom Generaldirektor der Akademie, dem Grafen Vitzthum, erhielt, in welchem mir die erledigte Stelle zugesprochen wurde, im Fall ich auf dieselbe reflektieren und mit einem Gesuche darum einkommen wolle. Gustchen hatte für diesen Abend die Eltern und Geschwister heraufgebeten und rüstete, wie es am Fastnachtsabend Gebrauch ist, an einem bescheidenen Schmause, der in einem Glase Punsch und einer Schüssel Plinzen, einem sächsischen beliebten Gebäck von Heidemehl und Speck, bestand und des Papas Nektar und Ambrosia war. Da tischte ich denn auch

noch Vitzthums Schreiben auf, und es entstand großer Jubel, daß mir sobald eine Anstellung entgegenleuchtete. War es auch ein Sternlein sechster Größe, so war es doch ein Fixstern, der mir zweihundert Taler jährlichen Gehalt fixierte. Hatte ich doch schon in Rom daran gedacht, ob es nicht ratsam und leicht ausführbar sein würde, in der alten, herrlich gelegenen Stadt Meißen meinen Wohnsitz dereinst aufzuschlagen, und hatte ich nicht eines Tages auf der Heimreise eine poetische Fantasia in mein Tagebuch geschrieben, welche dasselbe Thema behandelte. Jetzt rief es nun so urplötzlich: „Komm!" und ich zauderte nicht mit der Antwort. Gleich am anderen Morgen schrieb ich das Gesuch, und in wenig Tagen hatte ich das Berufungsschreiben schwarz auf weiß in den Händen.

Durch welche wunderbare Fügung wurde mir aber diese Anstellung zuteil, welche mir die akademische Laufbahn eröffnete, da ich doch von der ganzen Sache nichts gewußt hatte und deshalb auch nichts dazu tun konnte? Das war also zugegangen. Nicht weniger als sechzehn Bewerber um diese Stelle hatten sich aus Meißen und Dresden gemeldet, unter denen einer als der geeignetste und talentvollste gewählt wurde. Eine Mappe mit gemalten und gezeichneten Studien nach Gips und nach dem Leben hatte er zum Beweise seines Könnens an die Generaldirektion eingesandt, und Vitzthum war im Begriff, das Anstellungsreskript ausfertigen zu lassen, als in letzter Stunde zufällig Professor Rösler zu ihm kommt und ihm bei dieser Gelegenheit vom Grafen die Mappe vorgelegt wird. Rösler betrachtet einige Blätter, stutzt bei einem und sagt: „Das hier ist aber nicht von R. (dem erwählten Bewerber), sondern von meinem Schüler Baumbach." Der Graf meint, das sei wohl nicht möglich, bis Professor Rösler versichert, Baumbach habe diese Modellstudie vor kurzem in seinem Atelier und unter seiner Leitung gemalt, er kenne sie deshalb ganz genau. Darauf wird die

Mappe weiter durchblättert, und es findet sich noch eine Anzahl Studien, die nicht von R., sondern von genanntem Baumbach herrührten.

Der Graf, höchst aufgebracht über diese freche Täuschung, schickte dem Künstler sogleich seine Mappe zurück und schrieb jetzt an mich.

Jener R. aber, ein etwas wunderlicher, jedoch ganz braver Mensch, hatte in einem unbegreiflichen und im vorliegenden Falle sträflichen Leichtsinn die fremden Blätter nur dazu gelegt, um die Masse des Vorgelegten unnützerweise zu vermehren, denn seine eigenen Arbeiten waren völlig ebensogut wie jene.

Schon in vierzehn Tagen sollte ich mein Amt antreten, und so leid es mir war, meine kaum begründete und so angenehme Häuslichkeit zu verlassen, so freute ich mich doch zugleich auf das alte, romantische Meißen, welches ich mir schon in meinen Träumereien zum künftigen Wohnsitz erkoren hatte. Zur bestimmten Zeit fuhr ich mit Hartmann, dem Direktor der Dresdener Akademie, nach Meißen, die Schüler wurden mir, und ich den Kollegen Schaufuß und Scheinert, dem Malervorsteher Kersting und einigen der obersten Fabrikbeamten vorgestellt. Einem der letzteren, einem Manne von großer Leibesgestalt und etwas überschwenglicher Erhabenheit in Miene und Gebärden, empfahl mich Hartmann mit freundlichen Worten, worauf jener sehr herablassend erwiderte: „Jeister finden sich", und so haben sich unsere Jeister niemals gefunden. Ich hatte keine Ahnung davon, daß zwischen einem Oberfaktor der königlichen Porzellanfabrik und einem „Zeichenmeister" eine unübersteigliche Rangkluft sich befand.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Meißen 1828—1835.

Fünf Stunden nördlich von Dresden liegt in dem fruchtbaren Elbtale das alte, malerische Meißen. Zur linken Seite des Flusses zieht sich ein steil abfallender, grünumbuschter Höhenzug bis zur Stadt, auf dessen Kamm, anderthalb Stunden vorher, die sehr alte Burg Scharfenberg, näher das freundliche Schloß Siebeneichen thronen; zur Rechten aber ist die Elbe von den weinreichen Spaarbergen eingerahmt. Wenn man nun auf der damaligen Poststraße um eine Ecke des Spaargebirges bog, wurde man gar anmutig von dem Anblick Meißens überrascht, das sich in halbstündiger Entfernung malerisch ausbreitete, hoch überragt von dem mit der Albrechtsburg, dem herrlichen Dom und dem Bischofsturm gekrönten Burgberg; von diesem aus senkt sich der St. Afraberg mit der Klosterkirche und Fürstenschule zur Stadt und in das Triebischtal hinab, und das ganze, schöne Bild spiegelt sich samt der Brücke in der vorbeifließenden Elbe. Die moderne Kultur hat allerdings manche grelle, häßlich störende Dissonanzen in dies harmonische Gebilde getragen, die für das Künstlerauge eine Wirkung hervorbringen, wie der gellende Ton einer Dampfpfeife in einem Mozartschen Hymnus.

Mein täglicher Weg nach der auf dem Burgberg gelegenen Zeichenschule bot Kunstgenuß von Anfang bis zum Ende. Schon die Strecke von der alten Afrakirche durch das Tor des Burglehnhauses nach der Schloßbrücke, die den Afraberg mit dem Burgberg verbindet und von Kaiser Heinrich I., dem Städtegründer, erbaut sein soll, war reich an höchst malerischen Einzelheiten; man verweilte immer gern zwischen den hohen Brustwehren dieses Überganges und genoß die Aussicht von da herab in das

einsame, stille Meisetal, oder nach der anderen Seite hin über die unten liegende Stadt, mit der Elbe und den Spaarbergen, über das reiche, weite Elbtal bis Dresden zu den fernen Bergen des böhmischen Hochlandes.

Durch ein zweites altes Tor trat man auf den Domplatz und stand nun vor der im reinsten gotischen Stil ausgeführten Domkirche und der Albrechtsburg, einem der wenigen noch erhaltenen gotischen Palastbauten. Der kunstreiche Turm mit der Wendeltreppe, ein Meisterwerk altdeutscher Kunst, führte mich zu den im zweiten Stockwerk gelegenen herrlichen Räumen der Kunstschule, wo die Plätze der jugendlichen Insassen sich wie Sperlingsnester am Hochaltar ausnahmen. An den mächtig großen Fenstern standen zwei Arbeitstische, für den alten Zeichenlehrer Schaufuß und für mich. Nach beendeter Korrektur konnten wir da arbeiten und uns zwischendurch wohl auch an der schönen Aussicht ergötzen, auf die in der Tiefe liegende Elbe und den Proschwitzer Felsen, samt der alten Kirche von Zscheile, die manche Bennosagen ins Gedächtnis rief. In einem zweiten ebensogroßen Saale mit kunstvollem Spitzbogengewölbe hatten Scheinert und einige der vorzüglichsten Porzellanmaler ihre Arbeitsplätze; denn außer mir waren alle Lehrer an der Zeichenschule zugleich künstlerisch für die Fabrik beschäftigt.

Scheinert war ein gemütlicher und höchst gefälliger Kollege und ein ganz vorzüglicher Glasmaler; viele Kirchen Sachsens haben Arbeiten von ihm aufzuweisen, die er nach den Kartons neuerer Künstler oder nach A. Dürer und anderen Meistern der altdeutschen Schule ausgeführt hatte. Er wohnte in einem Bauernhause in Niederfähre, arbeitete oft, wenn die Arbeit drängte, ohne Unterbrechung vom frühen Morgen bis spät nach Mitternacht; ja er ließ zu solcher Zeit von seiner Frau kein Mittagessen besorgen, damit sie ihm ungehindert vorlesen könne, und dann begnügte er sich mit Kaffee und Kuchen. Sie war eine sehr

heitere und sehr hübsche junge Frau, die sich aber bald die Schwindsucht an den Hals gelesen hatte und starb. Auch seine zweite Frau, eine sanfte, zarte Natur, starb nach Jahresfrist an derselben Krankheit, bis endlich die dritte, eine stattliche Erscheinung, gesund, verständig und dabei liebenswürdig in ihrem Benehmen, das Regiment im Hause führte, dem zerfahrenen Wesen ein Ende machte und eine behagliche, wohlgeordnete Häuslichkeit herstellte. Diese Frau war so begabt, daß sie später ihrem Manne bei seinen Glasmalereien half, zuletzt sogar ganz hübsche Glasbilder nach den Boisseréeschen Bildern malte, obgleich sie früher keinen Zeichenunterricht gehabt hatte.

Mit Schaufuß, damals schon hoch betagt, hatte ich keinen näheren Verkehr. Er kopierte unzähligemal die Sixtinische Madonna und noch öfter die beiden Engelskinder zu Füßen derselben. Diese Kopien, in Sepia getuscht oder auf Porzellan gemalt, waren ihm ein stehender, oder vielmehr stets abgehender Artikel, und er pflegte mit Selbstgefühl und in Anerkennung des Fortschrittes unserer Zeit gern zu bemerken, daß Raffael auch Fehler gemacht habe, die er natürlich „verbesserte". Er war in seinem Leben nie weiter gekommen, als ein paarmal nach Dresden, und sein Erdenwandel glich der langsamen Bewegung eines Perpendikels; denn täglich kam und ging er vom Hause auf den Afraberg zum Schloß und vom Schloß nach Hause. Nachmittags gab es dasselbe Manöver. Wenn er seine gedruckten Gehaltsquittungen zu unterschreiben hatte, pflegte er sich zu diesem wichtigen Akte zu „präparieren", wie er es nannte, und zog mit großer Aufmerksamkeit Linien für die großen und kleinen Buchstaben seines Namens. Ich stand einst bei solchem Unterschreiben an seinem Tisch, was ihn aber zu stören schien, denn er schrieb zuerst: Gottlob Schaf=, und als er ein zweites Formular nahm: Gottlob Saufuß, worauf er sehr ärgerlich zu mir sagte,

er könne nicht schreiben, wenn jemand dabeistehe. Ich ging also beiseite, und so gelang das dritte Blatt zu seiner eigenen Zufriedenheit.

Eine allgemein geachtete Familie war die des Malervorstehers Kersting, in welcher Einfachheit der Sitte und teilnehmendes, geistiges Leben in schönem Verein anzutreffen war. Er, ein biederer Mecklenburger, welcher den Befreiungskrieg im Bannerkorps mitgemacht hatte, trug immer noch den patriotisch-religiösen Zug jener großen, herrlichen Zeit an sich, einer Zeit, die geistig und sittlich so erhebend auf die damalige Jugend gewirkt hatte. Kersting war ein höchst lebendiger, oft etwas exaltierter Mann, im Gegensatze zu seiner ruhigen, klar verständigen Frau; doch gab diese Mischung ihrer Ehe einen guten Klang. Den beiden wackeren Söhnen begegnete ich später in Dresden wieder, wo der eine, ein talentvoller Schüler Schnorrs, frühe gestorben ist. Der zweite, eine liebenswürdige Natur, studierte Chemie und nahm eine Stellung in Dorpat an, von wo er mich, gelegentlich seiner Reisen nach Deutschland, mit seiner Frau mehrmals besuchte.

Da ich nicht sogleich eine passende Wohnung hatte finden können, so mußte Frau Gustel noch einige Wochen allein in Dresden zurückbleiben, während ich unten in der Stadt auf dem Klostergäßchen ein gewaltig großes Eckzimmer bezog, welches mit seinen weiß getünchten Wänden, ein paar Stühlen und einem uralten, mächtigen Familientisch in der Mitte der Stube einen recht öden Eindruck machte. Es war ein ungemütlicher Aufenthalt, und des Abends vermochte weder mein bescheidenes Studierlämpchen den dunklen Raum zu erleuchten, noch der alte dicke Kachelofen ihn zu erwärmen.

Es war an dem Tage, an welchem in Nürnberg das große Dürerfest gefeiert wurde (6. April 1828), als auch in Dresden zum ersten Male sich eine Anzahl Künstler

und Kunstfreunde zu einem Festmahle vereinigt hatten, an dem auch meine Freunde begeistert teilnahmen. Ich aber war gerade an diesem Tage an die Meißner Kunstschule gefesselt, und als ich von meiner Zeichenkorrektur heim auf mein Zimmer kam, fühlte sich mein Herz heute doppelt nach Dresden gezogen. Da bringt mir noch gegen Abend der Postbote ein Paket. Wie glücklich! es war Albrecht Dürers „Leben der Maria", welches ich aus der Ernst Arnoldschen Kunsthandlung erhielt. Ich hatte es für zweiundzwanzig Taler, inklusive des seltenen Titelblattes, vor einiger Zeit gekauft und bekam es also jetzt zur rechten Stunde. Nicht ohne langes Bedenken und Zögern hatte ich mich zum Ankauf entschlossen; denn die Summe war für meine Verhältnisse eine bedeutende. Aber sie hat reiche Zinsen getragen.

Bei Philipp Veit in Rom hatte ich diese reizenden Holzschnitte des Großmeisters deutscher Kunst zum ersten Male gesehen; heute beging ich am stillen Abend ganz einsam beim Studierlämpchen seine dreihundertjährige Gedächtnisfeier, indem ich die ewig jungen, unverwelklichen Blüten seines Geistes mit Wonnegefühl betrachtete und mich in sie hineinlebte. Blatt für Blatt verfolgte ich in jedem Zuge, und nur zuweilen flog ein Schatten von Wehmut über die Bilder, wenn ich der festfeiernden Freunde gedachte und meiner Auguste, die ich mir zur Seite wünschte, damit sie sich über die Dürers und wahrscheinlich noch mehr über meine Freude erfreuen könne. Vor allen anderen Werken Dürers hat gerade dieses zu aller Zeit eine produktiv anregende Wirkung auf mich gehabt.

Das in Dresden abgehaltene Fest hatte eine wichtige Folge. Einige Tage vor demselben hatte Peschel bei Quandt den Gedanken angeregt, bei dieser Gelegenheit die Begründung eines Kunstvereins in Vorschlag zu bringen; v. Quandt und Hofrat Böttger, welcher die Festrede zu halten hatte,

ergriffen die Idee mit Lebendigkeit. Die Sache gelang; es fanden sich sogleich eine große Anzahl Unterzeichner, und so wurde das Dürerfest der Geburtstag des sächsischen Kunstvereins.

Über die Kunstvereine und ihre Wirkungen auf die moderne Kunstentwickelung ist viel für und gegen gestritten worden. Ich bin nie für sie begeistert gewesen; aber das muß ich zu ihren Gunsten sagen, daß diejenigen, welche die Kunstzustände kennen, wie sie in Deutschland bis in die zwanziger Jahre fast durchgängig waren, genötigt sein werden, ein Loblied auf diese Vereine anzustimmen. Sie haben in weiten Kreisen ein Publikum herangebildet, welches der Kunst, in ihren verschiedensten Richtungen, lebendigen Anteil und vielfach ein feines Verständnis entgegenbringt, während ein solches früher gar nicht vorhanden war.

Wieviele Talente sind jämmerlich zugrunde gegangen aus Mangel an jeglichem Auftrag. Ich nenne hier in Dresden nur Gränicher, Wehle, Schiffner. Andere, die sich einigermaßen durcharbeiteten, kamen doch nicht zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte, und in Dresden konnte ein Maler ohne eine Anstellung an der Akademie nicht wohl existieren, wenn er nicht eigene Mittel besaß.

Wie anders ist dies jetzt, und in Städten, wo dergleichen Vereine in guten Händen waren, ist Kunstverständnis und Kunstliebe ganz bedeutend gefördert worden. Man denke z. B. an Frankfurt und Leipzig. Die Kunstvereine waren den damaligen Verhältnissen angemessen; deshalb verbreiteten sie sich in Kürze über ganz Deutschland. Daß diese Vereine mehr aus dem Bedürfnis der Künstler nach Käufern ihrer Arbeiten, als aus dem Verlangen des Publikums nach Bildern entsprungen sind, mag zum Teil wahr sein; allein Kunstsinn entwickelt sich nur an Kunstwerken und am meisten an solchen aus der lebendigen Gegenwart. Förderung der Künstler durch Absatz ihrer

Arbeiten mußte daher das Erste sein, um einer kunstlahmen, nach dieser Kulturseite hin erstorbenen Zeit aufzuhelfen.

Die sieben Jahre, welche ich bis zur Aufhebung der Zeichenschule in Meißen zugebracht hatte, gestalteten sich in eigentümlicher Art. Der Stoßseufzer Dürers in Italien: „O wie wird mich daheim nach dieser Sonne frieren; hier ein Herr, daheim ein Schmarotzer!" er kam mir oft recht nachdrücklich zum Verständnis. So sehr Stadt und Umgegend durch ihre Romantik mich anheimelten, um so fremder und getrübter waren mir die Gesellschaftsverhältnisse, wie sie zum Teil durch meine Stellung herbeigeführt wurden; denn da in jener Zeit ein bezopfter Dämon, Kastengeist genannt, das Zepter führte, und der Wert eines Mannes allein in seinem Titel oder Vermögen bestand, so fühlte ich, der weder das eine noch das andere besaß, mich in meiner Sphäre sehr vereinsamt, ja niedergedrückt.

Zu all diesem kam der Umstand hinzu, daß ich wieder anfing zu kränkeln, und nach Verlauf des ersten Jahres trat eine Krankheit nach der anderen auf und zehrte an meinen Kräften. Mein Arzt, ein als sonderbares Original bekannter Mann aus alter Schule, meinte, ich vertrage die hiesige Luft nicht, und erklärte und behandelte mich als brustkrank, bis ich mehrere Jahre später, durch Papa Arnold in Dresden veranlaßt, mich dessen homöopathischem Arzt, Hofrat Schwarze, anvertraute, welcher eine jedenfalls richtigere Behandlung einschlug, die mich aber aus dem kranken Zustande nicht gänzlich herausbrachte, solange ich in Meißen war.

Eine dritte Plage, die hier auf mir lastete, war die sehr spärliche Einnahme. Die Tätigkeit an der Zeichenschule nahm zwei Tage wöchentlich in Anspruch, und wie ich schon erwähnt habe, bezog ich dafür ein Gehalt von zweihundert Talern. Mit dem, was ich nun an den vier

übrigbleibenden Tagen durch meine Arbeiten hinzu verdiente, wuchs meine Einnahme erst nach einigen Jahren auf das Doppelte jener Summe. Es waren die sieben mageren Jahre des Pharao.

Ohne die Liebe und den unverwüstlich heiteren, mutigen Sinn meiner Frau, ohne ihre große Sparsamkeit und ihr praktisches Verständnis in der Haushaltung würde ich in diesen beengenden Verhältnissen verkommen sein.

Ich erinnere mich, daß meine Kasse einst so leer geworden war, daß ich ängstlich auf das Eintreffen des monatlichen Gehaltes wartete und Furcht hatte, der Briefträger könne inzwischen einen Brief bringen, dessen Porto meine Kasse gesprengt haben würde. Zum Glück erhielt ich aber, bevor diese Kalamität eintrat, den ersehnten Gehalt.

Einstmals entdeckte ich zu meiner großen Bestürzung, als ich in meinem Schreibepult das Schubfach aufzog, in welchem die Kasse lag oder liegen sollte, daß in demselben nur noch einige kleine Münze vorhanden war. Da ich zunächst keine Einnahme zu erwarten hatte, rieb ich sorgenvoll die Stirn, wodurch aber die Sachlage nicht anders wurde. Mechanisch ziehe ich ein unteres langes Schubfach heraus, in welchem Papier und Zeichnungen lagen. Aber, welche Überraschung! eine lange Reihe Silbertaler glänzte mir entgegen. Es waren nicht weniger als vierzig, die ich vor längerer Zeit für ein kleines Bildchen bekommen, einstweilen hierher gelegt und deren ich nicht wieder gedacht hatte. Ich rufe sehr erfreut Gustel herbei, zeige ihr meinen Fund, und wir freuen uns nun beide, wobei sie mich am Ohr zupst, mich wacker auslacht und mir zuletzt einen Kuß gibt.

Solche Szenen gehören zu „Künstlers Erdenwallen“.

Das beste Mittel, mich zeitweilig aus diesen beengenden Zuständen zu befreien und frischere Strömung durch die Seele zu leiten, war für mich zu jener Zeit ein Besuch

der Freunde in Dresden. In Bertholds Dachstübchen traf ich immer einige der treuen Genossen aus der römischen Zeit beisammen: Peschel, A. Zimmermann, auch Hantzsch und den Architekten Herrmann, später auch Kügelgen. Da wurde das Herz wieder warm im vertraulichsten Austausch über Altes und Neues, was irgendwie mit unseren Bestrebungen in Beziehung stand. Es versteht sich, daß ich mich auch in den Ateliers der Freunde umsah und mit Anteil das Vorrücken und Vollenden ihrer Arbeiten verfolgte.

Es währte nicht lange, so waren wir, Berthold, Peschel und ich, zu einer kleinen gemeinsamen Arbeit verbunden. Wir hatten den Direktor des Fletcherschen Seminars, Zahn, kennen gelernt, und da derselbe eben seine Bearbeitung der biblischen Geschichten zum Schulgebrauch herausgeben wollte und für diesen Zweck gern Bilder gehabt hätte, wenn sich solche ohne großen Kostenaufwand herstellen ließen, so waren wir sogleich bereit, da wir es als eine gemeinsame Kompositionsübung betrachteten, auf die Sache einzugehen. Die kleinen Blätter wurden später von Williard lithographiert. Mir machte diese Arbeit ein ganz besonderes Vergnügen, weil ich, der Landschafter, zum ersten Male mit den beiden Historienmalern gemeinsam schaffen und mit ihnen wetteifern konnte. Wir schickten einander die Blättchen zu und kritisierten sie gegenseitig, was mir sehr belehrend war.

Um dieselbe Zeit hatte C. G. Börner in Leipzig, den ich ja von Rom her kannte, ein Kunstgeschäft gegründet und beschlossen, einen eigenen Verlag anzulegen. So zeichnete ich für ihn zunächst sechs Landschaften aus Salzburg, radierte dieselben in Kupfer und ließ ihnen zwei Jahre später die sechs italienischen Landschaften folgen. Auch mit Peschel und Berthold knüpfte Börner an und erwarb von ersterem eine Folge von Federzeichnungen zum Buche Tobias. Offenbar war Peschel bei dem öfteren Betrachten der Holz-

schnitte Dürers in der Quandtschen Sammlung auf den Gedanken gekommen, in ähnlicher Weise etwas zu komponieren und in Holzschnittmanier ausführen zu lassen. Da aber zu jener Zeit die künstlerische Verwendung und Technik des Holzschnittes fast verloren gegangen war, so ließ Börner die Tobiasbilder durch den obengenannten Williard auf Stein zeichnen, und zwar ebenfalls mit der Feder.

Bei Berthold war ganz im geheimen eine Reihenfolge von Zeichnungen entstanden, die mit Hilfe Peschels und nach vielem Protestieren von seiten Bertholds aus ihrem Versteck an das Tageslicht gezogen wurden. Es war sein „Sonntag", welchen er später in sieben Blättern radiert hat. Peschel und ich waren überrascht von der anmutigen Erfindung und von dem Reichtum hübscher Motive, welche von der originalen Phantasie unseres Freundes Zeugnis gaben. Freilich war die Zeichnung unzulänglich und mit einer gewissen Manier behaftet; dessenohngeachtet übernahm der gemeinschaftliche Freund Börner die Herausgabe Er hatte übrigens alle diese Sachen um einen so geringen Preis erworben, daß er im schlimmsten Fall nichts dabei riskieren konnte; denn uns war es mehr darum zu tun, mit unseren Arbeiten an die Öffentlichkeit zu treten und dadurch bekannt zu werden, als einen Geldgewinn dabei zu haben.

Da ich einmal von meinen und der Freunde Arbeiten berichtet habe, welche in die Meißner Zeit fallen, will ich sogleich noch derer gedenken, welche mir aus jener Periode in der Erinnerung geblieben sind.

Zunächst war es eine Gebirgslandschaft von Rocca Canterano, sodann ein Morgen mit dem Blick auf das Volskergebirge, welches Blatt ich auch für den sächsischen Kunstverein radiert habe; ferner: Der Waldweg bei Ariccia, ein Gewittersturm am Serone, ein Abend bei Civitella, im Hintergrund den Monte Serone, der Brunnen bei Grotta

Ferrata und zwei Wiederholungen desselben. Ein Bild von der Serpentara malte ich für Oberbaurat Schinkel in Berlin und eine Abendlandschaft am Tännengebirge im Salzburgischen für Börner. Zu diesen Arbeiten kamen noch manche kleinere Landschaften: Ponte Salaro, Tempel der Minerva Medica, das Meißner Schloß und eine Anzahl Zeichnungen und Aquarelle.

Auf letztere war ich dadurch gekommen — denn ich hatte mich früher darin nicht geübt — daß es mir Bedürfnis wurde, die freie Zeit nach der Schülerkorrektur, welche ich gewöhnlich lesend oder mit den Kollegen plaudernd zugebracht hatte, nützlicher zu verwenden; denn Schaufuß und Scheinert saßen täglich an ihren Arbeitstischen und malten Porzellan, während mein Tisch unbenutzt blieb. Als nun Demiani, ein Leipziger Kunstfreund und Besitzer einer bedeutenden Sammlung von Aquarellzeichnungen, eine solche auch von mir zu haben wünschte, komponierte ich einen Erntezug in der Campagna und führte ihn hier in der Zeichenschule aus.

Es war dies die erste ausgeführte Aquarelle, die ich gemacht habe. Dieser folgte eine zweite, welche sich in der Sammlung des Königs Friedrich August befindet. Diese Behandlungsweise machte mir große Freude; denn da meine Phantasie nicht arm war, die Bilder sich im Gegenteil im Nu aufdrängten und wie von selbst gestalteten, so war es eine Lust, sie in verhältnismäßig kurzer Zeit wie eine reife Frucht vom Baume meines Lebens abfallen zu sehen und die Scheuern damit zu füllen. Von meinen damaligen Arbeiten sind hier noch die Radierungen nach den Gemälden von Lindau, Oehme, Hantzsch und Mende für den sächsischen Kunstverein zu erwähnen.

In dieselbe Zeit fallen auch meine Illustrationen zu dem historischen Bildersaal von Textor, welcher in Wochen- oder Monatsheften erschien. Während einiger Jahre lieferte

ich die Zeichnungen dazu, die in höchst geschmackloser Weise reproduziert wurden. Ich betrachtete diese Arbeit als Exerzitien für mich und als Übung im Figurenzeichnen. Gewöhnlich brachte ich solch ein Blatt in einem Nachmittage fertig und erfreute mich dafür eines Honorars von zwei Talern.

Zweier Ölgemälde will ich hier noch besonders gedenken. Ich hatte eine Komposition in der Art Claude Lorrains ausgeführt, wozu der Lago d'Averno und das Cap Misene das Motiv gegeben hatten. Das Bild schickte ich dem Kunstverein zur Ausstellung zu und erhielt bald darauf von dem Vorstande desselben, von Quandt, einen Brief, der Zeugnis geben kann, mit welchem Anteil und feinen Verständnis diese Angelegenheiten von ihm geleitet wurden. Er schrieb (im Mai 1831):

„Verehrter Herr und Freund! Bevor ich meinen Sommeraufenthalt in Dittersbach antrete, habe ich das Komitee des Kunstvereins versammelt und diesem Ihre Landschaft vorgelegt. Es wurde fast einstimmig bemerkt, daß dieses Bild von Ihren früheren Arbeiten in der Behandlung und dem Kolorit sehr abweiche. Die Behandlung ist leichter, selbst gewandter, könnte man sagen, zeigt mehr Meisterschaft, und das Kolorit hat etwas Einschmeichelndes.

Erlauben Sie mir aber auch mit freundschaftlicher Offenheit zu bemerken, daß es mir und anderen schien, als wenn jene natürliche, ungesuchte Schönheit, Wahrheit, Unschuld, welche Ihre Bilder sonst immer auszeichnen, diesem fehle. Es verrät sich die Absicht, zu gefallen und Wirkung zu machen oder doch wenigstens das an sich recht löbliche Bestreben, andere Meister, z. B. Claude Lorrain, welchen Sie vielleicht im Sinne gehabt haben, zu erreichen. Dies gibt aber gleichsam die Natur aus zweiter Hand. Denn wer die Natur liebt, erkennt darin

seine Geliebte nicht so ganz wieder, sondern erblickt darin nur ein angenehmes Gemälde. Vergeben Sie, daß ich Ihnen dies so unberufen und offen schreibe, was ich mir darum erlaube, weil Sie ja wissen, wie sehr ich Sie schätze, wie oft ich mich an Ihren Landschaften erfreut habe, und also meine Gesinnungen nicht verkennen werden.

Es tut mir leid, Ihnen melden zu müssen, daß der Kunstverein Ihr Gemälde nicht gekauft hat. Sie selbst haben uns schon an viel Besseres gewöhnt. Ich gestehe, daß der Kunstverein Bilder gekauft hat von jungen Leuten, welche bei weitem nicht so gut waren, wie Ihr Gemälde; allein von jenen hoffen wir noch viel, und Sie haben schon viel geleistet und uns also zu höheren Forderungen berechtigt usw."

Der Nichtankauf des Bildes war freilich hart für mich; allein der freundschaftliche Rat, dem eigenen, ursprünglichen Gefühl zu folgen und mich nicht in die Anschauungsweise eines anderen künstlich zu versetzen, nicht durch gefärbte Brille zu sehen, war ein Wink zu rechter Zeit.

Ein zweites Bild, welches ich einige Jahre später mit großer Sorgfalt ausgeführt hatte, wurde ebenfalls vom Kunstverein zurückgewiesen, d. h. nicht angekauft. Es stellte einen felsigen Abhang vor mit Busch und Wald umgeben. Ein alter Ziegenhirt sitzt an dem Stumpf eines Kastanienbaumes; ein junges Mädchen liegt im Grase bei den Ziegen, und im Hintergrund erheben sich die von der Abendsonne geröteten Gipfel der Mammellen, der Rocca di Mezzo. Ich war sehr krank, als ich daran malte; denn ein schleichendes Fieber, welches seit langen Wochen mich abzehrte, hatte mich so elend gemacht, daß ich allen Lebensmut verlor. Dennoch setzte ich alle meine Kraft daran, das mir möglich Beste zu erreichen.

Es ist schwer zu sagen, wie erschütternd mich die Nach-

richt traf, daß mein Bild die Zustimmung des Komitees nicht erhalten habe. Ich war mir bewußt, mit Aufbietung aller meiner Kräfte mein Bestes getan zu haben, und dieses, wie ich glaubte, mir erreichbar Höchste genügte nicht! Ich war in der Tat todmüde, durch die Krankheit erschöpft und nun ganz hoffnungslos.

Solche Zustände traten nun oft genug zu alle den übrigen Sorgen, welche das Leben in unzähligen Formen und Verhältnissen mit sich zu bringen pflegt. Wie glücklich ist der Künstler, so dachte ich oft, welcher durch einiges Vermögen sich und der Seinen Existenz gesichert weiß und seine Kunst in voller Freiheit auszuüben vermag, unabhängig von der Geschmacksrichtung eines vielköpfigen Publikums oder eines zufällig zusammengewürfelten Komitees! Ja es schien mir in Ermangelung eines Besseren ein idealer Zustand zu sein, wie Hans Sachs, der ehrbare Nürnberger Schuhmachermeister, an sechs Tagen sich mit dem Handwerk tüchtig zu beschäftigen, um damit Feiertage und Ruhestunden zu gewinnen, die der geliebten Muse voll und rein gewidmet werden können. „Hans Sachs'ens poetische Sendung“ von Goethe war damals mein Lieblingsgedicht; es war der Ausdruck meiner Ideale, Wünsche und einigermaßen der eigenen Zustände, nur daß die „Liebe“ nicht mehr in der Laube saß und ein Kränzlein wand, sondern an der Wiege. Denn, um solches gleich hier zu erwähnen, es war mir Mitte August 1828 (am Tage Mariä Himmelfahrt) ein Mägdlein geschenkt worden, welches in der Taufe den Namen Maria bekam. Ich denke noch daran, welche Rührung mich überkam, als ich mit gefalteten Händen am Fenster stand und über die Stadt blickte, wo soeben die Zinkenisten auf den Altan der Stadtkirche heraustraten, um nach alter Sitte einen Choral vom Turm zu blasen, und wie in demselben Moment, als ich die ersten Laute des kleinen Ankömmlings aus der Kammer vernahm, in vollen Tönen

der schöne, mir besonders lieb gewordene Choral erklang: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen."

Die Wohnung wurde nun zu klein, und glücklicherweise fand sich bald in der Nähe eine größere. Sie war in dem sogenannten Burglehnhause, eigentlich einem Komplex von drei oder vier aus verschiedenen Zeiten stammenden Gebäuden. Das älteste, in der Mitte liegend, hatte eine hübsche, rundbogige Haustür mit zwei Sitzsteinen und einem schön gemeißelten Wappen darüber. Ein vorspringendes Tor hing mit diesem Hause zusammen, in welchem der Hausbesitzer wohnte, und durch welches der Weg nach dem Schlosse führte. Neben diesem alten Hause, unmittelbar an Kaiser Heinrich I. alten Brückenbogen, welcher St. Afra mit der Albrechtsburg und dem Dom verbindet, lag das etwas später erbaute Haus, dessen zweite Etage ich jetzt bezogen hatte. Die westliche Seite desselben ging freilich bis in die Lommatzscher Gasse hinab, und von da aus gezählt, war es die siebente oder achte Etage; jedoch war es in diesem Hause umgekehrt, wie anderwärts. Die untersten Stockwerke waren die schlechtesten und ärmlichst bewohnten, während die beiden oberen die Beletages waren.

Eine andere Seltsamkeit des alten Genistes war auch, daß es zu jener Zeit eigene Gerichtsbarkeit besaß. So wurde z. B. ein armes Weib, welches in der Tiefe wohnte und eines Kindesmordes beschuldigt worden war, im Zimmer des Hauswirtes über dem Torburchgange von den Gerichten verhört und die ausgegrabene Kindesleiche von den Ärzten hier seziert und untersucht. Auch hatte der Besitzer des Burglehns die angenehme Verpflichtung, jedem in diesem Hause Geborenen im Falle der Verarmung lebenslang freie Wohnung zu geben, denn das Haus war seine Heimat.

Was mich hier besonders anzog und gefesselt hielt, war die Aussicht, welche das fünffenstrige, geräumige Eckzimmer darbot. Sie war entzückend schön durch die hohe

Lage und durch die reichste romantische Umgebung. Auch meine Arbeitsstube, welche höher als die übrigen Zimmer, abgesondert und traulich lag, erfreute mich sehr. In diesem Hause wurden zwei meiner Kinder geboren. Zuerst ein Sohn Heinrich, welcher zum Andenken an seinen Urgroßvater und in Betracht seiner Geburtsstätte in dem alten Bau des Kaisers Heinrich diesen Namen erhielt, und später meine zweite Tochter Aimée. Viele frohe und auch schwere, tief einschneidende Zeiten durchlebte ich in diesem Hause, die ich hier übergehen will. Der goldene Faden aber, welcher sich durch das bald in hellen, bald in dunklen Farben erscheinende Lebensbild zog, war das lebendige Vertrauen auf Gott und das Gefühl eines ungetrübten häuslichen Glückes, welches mir in so reichem Maße beschieden war.

So flossen Jahre in ungestörter Tätigkeit dahin. Unser Umgang war sehr beschränkt und bestand fast nur aus Besuchen, welche wir von Zeit zu Zeit von Freunden und Verwandten aus Dresden empfingen. Zuweilen wurden schöne Sommernachmittage mit den Kindern auf einem nahe gelegenen Dorfe bei bekannten Bauersleuten zugebracht, oder ich wanderte mit dem Kollegen Scheinert nach irgendeiner hübsch gelegenen, kleinen Weinschenke auf den Höhen der Spaarberge oder nach den Proschwitzer Bergen an der Elbe, welche durch ihren guten Wein bekannt waren.

Einsamer war die Winterszeit, in welcher die Besuche von Dresden höchst selten wurden und während der schlimmsten dieser Monate ganz aufhörten. Aber ich erinnere mich doch mit Vergnügen der langen Abende, an denen wir fröhlich mit den Kindern um den warmen Ofen saßen und zehnmal gehörte Geschichten von neuem erzählt oder ganz neue erfunden werden mußten. Der vortreffliche Festkalender vom Grafen Pocci und Guido Görres lieferte Stoff zum Sehen und Hören. Ebenso erfreulich war das Erscheinen von Speckters Fabelbuch, welches in seiner ersten

Ausgabe, wo die Bilder von Speckter selbst auf Stein radiert waren, höheren künstlerischen Wert hatte.

Aber Pocci interessierte mich doch bei weitem am meisten und wirkte höchst anregend auf mich. Hatte ich doch für Marie und Heinrich zwei Hefte gemacht, in welche ich, wenn sie brav gewesen waren, am Abend, sobald die Lampe auf den Tisch gestellt wurde, etwas zeichnete. Binnen wenigen Minuten entstand unter ihren begierigen Blicken ein Bild zu einer Geschichte, einem Märchen, welches sie eben gehört hatten, oder sie figurierten selbst in eigener Person, vielleicht auch Papa und Mama, ja selbst die komische Christel, in dem Bildchen, welches mit derben Strichen ein Haus- oder Straßenereignis des Tages schilderte. Ein Reim à la Fibel oder eine sonstige erklärende Unterschrift vollendete das Opus. Mein Publikum war das dankbarste, es jauchzte oft zwischen meinen auf dem Papier laufenden Bleistift hinein, wenn sie merkten, welche Gestalt sich entwickeln würde, oder welchen Bezug die Zeichnung wiederzugeben suchte. Auch die Reime drangen in mein Völkchen und auch zu denen, die mit ihm verkehrten, und sie schwirrten noch lange bei jeder Gelegenheit durch das Haus. Schade, daß die Hefte allmählich lose Blätter wurden und sich endlich verflatterten. Wer hätte aber denken können, daß solches kindische Spiel der Keim und Vorbote einer ebenso erfolg- als freudenreichen Arbeit wurde, die in späteren Jahren mich beschäftigte? Ich meine die Hefte „Fürs Haus". So wurde auch der drei- oder vierjährige Besitzer des einen Kinderheftes der spätere Verleger der ernster gemeinten Arbeit.

Zur Vervollständigung der Schilderung des kleinen Familienkreises muß ich noch hinzufügen, daß derselbe durch drei liebe Hausgenossinnen, eine Predigerswitwe mit ihren beiden liebenswürdigen Töchtern, auf das angenehmste belebt wurde. Die Mutter war eine vortreffliche Frau, welche

nach dem frühen Tode ihres Mannes die drei Kinder — der Sohn war auf der Fürstenschule — mit einem spärlichen Einkommen und ihrer Hände Arbeit erhalten und gut erzogen hatte. Gewöhnlich kam sie mit den Töchtern des Abends zu uns herauf, und bald war alles an dem runden Tisch beschäftigt und guter Dinge. Besonders war die älteste der Töchter eine aufblühende Schönheit, und wo diese im Verein mit Herzensgüte und kindlichem Frohsinn waltet, wie es hier der Fall war, da gibt es ein gutes Dabeisein. Meiner Frau war dieser trauliche, zwanglose Verkehr besonders angenehm und in vielen Dingen von gegenseitigem Vorteil. Als ich späterhin den Landprediger von Wakefield las und zeichnete, kamen mir diese Abende und Tage oft ins Gedächtnis, besonders aber die beiden schönen Töchter.

Um die Mitte meiner Meißner Lehrjahre trat ein häusliches Ereignis ein, welches auf meine weitere künstlerische Entwickelung von entscheidender Bedeutung war und welches ich hier ausführlicher erzählen will. Bisher hatte ich ausschließlich italienische Landschaften gemalt. Mein Herz war in Rom, in seiner Campagna, in dem mir so lieben Sabiner- und Albanergebirge. Das Heimweh, ich kann es nicht anders nennen, nach dieser ideal schönen und großartigen Natur steigerte sich fast zum Krankhaften, und dies vielleicht um so mehr dadurch, daß ich bei meinen beschränkten Verhältnissen gar keine Aussicht hatte, jemals diese in meiner Idee verklärten Gebiete wieder zu betreten. Die Natur in meiner nächsten Umgebung erschien mir dagegen arm und formlos, und ich wußte nichts aus ihr zu machen.

Nun hatte ich durch meinen Freund Bähr (Karl Bähr, später Professor an der Akademie) in Dresden den Auftrag zugewiesen bekommen, eine größere italienische Landschaft für einen Kunstfreund in Reval zu malen. Ich nahm zum



L. Richter, Hänsel und Gretel.



L. Richter, Hausmusik.

Motiv eine Gegend an der Tiber bei Aqua Acetosa und führte das Bild binnen einigen Monaten aus. Bähr, welcher Ende August mit dem Architekten Herrmann nach Rom gehen wollte und mich gern zum Reisegefährten gehabt hätte, hatte mir zur Ermöglichung seines und auch meines innigsten Wunsches die genannte Bestellung verschafft, und ich fand nach genauester Berechnung der Reisekosten, daß die für das Gemälde erhaltene Summe hinreichen würde, ihn wenigstens bis nach Oberitalien zu begleiten, wo ich am Gardasee Studien zu machen gedachte.

Unverhofft war mir dieser Glücksstern aufgegangen, und ich war nur in Sorge, es könne während der zwei Monate, nach deren Verlauf wir die Reise antreten wollten, noch irgendein Hemmnis dazwischen kommen. Und ein solches trat auch wirklich ein.

Ende Juni erkrankte Auguste; sie, die weder vorher noch nachher eine Krankheit durchzumachen hatte, wurde jetzt auf ein langes und schmerzliches Krankenlager gefesselt. Es hatte sich ein Abszeß an der linken Hüfte gebildet, welcher nach innen aufgehend ihr unrettbar den Tod bringen mußte, weshalb der Arzt sich bemühte, das Übel nach außen hin zu leiten. Alle seine Bemühungen schienen jedoch vergeblich, es blieb der Zustand immer der gleiche, und ich sah, daß meine arme Frau immer schwächer wurde. Meine Sorge war groß, und die Furcht vor einem schlimmen Ausgange wurde nicht nur durch die bedenklichen Gesichter der beiden geschickten Ärzte vermehrt, welche sie in Behandlung hatten, sondern auch durch eine Nachricht, welche mir aus Dresden zukam, daß Rietschels (erste) Frau, die an derselben Krankheit darniederlag, durch Aufgehen des Abszesses nach innen eben gestorben sei.

Bähr und Herrmann waren bereits abgereist, da sie sahen, wie ich schon längst die Hoffnung aufgegeben hatte, mit ihnen gehen zu können.

Als ich eines Nachmittags aus der Zeichenschule kam, fand ich meine arme Kranke bewußtlos und gänzlich bewegungslos. So blieb sie während der ganzen Nacht, und die Ärzte erklärten, es scheine eine Krisis eingetreten zu sein, und geboten die größte Stille. Die Kinder wurden deshalb zu unserer Pastorswitwe gebracht, und ich hörte, wie die Leute sich zuflüsterten: „Es wird wohl heute mit ihr zu Ende gehen.“

Ich kam wieder aus der Zeichenschule und fand sie noch immer in demselben Zustande. Seit länger als vierundzwanzig Stunden lag sie wie tot, ohne die leiseste Bewegung. Ich setzte mich an ihr Bett. In der Wohnung war alles so totenstill, und meine Seele wollte fast verzagen; ich konnte nur still zu Gott seufzen und beten. Die Abendsonne warf noch einen Scheideblick in die kleine Kammer, und vielleicht in einer Art von Gedankenverbindung lenkte ich meine Augen auf die ihrigen, wie fragend, ob dieselben für immer geschlossen sein sollten — und siehe! in diesem Moment zuckten ihre Wimpern, die Augen öffneten sich langsam, und indem sie mich freundlich ansah, sagte sie nach einem tiefen Atemzuge: „O, jetzt ist mir wieder wohl!“ Ich zitterte vor freudiger Überraschung und Erstaunen, und der leise eingetretene Arzt, nachdem er mit inniger Teilnahme gehört, gesehen und untersucht hatte, wandte sich zu mir und sagte: „Danken Sie Gott! es hat sich zum Besten entschieden, sie ist gerettet und die Genesung wird nun schnell eintreten.“ Und so war es auch; von Tag zu Tag wurde sie jetzt wohler, und in acht Tagen war sie wieder im Wohnzimmer unter den Kindern. Ja, wohl dankte ich Gott von ganzem Herzen, der ein so schweres Geschick von mir abgewendet und mir meine liebe, teure Auguste wieder neu geschenkt hatte.

Es war indes September geworden, als meine Frau außer aller Gefahr war, und nun redete sie mir zu, die

schöne Witterung wenigstens zu einer kleinen Erholungs-reise zu benutzen, da an eine größere nicht mehr zu denken war. Von dem zurückgelegten Reisegelde war nur ein kleiner Teil übrig geblieben, das andere hatte die lange Krankheit verzehrt. Ich entschloß mich also, durch das Elbtal nach dem böhmischen Mittelgebirge bei Teplitz zu gehen, wohin ich seit meiner italienischen Reise nicht wieder gekommen war.

Ich war überrascht von der Schönheit der Gegenden, und als ich an einem wunderschönen Morgen bei Sebusein über die Elbe fuhr und die Umgebung mich an italienische Gegenden erinnerte, tauchte zum ersten Male der Gedanke in mir auf: Warum willst du denn in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst? Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfassen, sie wird gefallen, wie sie dir selbst gefällt.

Da fielen mir die Goetheschen Strophen ein:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kehrt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist!“

Bald griff ich zur Mappe und zum Skizzenbuch, und ein Motiv nach dem andern stellte sich mir dar und wurde zu Papier gebracht. Von Sebusein bis Kamaik ist eine Fülle der schönsten und großartigsten Landschaftsbilder aus-geschüttet. Nach Außig zurückgekehrt, zeichnete ich mehreres am Schreckenstein. Als ich nach Sonnenuntergang noch am Ufer der Elbe stand, dem Treiben der Schiffsleute zusehend, fiel mir besonders der alte Fährmann auf, welcher die Überfahrt zu besorgen hatte. Das Boot, mit Menschen und Tieren beladen, durchschnitt den ruhigen Strom, in welchem sich der goldene Abendhimmel spiegelte. So kam unter andern auch einmal der Kahn herüber, mit Leuten bunt angefüllt, unter denen ein alter Harfner saß, welcher statt des Überfahrtskreuzers etwas auf der Harfe zum Besten gab.

Aus diesen und anderen Eindrücken entstand nachher das Bild „Die Überfahrt am Schreckenstein", der erste Versuch, in welchem ich die Figuren zur Hauptsache machte. Freilich fielen sie sehr mangelhaft in der Zeichnung aus, besonders da ich nur zu ein paar Figuren eine flüchtige Skizze nach der Natur zeichnete; doch gefiel das Bild auf der Ausstellung, und v. Quandt kaufte es sogleich für seine Sammlung. Nach zehn oder zwölf Tagen kehrte ich mit einer kleinen Anzahl Studien und bedeutenden, fruchtbaren Eindrücken in das alte Burglehnhaus nach Meißen zurück.

Von dieser Zeit an wandte sich mein Streben wieder ganz der heimischen Natur zu. Alle die tiefgehenden Eindrücke aus der Jugendzeit lebten damit wieder auf und erneuten sich an den nämlichen oder verwandten Gegenständen, und immer freudiger durchdrang mich dieses neue Leben.

Wenn ich in den letzten Jahren meine Begeisterung nur an meinen italienischen Naturstudien und der immer blasser werdenden Erinnerung entzünden konnte, so empfand ich jetzt das Glück, täglich frisch aus der Quelle schöpfen zu können. Jetzt wurde mir alles, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichste, ein interessanter Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht alles gebrauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen und Tiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was sich am Himmel bewegt, und was die Erde trägt?

Ich arbeitete und sammelte jetzt mit neuer Lust an vaterländischen Stoffen. Zunächst entstand ein Gemälde, wozu ich das Motiv im Triebischtal bei Meißen gefunden hatte, „Herbstlicher Wald mit Staffage"; sodann „Aufsteigendes Gewitter am Schreckenstein" und die bereits erwähnte „Überfahrt".

Die bis zum Krankhaften gesteigerte Sehnsucht nach

Italien war von hier an gebrochen, oder verhinderte mich wenigstens nicht mehr, offene Augen für das Schöne zu haben, das in meiner Nähe lag, und woran ich täglich studieren konnte. Die Krankheit meiner Frau war also die nächste Ursache zu diesem Wendepunkte gewesen, und was mir ein großes Übel schien, war ein rechter Segen geworden.

Es mag wohl im Anfange der dreißiger Jahre gewesen sein, als Freund Kügelgen mich bat, ihn in Hermsdorf bei Königsbrück auf einige Tage zu besuchen. Er hatte den Auftrag, ein großes Altarbild für eine Kirche in Livland zu malen, und da er in Dresden kein Atelier fand, welches die zur Aufstellung einer solchen Leinwand erforderliche Höhe besaß, so hatte ihm sein Freund v. Heinitz, der Besitzer von Hermsdorf, einen Saal im Schlosse zu diesem Zwecke überlassen. Ich besuchte ihn dort und machte bei dieser Gelegenheit u. a. auch die Bekanntschaft des Pastor Roller in Lausa.

Roller war, besonders in den kirchlich gesinnten protestantischen Kreisen, weit und breit bekannt. Manchen ein Rätsel, anderen ein wunderlicher Heiliger, dessen Sonderbarkeiten man belachte, wurde er nur von denen nach seinem wahren Werte und seiner Bedeutung erkannt, die ihm näher standen und Sinn und Verständnis für dergleichen Erscheinungen besaßen. War es doch mit Roller, wie auf einem anderen Gebiet mit meinem lieben Meister Joseph Koch, dessen Skurrilitäten in aller Munde waren, dessen Bedeutung und Großartigkeit aber nur wenige recht zu würdigen wußten.

Kügelgen hat in seinen bekannten „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ seinem alten Freunde Roller ein köstliches Denkmal gesetzt und ihn mit der Feder noch besser gezeichnet, als mit dem Pinsel. Ich will hier nur meine kurze Begegnung mit ihm berichten. Zuerst

sah ich ihn bei einer Abendgesellschaft auf dem Schlosse Hermsdorf, wo gerade das gräflich Dohnasche Ehepaar zum Besuche eingetroffen war. Rollers gedrungene Gestalt, die würdevollen Züge seines Gesichts, mit den braunen geistvollen Augen, das bedächtige Tempo seines Sprechens, schienen oft in Widerspruch mit seinen Bizzarrerien im gewöhnlichen Leben und gaben denselben einen noch komischeren Ausdruck; dagegen trat im Amte der volle Ernst und die Würde seines eigensten Wesens hervor, während im freundschaftlichen Gespräch wieder die kindlichste Naivität und schalkhafter Humor sein Gesicht durchleuchteten. An jenem Abend fiel mir nur auf, daß er im lebhaften Gespräch mit der Gräfin auf deren Aufforderung, sich zu ihr zu setzen, sogleich zum Schemel ihrer Füße Platz nahm, d. h. auf den platten Boden sich setzte und von da aus die Konversation weiter führte, ohne daß solches in der Gesellschaft als etwas Außergewöhnliches auffiel; denn sie kannten alle die Marotten ihres Pastors.

Anderen Tages besuchte ich ihn mit Heinitz und Kügelgen in seinem kleinen, fast ärmlichen Pfarrhause. Meine beiden Begleiter hielten sich nicht lange auf wegen eines Geschäftsganges, den sie zu machen hatten, und nach welchem sie mich wieder abholen wollten. Roller breitete nun einen Schafpelz in der Nähe des alten Kachelofens aus und meinte, so nebeneinander am Boden sitzend, fühle man sich gleich freier und traulicher.

Bald waren wir im Gespräch bei der vorjährigen Kunstausstellung. Ich wußte schon durch Kügelgen, daß Roller dieselbe jedesmal mit seinen Dorfkindern besuchte. Mit einer Elite Lausaer Knaben und Mädchen zog er durch den Wald nach der zwei Stunden entfernten Residenz und betrachtete mit ihnen aufmerksam Bild für Bild. Ich war verwundert, daß er auch das meinige, „Das Tal von Amalfi“, gar wohl betrachtet und noch gut im Gedächtnis hatte.

Obwohl nun Roller, zwar ein großer Bilderfreund, aber nichts weniger als ein sogenannter Kenner war, sondern seine eigentümlichen, oft sehr originellen Ansichten hatte, so interessierte es mich doch, dieselben über mein Bild zu hören, um so mehr, als ich merkte, daß er mit der Auffassung desselben nicht recht einverstanden war.

Roller fand etwas Gemachtes, Schöntuerisches darin, namentlich in den Figuren. Wenn er malen könne, meinte er, würde er suchen, die Natur ungeschminkt, in ihrer unschuldvollen Schönheit hinzustellen, ohne etwas dazu zu tun, usw.; und nun beschrieb er eine Landschaft mit ihrer Staffage, allerdings eine deutsche, die er ja allein kannte, in so treffenden Zügen, daß in mir plötzlich ein lebendiges Bild davon aufstieg, (ähnlich etwa einem Eyck oder Memling), durch welches der Unterschied einer ideal oder real aufgefaßten Natur anschaulich klar wurde. Ich hatte das Gefühl, daß eine auf Linienschönheit allein oder vorwiegend gegründete Auffassung zur Manier führen müsse, wenn nicht zugleich eine völlig naive Naturbetrachtung hinzutrete und dadurch das Äußere Ausdruck des Inneren werde.

„Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet, ohne Säumnis,
Heilig öffentlich Geheimnis.“ (Goethe.)

Es war sonderbar, daß der Vergleich beider Bilder, meines Amalfitales, welches ich mir vergegenwärtigte, und des von Roller geweckten Phantasiebildes, einen so nachhaltigen Eindruck in mir hervorbrachte, daß seine Nachwirkung späterhin nicht ohne Einfluß auf meine Arbeiten blieb.

Die Unterhaltung auf unserem Parterre wandte sich nun auf einen Gegenstand, den Roller theoretisch wie prak-

tisch meisterhaft zu behandeln wußte: „Die Kindererziehung“, denn er hatte gehört, daß ich zwei Kinder daheim habe, ohngefähr im Alter von zwei und fünf Jahren. Das Erziehen der Kinder sei leicht, sagte er, wenn man nur beizeiten den rechten Grund lege, d. h. sie zu pünktlichem Gehorsam und zur Wahrheitsliebe anhalte, durchaus kein lügenhaftes oder Scheinwesen aufkommen lasse. Der andere Punkt, auf den es ankomme, sei die Gewöhnung an Ordnung und Reinlichkeit. Sei diese Sinnesart wohl gepflegt worden, so werde sich dieselbe bei der späteren Entwickelung auch auf die höheren Gebiete übertragen; es werde das Kind z. B. auch dem Worte Gottes gehorsam sein wollen, und ein kleines Mädchen, welches ihr Schürzchen rein und weiß zu erhalten gewöhnt ist und keinen Schmutzflecken duldet, wird später auch ihre Seele rein zu erhalten trachten usw.

Indem er diese Dinge klar und einfach weiter ausführte, trat Kügelgen wieder ein, und wir erhoben uns von unserem Diwan, dem pastoralen Schafpelz, auf welchem mir die Stunde nur zu schnell verflossen war.

Unter Austausch innerer wie äußerer Erlebnisse durchstrich ich mit dem lieben Freund die Gegend, besonders auch den baumreichen schönen Park, welcher von der stillen Röder durchflossen wird, und verließ am Morgen des dritten Tages neu gestärkt diesen Kreis vortrefflicher Menschen.

Als ich an die bescheidene Pfarre von Lausa kam, fiel mir das Histörchen ein, welches mir kurz zuvor Kügelgen von Roller erzählte. Letzterer war nämlich vor wenigen Wochen zu einer Pastorenkonferenz nach Flöha (bei Freiberg) eingeladen gewesen. Als er in die Versammlung eintritt, stellt sich ihm sogleich der Ortspfarrer mit den Worten vor: „Ich bin der Pastor von Flöha.“ „Und ich bin der Pastor von Lausa,“ sagte Roller, „schade, daß der

Pfarrer von Wanzleben nicht hier ist, er würde der passende Dritte im Bunde sein!"

Der Alte war diesmal sehr heiter, und da das Wetter inzwischen unfreundlicher geworden war und ein dünner Regen herunternebelte, so mußte „der Ökonom", wie er seinen Bruder Jonathan nannte, weil er die Feldwirtschaft besorgte, den alten Schimmel aus dem Stalle holen, vor den kleinen Planwagen spannen und mich eine Stunde weit bis auf die Landstraße bringen.

Jonathan war älter als der Pastor, und früher Schneider gewesen. Ich sehe noch das gutmütige, etwas spitze Schneidergesicht, wie er, sein Pfeifchen im Munde, in die graue Regenluft hinausblinzelte und mir von Hafer und Gerste, von Hühnern und Gänsen erzählte, bis wir die große Straße erreichten, von wo ich noch eine gute Stunde bis Dresden zu wandern hatte.

Hier hörte ich bei den Freunden Oehme, Peschel, Hantzsch und Berthold immer etwas Schönes oder Interessantes, und kehrte dann gegen Abend, wie eine Biene mit allerlei Blütenstaub beladen, nach Meißen zurück in das alte, wundersame Burglehnhaus zu Weib und Kindern. Solche kleine Episoden mußten mich dann auf lange Zeit entschädigen für die Entbehrung eines anregenden, belebenden Umgangs, den ich je länger, je mehr vermißte.

Zuweilen machte ich mit einigen Schülern kleine Ausflüge nach dem böhmischen Mittelgebirge. Das sehr malerische Bergstädtchen Graupen mit dem Wallfahrtsort Mariaschein, das damals sehr stille Außig, Sebusein und mein abgelegenes, aber höchst romantisches Kamaik waren die Lieblingsorte, wo wir gern länger weilten und Studien sammelten. Pulian, der ein geschickter Landschafts- und Architekturmaler wurde und in den sechziger Jahren in Düsseldorf verstarb, sowie der talentvolle Haach (in Rom früh verstorben) waren meine ersten Schüler in Meißen.

Diese malerischen Fußwanderungen mit mehreren Schülern wurden auch späterhin in Dresden fortgesetzt; denn sie erwiesen sich ebenso erfrischend, wie fruchtbringend.

Eine leidlich gute Studie nach der Natur zu machen, ist verhältnismäßig leicht zu erlernen, wenn es nämlich Einzelheiten betrifft, wie z. B. einen charakteristischen Baum, eine gut beleuchtete Felsenmasse, eine Hütte und dergleichen; schwieriger dagegen ist es, ein Bild oder ein Motiv zu einem solchen richtig zu sehen und zu erfassen, nämlich eine reicher gegliederte Landschaft rechts und links, oben und unten an der rechten Stelle abzugrenzen; denn dazu gehört Phantasie und ein kunstgeübtes Auge. Hier konnte ich den Schülern der Natur gegenüber sehr behilflich sein.

Oft, wenn ich eine solche mehr bildlich abgeschlossene Partie erblickte und darauf aufmerksam machte, wußten sie es auf ihrem Papier nicht zurecht zu bringen, weil sie bald zuviel oder zuwenig von der Umgebung auf ihre Zeichnung brachten. Sie sahen das Bild nicht richtig heraus; der Sinn für einen in sich geschlossenen Aufbau des Ganzen war noch zuwenig entwickelt. Späterhin habe ich oft geraten, ein Blatt starkes Papier mit einem kleinen Ausschnitt in der Mappe bei sich zu führen, dieses Bildformat näher oder ferner vor die Augen zu halten und die zu zeichnende Partie damit einzuschließen, wodurch sie leicht bemerken konnten, wie die Landschaft am besten einzurahmen sei.

Doch ich kehre von meiner schulmeisterlichen Abschweifung zurück, und gedenke noch einiger kürzeren oder längeren Besuche von Freunden und Personen, die mir besonders wert waren. Sie wirkten immer wie ein sanfter Regen, der über das durstige Land zieht. So kam 1831 der edle, liebe J. D. Passavant zu mir. Er kehrte von einer Kunstreise nach Berlin über Dresden nach Frankfurt zurück, und wie war

ich erfreut, ihn wieder zu sehen! Es tauchten bei seinem Anblick alle die schönen Tage in Rom wieder auf und bewegten die Seele. Passavant hatte zu dieser Zeit den für ihn so schmerzlichen Entschluß gefaßt, der Malerei zu entsagen und sich der Kunstforschung zuzuwenden. Sein nachher so berühmt gewordenes Werk über Raffael hatte er schon in Arbeit und zu diesem Zwecke in Dresden im Museum und in der Kupferstichsammlung Studien gemacht.

Bis zum späten Abend saßen wir beisammen im vertrauten Gespräch über Kunst und religiöse Gegenstände, welches beides ja den tiefsten Inhalt unseres Lebens und Strebens ausmachte.

Vor wenig Tagen fand ich in Cornills „Leben Passavants" ein paar Zeilen, die mich überraschten und innig gerührt haben. Er erzählt, wie die Dresdener Freunde Passavant in zwei Wagen das Geleite bis Meißen gaben, worauf es heißt: „Hier verbrachte er einen ihm unvergeßlichen Abend mit Richter und seiner Frau, der ihm nochmals die ganze Poesie des deutschen Hauses vorführte, ehe er das Vaterland wieder verließ."

Passavant trat von Frankfurt seine Reise nach England an.

Ein anderer mir interessanter Besuch war der des alten Krummacher aus Bremen, Kügelgens Schwiegervater, welcher mir durch seine „Parabeln", „Festbüchlein" und „Paragraphen zur heiligen Geschichte" bekannt geworden war. Er kam mit seiner Familie aus Hermsdorf, und ich führte ihn in den schönen Dom, die Porzellanfabrik in der Albrechtsburg und zu allem sonstigen Sehenswerten Meißens. Die stattliche Erscheinung des geistvollen Mannes mit dem milden Gesichtsausdruck, wie seine anziehenden Bemerkungen, ließen noch lange ihren erquickenden Eindruck zurück.

R. Rothe besuchte mich mit seinem Vater, dem Typus

eines altpreußischen Beamten, als dieser den von Rom gekommenen Sohn auf seiner Reise nach Wittenberg bis Meißen begleitete. Rothe war an das theologische Seminar in Wittenberg berufen, von wo er nach einer gesegneten Wirksamkeit als Professor an die Heidelberger Universität kam. Seine „Zukunft der Kirche", besonders aber seine „Ethik" waren für die protestantische Theologie epochemachend. Selbst der berühmte Kardinal Wiseman nennt ihn einen der tiefsinnigsten und gelehrtesten protestantischen Theologen. Mir war es eine innige Freude, den teuren „römischen" Freund wieder zu sehen; denn für mich waren diese „Römer" alle mit einer Lichtatmosphäre umgeben, im Gefühl der so glücklich mit ihnen in Rom verlebten Tage.

Deshalb war es auch jedesmal ein hoher Festtag, wenn — gewöhnlich bald vor oder nach Weihnachten — meine lieben Dresdener „Römer" Peschel und Oehme zum Besuch kamen. Sie langten dann Samstag abends mit dem großen Botenwagen an. Unten in der Stadt wurden sie am Halteplatz, wo die Passagiere ausstiegen, von mir und Gustel erwartet, und hatte sich endlich der Knäuel der bemäntelten und bepackten Insassen dieser Arche Noäh entwickelt und waren die beiden Freundesgesichter beim Schein der Laterne herausgefunden, so stiegen wir im Triumph die Schloßstufen hinan nach unserem alten Burglehnhause, wo die Kinder die wohlbekannten Onkels empfingen.

Wie glücklich saßen wir am anderen Morgen um den Kaffeetisch am warmen Ofen, während draußen vor den Fenstern die Schneeflocken wirbelten und sich über die Schloßbrücke in die Stadt hinunter jagten. Zuerst wurde die übliche kurze Morgenandacht gehalten, welche dem Tage die Richtung und dem Herzen das Gefühl der Zusammengehörigkeit vor und in dem Höchsten gab. Beim Frühstück gab es nun viel zu erzählen, was gegenseitig von Interesse war, und

wer kennt nicht das wohltuende Gefühl, nach monatelangem Entbehren alles freundschaftlichen Aussprechens endlich einmal das Herz erleichtern zu können. Jetzt brachte der schiefbeinige Merkurius, der Stalljunge des Botenfuhrmanns, einen Brief, welcher, am Abend angekommen, morgens erst ausgetragen wurde. Der Brief war von Berthold, der wegen Kränklichkeit sein Stübchen nie mehr verließ und wenigstens schriftlich in unserer Mitte sein und — zugleich die Gelegenheit benutzen wollte, „Peschel und Oehme zu sagen, wie lieb er sie habe, was er ihnen doch nicht ins Gesicht sagen könne, wenn sie bei ihm wären."

Nach dem Frühstück ging es natürlich auch in mein kleines Atelier; die Arbeiten wurden eingehend besprochen, die schönen Stiche des Campo Santo in Pisa (von Assinio), welche ich von Börner gegen Handzeichnungen von mir eingetauscht hatte, mit Begeisterung betrachtet, wobei alle köstlichen Erinnerungen aus der römischen Zeit wieder auftauchten und des Erzählens kein Ende wurde. Der Mittag brachte dann einen stupenden „gallinaccio" auf den Tisch, ein kulinarisches Meisterstück von Frau Gustel, und der Meißner Rotwein mußte den Velletri ersetzen.

Um vier Uhr nachmittags wurden die Freunde dann wieder in den mit Menschen und Gepäck vollgestopften Botenwagen, welcher ein Abkömmling der berühmten „gelben Leipziger Postkutsche" zu sein schien, einrangiert, und wehmütig sahen wir ihnen nach

Ich und meine Frau empfanden nach solchen Besuchen recht lebhaft, wie wenig wir hier in Meißen Wurzel geschlagen hatten und wie wir doch erst in dem nahen Dresden uns „zu Hause" fühlen würden.

Für mich wurde das Verlangen, in eine mehr künstlerische Umgebung zu kommen und in fortwährender Berührung mit den allgemeinen Bestrebungen zu bleiben, immer stärker. Ich fühlte mich hier isoliert und herab-

gestimmt; gleichwohl sah ich keine Möglichkeit, die Lage zu ändern. Es tauchte zwar in der letzten Zeit das Gerücht auf, man gehe damit um, die Zeichenschule oder vielmehr deren Verwaltung durch die Akademie, aufzuheben; allein auch wenn sich diese Aussicht realisieren sollte, so gab mir das keine Perspektive einer Beförderung, da die einzige Stelle für einen Landschafter an der Dresdener Akademie mein Vater inne hatte, der noch frisch und tätig seinem Amte vorstand. So schien es immer beim alten bleiben zu müssen, und die wiederholten, oft schweren Erkrankungen, die ich durchzumachen hatte, waren nur geeignet, die hoffnungslosen Stimmungen zu vermehren.

Im Sommer 1835 sollte ich noch die große Freude haben, meinen teuren Maydell wieder bei mir zu sehen. Er wohnte eine Woche bei uns, und das Burglehnhaus samt meiner ganzen bescheidenen Häuslichkeit, meine Arbeiten, Frau Gustel und die Kinder, die romantische Umgebung Meißens, alles war so ganz nach seinem Herzen, daß er mich darob glücklich preisen mußte.

Freilich, wenn ich bedachte, in welcher Abgeschiedenheit von künstlerischem Verkehr der Freund in Dorpat lebte, so mußten meine Klagen verstummen. Kunstbedürfnisse wie Künstler fanden sich in seiner nordischen Heimat nur sparsam vor. Die Porträtmalerei war nicht seine Neigung, ebensowenig der Zeichenunterricht für Dilettanten, die einzigen Tätigkeiten und Erwerbszweige, die in solchen Verhältnissen gewöhnlich übrig bleiben. Traten aber wirklich künstlerische Aufgaben an ihn heran, sie mochten noch so verschiedenartig und die dazu erforderliche Technik eine ihm bisher fremde, ungeübte sein, so übernahm er sie mit Freuden und überwand die dadurch erwachsenen Schwierigkeiten mit einer bewundernswerten Fügsamkeit.

So hatte er außer einem großen Altarbilde in Reval und einem kleinen für eine Dorfkirche zwei Apostelfiguren

in Ton modelliert, einen im gotischen Stil geschnitzten Altar und Kanzel samt Taufstein nach seinen Entwürfen ausführen lassen. Ja er fertigte sogar eine Marmorbüste für die Universität Dorpat, das Bildnis eines ihrer hervorragenden Gelehrten. Für die livländische Ritterschaft verzierte er die Adelsmatrikel mit der Darstellung eines Tourniers in Deckfarben und arbeitete einen silbernen Bücherdeckel in getriebener Arbeit aus. Das hohe Lied Salomonis illustrierte er in vielen Blättern mit Miniaturen, welches Werk die Kaiserin von Rußland erwarb. Außerdem radierte er verschiedene seiner Kompositionen auf Kupfer, z. B. ein geistreich erfundenes Blatt mit Arabesken: die Kirche Christi, mit dem Text: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben." Ferner ein Blatt mit dem Gleichnisse vom verlorenen Sohn; zur Rechten und Linken: das verlorene Schaf und der verlorene Groschen; über dem Ganzen in der Bogeneinfassung ein Engelchor mit der Inschrift: „Also wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut." Dergleichen sinnreiche Zusammenstellungen hatte er noch eine große Anzahl komponiert; leider wurden sie nicht in Kupfer ausgeführt. Noch später schrieb er eine Geschichte des livländischen Adels nach den Chroniken und gab dies Werk in Heften mit vielen Radierungen heraus, ebenso eine Reihenfolge dergleichen zu Fouqués Undine. Zwei kleine, von ihm selbst lithographierte Bildchen enthalten höchst charakteristische und mit Humor erfaßte Tiergestalten zu Kriloffs Fabeln. Obgleich vor Grandville und Kaulbach gemacht, stehen sie ihnen ebenbürtig zur Seite.

Bei all diesen verschiedenartigsten Arbeiten verfiel er auf den Gedanken, auch den Holzschnitt, welcher in England, Frankreich und zuletzt in Deutschland sich mehr und mehr ausbildete, zu kultivieren.

Zu diesem Zweck hatte er einen jungen, anstelligen Burschen in der Technik desselben einzuüben gesucht und

ließ ihn seine auf Holz ausgeführten Zeichnungen schneiden. In Berlin hatte sich Maydell mehrere Wochen aufgehalten, um bei Unzelmann und anderen mehr Einsicht in das neue technische Verfahren dieser Kunst zu gewinnen.

Bei seiner reichen Phantasie und seiner nach den verschiedensten Richtungen hin produktiven Kraft konnte er allerdings den wechselnden Anforderungen genügen, die an ihn herantraten, allein sie brachten auch den Nachteil, daß seine reichen Kräfte sich zersplitterten, und hinderten ihn, in allen diesen schönen Dingen die gewünschte Meisterschaft zu erlangen; es mußte an ihnen etwas Dilettantisches hängen bleiben. Allein er tat, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, und tat es stets in einer ernsten, würdigen Weise. Schwerlich hätte ein anderer an seiner Stelle mehr leisten können und keiner in einem anderen Sinne. Er äußerte einst: Gott habe ihn immer wieder auf ein Schülerbänkchen gesetzt, wenn er in einer Klasse es auf den Punkt gebracht hätte, zu den ersten zu zählen.

Nach Verlauf dieser reich gesegneten Woche begleitete ich Maydell auf einige Tage nach Dresden, wo die Schätze der Gemäldegalerie reichen Stoff darboten, unsere künstlerischen Ansichten und Meinungen auszutauschen. An den Abenden waren wir mit den Freunden und Bekannten beisammen, zu welchen sich in letzter Zeit noch der alte, liebenswürdige Staatsrat Aderkas aus Dorpat und Baron Üxküll, ein Landsmann Maydells, gesellt hatten.

Bald nach Maydells Abreise erneuerte sich das Gerücht von einer bevorstehenden Aufhebung der Zeichenschule, und mit Furcht und Hoffnung sah ich der Bestätigung desselben entgegen. Denn obwohl ich es schmerzlich empfand, daß ich in meiner isolierten und herabgedrückten Stellung auf die Dauer nicht gedeihen, das künstlerische Streben zu keiner freien Entwickelung gelangen könne, so glaubte ich doch nicht, eine Stellung eigenmächtig aufgeben zu dürfen, die

mir durch Gottes Fügung ohne mein Dazutun in die Hände gegeben war. Jetzt nun zeigte sich unerwartet eine mögliche Lösung dieses Verhältnisses und steigerte mein Verlangen danach auf das höchste. Ich fühlte, es sei Zeit, in ein anderes Fahrwasser zu kommen, wo ein vollerer Luftstrom sich in die Segel legen könne.

Späterhin erkannte ich freilich wohl, daß diese Abgezogenheit von allem Zerstreuenden auch ihr Gutes gehabt hatte; denn jene Lebenseindrücke, welche ich in Rom empfangen, konnten, fremden Einflüssen wenig ausgesetzt, tiefere Wurzeln schlagen und sich selbständiger entwickeln. Ich dachte oder phantasierte vielmehr und schrieb nieder, was mir über Kunst und Glauben in den Sinn kam, um mir selbst dadurch mehr Klarheit zu verschaffen. Bücher standen mir wenig zu Gebote, und bezüglich der Kunst waren immer noch Schlegels „über christliche Kunst“ und Rumohrs „Einleitung“ und seine italienischen Forschungen, sowie einige Aufsätze von Goethe, ein paar kleine Büchlein von Kestner und Passavant mein Hausschatz und Evangelium. Auch späterhin habe ich verhältnismäßig wenig über Kunst gelesen, und erst, als ich im Schaffen nachlassen mußte, erfreute ich mich an so manchem Trefflichen, was inzwischen Kunstgeschichtsschreiber zutage gefördert hatten.

Mehr als in Kunst*schriften* studierte ich in den *Werken* der Künstler selbst und suchte da Förderung und Erbauung im eigentlichen Sinne des Wortes. Dasselbe war der Fall beim Lesen der großen Dichter. Was *über* sie geschrieben worden war, kannte ich wenig oder gar nicht! aber durch ihre *Werke* fühlte ich mich beflügelt, auf ihre Höhe emporgehoben, im Anschauen und Nachempfinden des Schönen und Guten, was ich bei ihnen fand, aufs innigste beglückt und zur Begeisterung fortgerissen.

Ein Sprichwort lautet: „Sage mir, mit wem du um-

gehst, so will ich dir sagen, wer du bist." Dies kann man wohl im allgemeinen auch auf Bücher und besonders in Beziehung auf Lieblingsschriftsteller anwenden, und so will ich hier sogleich zur Charakterisierung meiner Sinnesweise in religiösen Dingen diejenigen Bücher nennen, mit denen ich mich sympathisch verbunden fühlte, und die mir wie liebe Herzensfreunde stets zur Seite lagen.

Das erste war selbstverständlich die Heilige Schrift, die ich in der schönen Friedrich von Meyerschen Ausgabe von meiner Frau als Weihnachtsgeschenk erhalten hatte, und welche durch Einleitung und kurze Noten einem genaueren Verständnis zu Hilfe kam. Außer dieser aber waren Thomas von Kempen, Claudius und G. H. v. Schubert meine Freunde, Lehrer und Führer. Von dem ersteren sagt ja der große Leibniz: „Die Nachfolge Jesu Christi ist eines der vortrefflichsten Werke, die je geschrieben worden sind. Selig, wer nach dem Inhalt dieses Buches lebt und sich nicht damit begnügt, das Buch nur zu bewundern." Berthold hatte die Übersetzung mit den einleitenden Aufsätzen und reichen Anmerkungen des J. M. Sailer zufällig in die Hände bekommen; entzückt von demselben schrieb er mir davon und riet, dasselbe anzuschaffen. Als eine kleine Probe dieser Einleitung schrieb er die Stelle ab:

„Der einst der horchenden Lydia das Herz aufgeschlossen, daß sie verstehen konnte, was sie hörte, der schließe auch uns das Herz auf, daß wir verstehen, was wir lesen, und in uns selbst erfahren, was uns der Buchstabe außer uns von Wahrheit, Reinheit und Friede erzählet.

Denn das ist es, was wir eigentlich suchen, und was wir nur durch Christum finden können:

Wahrheit,
Reinheit,
Friede.

Wahrheit durch Ihn, denn Er ist das Wort Gottes;

Reinheit durch Ihn, denn Er ist das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt; Friede durch Ihn, denn Er ist das Heil der Welt, Er sendet Friede und Freude im heiligen Geiste!"

Dieser „Sailersche Kempis" ist mir immer der klare, treue Freund und Ratgeber gewesen, welcher nach manchen Zerstreuungen des Tages mich innerlich wieder sammelte, und wenn ich müde und matt wurde, mich aufrichtete und mit einem Becher Wassers erfrischte, das aus jenem Brunnen kam, der in das ewige Leben fließt, woher es auch stammt. Ein anderer Hausfreund, dessen Wert mir mit der Zeit nur gestiegen, ist der schlichte, treuherzige und humoristische Claudius, voll Ernst und tiefen Sinnes, so recht das Bild eines deutschen Mannes und Christen. Verse hat er zwar nicht viel gemacht, und die wenigen sind nicht alle gleichen Wertes. Wer aber das — mir besonders liebe — Abendlied „Der Mond ist aufgegangen", ferner „Die Sternseherin Liese", „Das Hochzeitlied", „Christine" und noch manches andere derart schaffen konnte, ist gewiß ein wahrer Dichter!

Der dritte dieser Hausfreunde war der liebenswürdige G. H. v. Schubert, mit dem ich späterhin auch persönlich freundschaftlich verkehrte. Sein „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde", besonders der erste Teil desselben, übte eine tiefe Wirkung in den weitesten Kreisen. Gerade bei der kühlen Temperatur des damals herrschenden Rationalismus war es kein Wunder, daß die Sprache des Herzens, des Lebens und der eigenen Erfahrung wie ein warmer Frühlingsregen, welcher über das Land zieht, unzählige Lebenskeime weckte und fruchtbar machte. Schubert hat durch seine Schriften wie durch persönlichen, ausgebreiteten Verkehr unendlich segensreich gewirkt. Sein reiches Wissen, die Milde und Weitherzigkeit, verbunden mit der Heiterkeit seines Gemütes, zogen auch solche an, die nicht

ganz seines Sinnes waren. Überhaupt hatten sich die konfessionellen Gegensätze noch gar nicht so zugespitzt, wie es bald darauf der Fall wurde; vielmehr lebte man in einer Strömung, wo alle innerlich lebendigen Christen, Katholiken wie Protestanten, sich über den aufgerichteten Zaun hinüber freundschaftlich die Hände reichten, und zwar nicht sowohl aus kühler Toleranz, sondern aus dem Gefühl des innigen Einsseins mit dem einen, dem Heiland und Erlöser aller. Man brauchte in dieser Beziehung oft das Bild oder Gleichnis eines Herrn, dessen Truppen, obwohl einer Fahne folgend, doch verschiedene Uniformen tragen.

Für mich gab es nur jene eine, unsichtbare Kirche, von der es im Liede heißt:

„Die Seelen all, die Er erneut,
Sind, was wir heil'ge Kirche nennen."

Für die äußere Kirche hatte ich wenig Interesse. Zur Osterzeit ging ich nach Dresden in die katholische Kirche zum Empfang des heiligen Abendmahls, und in Meißen hörte ich zuweilen eine protestantische Predigt im Dom oder in St. Afra, bei welcher ich aber selten die Erbauung fand, die ich suchte.

Der Herbst kam heran und brachte das von mir sehnlichst herbeigewünschte Reskript der Regierung, wonach die Zeichenschule aufgehoben und am 24. Dezember zu schließen sei. Somit war ich bis auf weiteres mit einem sogenannten Wartegeld von hundertundvierzig Talern des Dienstes enthoben. Trotz mancher Sorgen und fortdauernder Kränklichkeit fühlte ich mich jetzt glücklich in der Hoffnung, recht bald vom Druck einer wie Blei auf mir lastenden Atmosphäre befreit zu werden und in ein befreundetes, frischeres Element zu kommen. So zog ich denn im Frühjahr 1836 — sobald die ersten Lerchen schwirrten — mit Weib und Kindern und allen Habseligkeiten wieder in die Vaterstatd Dresden ein zur großen Freude meiner Freunde.

Auffallend war, daß mich von da an alle die Krankheiten, die mich alljährlich heimsuchten, für lange Jahre verließen und eine sehr regsame, tätige Periode eintrat. Die letzten Meißner Jahre hatten mich körperlich so herabgedrückt, daß ich an ein frühes Ende glauben mußte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Dresden 1836—1847.

Auf Oehmes und seiner Frau Vorschlag bezogen wir zu gleicher Zeit ein neues, vor dem Löbauer Schlage gelegenes Haus. Wir nahmen die erste, sie die zweite Etage. Die Frauen, die ebenso freundlich zueinander standen, wie wir Männer, waren voller Freude über das vom Stadtlärm entfernte, halbländliche Zusammenleben, auch unter den Kindern fand Übereinstimmung nach Alter, Zahl und Geschlecht statt; zu meinen schon genannten drei Kindern war noch ein viertes, eine kleine Helene, gekommen, die diesen Namen ihrer Patin, der uns befreundeten, verehrten Mutter Kügelgens verdankte. Unter solchen auch räumlich nahen Verhältnissen zwischen Oehme und mir wurde der gegenseitige Anteil und künstlerische Austausch bei unseren Arbeiten nur gesteigert. Kam einer bei seinem Bilde an eine zweifelhafte Stelle, sogleich wurde der Nachbar herbeigerufen, die Sache beraten und womöglich ins klare gebracht.

Im Sommer spazierten wir, das Skizzenbuch in der Tasche, nach dem ganz nahen Plauenschen Grunde, der zu jener Zeit sehr malerisch und reizvoll war, oder wir stiegen auf seine Höhen, und immer trug man eine kleine Beute nach Hause. Bei unserer Art zu arbeiten fiel mir eine große Verschiedenheit auf. Mochte ich mich an manchen

Sachen auch noch so sehr tagüber abgemüht haben, so war mir die Arbeit aus dem Sinn, sobald ich sie beiseite gestellt und Feierabend gemacht hatte. Andere Dinge nahmen mich dann ebenso voll oder leicht in Anspruch, wie es vorher die Arbeit getan. Ganz anders war es bei Oehme. Bei ihm hing alles von der Stimmung ab. Hatte er irgendeine Stelle in seinem Bilde nicht klar herausgebracht, so beunruhigte es ihn fortwährend und ließ ihn nicht los, wenn auch längst Pinsel und Palette zur Seite gelegt waren. Ja in solchen kritischen Momenten ließ es ihn auch bei Nacht nicht ruhen; er stand aus dem Bette auf, zündete die Lampe an und wanderte in sein Atelier, wo er dann die verzweifelt schlimme Stelle ansah, zu Pinsel und Farben griff und so lange malte, bis er glaubte, das Rechte getroffen zu haben, oder bis er — und dies war meistens der Fall — die Stelle so gründlich verdorben hatte, daß er sie schließlich wegwischte, damit die liebe Seele endlich Ruhe habe. Bei Oehme ging alles aus der Stimmung, bei mir aus einer inneren Anschauung hervor. Um diese Zeit arbeitete ich an einem größeren Bilde, das Baron v. Schweizer bei mir gesehen und für sich bestellt hatte. Das Motiv stammte von Mariaschein in Böhmen und war in einer kleinen Bleistiftskizze entworfen. Ein Brunnen von alten Linden umgeben, dabei ein Heiligenbild. Von diesem schattigen Platze aus sah man in die von der Mittagssonne beleuchteten Kornfelder hinaus. Es lag nahe, diese Landschaft mit einer kleinen Schafherde und ihren Hütern zu beleben und eine Schar Wallfahrer trinkend und ruhend um den Brunnentrog zu versammeln. Der Blick aus der schattigen Kühle in die Mittagshitze hinaus machte eine malerische Wirkung und die ganze Staffage einen poetischen Eindruck. Das Gemälde kam später auf die Kunstausstellung und gefiel. Dies war eine der wenigen Bestellungen, die mir überhaupt geworden sind; meistens

mußte ich wie Oehme die Hoffnung auf den Kunstverein setzen, und schlug diese fehl, d. h. wurde das Bild nicht gekauft, so war das eine große Kalamität für das Hauswesen, und lange Zeit mußte vergehen, ehe wieder alles ins gleiche gebracht war. Es hatte etwas Tragikomisches, wenn wir beiden Hausväter zu gleicher Zeit unsere vollendeten Bilder ausgestellt hatten und einige Wochen in gespanntester Erwartung einer Entscheidung entgegensahen. Widerwärtige, ja qualvolle Tage folgten jeder Arbeit als pikantes Finale nach, das in idealer Begeisterung begonnene und ausgebildete Werk mußte die via dolorosa passieren, um in die rauhe Wirklichkeit zu gelangen. War der Tag endlich herbeigekommen, wo das Komitee des Kunstvereins über Ankauf der Bilder zu entscheiden hatte, und die Nachricht vom Ergebnis der Abstimmung bis zu uns gelangt, dann fiel entweder ein schwerer Sorgenstein vom Herzen, oder es legte sich ein solcher doppelt schwer darauf. Da ich aber nun einmal mit meinen Arbeiten auf den Kunstvereinsmarkt verwiesen war, mußte ich es immerhin als ein Glück ansehen, daß von jetzt an meine Bilder jedesmal zum Ankauf kamen. Daß dieser aber von einer wechselnden, zufälligen Majorität abhing, und die Bilder ebenso zufällig durch das Los Besitzern zugeführt wurden, denen sie vielleicht gar nicht erwünscht waren, und die nur den relativen Geldwert ästimierten, das alles wirkte nicht anregend und erhebend. Der Kunstverein nahm den Charakter einer Unterstützungsanstalt an, und darin sah ich ein unrichtiges, ungesundes Verhältnis. Als ich daher späterhin von Verlegern bestimmte Aufträge erhielt zur Ausführung, wenn auch nur kleiner Kompositionen, die gebraucht, gewünscht, mit freudigem Interesse empfangen und mit Dank bezahlt wurden, so versetzte mich dies sogleich in ein viel frischeres Element, ich atmete freier auf und fühlte mich nicht mehr abhängig von Gunst und Laune des Zufalls.

Aber ich bin der Zeit etwas vorausgeeilt und kehre zu den ersten Jahren meines Dresdener Lebens zurück.

Die Aufhebung der Meißner Zeichenschule war nur der Vorbote einer noch weitergehenden Umgestaltung der Akademie gewesen. Der Minister von Lindenau, der nach Einsiedels Abgang an die Spitze des Ministeriums gekommen war, erkannte bald, daß die Kunstakademie zuviel veraltete Elemente enthalte, welche den neuen Anschauungen nicht entsprachen. Der Minister, mit Herrn v. Quandt nahe befreundet, wohnte in dessen an der Elbe schön gelegenem Hause und konnte sich um so bequemer mit ihm über die obwaltenden Umgestaltungen besprechen, und so kam es, daß v. Quandt einen wesentlichen Einfluß auf die Neugestaltung akademischer Verhältnisse gewann. Die Akademie huldigte noch immer den Anschauungen und der Lehrmethode, in welcher die älteren Lehrer selbst erzogen und gebildet worden waren, eine Richtung, die jetzt mit dem Namen Zopfzeit bezeichnet wird. Gewiß war unter so mancherlei Auswüchsen und Verschiedenheiten jener Periode nichts so störend, alles wahre Naturgefühl vernichtend, als die Schule Zinggs im Fache der Landschaft; und in dieser Methode unterrichtete mein Vater.

Wie sehr jetzt dadurch seine Stellung an oer Akademie gefährdet war, erkannte ich wohl, und meine Befürchtungen trafen nur zu bald ein. Der treue und langjährige Lehrer ward plötzlich seines Postens enthoben und mit Pension in den Ruhestand versetzt. Ich war dem Minister von Carlowitz unterstellt und bestimmt worden, in einer Stadt des Erzgebirges als Zeichenlehrer an einer der neu zu errichtenden Gewerbeschulen angestellt zu werden. Diese Aussicht war für mich trostlos; ja es erfaßte mich eine Art innerer Verzweiflung, wenn ich bedachte, daß ich dadurch noch mehr, als in den vergangenen sieben Meißner Jahren, aus allem Verkehr mit Gleichstrebenden gerissen werde und

in einer abgelegenen Fabrikstadt mit meinen künstlerischen Idealen verkümmern müsse; hätte ich nicht Weib und Kind gehabt, oder hätte ein auch nur kleines Vermögen für einige Zeit meine Existenz gesichert, so würde ich jetzt den dürftigen Faden, der mich an mein Vaterland hielt, durchschnitten haben und wäre nach München übergesiedelt. Unsäglich niederdrückend und entmutigend war die Erfahrung, daß ich trotz meiner bisherigen Bestrebungen und Leistungen von der akademischen Behörde als eine Bürde behandelt wurde, deren man sich zu entledigen suchte. In dieser Not wandte ich mich an den Minister von Carlowitz, stellte ihm vor, daß ich mich in Rom zum Landschafter ausgebildet habe und in diesem Fache Unterricht wohl erteilen könne, nicht aber im Ornamentzeichnen, das an einer Gewerbeschule doch die Hauptsache sei. Er hörte meine Darlegung freundlich an und versprach, meine Wünsche möglichst zu berücksichtigen. Einige Wochen darauf erhielt ich ein akademisches Schreiben, welches mir die Stelle meines pensionierten Vaters übertrug. Diese Anstellung versetzte mich aufs neue in die peinlichste Lage um meines Vaters willen, der, schwer gekränkt durch seine unvermutete Entlassung, diese den Schikanen eines Kollegen zuschrieb. Herr v. Quandt, dem ich meine Situation klagte, fertigte mich kurz und bündig mit den Worten ab: „Wenn Sie die Stelle nicht annehmen, so suchen wir einen anderen, und Ihr Vater bleibt doch entlassen.“ Ich mußte mich also fügen, und zum Glück faßte mein Vater, zwar nicht gleich, doch mit der Zeit, die Amtsnachfolge seines Sohnes als eine Milderung der ihm widerfahrenen Kränkung auf.

Nachdem ich den Unterricht im Landschaftszeichnen an der Akademie übernommen hatte, war es mein erstes, bei den vorgefundenen Schülern den unglaublich manierierten Zopf der sogenannten Zinggschen Schule auszumerzen. Dies war keine leichte Sache, und vor allem mußte ich die

Vorlagen, welche zum Kopieren vorhanden waren, ganz beseitigen und anderes Material herbeizuschaffen suchen. Da aber brauchbare Studien neuerer guter Landschafter damals nicht leicht zu erlangen oder zu teuer waren, so mußte ich mich mit dem Ankauf der lithographischen Hefte von Wagenbauer und einigem anderen dieser Art begnügen und gab das meiste von meinen eigenen Studien einstweilen zur Benutzung. So verging das akademische Wintersemester unter fleißigem Kopieren. Als aber jetzt der Sommer nahte, draußen alles in Laub und Blüte stand, da kam es mir doch allzu lächerlich philiströs vor, in diesen vier Wänden eingeschlossen zu sitzen, um Naturkopien zu kopieren, während außerhalb dieser Räume die uralten und ewig neuen Originale im Leben voller Schönheit zu schauen waren. Da nun die Umgegend von Dresden große Verschiedenheit in ihrem landschaftlichen Charakter bietet, um die mannigfaltigsten Studien zu sammeln: Felsengründe wie langgestreckte Heidegegend, idyllische, freundliche Täler, malerische Dörfer, Waldhöhen und Flußgebiete, so kam ich zu dem Entschluß, einen Versuch zu wagen, die Schüler unmittelbar nach der Natur zeichnen zu lassen, was bis dahin an der Akademie nicht gebräuchlich gewesen war. Es konnte dies um so leichter ausgeführt werden, als im Sommerhalbjahr die Zahl der Schüler acht bis zwölf nicht überstieg, weil meist nur solche am Unterrichte teilnahmen, die sich ganz dem Landschaftsfache widmeten. Es zeigte sich diese Einrichtung auch so erfolgreich und anregend, daß sie bis heute (1881) in Anwendung geblieben ist. Die Abwechslung zwischen Kopieren und Zeichnen nach der Natur brachte mehr Frische und Lebendigkeit unter die Schüler. Wenn die Schüler beim Zeichnen im Freien in der Wahl der Gegenstände und deren Behandlung zu größerer Selbsttätigkeit genötigt waren und hierbei ihrer Mängel sich mehr bewußt wurden, so entstand daraus der Vorteil, daß sie im fol-

genden Wintersemester mit größerem Verständnis und lebendigerem Interesse ihre Originale nachzeichneten.

Ich komme jetzt abermals an eines jener kleinen Ereignisse, dessen Folgen bedeutsam waren und meinem ganzen ferneren Leben eine Wendung gaben, die ich mit den Worten bezeichnen und diesem Kapitel meiner Erinnerungen als Überschrift voranstellen könnte: „Wie ich zum Holzschnitt, oder wie dieser zu mir kam"; und abermals war der gute Papa Arnold dabei im Spiele, und wieder war es ein Irrtum, welcher zu einem Wendepunkte meines Lebens und Schaffens führte.

Eines Tages kam Arnold mit einem ungewöhnlich griesgrämigen Gesicht zu mir und stellte mich zur Rede, daß ich einem Leipziger Verleger Georg Wigand meine Zustimmung zum Kopieren einiger Prospekte der Sächsischen Schweiz seines Verlages gegeben haben müsse. Mir war weder der betreffende Verleger noch das fragliche Opus bekannt, ich begriff aber wohl, wie der durch Nachdruck schon früher vielfach und schwer geschädigte Papa Arnold durch Eingriffe in seine Rechte in Verbitterung kommen mußte.

Leicht konnte ich ihm mein Unbeteiligtsein an dieser Sache dartun, und wir schieden in alter Freundschaft. Da er nun Wigand mit einer Klage bedrohte, kam dieser nach Dresden, und die beiden Männer verglichen sich. Bei dieser Gelegenheit besuchte mich Wigand, der, damals noch ganz unbekannt mit Kunst und Künstlern, von meiner Existenz in Dresden zuerst durch Arnold erfahren hatte. Er erzählte mir, daß es sich in dem Streite mit diesem um Benutzung einiger Blätter „Ansichten der Sächsischen Schweiz" für sein im Entstehen begriffenes Kupferwerk „Das malerisch romantische Deutschland" handle; er habe die von mir radierten Blätter nach London gesandt und dort für den Stahlstich in eine wirkungsvollere Manier übersetzen lassen und sie teuer bezahlen müssen. Schließlich fragte er mich, ob ich

einige der noch fehlenden Ansichten zur Sektion der „Sächsischen Schweiz" für ihn neu nach der Natur zeichnen und ausführen wolle. Nun hatte ich mich schon in Rom mit der Idee beschäftigt, künftig einmal ein Werk „Die drei deutschen Ströme, Rhein, Donau, Elbe" zu zeichnen und zu radieren, in welchem nicht nur die malerischen, sondern auch die historisch merkwürdigen Gegenden, Städte, Burgen, Klöster usw. in Verbindung mit den Volkstrachten, Festen und Gebräuchen zu einem poetischen Gesamtbilde verarbeitet werden sollten. Ich entwickelte Wigand im Laufe des Gespräches diese altgehegte Lieblingsidee, und mit Begeisterung rief er aus, das sei es, was ihm, aber ganz unklar, vorgeschwebt habe, und er bat mich, einige Abteilungen des Werkes zu übernehmen. Wir einigten uns über die Sektionen: „Harz", „Franken", „Riesengebirge", und auf diese Weise kam ich zuerst in geschäftliche Verbindung mit Georg Wigand, und die zum „malerischen und romantischen Deutschland" übernommenen Zeichnungen wurden die Brücke zu meinen späteren Kompositionen für den Holzschnitt. Die Reisen in jene malerischen Gegenden Deutschlands wurden größtenteils zu Fuße zurückgelegt und lieferten fürs Skizzenbuch und die Erinnerung eine reiche Ausbeute von Bildern und Erlebnissen aus dem deutschen Volksleben, die mir für mein späteres Schaffen vielfach zugute kamen. Ich war damals ein sehr rüstiger Fußgänger und marschierte z. B. auf der Wanderung durch Franken, das ich mehrmals kreuz und quer, von Nürnberg bis zur Rhön, durchzog, gegen hundert Postmeilen innerhalb zwei Wochen. Bald nach Erscheinen des malerisch romantischen Deutschlands unternahm Wigand eine deutsche Ausgabe des „Vicar of Wakefield" von Goldsmith mit Holzschnittillustrationen, deren Komposition er mir übertrug.

Ich hatte damals noch wenig Kenntnis von der Technik des Holzschnittes und erinnerte mich nur, daß Professor

Steinla mich einst veranlassen wollte, für ihn eine kleine Aufzeichnung auf Holz zu machen, und mir das Prinzip des Holzschnittes im Gegensatz zum Stich folgendermaßen zu erklären versuchte: Druckt man eine Holzplatte ab, so entsteht eine schwarze Fläche; die abgedruckte, polierte Kupferplatte hingegen läßt das Papier weiß. Während beim Stich das Dunkel ins Licht graviert wird, müssen beim Holzschnitt die Lichter aus der Tiefe geschnitten werden. Der Künstler hat also die durch die Platte gegebene Schwärze vorzugsweise zu benutzen und beim Aufzeichnen aus der Tiefe ins Licht zu arbeiten. Außerdem war mir bekannt, daß die neuere Technik sich von der alten wesentlich unterschied. Zu Dürers Zeiten wurden die Zeichnungen auf Birnbaumtafeln von Langholz übertragen und mit Messern ausgeschnitten, während jetzt auf Buchsbaumplatten von Kernholz gezeichnet wird, das sich leicht mit Sticheln bearbeiten läßt. Das Schneiden mit dem Messer konnte bei weitem nicht so zarte und durcheinanderlaufende Strichlagen hervorbringen, als die jetzige Stichelarbeit; die Alten mußten deshalb ihre Aufzeichnungen einfach und in derben Strichen halten, und Kreuzschraffierungen wandten sie wegen Schwierigkeit der Ausführung äußerst selten an. Obwohl ich nun die Einfachheit der alten Zeichnungsweise möglichst beibehielt, erlaubte ich mir doch größere Freiheiten in Verwendung der Strichlagen und suchte hauptsächlich große Licht- und Schattenmassen zu gewinnen; zuweit gehende Ausführung der Modellierung durch Mitteltöne aber vermied ich, weil sie dem Holzschnitt leicht etwas Trübes geben; überhaupt war es mein Bestreben, den Charakter des Holzschnittes, seinen durch das Material bedingten Stil, zu bewahren, und weder zur Nachahmung der Alten noch zum Wetteifer mit dem Kupferstich zu ge- oder mißbrauchen. Wenn späterhin in Besprechungen meiner Holzschnittbilder hervorgehoben wurde, daß sie etwas wie Sonnenschein an sich trügen, so verdanke

ich dieses Lob nicht ganz allein meiner Komposition, sondern dem oben angedeuteten Verfahren; denn kräftige Tiefen gegen große Lichtmassen hingestellt, bringen immer eine gewisse sonnige Wirkung hervor.

Ich ging überhaupt nicht auf malerische Toneffekte aus, sondern auf Reichtum der Motive, klare Anordnung und Schönheit der Linienführung.

Der Holzschnitt, der wie die Glasmalerei jahrhundertelang unter die in Vergessenheit geratenen Kunstfertigkeiten gehörte, hatte seine Wiederbelebung in London gefunden, wo er gegen Ende vorigen Jahrhunderts durch den Kupferstecher Bewick für künstlerische Zwecke zuerst wieder in Anwendung gebracht wurde.

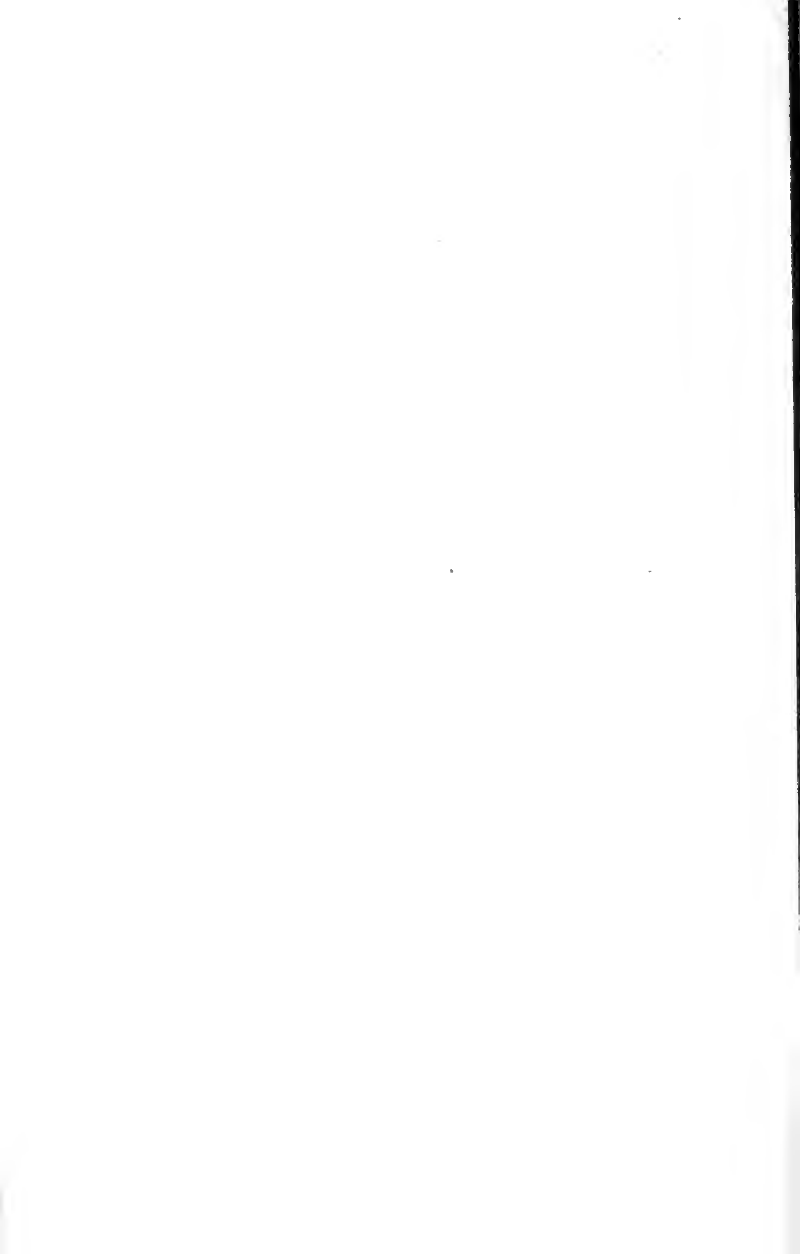
Von da an hatte sich eine Holzschneideschule in England herangebildet, die durch den Buchhandel reiche Beschäftigung fand. Georg Wigand war auf sie aufmerksam geworden und hatte einige tüchtige Holzschneider veranlaßt, nach Leipzig zu kommen, von denen ich nur Nicholls, Beneworth, Allanson nennen will. Ich ging nun mit Freuden an die Kompositionen zum „Landprediger von Wakefield" und zeichnete sie selbst aufs Holz. Beim Fortgang der Arbeit stellten sich aber auch ungeahnte Leiden ein; denn der Anblick mancher der sonst sauber gearbeiteten Holzschnitte trieb mir einen gelinden Angstschweiß auf die Stirne, wenn der Ausdruck, namentlich der Köpfe, die ich oft drei- bis viermal verändert hatte, um den rechten zu finden, so umgewandelt war, daß sie mich höchst fremdartig ansahen. Mir war charakteristischer Ausdruck Herzenssache, während die Engländer ihren Stolz in höchste Eleganz der Strichlagen und Tonwirkungen setzten.

Anziehender, als diese Erstlingsarbeit für den Holzschnitt zum Landprediger, waren mir dem Stoffe nach die nächstfolgenden zu den deutschen Volksbüchern, die mich auf das mir mehr zusagende Gebiet der Romantik führten

Brautzug im Frühling.

Oelgemälde von Ludwig Richter.

Original in der Kgl. Gemalde-Galerie in Dresden.



und mir schon durch Maydell bekannt und lieb geworden waren. Da ich meines Zeichens doch Landschafter war, beängstigte mich bei diesen Illustrationsarbeiten das unheimliche Gefühl, auf ein quasi unbefugtes Revier geraten zu sein, und ich fürchtete, daß diese unterderhand gemachten Nebenarbeiten in künstlerischen Kreisen kaum beachtet, von der Kritik aber übel behandelt werden könnten. Ich war daher um so angenehmer überrascht, als ich bald nach Erscheinen des Landpredigers eine freundliche Besprechung in der „Zeitung für die elegante Welt von Sternberg" fand, welche die poetische Auffassung mancher dieser Bilder mit großer Wärme hervorhob.

Ähnliche Zeichen anerkennender und aufmunternder Beachtung fanden auch die Bilder zu den Volksbüchern. So äußerte sich Professor Julius Hübner, er sei überrascht und erfreut gewesen, als er unter meinen Bildern zur Melusine die Szene „Melusine im Bade" ganz übereinstimmend in der Auffassung mit seiner Komposition desselben Motivs gefunden habe. Desgleichen erzählte mir ein Tübinger Student, der berühmte Ästhetiker Vischer habe in einer seiner Vorlesungen sehr anerkennend auf die jüngst ohne Namen erschienenen Bilder zu den Volksbüchern hingewiesen und sie warm empfohlen.

Noch während ich an dem Landprediger arbeitete, war ich von Hübner zur Mitarbeit an dem ihm übertragenen Vorhang zum neuen Theater aufgefordert worden. Er hatte schon in Düsseldorf eine Szene aus Tiecks Prolog zum Oktavian komponiert. Diese Zeichnung benutzte er jetzt zu seinem Vorhangsentwurf als Hauptbild, umgab es mit reichen Blumenfestons und dramatischen Emblemen und schloß es nach unten mit einem Fries ab, der die bedeutsamsten Gestalten tragischer und komischer Dramendichtung, verbunden durch eine Arabeske, vorführte. Das Hauptbild malte er selbst. Oehme hatte den landschaftlichen Hinter-

grund übernommen, mir war die tragische Hälfte des Frieses, v. Oer und Metz die komische zugedacht worden. Ich sträubte mich Anfangs gegen den Auftrag, weil ich Figuren in so großem Maßstabe noch nie versucht hatte. Hübner aber ließ mich nicht los, und so komponierte und malte ich denn in dem Fries Gruppen und Einzelfiguren: Hamlet, Lear, Romeo und Julia, Justina, der wundertätige Magus, der standhafte Prinz, Götz, Faust, Egmont, Wallenstein, Jungfrau von Orleans und Tell, und fand in dem gemeinsamen Arbeiten viel Vergnügen. Der Theatervorhang erfreute sich nachmals einer großen Beliebtheit beim Dresdener Publikum, das sich an der reichen Komposition und Fülle der bekannten Dichtungsgestalten allabendlich ergötzte. Es bildete sich sonderbarerweise die Sage unter den Theaterbesuchern, die Hauptfigur des Mittelbildes, die Romanze, sei das Porträt der gefeierten Sängerin Schröder-Devrient.

Nach Beendigung der Vorhangsarbeit kam mir von Wigand ein neuer, meiner Natur sehr zusagender Auftrag. Eine Sammlung von „Studenten-, Jäger- und Volksliedern" sollte mit Bildern und Melodien in billigen Ausgaben unter das Volk gebracht werden. Obwohl der Raum für die Bilder ein sehr beschränkter war, so boten doch die Stoffe der Phantasie einen weiten Tummelplatz für allerlei Gestaltungen und Capriccios. Die Zeichnungen flogen mir aus der Hand, und es gab ein lustiges Schaffen.

Ich muß hier noch einer vorausgegangenen Arbeit gedenken, nämlich meiner künstlerischen Beteiligung an dem illustrierten Musäus, welcher 1842 in G. Wigands Verlag erschien.

Mein alter, lieber Vetter, Magister Jung im Salomonistor, dessen ich schon zu Anfange dieser Blätter gedacht habe, stieg mit seiner Bücherkiste wie ein Traum aus der Jugendzeit herauf und langte mir die drei Bändchen seiner Musäusausgabe zu. Wie hatte ich doch vor Jahren, an langen Sommerabenden am offenen Fenster sitzend, beim

Schwirren der Schwalben über den Stadtgraben in diesem Märchenschatze geschwelgt! Die damals aufgestiegenen Bilder meldeten sich wieder, und ich durfte sie jetzt nur mit dem Bleistift aufs Papier bringen. So sehr ich mich nun auch in solchem Schaffen glücklich fühlte, so überfiel mich doch bei dem Gedanken an die hochberühmten Namen meiner Mitarbeiter am „Musäus", Jordan und Schrödter, eine große Bangigkeit. Hatte ich doch von jeher eine Scheu gehabt, mit meinem Namen auf den großen Markt der Öffentlichkeit zu treten. Bei denjenigen meiner bisherigen Illustrationsarbeiten, die meinen Namen auf dem Titel nannten, hatte mich vor dem Erscheinen jedesmal eine Art Kanonenfieber befallen, wie es manche Schauspieler, selbst bedeutende und routinierte, vor jedem Auftreten verspüren sollen. Mir hatte schon in jüngsten Jahren ein stilles Inkognitoschaffen vorgeschwebt, bei welchem ich aus glücklicher Verborgenheit heraus beobachten könnte, wie meine Bilder die Leute in freudige Bewegung versetzten. Um schaffen zu können, mußten mir Außenwelt und Publikum ganz entschwunden sein, und der vorliegende Stoff mußte sich meiner so bemächtigt haben, daß ich ganz in ihm und seiner Bilderwelt lebte.

Dieses gänzliche Versenken und Einleben in die vor mir liegende Geschichte steigerte sich zur innigsten Freude und Produktionslust. Oft, während ich noch an einer Szene komponierte, stiegen schon drei neue in meiner Phantasie auf, und ich bedauerte, wenn der Abend kam und der Bleistift weggelegt werden mußte; denn ich hätte am liebsten die ganze Nacht fortarbeiten mögen. Dieser Überreiz der Phantasie trug etwas Krankhaftes an sich; es folgten Perioden der Abspannung, und ein nervöser Zustand bildete sich aus, welcher mir nachts den Schlaf raubte und die Tage oft schwer machte. Der Wechsel zwischen Aufgeregtheit und Abspannung dauerte auch während der Arbeiten zu

„Bechsteins Märchen“ fort. Bei der Ergiebigkeit meiner Phantasie bedauerte ich es, wenn der Kostenanschlag des Verlegers nicht zuließ, die Bilderzahl auf das Maß der mir vorschwebenden Kompositionen zu bringen, und ich verpuffte, nur um meinem Schaffensdrang zu genügen, manchen Einfall in kleinen Vignetten und Initialen, welcher eine weitere Ausbildung verdient und zugelassen hätte.

Infolge der Berufung Bendemanns, Hübners und später Erhardts hatten sich auch andere Künstler aus Düsseldorf nach Dresden gewandt, Bürkner, Th. v. Oer, Plüddemann, und der auch als Dichter bekannte Robert Reinick; auch Rethel nahm zur Winterszeit seinen Aufenthalt in Dresden, wo er die Kartons zeichnete, welche er im Sommer im Aachener Krönungssaal al fresco malte. Einen lieben Herzensfreund gewann ich durch Übersiedelung Thäters von Weimar nach Dresden. Wir fanden uns in künstlerischen und religiösen Anschauungen innigst verwandt, und da wir nahe beisammen wohnten, gab es auch unter den Frauen und Kindern ein heiteres, trauliches Zusammenleben, und so erwuchs zwischen Thäter und mir eine Freundschaft, die über dieses Leben hinausreicht. Thäters Redlichkeit, Treue und Herzenswärme sprachen schon deutlich aus seinem festen, ehrlichen Gesicht. Wer das Herausarbeiten einer tüchtigen Menschen- und Künstlernatur aus bitterster Armut und Not zu einem edlen Leben und Wirken sich recht lebendig zur Anschauung bringen will, der lese Thäters Jugendgeschichte, von ihm selbst niedergeschrieben und in „Westermanns Monatsheften“ in einem Aufsatze von H. Riegel mitgeteilt. Thäters intimster Jugendfreund war der aus ähnlichen Verhältnissen hervorgegangene Ernst Rietschel.

Die meisten der Vorgenannten trafen sich allabendlich in einem Kaffeehause, in welchem auch Peschel, Oehme, Otto Wagner und ich uns einzufinden pflegten. Aus diesem zufälligen Zusammenfinden bildete sich ein Gesellschafts-

kreis, der in einem gemieteten Lokale regelmäßig einmal wöchentlich sich vereinigte und gegen zwanzig Jahre lang in jedem Winter sich erneuerte.

In den ersten Jahren seines Bestehens war monatlich ein Komponierabend festgesetzt worden, wo jeder Teilnehmer eine Komposition mitbringen mußte, an welcher von allen die vielseitigste Kritik geübt wurde. Diesen Abenden verdanken die bei Wigand erschienene „Ammenuhr" und das „ABC-Buch Dresdener Künstler" mit Text von Reinick ihre Entstehung. Durchs Los wurde der zu illustrierende Stoff einem jeden zugeteilt, von der „Ammenuhr" die Verse, vom „ABC-Buch" die Buchstaben des Alphabets.

Da Bendemann in dieser Zeit mit den Fresken im königlichen Schlosse beauftragt war, so brachte er seine Entwürfe dazu in unseren Kreis, während die anderen Kompositionen zu beabsichtigten Bildern vorlegten, die auf diese Weise schon vor ihrer Ausführung das Läuterungsfeuer einer scharfen Zensur passieren mußten. Diese geselligen Abende gaben ein heiteres, vielseitiges, anregendes und fruchtbringendes Zusammenleben. Durch die Berufung Bendemanns nach Düsseldorf, Thäters nach München, und durch den Tod Rietschels, Reinicks, Otto Wagners und Plüddemanns löste sich der viele Jahre bestandene Verein von selbst auf.

Eine andere Gesellschaft hatte sich zu jener Zeit zusammengefunden, die sogenannte Montagsgesellschaft, an welcher sich literarische und künstlerische Kräfte beteiligten: Auerbach, Gutzkow, Klaus Groth u. a. Mit Berthold Auerbach kam ich in einen näheren Verkehr; denn wir fanden in unseren, dem Volksleben entnommenen Stoffen künstlerische Anknüpfung.

Abermals bin ich der Zeit vorausgeeilt und kehre zur Erzählung häuslicher Erlebnisse zurück.

Von 1840 an wohnte ich vor dem Falkenschlage in einem reizend gelegenen Gartenhause. Im Juni leuchtete

der Garten in üppigster Rosenfülle. Von den stillen Lauben schweifte der Blick ungehemmt über die gleich am Gartenhag beginnenden Kornfelder und Kirschbaumalleen bis hinauf zu den Anhöhen des Plauenschen Grundes.

Jetzt lärmen die schrillen Pfeifen der Lokomotive und das Gerumpel der Lastkarren durch Bahngeleise und Straßen, welche aus jenen stillen Kornfeldern in die neue, dampfselige Zeit hineingewachsen sind. Unsere Hausgenossen waren so ruhig und friedlich, wie die damalige Zeit. Über uns hauste der mit seiner Flöte in den Ruhestand gegangene Kammermusikus Fürstenau, berühmt als Virtuos seines idyllischen Instruments, und geschätzt und geliebt als alter treuer Freund Carl Maria v. Webers. Im unteren Stock wohnte der Direktor der neu begründeten polytechnischen Schule, Professor Dr. Seebeck mit Frau und Schwägerin; zwischen dieser und meiner Frau entstand bald ein herzliches Freundschaftsverhältnis. Sie war eine Fräulein Oppermann, Schwester des geschätzten Kunstschriftstellers Andreas Oppermann, und wurde nachmals die Gattin meines lieben Freundes Ernst Rietschel.

In dem blühenden Garten dieses Landhauses wandelte einige Jahre nach unserem Einzuge die bleiche Gestalt unserer guten Marie, die sich durch Erkältung ein unheilbares Brustleiden zugezogen hatte. Welche Gegensätze berühren, ja durchdringen sich zuweilen im Leben! In dieser Zeit eines vollen, reichen Schaffens durchzog gleichwohl eine tiefe, stille Trauer unsere Herzen. Der Arzt hatte mir und meiner Frau mitgeteilt, daß eine Rettung unserer lieben Marie nicht zu hoffen sei. Noch jetzt steht das Bild mir lebhaft vor der Seele, wie ich in der Laube sitzend die schlanke bleiche Gestalt langsam auf und ab gehen sehe und ihr Blick zuweilen wie fragend auf mir ruht, „ob Vater wohl weiß, daß ich bald sterben werde?“ während die Lippe schwieg. Zu ihren Füßen aber wiegte sich ein

lachender Tulpenflor, und an der grünen Gartenwand leuchteten die roten und weißen Rosen in Fülle.

Es währte nicht lange, so konnte sie ihr Stübchen nicht mehr verlassen.

Ich fand sie einmal am offenen Fenster, die warme Luft des Sommerabends und den süßen Duft der Rosen atmend, welches aus dem Garten zu ihr emporstieg. Sie war in Gedanken versunken, und zum ersten Male löste sich das bisher unausgesprochene Geheimnis ihres nahen Todes. Es hatte ja uns allen so bange und schwer auf dem Herzen gelegen. Marie schüttete ihr Herz vor mir aus; schüchtern und sorglos zu mir aufblickend fragte sie, ob sie auch mit Zuversicht der Vergebung all ihrer Fehler und Versündigungen sich getrösten dürfe. Ich erinnerte sie an das alte Agnus Dei Lied: „All Sünd hast du getragen, sonst müßten wir verzagen! Erbarm dich unser, o Jesu!" Das Wort des Herrn: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe", und was wir sonst Ähnliches miteinander innig und ruhig besprachen, erfüllte ihre Seele mit der seligsten Freude. Entzückt ihre Arme ausbreitend rief sie: „O Gott! wie freue ich mich, wie glücklich bin ich! Ich werde bald meinen Heiland sehen." Ihre Augen leuchteten dabei in einem wunderbaren Glanze, der nicht mehr von d i e s e r Welt schien.

Mit Erstaunen und Bewunderung betrachtete ich sie, denn es erinnerte mich diese Erscheinung an ihre Kindheit, wenn sie, etwa zweijährig, von mir auf den Knien geschaukelt wurde, wobei sie dann zuweilen in ein solches Jubilieren ausbrach und ihre Augen so ungewöhnlich aufleuchteten, daß Freund Peschel darüber stets in künstlerische Extase geriet. Jetzt aber fiel mir die Stelle im Dante ein: „Öffne die Augen und sieh mich, wie ich bin! Du hast geschaut Dinge, daß du mächtig geworden bist, mein Lächeln zu ertragen."

Wir hatten eine Wohnung auf der Pillnitzer Straße bezogen, und hier kam, im April 1847, das Ende ihres jungen Leben heran; sie war achtzehn Jahre alt.

Die letzte Nacht brach herein, und Marie hatte noch einen schweren Kampf, den letzten, zu bestehen. Eine sich immer steigernde Unruhe bemächtigte sich ihrer, sie wollte fort, in ein anderes Bett, in ein anderes Zimmer gebracht sein; sie bat, sie flehte uns darum an. Die Seele, die sich von ihrer Hülle lösen wollte, schien mit diesem Leibe des Todes im heißesten Kampfe; sie warf sich hin und her und rief so rührend und flehentlich: „Helft mir, ach helft mir!" und wir beide, Vater und Mutter, saßen dabei und konnten ihr doch nicht helfen. O wie lang und schwer wurden diese Stunden! „O helft mir!" so tönte es immer wieder, und unter Tränen blieb uns nichts anderes, als dasselbe Wort hundertmal im stillen nach oben zu senden: „O Herr, hilf du, der du allein helfen kannst, nimm ihre geängstete Seele zu dir!"

Es mochte nach Mitternacht sein, da rief sie abermals in höchster Not: „O liebe Eltern, ich halte es nicht mehr aus, o helft mir doch!" Da trat, von einem Gedanken ergriffen, die Mutter an ihr Bett, zog eines der Pfühle unter dem Kopfe hinweg, und Mariens Haupt sank tiefer auf das Kissen, während sie vorher mehr in halb sitzender Stellung war. Sogleich legte sich das stürmische Atmen, die Brust hob sich ruhiger, sie wurde still und lag wie eine ruhig Schlafende. Lautlos saßen wir dabei, und ich heftete meine Augen auf das ruhige Pulsieren im Halse. Bald gingen nur noch vereinzelte Pulsschläge — sie wurden immer langsamer — noch einer — und keiner folgte mehr — sie war entschlafen!

Still knieten wir an das Bett und begleiteten die erlöste Seele unter Tränen mit unseren Gebeten in das Jenseits!

Ergänzende Nachträge

von

Heinrich Richter.

Tief hatte das schwere Sterben der geliebten Tochter Richters Gemüt erschüttert; aber seine feste christliche Glaubenszuversicht half ihm, den Forderungen des Tages gerecht zu werden und sich seiner künstlerischen Berufstätigkeit wieder mit voller Treue zuzuwenden. Neben vielen kleineren Illustrationsarbeiten für Buchhändler vollendete er 1847 sein schon 1845 begonnenes Ölgemälde „Brautzug im Frühling". Die Konzeption des Bildes war eine Nachwirkung von Richard Wagners „Tannhäuser". Diese Oper hatte bei ihrer ersten Aufführung auf der Dresdener Hofbühne 1845 einen bescheideneren Erfolg gehabt, als der 1842 enthusiastisch aufgenommene „Rienzi" und war von einem Teil der Kritik ziemlich abfällig behandelt worden.

Richter, ein seltener Theaterbesucher, hatte sich von dem Titel „Sängerkrieg auf der Wartburg" verlocken lassen, einer der ersten Vorstellungen beizuwohnen. Er hoffte, der mittelalterliche, dichterisch so oft schon behandelte Sagenstoff werde diesmal vielleicht Klänge bringen aus dem Reiche jener „Mondbeglänzten Zaubernacht und wundervollen Märchenwelt" der Romantik, die sein Freund Julius Hübner auf dem Theatervorhang allegorisiert, und zu der er selbst Gestalten geschaffen hatte. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht.

Dichtung und Musik packten ihn, wie man zu sagen pflegt; namentlich die Schlußszene des ersten Aktes, wo Schalmeienklang und Hirtenlied den wiedergekehrten Frühling begrüßen und fernher Glockengeläut und Pilgergesang ertönen, regte ihn künstlerisch so an, daß er den Versuch machte, die musikalisch-romantische Stimmung ins Malerische zu übersetzen. In dieser Absicht komponierte er die figurenreiche Landschaft „Brautzug im Frühling" und führte sie als Ölbild aus, welches von der Lindenaustiftung für das Dresdener Museum angekauft wurde. Richter gehörte also zur kleinen Schar derjenigen, welche schon damals sofort herausfühlten, daß sie es in Wagners noch unberühmtem „Tannhäuser" mit dem Werke eines eigenartigen Genius zu tun hatten. Bei Gelegenheit eines Künstlerfestes auf der Brühlschen Terrasse lernte er den damals in Dresden angestellten Hofkapellmeister Wagner auch persönlich kennen, geriet mit ihm in ein langes Kunstgespräch über Verwandtschaft zwischen Musik und Landschaftsmalerei und wurde ganz erwärmt von dem liebenswürdigen, geistsprühenden Wesen des jungen, noch wenig bekannten Komponisten. Ein sogenannter Wagnerianer ist Richter nicht geworden; seine auf christlichem Boden erwachsene Kunstanschauung stand nicht im Einklang mit den in Schopenhauers Philosophie wurzelnden Prinzipien Wagners, aber zweierlei in des Tondichters Schaffen berührte den Maler sympathisch und verwandt: die Liebe zur deutschen Volksdichtung und die allen Romantikern gemeinsame Tendenz, das Vergängliche nur als ein Gleichnis aufzufassen und das Kunstwerk als Leib für eine Idee oder für ein Übersinnliches zu behandeln, das in ihm anschaulicher auftritt, als in trockenen Begriffen und abstrakten Gedanken. In diesem Sinne notiert er 1869 ins Tagebuch: „Die Meistersinger von Wagner habe ich zweimal gehört. Prinzipiell nicht einverstanden mit seiner Richtung, bin ich doch hingerissen von der romantischen Schönheit seiner Musik und seiner Stoffe."

Richter zeigt sich, wie sein Freund Schwind, auch darin als echter Romantiker, daß die romantischste aller Künste, die Musik, ihm nicht bloß nebenher lieb war, sondern zu den unentbehrlichen Lebenselementen seines künstlerischen Empfindens und Schaffens gehörte. So oft er musikdürre Zeiten durchleben und sich ohne musikalische Anregungen behelfen muß, werden in seinen Briefen und Tagebüchern Stoßseufzer laut, wie: „Ohne Musik kommt mir alles recht trocken vor!" oder: „Ich sehne mich nach Musik, wie ein Fisch nach Wasser!" und ähnliche.

Zum Illustrator der deutschen Studenten-, Volks- und Kirchenlieder hat ihn — wie zum Illustrator überhaupt — anscheinend nur der Zufall buchhändlerischer Aufträge gemacht; aber auch in seinen nach freier Wahl geschaffenen Werken spricht sich deutsche Sang- und Klanglust aus. Seine Engel und Kinder läßt er am liebsten singend und musizierend auftreten. In dem Bilde zur Vaterunserbitte „Dein Reich komme" werden auch die Singvögel als zugehörige Bewohner des Gottesreichs behandelt und von kleinen himmlischen Flügelwesen in der Gesangskunst unterrichtet. Viele seiner Aquarellen und Zeichnungen bringen einen ähnlichen Eindruck hervor, wie die Tonweisen seines kindlich frommen und fröhlichen Lieblingsmeisters Haydn. Besonders auch in ihrem harmlos schalkhaften Humor haben beide Künstler viel Verwandtes. Wie Haydn in Tönen, so hat Richter in Bildern manches humoristische Scherzo komponiert und ihm als Vignette, Schnörkel oder Initial ein ebenso komisch-neckisches Trio angehängt, wie Haydn seinen lustigsten Menuetten. So läßt der Maler in der Rübezahllegende den Taktschlag, welchen Glashändler Steffen mit der Faust auf den Rücken seiner Ehehälfte ausführt, vom Amor der Vignette mit fröhlichem Paukenschlag akkompagnieren. Auf dem Frühlingsbild „Wanderschaft" mischt sich in den Jubelgesang der Wanderburschen Vogelgezwitscher und Kleinkindergeschrei aus

dem als Vignettenschnörkel ans Bild gehängten Vogelbauer mit der eingesperrten Philisterfamilie. Solche quasi malerisch-musikalische Humoresken in Haydnschem Stil finden sich viele in seinen Holzschnittheften.

Die mannigfachen Anregungen, welche aus dem Reiche des Rhythmus und der Töne in Richters Gebiet der Linien und Farben hinübergewirkt und seine Gebilde beeinflußt haben, lassen sich bei Beurteilung dieser nicht ignorieren, deshalb dürfte eine der biographischen Chronologie hier vorgreifende, etwas nähere Darstellung seines Verhältnisses zur Tonkunst und ihren Meistern nicht überflüssig erscheinen; sie gehört wesentlich zur Charakteristik seiner Persönlichkeit.

Er besaß für Musik ein feines Verständnis, obwohl ihm dabei nur angeborner Tonsinn und künstlerisches Formgefühl, nicht aber nähere Kenntnis der musikalischen Theorie und Technik zu Hilfe kam; denn mit Ausübung der Tonkunst hatte er sich nur in früheren Jahren und in bescheidener Weise befaßt. Über seine mißglückten Jugendversuche im Flöteblasen berichtet die Selbstbiographie. In Rom hatte er sich eine Gitarre angeschafft; sie begleitete ihn nach Deutschland und hing in Meißen am himmelblauen Bande in seinem Atelier neben dem Brustbilde des geliebten Jugendfreundes Maydell, das dieser für ihn in Civitella gemalt hatte. An Winterabenden nach dem Abendessen holte er sie gewöhnlich ins Familienzimmer und begleitete damit die Lieder, die er mit etwas schwacher, aber sehr seelenvoller Stimme zu singen begann. Andächtig lauschten die Kinder in der benachbarten Kammer dem väterlichen Abendkonzert, unter dessen Klängen sie einschliefen. Besonders liebte er schwermütige Volksweisen und die Zelterschen Melodien zu Goethes Balladen. Ihre sehnsüchtige Stimmung harmonierte zu seinem damals bis ins Krankhafte gesteigerten Heimweh nach Rom und nach dem dort zurückgelassenen Freundeskreise. Mit der Übersiedlung nach Dresden verschwand diese kranke Stimmung,

aber mit ihr auch Gesang und Gitarrenspiel. Illustrationsarbeiten nahmen alle seine Kräfte so in Anspruch, daß er nach des Tages Arbeit zu ermüdet war, um die häuslichen Abendkonzerte fortzusetzen. Erst beim Heranwachsen seiner Kinder fand die Musik wieder im eignen Hause eine Pflegestätte, wo er sich nun in bescheidener, aber bequemer Weise zu Gehör bringen lassen konnte, was sein Herz gerade begehrte. Gewöhnlich waren es Sätze aus den Werken Bachs, Mozarts, Beethovens oder seines Lieblingsmeisters Haydn, wonach er Verlangen trug.

Mächtig angezogen fühlte er sich von Glucks und Webers dramatischen Tonschöpfungen. Der stilvolle Adel und die schlichte Anmut Gluckscher Melodien erhoben ihn in eine weihevolle, dem Religiösen verwandte Stimmung, und aus Webers romantischen Klängen sprach ein vertrauter Geist zu ihm, der seine Phantasie in Schwingungen brachte und zum Produzieren anregte. Ganz absonderlich liebte er des Meisters Freischütz-Ouverture. Das Einleitungsadagio mit dem innigen Gesang der Hörner ergriff ihn jedesmal seltsam. Er sagte, in dieser Stelle liege für ihn ein besonderes Stück deutscher Waldpoesie; sie berühre ihn wie frischer Tannenduft im Frühling. Manche seiner Wald- und Frühlingsbilder erinnern an diesen volksliedartigen Tonsatz Webers.

Weniger Neigung und Verständnis hatte Richter für die moderne Musik der sogenannten neuromantischen Schule. Er schreibt von ihr einmal: „Die Frucht der neuen romantischen Musik ist eine gereizte, trübe oder irgend krankhafte Aufregung, die der klassischen — Beruhigung oder ruhige Erhebung in der Schönheit. Die Frucht, das Resultat einer Sache, ist mir doch der sicherste Maßstab für ihren Wert; das Räsonnement und die Exaltation irren hundertmal. Talent und Virtuosentum bestechen und führen irre, wenn man nichts positiv Wahres, Sichergestelltes in sich trägt.“ — Dieses scharfe Urteil galt aber mehr den exzessiven Jüngern

der modernen Schule, als deren genialen Meistern Schumann und Mendelssohn; denn an vielen Werken dieser erfreute sich Richter mit warmem, objektivem Interesse, besonders in den letzten Jahren, wo er regelmäßiger Besucher der Dresdener Abonnementskonzerte wurde. Freilich behielt sein künstlerisches Stilgefühl immer die Oberhand und nötigte ihn, den formvollendeteren Klassikern den Vorzug vor Schumann und Mendelssohn zu geben. Von ersterem sagt er: „Mir scheint, Schumann achtet bei seinen Kompositionen zuwenig auf die Form und sieht nur auf den Ausdruck. K. meinte, er gleiche darin am meisten der Düsseldorfer Malerschule. Bei allem Geist und Leben in seinen Sachen mangle der Stil. — Es scheint mir etwas Wahres daran, und wenn ich an das neulich aufgeführte Quintett von Schumann und an das andere von Onslov denke, so war das erste höchst geistreich, doch ohne die großen, klaren Umrisse, ohne die schöne Gruppierung und Verteilung der Massen, die in Haydn, Mozart und Beethoven uns so plastisch entgegentreten, während Onslov das andere Extrem darstellte (und allerdings das schlimmere), durchaus Form ohne Inhalt.“ An einer anderen Stelle charakterisiert er das Verhältnis der modernen zur klassischen Musik durch folgenden Vergleich: „Ich war in einem Quartett-Konzert; es wurde ein Quartett von Mozart, eins von Hummel und ein Quintett von Mendelssohn aufgeführt. Bei Mozart quoll alles so ganz natürlich, frisch und wundervoll aus einem tiefen Born; bei Hummel war's dasselbe Wasser, aber es war in einer Rinne zehn Meilen weit abgeleitet vom Quell, und war sehr schal. Auch Mendelssohn vermochte nicht unmittelbar aus dem Quell zu schöpfen; es war ebenfalls aus der Rinne genommen und vielleicht durch Zucker und Brausepulver etwas erfrischt.“ Die persönliche Bekanntschaft Felix Mendelssohns und seines genialen Klavierspiels machte er im Hause des gemeinschaftlichen Freundes Julius Hübner, und zwar bald nach einer

vom Komponisten selbst dirigierten Dresdener Aufführung des Oratoriums „Paulus“, von dessen religiöser Innigkeit sich auch Richter tief ergriffen fühlte. Später wurde er in Leipzig durch Dr. R. Härtel in Mendelssohns Haus eingeführt und empfing in dem edlen Familienkreise einen überaus wohltuenden Eindruck von der frischen, herzgewinnenden Weise, in welcher der Meister mit den Seinigen und seinen Gästen zu verkehren wußte.

In nähere Verbindung kam Richter mit Robert Schumann. Der nach seiner Verheiratung mit der Pianistin Klara Wieck von 1844 bis 1850 in Dresden lebende Komponist besuchte ihn eines Tages und bat um Ausführung eines Titelblattes zu den Klavierstücken seines Jugendalbums. Richter erwiderte den Besuch, um sich nach Schumanns Wunsch von dessen Gattin diejenigen Sätze vorspielen zu lassen, welche er durch Vignetten erläutert wünschte. Während des Klaviervortrags seiner Frau saß der Komponist mit gesenktem Haupt und halbgeschlossenen Augenlidern an ihrer Seite und flüsterte vor Anfang jedes neuen Stückes dessen Überschrift und einige sie erklärende Bemerkungen. Für das poetisch Gehaltvollste dieser kleinen Tongedichte hielt Richter die Komposition mit dem Titel „Winterszeit“; sie haftete in seiner Phantasie und wirkte dort still und lange fort. Schumanns Erklärung des Stückes lautete etwa so: „Ringsum verschneit liegt Wald und Flur; dichter Schnee bedeckt die Straßen der Stadt. Abenddämmerung. Es beginnt in leichten Flocken zu schneien. Drinnen im traulichen Zimmer sitzen die Alten am hellen Kaminfeuer und schauen dem fröhlichen Kinder- und Puppenreigen zu.“

Wie eine stille, sinnende Rückschau der Alten in die Vergangenheit, in jene gute alte Zeit „Als der Großvater die Großmutter nahm“, läßt der Komponist die Melodie dieses Volksliedes gegen Ende des Tonstücks leise anklingen und überall, wo er d i e s e einführt, hat er — wie Goethe einmal

von sich sagt — „viel hineingeheimnißt.“ Bekanntlich spielt sie in Schumanns Jugendwerken eine vieldeutige, symbolische Rolle und bildet quasi das musikalische Schiboleth der Davidsbündler, jenes nur in des Meisters Phantasie geborenen und existierenden Kampfbundes der Neuromantiker gegen veralteten musikalischen Dogmatismus. —

Schumanns Klavierstück „Winterszeit“ steht in einer Art geistiger Verwandtschaft mit Richters Winterbild „Hausmusik“.

Das durch jenes Tongedicht angeregte und in der kleinen Titelvignette zum Jugendalbum nur angedeutete Motiv erscheint hier in ausgebildeter und veränderter Gestaltung. Zwar ist sie zehn Jahre später entstanden, als Schumanns Komposition, und an diese hat Richter beim Zeichnen schwerlich gedacht; aber Kunstgebilde hängen oft an unsichtbaren, langen Fäden zusammen. Nicht selten geschah es, daß ihm beim Anhören von Musikwerken Bildermotive auftauchten und verschwanden, die sich nach einer Reihe von Jahren plötzlich wieder meldeten und dann gewöhnlich zur Ausführung gelangten. Manchmal notierte er sich solche Kompositionsmotive schriftlich. So z. B. findet sich das 1864 in „Neuer Strauß“ erschienene Bild „Regenbogen“ bereits im Tagebuch 1849 geplant als Illustration zum Schlußsatz von Beethovens Pastoralsymphonie. Für Richter war dieser Besuch bei Schumann sehr interessant und anregend gewesen. Er hatte ihm Gelegenheit gegeben, einen Blick in die Schaffensweise eines genialen Tonsetzers zu werfen. Die Aufgabe aber, die gehörten Klavierstücke durch Vignetten zu illustrieren und in einem Titelblatte zu vereinigen, war ihm etwas unbequem. Er entledigte sich des Auftrags, so gut er konnte. Leider fiel seine Titelblattzeichnung auch in der lithographischen Wiedergabe nicht zu seiner Zufriedenheit aus. Besser glückte ein Titelblatt zu Schumanns in demselben Jahre (1849) erscheinenden „Liederalbum für die Jugend“. Richters

Komposition des Blattes war einheitlicher, weil er sich bei der Wahl des Motivs frei bewegen konnte, und auch die Lithographie der Zeichnung wurde frischer und treuer.

Mit dem als Komponisten und Musiktheoretiker berühmten Leipziger Thomaskantor Moritz Hauptmann und seiner die Malerkunst liebenden und talentvoll übenden Gattin kam Richter ebenfalls in nahe freundliche Beziehung und wurde in seiner Loschwitzer Waldklause von dem Künstler-Ehepaar wiederholt besucht. Er und Hauptmann standen in einer Art von Kollegenschaft; beide waren am Schillerjubiläum 1859 von der Universität Leipzig honoris causa mit der philosophischen Doktorwürde beschenkt worden. Hauptmanns nach dem Tode gedruckten Briefe an Hauser wurden ein Lieblingsbuch Richters. Wie warmer Sonnenschein erquickte ihn der köstliche Humor und die klar gereifte, christliche, aber von christlichem Formalismus freie Welt- und Kunstanschauung des innerlich bedeutenden Mannes. In den letzten Lebensjahren faßte Richter eine besondere Liebe zur altitalienischen, namentlich Palestrinaschen Kirchenmusik, die zu hören er in der katholischen Hofkirche Gelegenheit fand. Palestrinas Werke hatte er zuerst in Rom im Hause Bunsens kennen gelernt. Vielleicht unter dem Einfluß solcher Jugenderinnerungen wurde dieser Meister sozusagen zum Schlußpunkt von Richters musikalischen Neigungen.

Nach dieser längeren, aber für das Verständnis der Innenwelt des Künstlers notwendigen Abschweifung auf musikalisches Gebiet kehrt der biographische Bericht zur chronologischen Ordnung zurück.

Das Jahr 1847, welches ihm seine Tochter entrissen hatte, brachte auch seinem Vater den Todeskeim, die Krankheit, von der er nicht wieder genesen sollte. Er hatte sich auf einem Spaziergang im Herbst eine Erkältung zugezogen und wurde bettlägerig; Brustwassersucht stellte sich ein, an welcher er nach schweren, aber geduldig ertragenen Leiden 1848 ver-

schied; in demselben Jahre starb auch sein jüngster, als Aquarellmaler in Warschau lebender Sohn Julius dort an der Cholera. Der zweitälteste Sohn Willibald hatte während einer Reihe von Jahren die Gräfin Potocka auf ihren Reisen durch Europa als Zeichner und Aquarellmaler begleitet, war dann durch ihre Empfehlung mit dem Zeichenunterricht in Wiener Hofkreisen betraut worden und lebte in dieser Stadt, verheiratet, aber kinderlos, bis ins Jahr 1880.

Arm an Freuden und irdischen Gütern, aber reich an Arbeit, Mühsalen und unverdienten Kränkungen mancherlei Art war Karl August Richters Leben gewesen. Der Abend desselben hatte sich freundlicher gestaltet. Still und einfach lebte er mit seiner Frau und war tätig bis zum Tage vor seiner letzten Krankheit. Arbeit war ihm Lebensbedürfnis geworden; deshalb stach er bis zuletzt Kupferplatten zu Kalenderillustrationen, die er selbst komponiert hatte.

Im Familienkreise ihres Sohnes Ludwig und ihrer mit dem Kunstgärtner Ludwig Liebig in Dresden verheirateten Tochter Hildegard fühlten sich die Eltern heimisch wohl; die Enkel hingen mit zärtlicher Liebe an ihnen, insbesondere an dem Großvater. Sein freundliches, anspruchsloses, gutherzig-humoristisches Wesen trug das Gepräge jenes schlichten Bürgertums der voreisenbahnlichen Zeit. Zu seinen mancherlei kleinen harmlosen Sonderbarkeiten gehörte es auch, daß er, der um kirchliche Dinge sich wenig kümmernde Katholik, in der Stille den Aberglauben hegte, er stehe in einiger Verwandtschaft mit Dr. Luther. Er wollte in Erfahrung gebracht haben, daß ein ihm verwandter Pastor Richter in der Lausitz von der weiblichen Nachkommenschaft des Reformators abstamme.

Gerade an der Grenzscheide einer neuen Ordnung der Dinge war L. Richters Vater jetzt gestorben. Lange blieb den Seinigen die Lücke schmerzlich fühlbar.

Die politischen Stürme der Jahre 1848 und 1849, die

alle Gemüter in Bewegung setzten, ließen auch Richter nicht unberührt. Die täglichen aufregenden Zeitungsberichte brachten zwar nicht seine fromme Seele, aber seine reizbaren Nerven aus dem Gleichgewicht. Schienen doch alle alten Ordnungen aus Rand und Band zu gehen und neuen, noch völlig unklaren Zuständen Platz zu machen. Mit historischem Sinn begabt, hatte er lebhaftes Interesse für alle Weltbegebenheiten und las täglich seine Zeitung, aber Disputieren über Tagespolitik, sogenanntes politisches Kannegießern, war nicht seine Sache; er meinte, er verstehe nichts davon; es sei ihm dabei zumute, als solle er ein Bild begutachten, das man ihm dicht vor die Nase halte. Um eine Sache vernünftig beurteilen zu können, müsse man sie aus angemessener räumlicher oder zeitlicher Entfernung überschauen. Das aber sei bei geschichtlichen Tagesereignissen ihm, dem Laien, unmöglich. Leidenschaftliches Parteitreiben war ihm vollends zuwider; er ging ihm ebenso aus dem Wege, wie religiösen und kirchlichen Zänkereien. Dennoch war es auch ihm, wie so vielen andern friedliebenden Menschen, damals beschieden, in den allgemeinen Zeitstrudel persönlich ein wenig eingetaucht zu werden und zwar in folgender Weise.

In Dresden hatten sich 1848, wie in anderen größeren Städten, verschiedene Freikorps gebildet, weil allgemeine Volksbewaffnung zu den Losungsworten jener Tage gehörte. Auch die Schüler der Kunstakademie traten zu einer sogenannten akademischen Legion zusammen und gewannen für den Beitritt den größeren Teil ihrer Lehrer. Selbst Richter ließ sich von dem Hauptmann der Legion, seinem alten Freund und Kollegen Professor Heine, zum Eintritt bewegen; aber es war ihm dabei nicht recht geheuer zumute; er fühlte wohl, daß er mit seiner schwachen Gesundheit und friedlichen Gesinnung zum Soldaten nicht geboren sei. Sein Freund Julius Thäter muß Ähnliches empfunden haben, denn er schreibt in seinem Tagebuche von 1848: „Wer hätte wohl

noch vor wenigen Wochen sich träumen lassen, daß die beiden friedliebendsten Menschen, Richter und ich, einem „Deutschen Verein“ und einer „Akademischen Legion“ beitreten und täglich zwei Stunden mit dem Schießprügel sich tummeln würden? Wir hätten eher daran geglaubt, ins Gras statt in Patronen beißen zu müssen. Und doch konnte es nicht umgangen werden; wir müssen eben mit fort, wie jeder andere auch.“ Es hatte allerdings etwas Komisches, mitten unter der jungen, bewaffneten Künstlerschar die Akademieprofessoren und Friedensmänner Hübner, Bendemann, Krüger, Heine, Thäter, Richter usw. zum Exerzieren ausmarschieren zu sehen, die schwarz-rot-goldene Kokarde am Legionshut, den Hirschfänger an der Seite und eine alte, aus der Zeughausrumpelkammer stammende Flinte auf der Schulter, in deren Handhabung Infanteriefeldwebel zu unterrichten hatten. Richter spürte bald, daß ihm die Sache schlecht bekomme. Die militärischen Strapazen brachten ihm Schlaflosigkeit, das Spielen mit dem Schießgewehr machte seine nur an den Bleistift gewöhnte Hand schwer, und so beschloß er, das rauhe Kriegshandwerk zu quittieren, erbat und erhielt Dispensation vom Waffendienst und versenkte sich mit der Phantasie nun wieder ganz in die friedliche Waldeinsamkeit seiner heiligen Genoveva, die er 1847 komponiert hatte und jetzt für den sächsischen Kunstverein radierte.

Als Pendant zu diesem Bilde entstand eine zweite Waldszene, „Rübezahl in Köhlertracht, Mutter und Kinder erschreckend“. Diese Radierungen beschäftigten ihn bis ins nächste Jahr hinein. An demselben Tage, an welchem in Dresden der blutige Maiaufstand von 1849 ausbrach, Trommeln in den Straßen rasselten und Barrikaden gebaut wurden, stand Richter im Hauspelz vor dem Arbeitstisch, ätzte die Platten seiner friedlichen Idyllen und ließ sich in dieser delikaten Arbeit durch den Tumult draußen nicht stören. Erst am folgenden Tage verließ er mit den Seinigen die

Stadt, bis der Kampf zwischen Aufständischen und Militär vorüber war.

In diesen wilden Maitagen waren zwei andere wohlbekannte Künstler und Landsleute Richters, gleich ihm der innern Natur folgend, in verschiedener Weise tätig. Der träumerische Lyriker Robert Schumann saß (wie er Richter später selbst erzählt hat), während des Dresdener Straßenkampfes im benachbarten Dorfe Kreischa und komponierte seine zarten „Waldlieder". Der leidenschaftliche Dramatiker Richard Wagner aber dirigierte in der Hauptstadt das Geläut der zum Aufruhr rufenden Sturmglocken. — Viel Aufregendes, Schweres und Schmerzliches hatte Richter in den letzten drei Jahren erlebt, und sehr fleißig war er gewesen. „Es war manchmal, als müßte es schier aufhören," seufzt er in einem Briefe von 1849; „ich zeichne, daß die Wände wackeln, und habe jetzt Bechsteins Märchen und den Shakespeare in der Mache." Außer den großen Radierungen „Rübezahl" und „Genoveva" hatte er zahlreiche Buchhändleraufträge ausgeführt, darunter viele Bilder für die Illustrierte Jugendzeitung, Nieritz' Volkskalender, Campes Robinson, Löschkes Kinderbücher und andere Jugendschriften. 1849 erschien auch die von Horn herausgegebene „Spinnstube" zum erstenmal von Richter illustriert, der von jetzt an bis zum Jahre 1860 die Bilder zu diesem Volkskalender lieferte, über 500 an der Zahl Auch ein sogenanntes „Richteralbum" hatte er entstehen sehen, eine von dem Buchhändler G. Wigand zusammengestellte und 1848 herausgegebene Auswahl seiner Holzschnitte.

Die fortdauernde Anspannung aller Kräfte hatte seine Gesundheit sehr erschüttert. Anhaltende Schlaflosigkeit, Nervenabspannung und andere besorgniserregende Erscheinungen stellten sich ein, so daß der Hausarzt Gebrauch eines Seebades verordnete. Richter konnte sich aber schwer entschließen, seiner eignen Gesundheit das Opfer einer so kostspieligen Badereise

zu bringen, weil der Ertrag seiner angestrengtesten Tätigkeit und die akademische Besoldung nur für eine sehr bescheidene Lebensweise zureichten. Den dringenden Bitten seiner besorgten Frau und der bestimmten Forderung des Arztes gelang es endlich, seine Bedenken zu besiegen und ihn zur Abreise nach Ostende zu bewegen. Seine Wahl war auf dieses Seebad gefallen, weil er hoffte, der dortige besonders kräftige Wellenschlag werde seinem Leibe, und die Kunstschätze der Niederlande seinem Künstlerherzen die meiste Erquickung bringen. Diese Hoffnung ging in Erfüllung. Die Seebäder kräftigten seine Gesundheit, so daß er für einige Zeit ohne Beschwerden wieder tätig sein konnte, und die Werke der altdeutschen und niederländischen Meister, die er nun an der Quelle genossen und studiert hatte, führten ihm für seine Kunst neue Anschauungen, neue Anregungen und neue Stoffe zu. So wurde ihm die Fahrt nach den Niederlanden zu einem wichtigen, folgenreichen Lebensabschnitte. Die Nutzanwendung der gesammelten künstlerischen Eindrücke auf sein eignes Schaffen faßt er in folgende, namentlich durch Betrachtung der Werke Memlings und van Eycks angeregte Meditation zusammen: „Den Geist dieser Maler zu erfassen, und denselben Weg für deutsche Kunst einzuschlagen, würde noch immer das Rechte sein. Es sollen ihre Unvollkommenheiten und die Eigentümlichkeiten ihrer Zeit nicht nachgeahmt werden, sondern im Gegenteil sollen wir unsere Zeit und unsere Umgebung mit derselben Treue, Gesundheit, Liebe und Wahrhaftigkeit abzuspiegeln trachten.

Was war der Geist dieser Maler?

Tiefstes Eindringen in die Idee und die Erscheinung der Natur. Eine jede Erscheinung wird durch recht tiefes, liebevolles Eingehen und Studieren derselben gewissermaßen ideal, weil wir zum Teil durch solch genaues Eingehen auf das Wesen, auf die Idee der Erscheinung selbst geraten, oder weil unsere Liebe, unser begeistertes Anschauen des Gegenstandes sich in die Nachbildung desselben hineinlegt, darin

abspiegelt, also bei größtem Streben, die Realität der Erscheinung wiederzugeben, doch diese Realität durch unsere Liebe (Begeisterung) beseelt — idealisiert wird, sobald diese Liebe nur wirklich auf das wahrhaft Schöne und Bedeutende des Gegenstandes gerichtet ist, und nicht etwa die Nebendinge uns mehr reizen und begeistern, als die Hauptsache; z. B. die bloße Lichtwirkung vielleicht mehr, als der Ausdruck in der Form; oder natürliche Darstellung der Schweine und Lumpen des verlorenen Sohnes mehr, als der Ausdruck seines Elends und Heruntergekommenseins. Endlich, wieviel verständlicher wirken solche Bilder am Ort ihrer Entstehung, als in der Fremde. Charakter und Sinn des Volkes, Landschaft und Bauwerke, alles zeigt recht, wie jene Maler so ganz und gar ihre Gegenwart faßten; dadurch waren sie auch so allgemein verständlich. Wir arbeiten viel zu sehr ins Abstrakte, weshalb der Laie häufig so wenig mit den besten Bildern anzufangen weiß. Der Gegenstand ist dem Volksbewußtsein fremd, seine Erscheinung so abstrakt (was man oft ideal nennt), daß der Beschauer nirgends an sein Erlebtes und Erschautes dabei erinnert wird. Anstatt den Hans und Kunz und die Anne Marie sieht er bloß die allgemeine Abstraktion des Begriffes Mensch, oder Mann und Frau, jung und alt.

Ich möchte jetzt nur meine sächsischen Gegenden und Hütten malen, und dazu die Menschen, wie sie jetzt sind, nicht einmal mittelalterliches Kostüm. Ein Frühlingstag mit grünen Korn- und gelben Rübsenfeldern, jungbelaubte Linden- und Obstbäume, den Bauer, der da ackert im Schweiße seines Angesichts und auf Hoffnung von Gottes Segen, und die kleinen, talkigen, unschuldigen Bauernkinder, die dem Vater einen Trunk bringen, oder heiter spielen und Sträuße binden, da sie noch im Paradieszustande der Kindheit leben, während der Alte arbeiten muß; dazu Schwalben in der Luft, Gänse auf der Wiese und Goldammer im Gebüsch, der Hausspitz oder die Kühe auch bei der Hand; das alles, so recht treu,

streng, innig und lieblich wiedergegeben in Memlings Sinn und frommer, einfältiger und liebevoller Weise, das hätte gewiß Interesse und Bedeutung genug. Wir können nicht immer und nicht alle Heiligenbilder machen."

Einblick in seine Gemütsstimmung während des Aufenthaltes in Ostende mögen ein paar Stellen aus Briefen an seine um ihn sehr besorgte Frau geben . . . . . .

„Gezeichnet habe ich nichts; man ist teils zuwenig angeregt, zum Teil hat man auch keine Zeit dazu; das Promenieren am Strand der Seeluft wegen nimmt alle Zeit außer dem Bade in Anspruch, und die Luft ist die halbe Kur. Neulich war einige Tage ziemlicher Sturm, und die Wellen besonders am Eingang des Hafens furchtbar; das Bad selbst ist dann am angenehmsten, und der Buckel brennt einem nachher, als wenn er die Knute nebst Spiritus, Pfeffer und Salz gekostet hätte. — Nun, das könnte man alles in Rußland gratis haben.

Die Zeit und Einsamkeit benutze ich, um Vergangenes und Künftiges zu erwägen und zu überlegen; es setzt sich im Leben so viel Staub an, und die Gewohnheit läßt ihn kaum bemerken; so ein reinigendes Seelenbad ist auch recht notwendig, und ich habe Gott gleich anfangs gebeten, er möge diese Zeit mir für Leib, Seele und Geist segnen, und bis jetzt hat Er mir da auch treu und gnädig dazu geholfen. Wenn unsereiner im Benutzen nur auch jede Stunde so recht treu wäre; das Leben, auch das einförmigste (wie ich jetzt sehe), ist reich, sehr reich, um in uns die rechten Früchte des Geistes hervorzutreiben. Laß es uns recht nutzen, damit in diesem Leben das ewige sich schon reich entwickele; denn wer hier die Keime dazu nicht entwickeln läßt, wie sollen sie sich dort entfalten?

Liebe, teure Frau, ich küsse Dich tausendmal und bitte Dich, sei heiter und ängstige Dich nicht etwa um mich. Es geht zwar oft durch Not und Angst hindurch, aber wie wollte

sich Glaube und Liebe bewähren, wenn alles so glatt für den alten Adam hinausliefe; der muß den Balg immer ein wenig gebeizt kriegen, daß er zu Kreuze kriecht und das Bessere in uns dadurch Luft gewinnt . . . . Ich höre zufällig, daß ganz dicht neben mir eine protestantische Kirche ist, wo deutsche Predigt gehalten wird und ich also morgen zum Sonntag in die Kirche gehen kann; darauf freue ich mich sehr, wie Du denken kannst. — Hier empfinde ich recht, wie das zwar sorgenlose, aber untätige Leben, ohne ein Schaffen für andere, die wir lieben oder schätzen, auch in sonst erwünschtester äußerer Existenzform etwas recht Hohles, Nichtiges, Totes ist. Die Badegäste leben hier nur, um zu leben und künftig noch ein bißchen besser oder länger leben zu können; es dreht sich alles ums liebe Ich und um den alten Balg. Deshalb sollte mich eine tüchtige evangelische Predigt, eine kräftige Seelenspeise gar sehr erbauen und kräftigen, besonders wenn sie die Art hat, besagten alten Balg recht tüchtig von innen heraus zu waschen. 's ist nötig."

Nach Dresden zurückgekehrt, ging er mit alter Schaffenslust und neuer Frische an die seiner wartenden neuen Illustrationsarbeiten.

Das Jahr 1849 sollte ihm noch einen herben Abschied bringen. Sein lieber Freund Julius Thäter hatte einen Ruf an die Münchener Kunstakademie angenommen und verließ, seiner Familie vorauseilend, im Spätherbst Dresden. Den letzten Abend vor Thäters Abreise verlebte Richter mit dem geliebten Freunde im Hause eines originellen Kauzes, eines alten Chemikers, der seine Liebe zur Kunst dadurch kund gab, daß er zuweilen Künstler zu sich einlud und sie mit künstlichen Genüssen bewirtete, bestehend in selbst fabrizierten Weinen und Pferdefleischpräparaten. Richter notiert darüber: „Heute abend hat mich der alte H. zu sich gebeten mit Thäter und Peschel, um Thäters Abschied zu feiern, und ich fürchte ganz entsetzlich den chemischen Wein und das Pferdefleisch, was

er jedenfalls uns vorsetzen wird. — Die Schüler der Akademie haben vor, heute abend Thäter ein Ständchen zu bringen und eine Adresse zu überreichen; das alles muß noch vor dem Pferdefleisch-Soupé geschehen." Der Wegzug des Freundes ging Richter sehr nahe. Nicht nur die Kunst, sondern auch gemeinsame religiöse Bedürfnisse und freundschaftliche Familienbeziehungen hatten beide Männer herzlich verbunden. Richter hat im letzten Kapitel der Selbstbiographie sein Verhältnis zu Thäter gezeichnet. Wer sich für die providentiellen Lebensführungen dieses trefflichen Menschen und Künstlers interessiert, dem sei aufs wärmste das Buch empfohlen: „Julius Thäter, Das Lebensbild eines deutschen Kupferstechers".

Schon das nächste Jahr brachte den Freunden ein Wiedersehen. Im Juni 1850 machte Richter eine dreiwöchentliche Erholungsreise nach den Bayrischen Alpen über München. Dort weilte zur selben Zeit Schnorr, um an seine noch nicht ganz vollendeten Freskoarbeiten in der königlichen Residenz die letzte Hand anzulegen. Von ihm und Thäter wurde nun Richter mit den Münchner Kunstgenossen bekannt gemacht. Kaulbach lernte er nur flüchtig kennen, und mit Schwind, den er als Künstler verehrte wie fast keinen anderen, kam er erst auf einer späteren Reise in brüderlichen Freundschaftsbund. Einen längst verehrten Kollegen im Illustrationsfach konnte er in dem Maler Eugen Neureuther begrüßen. Den außerordentlichen Phantasiereichtum und den romantischen Geist in den Werken dieses Künstlers schätzte er sehr hoch. In seinem Arbeitszimmer lagen Neureuthers großes Hauptblatt „Dornröschen" und die Randzeichnungen zu Goethes Balladen ihm stets zur Hand und wurden in Komponierpausen zuweilen betrachtet.

Gehörte Richter auch nicht zu jenen Künstlern, von welchen als Kuriosum erzählt wird, sie hätten ihre Phantasie nur durch sonderbare Reizmittel, z. B. Blumenduft, Obst-

geruch, Weingenuß u. dgl., zum Schaffen zwingen können, so griff er doch gern, wenn es mit dem Komponieren nicht recht vorwärts gehen wollte, zu geistigen Anregungsmitteln. Eine Auswahl von Stichen, Radierungen und Holzschnitten seiner alten und neuen Lieblingsmeister: Dürer, Rembrandt, Ostade, Chodowiecki, Erhard, Schwind, Steinle, Führig, Neureuther usw. lagen in einem offenen Schränkchen am Arbeitstisch ihm stets zur Seite. Fühlte er nun seine Produktionskraft etwas erlahmt, so langte er nach den Mappen und Heften und schaute, sie durchblätternd, so lange fremde Phantasiegebilde an, bis diese ihn in eine Stimmung brachten, in der sein eigenes Komponierbrünnlein wieder frischer zu fließen begann.

Nach Münchner Brauch wurde er von Thäter in dessen Stammkneipe — das damalige Café Schaffroth — eingeführt. Dort versammelten sich an einigen Abenden in der Woche die Kupferstecher Merz, Gonzenbach, Schütz, die Maler König, Strähuber und andere Freunde Thäters zum traulichen Gedankenaustausch beim frischen Trank. Der Hauptwortführer bei den lebhaften Diskussionen an diesem Künstlerstammtische war der bekannte, aus Schnorrs Schule hervorgegangene Historienmaler Gustav König, in Freundeskreisen „Der Lutherkönig" genannt, weil sein Bilderzyklus „Luthers Leben" ihm zuerst in der deutschen Kunstwelt einen Namen verschafft hatte. Durch seine historischen Vorstudien zu diesem Werke war er mit Geschichte und Literatur des Reformationszeitalters so vertraut geworden, daß er auf diesem Gebiete selbst von Fachmännern als gründlicher Kenner geschätzt wurde. König, der geist- und wortreiche, gern polemisierende Lutheraner, und Richter, der stillere, friedsame Katholik, kamen sich bald innerlich nahe. Durch die Gegensätze ihrer Naturen fanden sie sich angeregt und ergänzt; sie wurden Freunde und blieben fortan getreulich in brieflichem und persönlichem Verkehr. In ihrer religiösen und künstlerischen Grundrichtung

fühlten sie sich auf gemeinschaftlichem Boden; in Einzelheiten gingen ihre Meinungen oft auseinander, und sie machten sich daraus gegenseitig kein Hehl. So sagte König in seiner frischen, offenherzigen Weise zu Richter, als beide 1860 in München wieder einmal gemütlich beisammen saßen: „Du weißt, ich liebe die meisten Deiner Arbeiten, aber Dein Vaterunser mag ich nicht.“ Es war ihm zu genrehaft. Das Gebet des Herrn wollte er nur in den für biblische Stoffe ihm einzig mustergültigen typischen Formen der Corneliusschule illustriert sehen. Richter fand dagegen in manchen Werken Königs, namentlich in den Psalmenbildern, allzuviel spielende Allegorie und meinte, solche geistreiche Einfälle und Nebengedanken ließen sich besser und deutlicher schreiben als zeichnen.

In ein bis zu seinem Lebensende treu bewahrtes Freundschaftsverhältnis kam Richter zu dem edeln Familienkreise des ein Jahr zuvor verstorbenen Professors der Münchner Kupferstecherschule, Samuel Amsler. Diesen klassischen Altmeister der neueren Kupferstecherkunst, Freund Thäters ehemaligen Lehrer, hatte er in Rom gekannt und verehrt, war aber mit dem schon zur älteren Künstlergarde gehörigen Schweizer in keinen persönlichen Verkehr gekommen. Für das von Amsler nach einer Zeichnung gestochene Bildnis des Heidelberger Landschaftsmalers Karl Fohr hatte Richter eine ganz besondere Vorliebe; es war ja das Porträt seines künstlerischen Jugendvorbildes auf dem Gebiete stilvoller und dabei manierloser Naturauffassung; deshalb hing es in Dresden in seinem Arbeitszimmer. Durch das gastliche Amslersche Haus lernte er einige Jahre später den Freund der Familie, Professor H. Riehl, kennen. Aus dieser Bekanntschaft entspannen sich in der Folge freundschaftliche und künstlerische Beziehungen zwischen beiden in vielen Anschauungen sympathisierenden Männern. Richter zeichnete zu Riehls Liederkompositionen „Hausmusik“ ein Titelblatt, und Riehl widmete Richter einen Band seiner kulturgeschichtlichen Novellen. In

der Widmungszuschrift sagt der Autor: „Abgesehen davon, daß ich jeden Anlaß gern ergreife, Ihnen meine Verehrung und herzliche Teilnahme öffentlich auszusprechen, bestimmte mich noch ein besonderer Grund, Ihnen dieses Buch zuzueignen. Es unterscheiden sich nämlich diese neuen Erzählungen von meinen älteren Novellen dadurch, daß viel mehr erzählt und viel weniger geschildert wird; der schlichte, kräftige und volkstümliche Ton Ihrer Holzschnittzeichnungen schwebte mir dabei als Muster aus einem anderen Kunstgebiete vor. Ich wüßte darum keinen bezeichnenderen Namen an die Spitze des Buches zu setzen, als den Ihrigen, und möchte dies auch in einem kleinen vorzudruckenden Widmungsbriefe näher aussprechen.“

Um seiner Verehrung und Liebe für das Amslersche Haus auch einen künstlerischen Ausdruck zu geben, hat Richter sein 1873 erschienenes Lichtdruckheft „Altes und Neues“ der Frau Professor Luise Amsler, wie das Dedikationsblatt sagt, „In herzlicher Freundschaft“ gewidmet.

Die Münchner Reise brachte ihm noch die Erfüllung eines lange gehegten Herzenswunsches, nämlich die durch Schnorr vermittelte persönliche Bekanntschaft mit dem Naturforscher G. H. v. Schubert. Zu diesem aus Hohenstein in Sachsen stammenden Landsmanne fühlte sich Richter innig hingezogen. In der Selbstbiographie hat er ihn neben Kempis und Claudius seinen Lehrer und Führer genannt. Er liebte und besaß nicht nur Schuberts erbauliche Schriften, sondern hatte sich in Dresden auch die meisten seiner wissenschaftlichen Werke angeschafft, weil er darin vielen, auf Schellings Naturphilosophie fußenden Anschauungen begegnete, die ihm schon von Rom her als Doktrinen der romantischen Schule vertraut und sympathisch waren. Schubert galt ihm als der protestantische und der edle Bischof Sailer als der katholische Hauptvertreter jener milden Geistesrichtung, welche das Christentum universell zu fassen weiß und die konfessionellen Gegensätze und formalen Differenzen innerhalb der Christenheit

nicht zu Schranken werden läßt, durch die sich glaubensbedürftige Menschen innerlich voneinander getrennt sehen. Der fromme Gelehrte, welcher mit so vielen christlichen Gesinnungsgenossen verschiedener Konfessionen und Länder brüderliche Gemeinschaft pflegte, stand auch in München nicht nur mit Protestanten, sondern ebenso mit den geistigen Führern katholischer Kreise: Franz v. Baader, Guido Görres, E. v. Lasaulx, Ringseis, Pocci und anderen in freundschaftlichem Verkehr.

Richters erstes Zusammentreffen mit Schubert fand in dem Garten eines kleinen Wirtshauses, „Die Lacken" genannt, statt. Dort pflegte der am Karlsplatz wohnende Gelehrte bei günstiger Witterung nachmittags in einer Laube sitzend zu arbeiten und gegen Abend Besuche von Freunden und zugeführten Gästen zu empfangen. Nach diesem stillen Gartenwinkel in der Isarvorstadt wurde Richter von Freund Schnorr geleitet und war herzlich erfreut, als er nun der hohen, kräftigen Gestalt des lieben Schubert gegenüberstand, in sein freundliches, geistvolles Angesicht schauen und ihm die Hand drücken konnte. Schon nach dem ersten Gedankenaustausch erkannten und verstanden sich die beiden Männer auch als geistige Heimatgenossen und schlossen Freundschaft und Brüderschaft fürs Leben. Schubert gedenkt dieser Stunden in einem Briefe, den er 1852 durch einen Bekannten an Richter schickte.

„Mein geliebter Freund!

„Wir haben uns freilich nur erst wenige Stunden in unserem Leben gesehen, aber ich meine, diese Zeit war lang genug, um uns einander so nahe zu bringen, als wir es der inneren Blutsverwandtschaft nach sein sollen und mit Gottes Hilfe bleiben wollen bis an unser Ende. Mir war es, da ich Dich sah und sprechen hörte, als wärst Du mir ein alter, lieber Bekannter von vielen Jahren her, und ich wünschte nur, unsere Wege führten uns noch manchmal im Leben zu-

sammen. Indes ist's schon genug, daß wir wissen, daß wir beide nach einem Ziele, nach einem gemeinschaftlichen Vaterhause gehen, und daß wir uns dort finden werden."

Von einer zweiten, 1851 unternommenen Badereise nach Ostende brachte der Maler wieder reiche Beute künstlerischer Anregungen durch Erlebtes und Geschautes heim, darunter auch manche Skizzenbuchzeichnung aus der Rheingegend. Einen nachhaltigen poetischen Eindruck hatte ihm der im Lahntal gelegene Schauplatz von Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers hinterlassen, das altertümliche, ganz in Eichen- und Buchenwaldungen eingehüllte Kloster Arnstein und die malerische Ruine der Laurenburg. Die mittelalterliche Waldromantik dieser Landschaft klingt als Grundton aus Clemens Brentanos zarter Dichtung, wie aus Richters 1869 dazu komponiertem Waldbild „Die Laurenburger Els". Den überwältigenden Eindruck, welchen er vom Kölner Dom mitnahm, faßte er in die Worte zusammen: „Das Meer, die Alpen und der Kölner Dom geben ein Gefühl des Unendlichen, und der Sternenhimmel als vierte Erscheinung setzt die Krone darauf."

In dem Zeitraume von 1850—1856 hat Richters Produktionskraft sich am reichsten entfaltet. Nach der Angabe von Hoffs Katalog sind in diesen sieben Jahren 1048 Holzschnitte von ihm im Buchhandel erschienen. Zu den gereiftesten Früchten dieser Arbeitsperiode gehören die von G. Wigand verlegten Bilderwerke: Hebels alemannische Gedichte, Bechsteins Märchenbuch, Goethealbum und vor allem das in drei Lieferungen erschienene Beschauliche und Erbauliche. Ein Hauptverdienst um die treue xylographische Wiedergabe vieler dieser Bilder hat der Holzschneider August Gaber. Derselbe, aus Neiße gebürtig, anfänglich Schriftsetzer, hatte sich aus Neigung auf eigene Faust zum Holzschneider herangebildet, war nach Dresden gezogen und fand dort 1848 Gelegenheit, einige kleine Richtersche Illustrationen für Ver-

leger zu schneiden. Richter fand in diesen Blättern etwas besonders Frisches und Treues in der Wiedergabe seiner Zeichnungen. Der Umstand, daß Gaber als Autodidakt frei von irgend einer Schulmanier war, und sein Talent, in Zeichnungen die Individualität des Künstlers herauszufühlen und wiederzugeben, verlieh seinen Arbeiten den Reiz einer gewissen künstlerischen Naivität und machten ihn in der Folge zu einem der tüchtigsten Faksimileholzschneider. Manche seiner späteren Xylographien nach Richter, Schnorr, Führig und anderen gehören wohl zu den vorzüglichsten Leistungen der neueren Holzschneidekunst. In dieser Kunst war auch Richters Tochter Aimée eine Zeitlang von Gaber unterrichtet; sie machte so gute Fortschritte, daß ein paar kleine Illustrationen des Vaters zu Löschkes Kinderbüchern und selbst ein Blatt zu Hebels Gedichten von ihr ausgeführt werden konnten. Aus diesen Unterrichtsstunden erwuchs eine Verlobung der Schülerin mit ihrem Lehrer, die 1851 mit der Hochzeit abschloß. Gaber gründete in Dresden ein xylographisches Atelier, aus dem viele tüchtige Holzschneider und zahlreiche Arbeiten hervorgegangen sind.

In seinem „Erbaulichen und Beschaulichen" hatte Richter auf dem Illustrationsgebiete zum ersten Male die Flügel frei regen können, weil er, nicht an einen vorgeschriebenen Text gebunden, Stoff und Formen seiner Kompositionen selbst wählen durfte. Das Werk fand nicht nur in Deutschland Anerkennung, sondern lenkte auch in Frankreich zuerst die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf seine Arbeiten. 1852 erhielt er einen Brief von dem Kunsthistoriker Laurens, Sekretär der Universität Montpellier, worin es unter anderen heißt: „Die erste Lieferung von ‚Erbauliches und Beschauliches' war mir seit ihrem Erscheinen durch den Buchhändler zugesandt worden. Sie sind immerhin ein großer Künstler, groß durch Wissenschaft und Gefühl, in der kleinen Vignette des Kalenders ebenso wie in den größten Schöpfungen. Die

kleinsten Radierungen von Rembrandt enthüllen mir ebenso gut sein Genie als seine bedeutendsten Gemälde. Auch verdient nichts mehr den Titel ‚Beschauliches und Erbauliches‘ als Ihre Werke. Ihr Beschauen macht wirklich glücklicher und besser. Sie stellen nur die erhabene, gute und gefällige Seite der Menschheit dar, und machen sie so liebenswürdig. Aber von allem, was man mir gesendet, ist mir das Teuerste der ausgezeichnete Kupferstich Ihres Porträts, in dem ich die Harmonie, welche bei Ihnen zwischen dem äußeren Menschen und dem Künstler besteht, mit freudiger Genugtuung bemerkte.

Bis jetzt, wenn mich an irgendeinen großen Künstler eine lebhafte Sympathie fesselte, so versagte ich mir nie das Vergnügen, ihn persönlich kennen zu lernen, und auch Sie werden nicht fehlen, mir dieses Vergnügen zu gewähren. Denn sollte nicht ein unerwartetes Hindernis eintreten, so werde ich Sie im Monat Oktober in Dresden sehen, und zwar in Begleitung meines jungen Bruders, eines ausgezeichneten Künstlers in Paris.

Meine Reise nach Deutschland hat vorzüglich zum Zweck, Material zu einer wissenschaftlichen Arbeit zu sammeln, welche ich in der Pariser illustrierten Zeitung, deren Mitarbeiter ich bin, veröffentlichen will. Mein Plan ist, darin die Aufmerksamkeit der Leser auf die hervorragendsten deutschen Künstler der Gegenwart zu lenken; und in dieser Hinsicht werde ich notwendigerweise Ihnen, verehrter Meister, einen Ehrenplatz in dieser Rundschau einräumen. Die Hochachtung und Bewunderung, welche ich, wie Sie wissen, Ihren Werken zolle, wird mir die Lösung dieser meiner Aufgabe doppelt angenehm machen.

Ich rechne im voraus auf Ihr freundliches Entgegenkommen, denn der Schöpfer von so freundlichen Sachen kann selbst nur freundlich sein.“

Der angekündigte Besuch traf erst ein Jahr später ein, und zwar nicht in Begleitung des Bruders, sondern mit Frau

und Tochter. Die südfranzösische Geisteslebendigkeit und die liebenswürdige, an deutsches Wesen erinnernde Herzlichkeit dieser Familie machte sie zu so lieben Gästen in Richters Hause, daß der Abschied nach wenigen Tagen traulichen Zusammenseins, bei welchem die Gemüter sich besser verständigt hatten, als die Zungen, allen nahe ging. Die internationalen Freunde Laurens und Richter blieben lange in schriftlichem Verkehr. Der vielwandernde Gelehrte berichtete von Zeit zu Zeit von seinen Reisen und Kunstforschungen in Briefen, die teils von seiner, der deutschen Sprache kundigen Tochter redigiert, teils in seinem eigenen drolligen Pseudodeutsch abgefaßt waren.

Auf der Heimreise hatte er auch Robert Schumann in Düsseldorf aufgesucht, dessen Musik er absonderlich liebte. Liebe für deutsche Art und Kunst spricht aus allen seinen Briefen. Nach der Rückkehr aus Deutschland schrieb er:

„Lieber und verehrter Freund!

Von meiner Reise nach Deutschland bin ich hier nach Montpellier in dem Zustande einer großen Betäubung zurückgekehrt. Ich bedurfte einiger Zeit, um aus diesem schönen Traume zu erwachen, und die Rückkehr zur Wirklichkeit des gemeinen Lebens war traurig. Dennoch ist es mir gelungen, nach und nach meine frühere gewöhnliche Heiterkeit wieder zu erlangen, und ich habe nun meine Beschäftigung wieder begonnen. Mein Arbeit über Deutschland habe ich angefangen; mein erstes Stück ist an Freiburg und am Schwarzwald gewidmet. Dann zwei Sätze über Musik und das 4te Artikel wird an Ludwig Richter bestimmt. Ich werde so übel von diesem schlechten Mann sagen, daß ich werde nie ihn besuchen wieder können; wenn auch ich habe schon ein fest Plan, noch das künftigen Jahr in der Äußeren Rampische Straße spazieren zu gehen und eben nach Loschwitz . . . . . Ach, wieviel bedaure ich, meine Bewunderung und meine Gedanke auf Ihre Werke nicht leicht und deutlich auf deutsche

Sprache zu schreiben. Ihre Zeichnungen sind für meine Seele das Spiegel von alles, was ist schön in dieser niedrigen Welt: d. h. Weib, Kindheit, Tugend usw. So hundert tausend Dank an Ihnen wegen die schöne Stunde, durch Ihre Werke in einer poetisch und ideale Welt verschwunden . . . . . ., während Sie in Ihren stille Tätigkeit leben, in einer ziemlich andere Tätigkeit lebe ich. Musik, zeichnung, Aquarelle, Litteratur, universität, Verwaltung und Reise machend. Am Anfang October ging ich von englische Nebel nach klaren Süd von Frankreich, wo Trauben, Feigen, Lorbeer, Cypreßen, Orangen usw. wachsen; wo die Berge sind blau und die steine gelb rot. Es ist ein großes Vergnüg, so von die malerische Genüße zu andern. England, Paris, Spanien, Italien sind schöne Länder, keins aber ist mir so sympathisch als Deutschland, und stets nach Ihren Vaterland sehne Ich mich."

Seit 1852 bezog Richter mit den Seinigen, sobald der Frühling kam, ein Bauernhaus in dem eine Stunde von Dresden an der Elbe gelegenen Dorfe Loschwitz. Fast dreißig Jahre hindurch ist er ein getreuer, ziemlich regelmäßiger Sommergast dieses Ortes geblieben, hat hier auf Dorfstegen und Waldwegen malerischen Stoff für seine Werke gesammelt, in stiller Arbeitsklause viele seiner Holzschnittbilder und Aquarellen geschaffen und auf einsamen Spaziergängen innerlich Leid und Freud verarbeitet im Sinne seines Wahlspruches „Quod Deus vult!" Auch im Mai 1854 hatte er sein Quartier in Loschwitz aufgeschlagen, und zwar diesmal in einem hoch über dem Dorfe am Waldrande gelegenen, von Obstbäumen, Wiesen und Weinbergen umgebenen Gartenhause. Das Grundstück, nach seinem früheren Besitzer „Sperlings Weinberg" genannt, war vormals Kaffeewirtschaft gewesen und der schönen Aussicht wegen von Dresdnern alten Schlages gern besucht worden. Die trauliche, grüne Einsamkeit hier oben mit der heiteren Fernsicht nach den böhmischen Bergen bis zur nordwärts am Elbstrome gelagerten Residenz war so

recht nach seinem Sinn und Wunsch. In glückseliger Frühlingsstimmung preist er sein Bergasyl:

„O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die weite Gegend! So himmlisch schön, so sinnlich schön! Der blaue, tiefe Himmel, die weite, grüne Welt, die schöne, helle Mailandschaft mit tausend Stimmen belebt! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne.

Und das alles um mich ist irdisch, und welche Armut wäre das, wenn ich Gott bloß in den schwarzen Buchstaben und bloß mit meinen körperlosen Gedanken erkennen, lieben, verehren könnte! Ein blühender Baum von Bienen umsummt, duftend, tönend — dies Schauen ist mir oft lieber gewesen, als die geistreichste theologische oder philosophische Abhandlung vom Wesen Gottes."

In einem Landhause in Richters Nachbarschaft hatte sich sein alter Freund, der Hofmaler Ernst Oehme, mit den Seinigen für den Sommer eingemietet; das gab nun nach des Tages Arbeit freundliche Familiengeselligkeit und zwischen beiden Freunden oftmals vertrauten Herzensaustausch auf gemeinsamen Waldspaziergängen. Oehme, der sonst so lebensfrohe, mit ergötzlichstem Humor begabte Mann, war in dieser Zeit häufig von Schwermut bedrückt, wahrscheinlich infolge eines Brustleidens, vielleicht auch in stiller Vorahnung seines nahen Todes, denn schon der nächste Frühling traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. Eines seiner letzten Bilder, ein bei Sonnenuntergang im Waldgrund verendender Hirsch, hatte die tief melancholische, an Lenaus Dichtungen erinnernde Stimmung des Künstlers zum poetischen Ausdruck gebracht. Richters so glücklich begonnener Landaufenthalt sollte diesmal mit den bittersten Leidenstagen enden. Die plötzlich über ihn hereinbrechende Heimsuchung erzählt er selbst in einem Briefe an Freund Thäter in München: „Meine Frau war den ganzen Sommer, wie immer, kräftig und gesund.

Nur über Schwindel klagte sie oft. Am 3. August waren wir nachmittags mit Oehmes (die auch in unserer Nachbarschaft in Loschwitz wohnten) und einigen jungen Leuten fröhlich beisammen, Gaber und Heinrich waren zufällig auch da. Meine Frau war besonders heiter und recht innerlich fröhlich; da sank sie plötzlich mit gebrochenen Augen vor mir zusammen in das Gras, und das Bewußtsein verlor sich. Sie sprach nichts, winkte, drückte mir die Hand, und wir trugen sie bestürzt in das Stübchen der Wirtin. Der Arzt kam schnell herbei. Er fand einen Schlaganfall. Sie kam nicht wieder zum Bewußtsein, kurz nach Mitternacht hörte das treue Herz auf zu schlagen. — Binnen drei Stunden gesund und tot! Ich war wie betäubt, doch ruhig. Er, der Herr, weiß, warum er es geschehen ließ; Sein Wille ist ja immer gut und heilig. — Aber mir ist es noch, als wäre mir das halbe Herz herausgerissen. — Ach, w i e lieb hatte ich sie, und sie verdiente es — doch still!! —

Heinrich ordnete und besorgte alles, und die Liebe der Kinder, besonders Heinrichs und der guten Lenchen, war und ist mir ein großer Trost. Ersterer ging nach acht Tagen an seine Studien nach Leipzig zurück. Lenchen führt mir jetzt das Hauswesen, und zu meiner großen Freude und Verwunderung mit einer Umsicht, Ruhe und freundlichem Wesen, daß ich meine innige Freude darüber habe. So versüßt Gott das Kreuz, und für die Kinder ist auch ein rechter Segen darin gewesen, oder der Herr hat ihn daraus hervorwachsen lassen, das sehe ich schon jetzt. Der stille Schmerz um meine teure Frau ist mir wohltuend; im Geiste bleibe ich durchs Gebet mit ihr vereint vor Gottes Thron, sie durch Christi Gnade in der Kirche droben, ich durch dieselbe Gnade in der Kirche unten, und die Kirche Christi ist ja Sein Leib, der Organismus im Himmel und auf Erden, von welchem Er das Haupt ist, oder auch die belebende Seele."

Von den vielen Teilnahmsbezeugungen auswärtiger

Freunde war nachstehender Brief des geistvollen Leipziger Thomaskantors Dr. Moritz Hauptmann ihm besonders lieb und wohltuend, weil er darin gleichsam seinem eigenen Empfinden, übersetzt in die Sprache eines anderen, begegnete.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzlich uns die Nachricht Ihres so großen Verlustes getroffen hat, die so ganz unerwartet, fast undenkbar kam, da wir noch wenige Tage zuvor den Kreis Ihrer Familie so wohl beisammen gesehen und die Hoffnung hatten, Sie vor unserer Abreise noch einmal auf Ihrer schönen Bergeshöhe besuchen zu dürfen. Aber so ist der nächste Tag, die nächste Stunde uns ein Geheimnis. Die Gegenwart ist unser und der Gedanke der Ewigkeit. Das Eine im andern zu leben ist also das Kunstwerk, die ideale Wirklichkeit des Lebens, wie der Moment der Gegenwart für sich nur die Wahrheit der Daguerotypie hat, die heiter oder trüb uns immer ängstigen kann in ihrer Abgesondertheit.

Das Zeitliche hat deshalb aber nicht weniger seine Macht in Freud' und Schmerz, die wir nicht weg philosophieren können, die es vielmehr zum Philosophieren gar nicht will kommen lassen, bis sie selbst durch Zeitliches überwunden ist, so daß alle Tröstung in der Trauer kalt verständig erscheint, nicht nur, die wir von anderen empfangen, ebenso, die wir anderen verehrten und geliebten Personen zusprechen möchten.“

Die treue Lebensgefährtin, mit der er diesmal so fröhlich aufs Land gezogen war, auf dem kleinen Loschwitzer Kirchhofe zurücklassend, kehrte er mit seinen beiden Töchtern im Oktober in die Stadtwohnung zurück.

„Es macht wohl einen recht wehmütigen Eindruck, nun ohne die gute Mutter wieder einzuziehen. Heute waren wir wieder draußen und trugen Kränze auf ihr Grab, das nun mit einem Stein besetzt ist. Es sah alles recht herbstlich aus und war rauh und kalt. Ich möchte recht gern ein neues

Leben, auch im Innern, anfangen, da es äußerlich so anders geworden ist. Die Heimsuchung Gottes in diesem Sommer soll nicht vergeblich gewesen sein; der kleine Stein auf dem Sandhügel predigt mir ja: Christus mein Leben, Sterben mein Gewinn! Und das Letztere kann nur wahr werden, wenn es das Erstere zur vollständigen Voraussetzung hat. Ach, und da fehlt so viel!

Nun Er wird's vollbringen, was Er angefangen hat. Es gilt, nicht müde zu werden, Ihm treuer zu dienen, der uns allen gedient hat und hat uns geliebt, wie kein Mensch uns liebt. Die Welt und alle ihre Geistreichigkeit vergeht mit ihrer Lust und falschen Größe, und nur, was aus Gott und Gottes Willen ist, das bleibt."

Seine nächste Arbeit war die Radierung des großen Blattes „Christnacht" für den sächsischen Kunstverein. In früheren Zeiten hatte er in solchen Radierungsangelegenheiten Freund Thäter als Berater zur Seite gehabt. Auch jetzt noch standen die beiden Freunde trotz der Entfernung in gegenseitigem Austausch ihrer künstlerischen Anliegen und zuweilen auch ihrer Werke. Erst vor wenig Monaten hatte Richter brieflich seinem Herzen Luft gemacht über Thäters Campo Santo-Stiche nach Cornelius. „Das Werk lobt beide Meister, folglich brauche ich nicht zu loben. Solche Erzeugnisse haben mir jetzt immer noch eine ganz besondere Bedeutung und gereichen zu Trost und Erbauung. Es sind Gottesblumen, die auf den grünenden Oasen emporblühen zwischen den weiten, wüsten Strecken, die der Zeitgeist zerstört, in Sandwüste und Steinigt verwandelt hat. Die Wüsten kommen mir oft recht groß und breit vor, und deshalb macht mir jedes gesunde Kräutlein, am meisten die heiligen Gottesblumen Freude."

Jetzt im Oktober berichtet er dem Freund nun über die eigene Arbeit: „Ich fange eine Platte für den Kunstverein an und habe große Angst darüber, die nur durch den Gedanken sich beschwichtigen läßt, daß der Herr mir dabei auch beistehen

wird. Es ist doch wohl einerlei, ob unser irdisch Anliegen Kupferstecherei oder sonst was anderes betrifft, und gewiß kann Er mir, wenn Er will, so gut beistehen, als wenn ich Freund Thäter zur Seite hätte, den ich eben nicht haben kann. Du wirst mir das doch nicht übelnehmen? Freilich wollt' ich Ihm recht danken, wenn Er mir den lieben Thäter schicken wollte in Seinem Namen; aber — wenn nicht — so verlaß ich mich auf Ihn."

Neben der Christnachtradierung entstanden gleichzeitig viele Bilder zu der von seinem Schwiegersohn Gaber herausgegebenen „Christenfreude", einer Sammlung geistlicher Lieder, zu welcher auch Schnorr, Andreä und O. Pletsch einige Zeichnungen lieferten. — Der auf Richter seit dem Tode seiner Frau noch immer lastende Leidensdruck hat seinen „Christenfreuden-Bildern" eine besonders innige, religiöse Herzenswärme gegeben; wohl spricht aus den meisten, wie es die von ihm gewählten Liedertexte und der Titel des Buches bedingen, eine glaubensfreudige Stimmung; aber aus manchen klingt ein schwermütiger Ton innerer Anfechtung, gemildert durch gläubige Christenhoffnung; so aus den Holzschnitten zu: „Kommt, Kinder, laßt uns gehen, der Abend kommt herbei." „Je größer Kreuz, je näher Himmel." „Befiehl dem Herrn deine Wege." „Gieb dich zufrieden und sei stille." Auf dem kleinen Herbstbilde hat Richter sich selbst dargestellt am Loschwitzer Grabhügel seiner Frau in sinnende Betrachtung versunken. Wie diese Zeichnung Heinrich Alberts melancholisches Herbstlied illustriert, so illustriert die am 4. November — Richters Hochzeitstag — ins Tagebuch geschriebene Herbstbetrachtung die Seelenstimmung, aus der die Komposition hervorgegangen ist.

„Es fehlt mir immer etwas, und ich sehe mich manchmal um, als müßte von außen kommen, was die schmerzhafte Lücke im Herzen gemacht hat, und sie wieder heilen; aber dann besinne ich mich, und der Loschwitzer Kirchhof und der noch

kahle Sandhügel steht mir vor Augen. Und da heißt es ‚Glauben‘. Sichtbar ist der Tod, unsichtbar das Leben geworden! Warum es so geworden ist? Ich glaube, die Führung zu verstehen, und hoffe in den höchsten Willen mehr und mehr eingehen zu können, obwohl es mir jetzt noch nicht recht gelingen will. Gottes Stimme läßt nicht ab zu rufen, und so wird mir meine Stimmung schon klarer werden, je treuer ich aufmerke. Ach, wäre man nur nicht so sehr ins Äußere verloren, lebte man nur recht stark im Geiste und könnte dann wie von oben herab die äußeren Dinge regieren, statt daß sie mich jetzt von unten herauf oder von außen herein regieren und oft auch despotieren. . . .

Christus allein ist unser aller Arzt und Heiland, der unsere Seelen gesund macht, wenn wir Ihm vertrauen und nicht unseren Gedanken folgen, die wandelbar sind, sondern folgen und gehorsam Seinen Worten, die ewig und unwandelbar sind. Denn wir haben ja auf der Welt nichts, das zuverlässig wäre; am wenigsten sind es unsere eigenen Meinungen und Empfindungen, und wir brauchen doch einen festen Grund, auf dem wir stehen und fest fußen können, wenn uns die ekle Seekrankheit unserer Zeit nicht überkommen soll, die eben aus dem Schwanken des Grundes unserer ganzen Existenz besteht, und die den Überdruß und moralischen Katzenjammer zur Folge hat. Selbst unsere Meinungen über Gott und Christus sind nicht einmal stichhaltig, eben weil es die unseren sind. Sein Wort allein, im Glauben und Demut aufgenommen und im Gebet durch seinen Geist lebendig und wirklich gemacht, das ist's, was in allen Stürmen aushält und zum höchsten Ziele führt."

Das Jahr 1855 hatte viele Richtersche Bilder, darunter die dritte Lieferung von Beschauliches und Erbauliches, die Christenfreude und die Spinnstube auf den Büchermarkt gebracht; seinem Hause hatte es ein freudiges Familienereignis, die Verlobung seiner Tochter Helene mit dem Dresdener

Fabrikanten Kretzschmar, und seinem Kunstwirken ehrenvolle Auszeichnungen beschert: die goldene Medaille der Pariser Weltausstellung für sein Bild Brautzug im Frühling, und einen Fackelzug der Dresdener Künstlerschaft für die der vaterländischen Kunst erworbene Ehrenbezeugung vom Auslande. Trotzdem beschließt er dieses Jahr mit einer am Silvesterabend ins Tagebuch geschriebenen tief melancholischen Rückschau: „Seit dem Tode meiner lieben, teuren Auguste habe ich ein Leben geführt in tiefster Trübsal. Die Nacht des Kummers stieg von Tag zu Tag, es wollte kein heller Morgenschein kommen. Zuletzt wurde auch das Herz so tot und öde, daß ich jeden Morgen den Mut für den Tag erringen mußte; es war mir, als höre der Herr nicht mehr auf mich, und das Leiden stieg aufs höchste, weil keine Aussicht da war auf ein Ende."

In etwas getrösteterer Stimmung schreibt er seinem alten Freunde Thäter am 22. März 1856: „Das Alter will einsam werden. Das stimmt mich oft recht wehmütig. Aber weg mit solchen Gedanken! Morgen ist der liebe Ostertag, der Auferstandene wird mich ja doch nicht verlassen, und wäre nur der alte Sauerteig tüchtig ausgefegt, und wären Ihm nur die Tore recht weit offen, Er nähme dann auch mehr Besitz von dem Herzen, das Ihm so gern ganz angehören möchte und doch so kleinlich, ängstlich, schwachgläubig mit Ihm umgeht und so reizbar für tausenderlei Tand der Welt ist. — Das ist die alte Klage, das alte Lied — wie oft ist's geklagt und gesungen worden, Menschenleben hindurch und Jahrhunderte hindurch, und es bleibt nichts übrig, als der Kampf, das Vorwärtsbringen durch dick und dünn und allen Dreck hindurch, bis man zuletzt als ein alter Soldat zerlappt und beschmutzt, aber nur tapfer und fahnentreu vor den Toren der Friedensstadt ankommt und den Gnadenlohn empfängt."

Schon lange hatte er den Gedanken mit sich herum-

getragen, das Vaterunser in volkstümlichem Sinn und Geist durch schlichte Bilder auszulegen, wie sein lieber Wandsbecker Bote Claudius durch schlichte Worte es getan. Dieses Vorhaben brachte er jetzt zur Ausführung; es entstanden die neun Vaterunserbilder (inkl. Titelblatt), welche im besten Sinne des Wortes zu seinen populärsten Arbeiten gehören. Otto Jahn, einer der verständnisvollsten und bekanntesten Interpreten Richterscher Werke, sagt von diesen Bildern: „In acht schönen Darstellungen, die mitten aus den einfachsten Vorgängen des gewöhnlichen Wirkens gegriffen sind, wird auf die einfachste Weise anschaulich gemacht, wie tief im Menschengemüt die Bitten des Vaterunsers wurzeln, wie täglich und stündlich das Leben ihre ernste Bedeutung bewährt. Der Zusammenhang der gewählten Situationen mit den einzelnen Bitten ist so einfach und bedeutsam, als die künstlerische Darstellung an und für sich befriedigend heißen muß, und wenn ja etwas zu einer Bemerkung Veranlassung gibt, so ist es die gelegentliche Einführung von Engeln, welche dem Ausdrucke rein menschlicher Empfindung einen symbolischen Zusatz geben, der mindestens überflüssig ist. Dies macht sich auch in einigen Zeichnungen der Christenfreude in Lied und Bild bemerklich.“

Einer ähnlichen Abneigung gegen symbolische Engelsgestalten, zu welcher Jahn vom ästhetischen Standpunkte aus kommt, begegnete Richter später bei dem mit ihm verkehrenden Lutherischen Hymnologen Philipp Wackernagel, der in einer seiner Schriften mit dogmatischen und exegetischen Gründen zu Felde zieht gegen alle bildlichen Darstellungen von Engeln in Kindergestalt, und selbst die Raffaelschen Engelskinder zu Füßen der Sixtinischen Madonna nicht tolerieren will. — Richter, unbekümmert um ästhetische und religiöse Theorien, nur seinem Empfinden und künstlerischem Instinkt folgend, zeichnet wie die frommen Maler der Vorzeit, insbesondere wie sein Liebling Fiesole,

große und kleine Engel nach Herzenslust, so oft es gilt, das im Irdischen sich abspiegelnde Himmlische zu versinnbildlichen. Mit dem Bleistift hat er der Kinderwelt ihre unsichtbaren, freundlichen Beschützer und himmlischen Spielgefährten, wie sie Luthers Brief an sein Söhnlein Hänsichen beschreibt, vor die Augen gestellt im Büchlein „Der Kinderengel". Die Kunst selbst, der er mit reinem Sinne diente, war ihm zu einem milden Engel geworden, von welchem er sagt: „Je älter ich werde, und je mehr mir die Einsicht wächst in das Wesen aller Kunst, um so mehr freue ich mich ihrer, und sie wird mir immer mehr ein wunderschöner Engel, der die Menschen, die eines guten Herzens sind, begleitet und sie oft von ihren allzu schattigen Pfaden auf sonnige und blumige Stellen führt, wo sie rasten können, und wo die Freude wächst und die Sehnsucht nach dem großen, herrlichen Sonnen- und Blumenlande, das denen aufbehalten ist, die seinem wunderbaren, mächtigen Glockenton folgen. Dieser Glockenton hallt wie ein fernes Echo wieder in der Kunst, in der Wissenschaft hie und da, in der Natur; und alle Sonntagskinder hören die Glocke, und Sonntagskind kann man werden, wenn man reines Herzens wird."

Über 2000 Holzschnittbilder und mehrere hundert Zeichnungen für Lithographie, Stich usw. hatte Richter bis 1856 (nach Angabe von Hoffs Katalog) für verschiedene Verleger geliefert. Das Vaterunser übergab er seinem Sohne zum Verlag und ebenso die im Laufe der Jahre 1857 bis 1874 entstehenden Holzschnitthefte: Glocke. Fürs Haus. Sonntag. Neuer Strauß. Tägliches Brot. Gesammeltes und Bilder und Vignetten.

In diesen Werken war der Künstler nicht an Illustrationszwecke gefesselt, sondern konnte, wie er selbst schreibt, frei und ungebunden die von Gott verliehene Gabe brauchen, wie es ihm eingegeben war. Durch solche Freiheit ver-

mehrte sich seine Schaffensfreude und verminderte sich die Arbeitslast. Obgleich er neben den genannten Arbeiten für seinen Sohn auch für andere Verleger tätig blieb und ihnen viele Illustrationen und Einzelblätter lieferte, so trat doch von jetzt an eine ruhigere Schaffensperiode ein, in der er weniger als früher von Aufträgen gehetzt und mit Arbeiten überbürdet war.

Nach der im Juni 1856 gefeierten Hochzeit seiner Tochter Helene wurde sein Haus noch einsamer. Die allein bei ihm zurückbleibende Tochter Elisabeth übernahm jetzt die Leitung des Hauswesens und blieb des Vaters treue Pflegerin bis zu seinem Tode. Im September machte er eine Reise nach Holstein. Von Wigand hatte er den Auftrag übernommen, Klaus Groths Kinderlieder „Voer de Goern" zu illustrieren. Da wollte er sich nun einmal Land und Leute jener Gegend beschauen, welche den plattdeutschen Versen die Lokalfarbe gegeben hat, denn bis jetzt war es ihm nicht gelungen, denselben eine malerische Seite abzugewinnen. „Die Lieder von Groth sind unsäglich schwer zu machen. Bei den meisten sieht man nur erst wie in einen Nebel hinein, ohne ein Bild, eine Vorstellung zu gewinnen. Bei manchen ist mir's unmöglich, den Sinn, die Beziehung herauszufinden, da hilft ein Initial und Hokuspokus dazu am besten darüber weg."

Zu den wertvollsten Ergebnissen dieser Reise gehörten, außer einem Skizzenbuch voll Holsteiner Landschaftsstudien, die angeknüpfte persönliche Bekanntschaft mit dem Hamburger Illustrationskollegen Otto Speckter und mit dem bekannten Germanisten und Kieler Professor Müllenhoff, sowie das in der Selbstbiographie geschilderte Wiedersehen des lieben römischen Jugendfreundes Rehbenitz in Kiel.

Sein nächstes größeres Opus, die Bilder zu Schillers Lied von der Glocke, schuf er 1857 größtenteils in einem altväterischen Loschwitzer Bauernhäuschen, das er selbst be-

schreibt und auf manchem seiner Holzschnittbilder malerisch verwendet hat.

„Seit Ende Mai wohne ich nun wieder hier oben in unserem Häuslein. Dazu habe ich mir in einer sehr alten Hütte (in Kotzschens Weinberg), welche aber wunderschön liegt neben der Königin Berg, ein Stübchen zum Arbeiten gemietet. Da ist's nun ganz stille, denn das Haus ist nur von zwei alten Leuten und deren Sohn bewohnt, welche am Tage nicht zu sehen und zu hören sind, weil sie im Berge arbeiten. Die Aussicht aus meinem Fenster ist wundervoll und für mich inhaltreich! Meine stille Hütte liegt am Rande eines Berges, und es öffnet sich über dem Elbspiegel, der am Fuße der Höhe heraufglänzt, das weite Elbtal und die Aussicht von den fernen böhmischen Bergen im Süden, bis zu den Meißner Höhen im Westen. Ich sehe ein Stück meines Lebens auf diesem Bilde. Von der Stadt den Weg bis Lockwitz, welches mir gegenüber liegt. Darüber das Wäldchen am Vogelherd, wo ich in jenem Spätherbst saß, als ich meine Auguste hinausbegleitet hatte, und mir am anderen Tage die Entscheidung bevorstand, mich von ihr zu trennen, um mit dem Fürsten Narischkin nach Frankreich zu gehen. Das Dorf Lockwitz, wo ich so glückliche Tage mit ihr verbrachte. Am Fuße meines Berges sieht man zwischen Büschen und Bäumen den kleinen Kirchhof von Loschwitz, und das Grab meiner teuren Auguste, mit der ich gerade volle siebenundzwanzig Jahre so glücklich lebte. Nun spinnt sich der alte Lebensfaden fort, und Gott möge mich Seine heiligen Wege in Gnaden führen, und alles wohl machen, damit der letzte Tag ein Tag seliger Vollendung sei!"

Über seine Glockenbilder berichtet er an Thäter: „Ich wollte dem Dinge erst den Titel geben „Lebensbilder nach Motiven aus Schillers Glocke", weil ich ganz frei gegangen und auf m e i n e Weise die Gegenstände aufgefaßt, aber

mich nicht in die Schillersche Anschauungsweise versetzt habe. — Zuletzt bin ich aber doch bei dem einfachen Titel geblieben, und die Hauptsache bleibt mir, ob die Bilder an und für sich lebendig genug ausgefallen sind."

Diese Intentionen Richters hat Otto Jahn in seiner Besprechung der Glocke herausgefühlt: „Im ganzen schließen sich die in größerem Maßstab ausgeführten Holzschnitte zu Schillers Lied von der Glocke an die Worte des Dichters an. Es sind der Hauptsache nach sechzehn Familienszenen, welche aus den bekannten Situationen des Gedichtes gezogen sind, ohne in den Rahmen, durch welchen der Dichter sie zu einem Ganzen geeinigt hat, gefaßt zu sein. Sie sind sämtlich fein, sinnig und reich an lebensvollen Zügen, doch scheint es fast, als ob der eigentümliche Glanz der Schillerschen Poesie insofern einen gewissen Einfluß geübt hat, als die Darstellung weniger individuell durchgebildet, namentlich dem Humor sehr viel weniger Spielraum gegönnt ist, als man es bei Richter sonst gewohnt ist." An dem Fehlen des Humors in diesen Bildern trug der dichterische Stoff nicht ganz allein die Schuld. Richter wurde damals wieder recht oft von melancholischen Stimmungen heimgesucht, die er gewöhnlich durch sein selbstentdecktes, diätetisches Hausmittel zu vertreiben suchte.

„In recht kummervollen Tagen habe ich ein absonderlich Mittel gebraucht, mir den Mut aufrecht zu erhalten (außer Gebet und Bibel). Ich nahm die Geschichte der Griechen und Römer vor, las auch im Homer, und das half mir etwas, mich von meinem persönlichen Jammer zu befreien, indem ich dadurch aus meinem kleinen Gesichtskreis, da rabenschwarze Nacht war, in einen weiten, großen hineinversetzt wurde. Abstrakte Bücher, Romane und lyrische Dichtungen vermeide ich; sie nähren die Gefühle, die ohnedies überfüllt sind, und machen mein Leid ärger. Solche geistige Diät vernachlässigen wir viel zu sehr, und man

könnte damit wirklich oft viel ausrichten. Zwar hätte Holzspalten oder Gassekehren vielleicht ebenso gewirkt wie Homerlesen, der Schicklichkeit wegen aber wählte ich das Letztere."

Ein paar kurze Tagebuchnotizen charakterisieren am besten Stimmung und Eindrücke, unter denen die Illustrationen zur Glocke entstanden sind: „Loschwitz auf dem Berge 28. Juni. Vorgestern war ich in der Stadt und traf den alten Jugendfreund und römischen Genossen (früher auch Schüler meines Vaters) Götzlaff aus Neapel. Gestern kam ganz unverhofft der liebe, herrliche v. Kügelgen zu mir. Das war mir große Freude und gab Anregung; zugleich bekam ich aber nachher einen rechten Eindruck, wie ich geistig Anregendes so gar wenig aus meiner heimischen Umgebung empfange.

Den 16. Aug.: In und über mir ist's trübe. O, wie sehne ich mich nach Frieden und finde doch kaum eine momentane Tröstung im Gebet. Ich sinne, wie ich zum festen, wahren Glauben, zum Frieden in Christo kommen kann, der nicht von dieser Welt ist."

Gegen Ende desselben Jahres kam er in öfteren Verkehr mit Berthold Auerbach, der ihn neben Kaulbach und Ramberg zum illustratorischen Mitarbeiter an seinem deutschen Familienkalender angeworben hatte. Den Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten und ihre in ganz Deutschland warm aufgenommenen ersten zwei Bände kannte Richter schon seit 1845. An dem eigenartigen schwäbischen Volkston und an vielen aus Jugendeindrücken erwachsenen und deshalb naturwahren kleinen Einzelzügen dieser Erzählungen hatte er so viel künstlerischen Genuß gefunden, daß er auf einer Reise durch den württembergischen Schwarzwald Auerbachs Geburtsdorf Nordstetten und die benachbarte Amtsstadt Horb aufsuchte, um sich die Szenerie der ihm lieb gewordenen Dorfgeschichten zu veranschaulichen. Mit den späteren Werken des Dichters, die dieser ihm in einer Ge-

samtausgabe verehrte, konnte Richter sich nicht befreunden. Seine christlich-praktische und Auerbachs spinozistisch-philosophierende Lebensauffassung lagen hier zu weit auseinander. Besser behagte ihm der frische, treuherzige Schwabe selbst, von dem das Tagebuch rühmt: „Er ist eine gutherzige Natur, die man lieb gewinnen muß." Seine freundschaftlich zutunliche Umgangsweise ist in Gustav Freytags Lebenserinnerungen mit folgenden Worten treffend gezeichnet:

„Ich habe niemals einen Zweiten kennen gelernt, der mit so kindlicher Hingabe sein Inneres aufschloß und seine Freunde so völlig zu Vertrauten seiner geistigen Arbeit machte, wie er; gute Einfälle und poetische Bilder, kleine charakteristische Züge, die ihm aufgegangen waren, teilte er immer wieder mit und schliff sich durch die Mitteilung selbst die bunten Steine, welche er später in seine Dichtungen hineinsetzte. Niemand ging so sorglos, wie er, mit einem Bekannten Arm in Arm, und immer war er es, der sich einhing und der andere führte." Gleich am Anfang der gegenseitigen Bekanntschaft hatte Auerbach Richter das Anerbieten gemacht, ihm etwas ins Stammbuch zu schreiben, da dieser aber ein solches Requisit weder besaß noch jemals besessen, so brachte ihm der Dichter bei nächster Gelegenheit ein mit nachstehenden Aphorismen beschriebenes Albumblatt: „Zuerst arbeiten wir für uns, zur eignen Befreiung dessen, was in uns waltet, zum eignen Genüge bringen wir's fast nie. Glücklich dann, wenn das Geschaffene hinausgestellt ist vor die Augen und Seelen der andern, und sie finden darin ein etwas, das auch in ihnen lebte.

Hingebung an den Beruf, zumal den der Kunst, sei höchstes Gesetz.

Wer der Wahrheit die Ehre gibt, der findet, auch ohne es zu wollen, für sich und seine Gebilde die wahre Ehre. Er wird sie in Bescheidenheit hinnehmen, weil er sich bewußt ist, nicht selber solche zu verdienen."

Diese abgerissenen Gedanken mögen Sie freundlich erinnern an

Berthold Auerbach.

Dresden, den 19. September 1845."

Die 1858—1861 in vier Heften erschienenen, nach den Jahreszeiten geordneten 60 Holzschnittbilder „Fürs Haus" hat Richter — sich selbst gleichsam in Kollegenschaft mit Asmus, dem Wandsbecker Boten stellend — sein „Judex omnia sua secum portans" genannt. Er wollte damit, wie's im Vorwort heißt, ein Werk ins liebe deutsche Haus bringen, „welches im Spiegel der Kunst jedem zeigt, was jeder einmal erlebte: Der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesesgarten, der den Samen getragen hat für die spätere Saat und Ernte". Durch Bilder „schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen", sollte „manchem der einsam oder gemeinsam Beschauenden der innere Poet geweckt werden, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit eigener Phantasie". Ein bekannter Schriftsteller nennt Ludwig Richter den Maler und Jean Paul Richter den Dichter der deutschen Gemütswelt. Der Maler hat von dieser poetischen Verwandtschaft selbst etwas verspürt, denn er sagt einmal: „Jean Paul betrachtet mit innigster Freude und schildert in wundervoller Poesie die Schönheit kleinster Verhältnisse und Dinge.

Ist es nicht schön und verdienstlich, auch in malerischer Form die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinung, selbst in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen, aufzudecken? Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelsschimmer auf alles, was sie betrachtet. Was sie anrührt, wird Gold."

Diese Zauberkraft der Liebe, deren Pflegestätte das deutsche Haus ist, hat Richter in den meisten seiner Holzschnitte, in besonderem Sinne aber in den Bildern fürs

Haus zu veranschaulichen gesucht. Viele derselben sind Gelegenheitspoesien in der von Goethe gebrauchten Bedeutung des Wortes; künstlerisch freie, aber durch Selbsterlebnisse angeregte oder beeinflußte Gestaltungen.

In der Neujahrszeit 1858 beginnt er sein Werk „Fürs Haus“ mit der malerischen Schilderung des Neujahrsmorgens im traulichen Familienzimmer und auf der vom Schneegestöber durchgefegten Straße. — In der Brautzeit seiner Schwiegertochter Agnes komponiert er das Bild zum Brautspruch „Marthen Fleiß, Marien Glut“ und widmet es ihr in der Originalzeichnung.

Aus seinen Kindheitserinnerungen an das großväterliche Haus zeichnet er mit den nötigen poetischen Freiheiten und Zutaten eine jener Schlachtfestszenen, die er später im ersten Kapitel der Selbstbiographie geschildert hat. — Einige Holzschnitte bringen Loschwitziana. Kindergruppen — idealisierte und naturalistische — musizieren, jubilieren und binden Sträuße auf Loschwitzer Fluren, Wiesen und Abhängen, oder klettern als naschende Spatzen in Obstbäumen herum. — In andern Bildern spuken Reminiszenzen an die alten Freunde Münzkrüger und Peschel, aber nur für Eingeweihte erkennbar durch kleine, charakteristische Merkmale. Selbst eine originell komische, alte Magd des Richterschen Hauses muß auf einem der Holzschnitte am Küchenherd figurieren. — Sich selbst hat der Maler, zwar nicht in eigner Gestalt, aber in eignen Situationen und Stimmungen, wiederholt dargestellt. So schildert das Blatt „Großvaters Leiden und Freuden in der Kinderstube“ Richters eigne Leiden und Freuden in der Kinderstube seiner Tochter Helene, in die er das Originalbild gestiftet hat. Auf der für den Holzschnitt hergerichteten Variante sind die ursprünglichen Porträtähnlichkeiten absichtlich verwischt worden. — Daß der vereinsamte, in die Vergangenheit zurücksinnende Alte im „Dämmerstündchen“ mit seinen

Gedanken auf dem Loschwitzer Kirchhof weilt, ist durch die im Wasserglas neben ihm stehende Rose angedeutet. „So dir geschenkt ein Knösplein was, so tu' es in ein Wasserglas, doch wisse: blüht morgen dir ein Röslein auf, es welkt wohl schon die Nacht darauf; und hat dir Gott ein Lieb beschert, und hälst du sie recht innig wert, die deine, es wird wohl wenig Zeit um sein, da läßt sie dich so gar allein."

Die zuletzt entstandene Komposition zu dem Werke „Fürs Haus" ist das Herbstbild „Heimweh". Richter hat es 1861 unter dem schmerzlichen Eindruck des Sterbens seiner lieben Schwiegertochter Agnes geschaffen. Schon vor dem Trauerfall war er gerade in diesem Jahre beständig von tiefer Schwermut bedrückt, wie an anderer Stelle näher erzählt werden soll. Immer wieder trat auf dem Lebenswege ein ernstes memento mori an ihn heran und erweckte aufs neue das alte, seiner Natur angeborene Heimweh. Gleich dem Alten auf seiner Heimwehzeichnung überkam ihn Wandernsmüdigkeit, und niedersinkend unter dem Bilde des Gekreuzigten stieg aus den Tiefen der eignen Seele das Seufzen so vieler Mühseligen und Beladenen:

„Ich wollt', daß ich daheime wär'
Und aller Welt nicht diente mehr.
Ich hab' doch hie mein Bleiben nicht,
Ob's morgen oder heut' geschicht.
Daheim ist Leben ohne Tod
Und ganze Freude ohne Not."

Die Komposition dieses Herbstbildes hat er später in verschiedenen Varianten wiederholt. Eine derselben, ein großes, in Wasserfarben ausgeführtes Blatt, gehört zu seinen poesievollsten und stimmungsreichsten Schöpfungen. Da wo der Holzschnitt den Kirchhof zeigt, sieht man auf der Aquarelle eine weite, von den letzten Sonnenstrahlen melancholisch beleuchtete Herbstlandschaft. Am falben Abendhimmel schwebt eine Zugvögelschar über den See dem fernen Süden

zu. Im Vorgrund ist der Alte mit seinem Kinde müde am Fuße des hohen Kruzifixes zusammengesunken. Richter hat in diesem Bilde die Stimmung des ihm besonders lieben Stillingschen Spruches wiederzugeben versucht: „Selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“

Einen Nachtrag zum Hausbuch bildet das 1864 ursprünglich in gleichem Format erschienene Heft „Neuer Strauß fürs Haus“. In diesem hat er auch seine Radierung „Christnacht“ in einer etwas veränderten Holzschnittübersetzung aufgenommen. Als Schlußblatt des Heftes, und somit des ganzen Werkes, gibt er ein Bild zum letzten Vers des bekannten Abendliedes von Claudius. Wiederholt schon hatte er dieses sein Lieblingslied illustriert, unter anderen auch in der Christenfreude. Stellen daraus zitierte er gelegentlich gern in der mündlichen oder schriftlichen Unterhaltung mit Vertrauten. So schreibt er 1854 seinem Freunde Thäter: „Hat es einmal Kontroversen gegeben, so ist das Finale allemal aus des guten alten Claudius Lied: ‚Wir armen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel!‘ — und das ist gewißlich wahr.

Und dann singe ich noch im Geiste, weil ich sonst nicht bei Stimme bin, wie du weißt: ‚Gott, laß dein Heil uns schauen — auf nichts Vergänglich's bauen — nicht Eitelkeit uns freun — laß uns einfältig werden — und vor dir hier auf Erden — wie Kinder fromm und fröhlich sein.‘ Dazu wirst du, alter Lieber, auch dein Amen sagen.“

Die angeführten Strophen, von denen er an einer anderen Stelle sagt: „Jede Zeile eine Perle!“ enthielten für Richters Denk- und Empfindungsweise die Quintessenz aller praktischen, christlichen Lebensweisheit. Diese durch Bilder zu verkündigen und gleich dem Wandsbecker Boten, welchem er sich im Vorwort zum Hausbuch als Kollege an die Seite gestellt hat, ins christliche deutsche Haus zu tragen, das galt ihm als das höchste Endziel seiner Kunst. Das Bild

zum Abendlied zeigt den Maler bei sinkender Sonne auf einem Hügel der Loschwitz-Pillnitzer Hochebene gelagert, vor sich hinschauend in den stillen Abendfrieden der Natur und auf die fröhlichen, Sträuße pflückenden Kinder in der blumigen Wiese. Eine Gruppe singender Engelchen über dem Bilde gibt der milden, ernsten Stimmung der Abendlandschaft einen kindlich religiösen Grundton. Als eine, namentlich auf dem Felde des Romantischen gehaltene Nachlese zum Hausbuch könnte man vielleicht auch Richters letztes größeres Bilderheft, das 1869 erschienene „Gesammeltes" bezeichnen. Dagegen bilden die schon vorher erschienenen Werke „Sonntag" und „Unser tägliches Brot" in sich abgeschlossene Bilderfolgen, in denen ein bestimmter Grundgedanke einheitlich durchgeführt wird. Zur Behandlung des Sonntags fühlte er sich zunächst angeregt durch eine lebendige Rückerinnerung an die sieben radierten Sonntagsbilder seines verstorbenen Jugendfreundes Berthold, deren im 24. Kapitel (S. 309) der Selbstbiographie gedacht ist. Richters Zyklus schildert den Verlauf eines nach alter deutscher Sitte christlich gefeierten Sonntags, vom gemeinsamen Morgengebet am Familientisch „Laß mich frühe hören deine Gnade", bis zum „Gute Nacht" in der von Engeln behüteten Kinderstube. In der Bilderfolge „Unser tägliches Brot" deutet schon der zum Titelmotto erwählte Spruch aus Goethes Faust: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!" darauf hin, daß der Künstler sich die Aufgabe gestellt hat, in Vorgängen, die sich an Entstehung des täglichen Brotes knüpfen, einen parabolischen Zusammenhang mit jenem unsichtbaren Reich, von woher der innere Mensch seine Nahrung empfängt, nachzuweisen und in aufsteigender Linie zu veranschaulichen. Engelsgestalten müssen auch hier wieder dem Maler symbolische Dienste tun als Sinnbilder für den Verband zwischen Irdischem und Himmlischem. Herniederschwebend tränken sie die aufsprießende Kornsaat

mit Morgentau, „denn der Segen kommt von oben." Als himmlische Mächte trösten sie den sein Brot mit Tränen Essenden, und auf dem im Geiste der altdeutschen Maler gedachten Schlußblatte singen und geigen sie ein fröhliches Gloria zu Füßen der im Waldesgrün thronenden Madonna mit dem Christuskinde, dem Brot Gottes, das vom Himmel kommt."

Richters letzte Holzschnittsammlung — um dieselbe gleich hier zu erwähnen — das 1874 erschienene Heft „Bilder und Vignetten" bringt nur eine Zusammenstellung schon früher entstandener, mehr oder minder flüchtiger Skizzen und Entwürfe, die — weil seine Augen für solche Arbeiten damals nicht mehr zureichten — von fremder Hand ausgeführt und auf die Holzplatten gezeichnet wurden. Dadurch hat die Mehrzahl der Bilder in der xylographischen Wiedergabe etwas Fremdartiges und Steifes bekommen.

Als Nachwirkung der langjährigen und von 1850 bis 1856 ganz übermäßigen geistigen Anstrengung stellte sich 1859 bei Richter ein schweres Nervenleiden ein, dazu gesellte sich eine gefährliche, mit Blindheit drohende Augenkrankheit, von den Ärzten die Spinne genannt. Den ersten Grund dazu hatte die Überanstrengung der Sehkraft bei Radierung der Christnachtplatte gelegt. All dies Kreuz wurde noch erschwert durch unverschuldete Kränkungen bitterster Art, die er gerade damals zu ertragen hatte. Auf Anordnung des Augenarztes reiste er im Frühjahr 1860 mit seiner Tochter nach Bad Kreuth zum Gebrauch einer Kräuterkur; sie brachte ihm zwar keine vollkommene Heilung, aber doch eine sehr wesentliche Besserung seines Zustandes. Im benachbarten Tegernsee wohnten damals die ihm befreundete Familie Amsler und Professor H. Riehl mit den Seinigen als Sommergäste. Dort und später in Kreuth traf Richter wiederholt mit dem durch seine Werke ihm bekannten und lieb gewordenen Schriftsteller zusammen und verlebte mit

dem gelehrten Meister kulturhistorischer Beobachtungs- und Wanderkunst erquickliche Wanderstunden in anregendem geistigen Austausch. In einem Aufsatz über Richter in der Monatsschrift „Deutsche Jugend“ erzählt Riehl von diesen Begegnungen: „Zwanzig Jahre hatte ich mich bereits an seinen Bildern erfreut, bevor es mir gelang, ihn zu sehen und zu sprechen. Aber ich lernte ihn kennen bei heiterem Landleben an den sonnigen Ufern des Tegernsees und in den Waldesschatten von Bad Kreuth. So war doch auch diese kurze Begegnung wieder harmonisch und poetisch. Der schlichte, gemütvolle Mann erschien mir genau so, wie ich ihn mir nach seinen Bildern gedacht hatte, — was bekanntlich bei gefeierten Künstlern und Schriftstellern nicht immer der Fall zu sein pflegt.“

Nach beendeter Kur führte ihn ein Begegnen mit dem alten Dresdener Kollegen Professor Vogel von Vogelstein zum Oberammergauer Passionsspiel. Den Eindruck skizziert das Tagebuch: „Vorstellung höchst rührend und erbaulich. Die Schutzgeistermusik erinnert an Haydn, — lieblich — rührend. Manches erinnert an altdeutsche Bilder von Eyk und Memmlink, steif und geschmacklos, zugleich durch schlichte, naive Innerlichkeit gar sehr ergreifend. Den Ortsvorsteher Schauer (Christus) gezeichnet; ein wunderbar schöner Mann, ähnlich dem Titian-Christus auf dem Zinsgroschen. Das Töchterchen läßt sich von ihm segnen. Ruhe, ja Würde, bei großer Schlichtheit. Der kleine Junge von Hett (Petrus), etwa 4—5 Jahre alt, machte den Petrus und Judas trefflich nach; es wurde uns die Macht der Tradition begreiflich.“

In München hatte er gleich im Bahnhof ein Zusammentreffen mit Schwind und ließ sich überreden, ihn nach seiner Villa am Starnberger See zu begleiten. Von der originellen Persönlichkeit des humoristischen Romantikers gibt das Tagebuch eine flüchtige, aber charakteristische Skizze: „Schwind höchst liebenswürdig, schleppte einen Korb mit

Birnen und Würsten, um sie zu den Seinen zu bringen. Freut sich innig über alles an der Landstraße. Wald. Schöner Abendhimmel. Glühendes Licht über Berge und Buchenwälder. Wallfahrtskirchlein zur heiligen Eiche mitten im Walde. ,Sixt, schau, ist das nit herrlich!' Eifert gegen das gedanken- und geistlose Arbeiten. ,Wann einer an ein schön's Bäumle sein Lieb und Freud hat, so zeichnet er all sein Lieb und Freud mit, und's schaut ganz anders aus, als wenn ein Esel schön abschmiert.' ,Ach, es gehört ein gar feiner, ein gar keuscher, guter Sinn dazu, um das Geheimnis aller Schönheit und aller Wunder der Natur aufzuschließen.' Wir fahren über den See bei einbrechender Nacht. Er jauchzert und jodelt den Seinen zu. Fernes Jodeln aus dem Walde als Antwort. Wie die Anna und die Nichte den Papa umarmen und umjubeln! Wie er freundlich zur etwas ernsten Hausfrau tut! Abendessen in dem köstlich kleinen Holzstübchen, mit Zinntellern und Krügen ausstaffiert.

Ich stehe auf, gehe in den Garten und betrachte seine am Geländer des Altans gemalten Fabeln. Trinke an dem kleinen Quell unten am Abhang. Hinter dem Hause Fichtenwald. Alles schlief noch. Die Morgensonne leuchtet an den fernen Alpen, der See ist ruhig.

Endlich erscheint Frau v. Schwind; sie spaziert mit mir in dem Garten umher. Schwinds rotes, lustiges Gesicht erscheint am geöffneten Fenster seiner Schlafstube; er hat ,himmlisch gschlafen'. Er war die Woche über abgehetzt am Bilde und von den vielen Besuchen der Fremden.

Großes Behagen. Frühstück. Zinnerne Becher für den Kaffee. Brot und frische Butter. Wir gehen hinauf. Er spielt aus Zauberflöte den Chor der Knaben. ,Hör aber mal, wie schön, wie feierlich das ist!' Dann den Anfang einer Messe von Beethoven. ,Gott erhalte Franz den Kaiser', wieder Mozart usw., singt zuweilen dazu oder

imitiert die Waldhornstimme. Er spielt mir das Thema aus einer Symphonie Beethovens vor, wozu er die Bilderkomposition gemacht hatte. Erklärt mir am Kupferstich die Einteilung derselben. Unten der Eingangssatz, dann Andante, Scherzo, Allegro (Finale). Spricht viel von einer Komposition zur Zauberflöte. ‚Die Melusine‘ (wie er sie auf den Schüsselrand gezeichnet), ‚Graf Gleichen‘, ‚Die Wiederkehr‘, ‚vierzig Reisebilder in leichten Ölskizzen‘; er will sie dann zusammen ausstellen als poetische Einfälle, lyrische Stücke, damit man doch sehe, was dran sei und daß er Gedanken habe.

Wir gehen nach dem Bahnhof. Ich miete einen Wagen. Schwind fährt mit bis zum nächsten Dorf. ‚Sieh, das war gescheut, daß du dies Wägle gemietet hast, da können dir zwanzig Taler nit so lieb sein. Nur nit im Stellwagen fahren; denn Zuchthaus und Stellwagen sind die Ort, wo man sich die Gesellschaft nit wählen kann. Schau, man muß nit zu sehr sparen, man muß sich etwas zugute tun können; was man da bei fröhlichem Gefühl einsammelt, das weiß man oft nicht, aber wir behalten Stimmung und Schwung, sonst altert man vor der Zeit.‘ ‚J. sagt, er habe im Schweiße seines Angesichts gearbeitet; aber was ist der Nutzen davon? Daß man auch vor seinen Sachen schwitzt. Beim Raffael, beim Mozart denkt man nicht an Schweiß des Angesichts. Die Kunst soll uns heiter und frei machen, und dazu gehört, daß wir selber frei und heiter und gehoben sind.‘ ‚Was hat der H. für herrliche Gedanken in seiner deutschen Geschichte, aber, lieber Gott, wie hat er sie bei Not und Erdäpfel herausgeplagt! Und sieht man den Gestalten nicht die traurigen Erdäpfel an?‘ Wir sahen am Bahnhof einen Zug ankommen. ‚Schau, jetzt kommen die hübschen Madeln. Die Leut rennen nach den Alpen und der schönen Natur, und die Menschen sind halt doch das Schönste; aber am allerschönsten sind doch die schönen Madeln.‘

Wir fahren im raschen Wäglein höchst vergnügt und in herrlichsten Gesprächen durch die schöne Gegend; Schwind in liebenswürdigster Stimmung und Rede bis B. Da wird gehalten; wir gehen in den Garten, sitzen unter den Linden und leeren ein Fläschchen Pfälzer. Dann herzlichsten Abschied, und rasch flog mein Wäglein weiter. Ich sah noch lange den behäbigen Schwind und auch den Wirt auf der Straße stehen und nachwinken.

Schwind sagte: ‚Die Grundsätze der Kunst sind sehr einfach, wie alle Wahrheit einfach ist.‘

‚1. Ich muß einen Gegenstand gefunden haben, der mir etwas Schönes offenbart und damit mein Herz erfreut. 2. Der Gegenstand muß ein Moment sein, nicht beweglich, muß sich in einem Moment aussprechen.‘

Schwind ließ (den Dichter) Otto Ludwig sehr grüßen; er hatte den größten Respekt vor seinen Dichtungen.

Über das geistige und leibliche Gesamtresultat dieser Reise schreibt Richter an Freund Thäter: „Die Reise war mir wie ein Seelenbad; sie hatte soviel angeflogenen Stadtschmutz rein weggespült, doch ist dafür gesorgt, daß sich ein ansehnlicher Ruß wieder ansetzen kann. Die Parteireibungen an der Akademie sind in gutem Zuge, und bin ich dabei auch nicht direkt beteiligt, wasche ich auch nicht selbst mit, so sitze ich doch mit im Waschhause, und die Luft ist da eben keine frische Waldluft! — . . . . . Seit acht Tagen habe ich angefangen, wieder zu arbeiten. Ich muß das mit großer Vorsicht treiben und darf nur zwei bis drei Stunden arbeiten; doch scheint es besser zu gehen, als ich anfangs erwarten durfte.“

Aber die erlangte Kräftigung hielt nicht lange vor, Nervosität stellte sich bald wieder ein und mit ihr eine quälende Schwermut, die seit dem Tode seiner Frau von Zeit zu Zeit in immer verstärkterem Maße zurückkehrte. Sie trieb ihn im Sommer 1861 von seiner Loschwitzer

Bergeshöhe ins Weite. Auf einsamen Fußwanderungen durch Schwaben und im Engadin hoffte er Erquickung und Befreiung zu finden; aber fast während der ganzen Reise blieb er unter dem Banne der trüben, freudlosen Stimmung, sie klingt aus allen Tagebuchaufzeichnungen:

Mittwoch den 31. Juli

„Nach sieben Uhr zu Fuß nach dem Hohenstaufen. Prächtiger Waldweg. Immer noch war ich ohne Lust und Freude, es fehlte eine befreundete Seele. Doch brach sich oft ein Vogelstimmchen, wie ein Sonnenstrahl im Waldesdunkel, eine Bahn ins Herz. Es war mir, als sei eine zähe Haut übers Herz gewachsen, und als müßte ich ganz anders empfinden, wenn das kranke Fell erst herunter wäre. All unser Kulturleben ist ein solches mannigfaches Hautüberziehen, und wir kennen oft unseren eigentlichen Kern selbst nicht. Eine Reise soll eigentlich eine Entpuppung zuwege bringen, die kranken und fremden Hüllen und Häute sollen fallen, und der Kern sich wieder zeigen.

Welcher Entpuppung könnten wir beim Sterben entgegen gehen? Könnten wir nicht mit einem Male viel anders empfinden und denken und einen ganz andern Standpunkt gewinnen?“

Sonnabend, den 3. August

„Nach dem Uracher Wasserfall. Ganz einsamer Waldweg, trüber Himmel. Schöne Buchen und Felswand am Fall. ‚Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch droben?‘ Den oberen Waldweg zurück. Recht trübe Stimmung, ohne innere Freude, zerrissen, öde. Unendlich gedrückt und in inneren Kämpfen, ohne Kraft und Freudigkeit zur Entscheidung. Ein Schriftsteller sagt: ‚Das Leben erscheint uns in der Jugend eine offene Allee, im Alter ist es uns ein Käfig und der Weg zum Grabe.‘ So empfand ich's auch. Nachts seltsamer Traum von meiner Auguste. Ich wachte sehr aufgeregt auf und mußte mich erst wieder

in die Wirklichkeit zu finden suchen. Da kam mir plötzlich in den Sinn: Ist etwa heut der Todestag Augustens? Ja, es wird ja der 4. August, und indem schlug das Glöcklein auf der alten Amanduskirche ein Uhr."

Sonntag, den 4. August

„Der Traum hat mich sonderbar bewegt, und ich kann den Eindruck nicht vergessen. Ich hatte vorher gar nicht an den Todestag gedacht. Ich ging zur Kirche. Gute Predigt. ‚Es ist nicht willkürliches Belieben des Heilands, ob er uns erhören oder annehmen will oder nicht. Nein, es ist eine göttliche Notwendigkeit seines Wesens, Liebe und Erbarmen zu erweisen, uns zu suchen, uns entgegen zu kommen!' O, welcher Trost ist das!

Nach der Kirche auf einer Waldhöhe über der Stadt. Im Schatten der Buchen das grüne Tal überschaut. So still und lieblich. Auch in meinem Innern schien der Bann gebrochen; der hoffnungslose Kampf gestern, der Traum, endlich die Predigt hatten die harte Rinde gebrochen. Da bliesen die Zinkenisten vom alten Stadtkirchturm: ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf Ihn alle Zeit, den wird Er wunderbar erhalten, in aller Not und Traurigkeit.' Da lösten sich die Bande, und von demütigem Dank floß die so lang gequälte Seele über; ich empfand Frieden, und die blanken Tränen liefen mir aus den Augen. Gott sei Dank!"

Alte Burgen, donnernde Wasser, schroffe Wände und schauerliche Abstürze am Wege von Serviezel nach Nauders rufen ihm eine Zeichnung und Aquarelle ins Gedächtnis, die Freund Oehme auf seiner Wanderung nach Italien voll Begeisterung in damaliger scharfer und bestimmter Weise gemacht hatte. Wehmütige Erinnerungen an die entschwundene Zeit einer begeisterten Jugendperiode verfolgen ihn fortan auf der Reise. Wandernsmüde zieht es ihn heimwärts. „Das Wandern, um Neues zu sehen, hat, wie es scheint,

für mich an Interesse verloren; überhaupt fühle ich mich innerlich sehr verändert. Am liebsten wäre ich in Loschwitz in aller Ruhe und Stille, bei mäßiger, gewohnter Arbeit und im Umgang mit Freunden und Verwandten."

In Loschwitz hatte er seine Tochter Elisabeth im Hause und die Mehrzahl der Seinigen in nächster Nachbarschaft; das gab ihm auch auf dem Lande geselliges Familienleben, dessen er zum geistigen Ausruhen bedurfte. Außer den Seinigen waren es zwei Männer, mit denen er während seines Loschwitzer Sommeraufenthalts am liebsten und häufigsten verkehrte. Beiden war er freundschaftlich zugetan, und da sie, wie alles, was er wirklich liebte und schätzte, in sein inneres Leben verwoben sind, so wird eine etwas nähere Schilderung dieser Richterschen Freunde und Loschwitzgefährten hier am Platze sein.

Der älteste derselben war der Münzgraveur Reinhardt Krüger (Bruder des durch seine Stiche rühmlich bekannten Professors Anton Krüger). Der Münzgraveur — wie er kurzweg von jedermann genannt wurde — gehörte zu jenen jetzt ausgestorbenen Originalen aus Dresdens alter Zeit, die Richter gern Hoffmann-Callotsche Figuren nannte. Schon die äußere Erscheinung des kleinen, freundlichen Mannes hatte etwas altertümlich Originelles. Er war auch ein Freund alles Altertümlichen und besaß selbst eine kleine Sammlung künstlerischer Altertümer, von der ein Witzbold einmal zu ihm sagte: „Sie lieben bloß solche Kunstwerke, in denen Würmer sind, weil Sie denken, da ist doch Leben in der Kunst." Alle, die Krüger kannten, liebten und schätzten ihn um seines gutmütigen und treuherzigen Wesens und seines vortrefflichen Charakters willen. In der Stille wohltätig und hilfreich, wo und wie er konnte, war der unverheiratete Mann für sich selbst von asketischer Bedürfnislosigkeit und führte die frugalste Junggesellenwirtschaft. Jetzt im Alter pensioniert, lebte er den größeren

Teil des Jahres auf seinem kleinen Besitztum in Loschwitz, stand auf freundlichstem Fuße mit alt und jung und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Weinberg und Obstgarten. Das auf der Höhe am Walde gelegene Anwesen hatte etwas vom Stile einer Schwindschen oder Richterschen Märchenzeichnung. An der vom Walde umschlossenen Seite des kleinen, mit wunderlichen Urväterhausrat vollgestopften Häuschens befand sich ein echt italienischer Pozzo, ein tiefer Ziehbrunnen, dessen frisches, klares Wasser an heißen Sommertagen zu den besten Erquickungen gehörte, die der liebe Alte vom Berge seinen Besuchern vorzusetzen pflegte. Auf der längs der Hauswand angebrachten, von Hollunderbüschen beschatteten Bank ruhte er nach getaner Arbeit. Sein in der Nachbarschaft wohnender Freund Richter stellte sich häufig gegen Abend zu einem Plauderstündchen bei ihm ein. Dann setzten sich die beiden Alten nebeneinander, rauchten ihre Zigarre und erquickten sich an der stillen Berg- und Waldeinsamkeit, zu welcher Münzgraveurs „originelle und weise Einfalt, oder einfältige Weisheit", wie Richter es nannte, im besten Einklange stand. Manchmal verstiegen sich die beiden auch in ein Kunstgespräch. Krüger besaß Kunstbildung, war wiederholt in Italien gewesen und wurde stets warm, ja begeistert, so oft er darauf zu sprechen kam. Aber auch seine Kunstansichten hatten etwas altertümlichen Beigeschmack. Absonderlich liebte er Musik, aber nur die ganz alte urklassische; von der neuern wollte er nicht viel wissen. Doch hatte Wagners damals epochemachender „Tannhäuser" seines mittelalterlichen Stoffes wegen einige Gnade vor seinen Augen gefunden; daß aber der Held im zweiten Akt nach Rom pilgert und im dritten Akt schon wieder zurück ist, tadelte er als ganz unglaubwürdig. Er hielt fest am veralteten dramaturgischen Dogma von der Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung. Zu Münzgraveurs Eigen-

heiten gehörte es, daß er alle Gespräche über Religion und Politik fast ängstlich vermied. — Hatte er sich ja einmal zu einer bescheidenen Meinungsäußerung über Staatsangelegenheiten hinreißen lassen, so suchte er sie sofort durch den begütigenden Nachsatz „indessen“ wieder zurückzunehmen oder wenigstens einzuschränken. Eine milde Indessenphilosophie, die allem scharf Bestimmten oder gar schroff Herausfordernden die Spitze abbricht, gehörte zum Grundcharakter des Frieden und Stille über alles liebenden Mannes. Ein sogenanntes Aufeinanderplatzen der Geister in frischen, freien Diskussionen liebte er nicht in seiner Nähe; er nannte das Zanken und bemühte sich, dem Gespräch eine harmlosere Wendung zu geben. Nur ein einziges Mal hatte Richter aus dem Munde Krügers eine Äußerung gehört, die ans Religiöse zu streifen schien. In einer sternenklaren Sommernacht stiegen beide Freunde miteinander vom Dorfe nach ihren Waldhäuschen hinauf. Auf halber Höhe, am sogenannten Steinweg, blieb der Münzgraveur plötzlich stehen, drückte Richter herzlich die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Ach, lieber Professor, wenn man so zum Sternhimmel 'nauf guckt, da möchte man doch gleich niederfallen und anbeten.“ Dann wischte er sich mit dem Schnupftuch, das er beim Gehen in der Hand zu tragen pflegte, verstohlen die Augen und blieb stumm bis zum Gutenacht-Gruß beim Auseinandergehen. Wie Richter den gediegenen Kern des trefflichen Mannes zu schätzen wußte, und wie er den treu bewährten Freund in Herz und Phantasie geschlossen, davon zeugen Tagebuchstellen und manche Einzelfiguren in Holzschnittbildern, bei deren Komposition dem Maler die Gestalt des Alten vom Berge vorgeschwebt hat. 1870 feierte Richter seinen Freund Krüger auch durch ein besonderes Blatt und schrieb ins Tagebuch: „Unser liebes, altes Original, der Münz-Krüger, wollte sich trotz aller Bitten seiner Freunde und Loschwitzer, wie British Hotel-

Tischgenossen nicht photographieren lassen; so machte ich mir den Spaß und zeichnete ihn aus der Erinnerung, in seiner einsamen Klause geigend, während außen die Vöglein horchen. Heinrich ließ das Blatt photographieren, und ich schenkte es den Stammtischgenossen, was nun große Freude anrichtete.“ Das Blatt, eine getuschte Federzeichnung, trägt die Überschrift: „Die Einsiedler von Loschwitz“, weil in dem oberen Felde des Bildchens Richter sich selbst mit dargestellt hat, ruhend im Garten und in Gesellschaft seines alten Freundes. Als Unterschrift des Blattes hat er ein paar Verse aus Luthers „Loblied auf Frau Musika“ gewählt.

„Für allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb' mit meinem Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein
Mit ihrem lieblichen Gesang;
Sie müssen's haben immer Dank.
Vielmehr der liebe Herregott,
Der sie also geschaffen hat.“

Der andere liebe Freund und Loschwitzgefährte Richters war der Dichter Moritz Heydrich. Er bewohnte mit den Seinigen ein eignes Häuschen am Fuße des Loschwitzberges, das als Eingangsüberschrift sein selbstgereimtes Lieblingsmotto trug: „Immer heiter, Gott hilft weiter.“ Heydrich hatte sich nach beendigten Universitätsstudien der dramatischen Dichtkunst zugewandt, war mit Ludwig Tieck in persönliche Verbindung gekommen und behielt von diesem Verkehr mit dem Altmeister der romantischen Dichterschule lebenslang eine Vorliebe für die romantische Kunstrichtung. Seinem dramatischen Erstlingswerk, dem Trauerspiel „Tiberius Gracchus“ folgten im Laufe der Jahre verschiedene andere Dramen, von denen sich aber nur das Lustspiel „Prinz Lieschen“ eine Zeitlang auf der Bühne erhalten hat.

Jetzt lebte er privatisierend in stiller Zurückgezogenheit in Loschwitz und widmete seine Muße dramaturgischen und literarhistorischen Studien. Heydrich war eine überaus gutherzige, frische Natur, mit warmem Interesse für alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst und begeistert für alles Gute und Schöne. Ja, häufig ging seine Begeisterung infolge eines ihn viel plagenden Nervenleidens in nervöse Aufregung über. — Nach langen Irrfahrten durch das Labyrinth oder, wie er es nannte, durch das Fegefeuer der Philosophie, hatte er sich zu einer christlichen Glaubensüberzeugung durchgerungen, und auf diesem Boden begegneten er und Richter sich in herzlicher Übereinstimmung ihrer praktischen Grundsätze und idealen Hoffnungen. Heydrich schloß sich in aufrichtiger Liebe an Richter an, und dieser schätzte in dem jüngeren Freunde die Redlichkeit der Gesinnung und die Warmherzigkeit seiner Empfindung. Das ernste Streben und die innige Herzenswärme des Dichters spricht sich in vielen seiner unter dem Titel „Sonnenschein auf dunklem Pfade" gedruckten Lieder aus. Eins derselben sei hier mitgeteilt, weil es zeigt, wie Heydrichs Auffassung des Dichterberufs in völligem Einklang stand mit Richters Ansichten über die Mission der Kunst.

Hausandacht.

Die Kirche steht in meinem Hause,
Und ich bin selbst der Priester drin;
Die stille, kleine Arbeitsklause
Sei nie entweiht von niedrem Sinn.

Die Welt zu läutern, sie zu klären
In mir und andren, das allein
Kann heil'ge Glut im Herzen nähren,
Nur das kann unsern Geist befrein.

Im stillen Schaffen, unverdrossen,
Nicht Sonntags bloß, nein, Tag für Tag,
Ersteht im Herzen, lichtumflossen,
Der Himmel, den die Welt nicht mag;

Daß er im wilden Weltgetriebe
Erwache jedem in der Brust —
Das ist der Drang, das ist die Liebe,
Das ist des Dichterlebens Lust.

Richter lernte durch Heydrich auch dessen Freund Otto Ludwig kennen, den in Dresden lebenden genialen Dichter des Erbförsters, der Makkabäer und der Thüringer Naturen. Er wohnte ziemlich in der Nachbarschaft von Richters Stadtquartier auf der damals sehr stillen äußeren Rampeschen Gasse (jetzt Pillnitzer Straße genannt). Dort begegnete der Maler zuweilen dem mit seiner geliebten Stiefelpfeife lustwandelnden und sich sonnenden Poeten, wurde von ihm „gestellt“ und durch ein Gespräch binnen wenig Minuten in die Tiefen ästhetischer oder kunstphilosophischer Probleme hinabgetaucht. Wer Ludwigs Shakespearestudien kennt — ein Buch, das Universelleres gibt, als der bescheidene Titel verheißt — der weiß auch, welch überreiche Gedankenwelt unter der antikschönen Denkerstirn des Dichterphilosophen lebte. An Richters Werken hatte Ludwig viel Freude, weil er in ihnen einem Element begegnete, welchem er selbst auf dichterischem Gebiet nachstrebte, nämlich der Einfalt und Wahrhaftigkeit der Natur. Sein Biograph erzählt: „Noch in letzter Zeit labte sich der Kranke an L. Richters Bildern, die er sehr liebte. ‚Das ist noch einer,‘ so sprach er zu mir an seinem letzten Geburtstage, ‚der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wird's keiner mehr so können. Sieh da — und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfestbild des Meisters — nie ein Strich zuviel, nie einer zuwenig. Das ist die echte Bescheidenheit in der Kunst‘.“

Eine Stelle aus des Dichters Shakespearestudien möge zeigen, wie nahe verwandt sich Ludwigs und Richters Kunstprinzipien waren. „Lieber gar keine Poesie, als eine, die uns die Freude am Leben nimmt, uns für das Leben un-

fruchtbar macht, die uns nicht stählt, sondern verweichlicht fürs Leben. Gerade wo das Leben, brav geführt, arm ist an Interesse, da soll die Poesie mit ihren Bildern es bereichern; sie soll uns nicht, wie eine Fata Morgana, Sehnsucht erregen wo anders hin, sondern soll ihre Rosen um die Pflicht winden, nicht uns aus dem Dürren in ein vorgespiegeltes Paradies locken, sondern das Dürre uns grün machen. Sie soll den Nutzen der Armut und Beschränktheit und die Gefahr des Glückes zeigen."

Heydrich hat sich durch die von ihm verfaßte Lebensskizze Ludwigs, sowie durch die kritisch gesichtete Herausgabe seiner dramatischen Fragmente und der Shakespearestudien nicht nur um den 1865 abgeschiedenen Freund, sondern auch um die deutsche Nationalliteratur ein bleibendes Verdienst erworben.

Wenn Richter in Loschwitz wohnte, stieg Heydrich gewöhnlich nachmittags zu ihm hinauf, um dem Freude entweder eine interessante literarische Neuigkeit vorzulesen, oder ihn zu einem Spaziergang abzuholen. Am liebsten wurden die einsamen Wald- und Feldwege nach dem Dorfe Rochwitz gewählt. Die friedliche Stimmung dieser Hochebenenlandschaft mit dem schönen Ausblick nach den sächsischen und böhmischen Bergen hatte für Richters Gemüt etwas besonders Wohltuendes; er hat sie in manchen seiner Holzschnittbilder und Aquarellen ausklingen lassen. Auf diesen stillen Wanderungen kam den Freunden manche gute Stunde, wo ihnen Herz und Mund aufging über Zustände und Fragen des inneren Lebens, die man in der gewöhnlichen geselligen Unterhaltung nicht zu berühren pflegt. Solche Stunden taten Richter wohl; denn er fühlte sich in seinen tieferen Bedürfnissen nur von wenigen verstanden und deshalb oft vereinsamt. Heydrich hat der Erinnerung an die traulich ernsten Waldgespräche mit Richter in einem Gedicht Ausdruck gegeben, das sich in seiner schon erwähnten

Sammlung „Sonnenschein auf dunklem Pfade“ findet. Es trägt die Überschrift „An L. R.“ und lautet:

Nur der fördert uns im Leben,
Der mehr gibt, als wir ihm geben,
Der uns zeigt auf allen Wegen
Treuen Strebens Sieg und Segen.

Gott hat mir solch Glück beschieden,
In dem Labyrinth hienieden,
Solchen Wundermann zu finden,
Treulich ihm mich zu verbünden.

Liebend kam er mir entgegen
Auf des Lebens wirren Wegen;
Wenig bot ich seinem Leben,
Doch er blieb mir treu ergeben.

Auf den trauten Waldeswegen,
In herzinnigen Gesprächen,
Unvergeßlich schöne Stunden,
Wo ich reinstes Glück gefunden!

Gott erhalt' ihn, dessen Leben
Allen Freude hat gegeben!
Seiner würdig einst zu werden,
Wär' mein höchster Wunsch auf Erden.

Stellen in Richters Tagebuch zeigen, wie treulich er sich mit dem innern und äußern Lebensgang des von Krankheit oft schwer heimgesuchten Freundes bis zuletzt beschäftigt hat.

Ein Auftrag des Erbprinzen von Meiningen, für seine Villa in Liebenstein Entwürfe zu Freskobildern zu komponieren, führte Richter 1862 nach diesem freundlichen Thüringer Badeort. „Der Aufenthalt in Liebenstein beim Prinzen war mir überaus angenehm und interessant, und die edle, liebenswürdige und natürliche Weise dieses Herrn und seiner schönen jungen Frau haben mich begeistert, obwohl es für mich — da ich bequem und scheu zugleich bin — immerhin einige Anstrengung mit sich brachte.“ Sein Vorschlag, die Frontseite der Villa durch vier Figurengruppen, darstellend die Jahreszeiten, die übrigen Wände aber durch Szenen

aus dem Landleben zu schmücken, wurde angenommen und die Ausführung der Wandgemälde nach seinen Entwürfen dem Historienmaler Spieß in München übertragen. Die vier Gruppen Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind später nach Richters photographierten Originalzeichnungen in Holzschnitt ausgeführt und in das Heft „Bilder und Vignetten" aufgenommen worden. — Auf derselben Reise besuchte er auch Frankfurt am Main. „Ich lernte viel interessante Persönlichkeiten in Frankfurt kennen, und alle waren so gar gefällig und gut, und ich bekam vieles zu sehen von Kunstsachen, was mir besonders lieb und anregend wurde. Im Städelschen Museum, eine der wohlgeordnetsten und gewählten Sammlungen, betrachtete ich diesmal besonders die Zeichnung zum Jüngsten Gericht von Cornelius. Strenger Federkontur und leicht im Aquarell. (Die Konture genau so, wie die Umrisse zu seinem Dante mit dem Döllingerschen Text dazu, auch dieselbe Größe der Figuren oder etwas kleiner.) Dann die Kartons von Steinle. Auch diese besah ich mir in bezug zu meinen Arbeiten für Liebenstein." — „Ich suchte meinen alten römischen Freund Thomas auf, den ich sehr gebrechlich und hinfällig fand. Er ist freilich zehn Jahre älter als ich. Jetzt war er, nach überstandenen schweren Krankheitszeiten, ruhig, heiter und unendlich erfreut, mich noch einmal zu haben. Zum letztenmal, wie er glaubte." Die Ahnung des Freundes ging in Erfüllung, denn schon im Anfang des Jahres 1863 wurde er aus dem Leben abgerufen.

Im Sommer desselben Jahres verlor Richter durch den Tod auch seine liebe verheiratete Tochter Aimée Gaber und bald darauf seine alte gute Mutter. Aufs neue mußte er erleben und innerlich durchkämpfen, was er nach dem Sterben seiner Frau geschrieben hatte: „Wie ist doch Kreuz so bitter! und es kostet tägliches Mühen, es täglich neu aufnehmen und gehorsam und in Geduld es dem nachtragen, der das Seine

uns vorgetragen. Das Lossein vom Kreuze ist nicht in unserer Macht, soviel Wege wir auch versuchen. Er kann es freilich auch wegnehmen, er allein, wenn er will, und er will es, wenn es uns gut ist. Und doch ist das größte Elend, daß wir allesamt Gott vergessen würden und unser Heil in ihm nur mit sehr halbiertem Herzen suchen, wenn er uns nicht oft in die Kreuzesschule nähme und uns fast das Herz zerbräche, so daß wir ihn dann auch fast nicht mehr verstehen wollen. — Drängen uns die dunklen Tage nicht zu ihm, dem Lichte, wie sollen wir es finden, wenn die Welt ihre Kronleuchter angezündet hat, und das Orchester seine Walzer losläßt."

Während der verhängnisvollen Kriegsereignisse von 1866 war er in Loschwitz mit seinem Werke „Unser täglich Brot" beschäftigt. Am 7. Mai berichtet er darüber an seinen Sohn: „Ich weiß nicht, warum ich, der ich mich sonst um Politisches wenig kümmere, doch jetzt von dem Tumult der Meinungen und Befürchtungen so affiziert werde, daß ich gar keine Ruhe und Lust zur Arbeit finde. Nun, es hat alles seine Zeit, Arbeiten und Ruhen, und das Pensum meiner Aufgabe wird doch immer weniger. Wer weiß, ob unser Opus ‚vom täglichen Brot' nicht auch zur rechten Zeit kommt, weil die Leute, wenn das Brot in schmäleren Bissen zugeschnitten wird, am ersten geneigt sind, nach dem Brot aufzusehen, das vom Himmel kommt und in dem wir das ewige Leben haben. Ich wünschte, ich könnte den ganzen Zyklus jetzt erst anfangen zu komponieren, ich würde noch andere Gesichtspunkte für Auffassung der Motive gefunden haben." In diesen Zeiten politischer Aufregung und peinlicher Spannung berührte ihn ein humoristischer Brief seines Freundes M. v. Schwind wie ein frischer Lufthauch bei drückender Gewitterschwüle. Der heitere Wiener wußte die tragischen Zeitereignisse mit größerem Gleichmut aufzufassen und hatte sich durch die Kriegswirren in seinen Fresko-

arbeiten für das neue Opernhaus seiner Vaterstadt nicht stören lassen. „Diesen Sommer“, so schreibt er unter anderem, „habe ich die Hälfte der Loggia resp. Zauberflöte fertig. Wären die Preußen in Wien eingerückt, so hätten sie mich auf meinem Gerüst malend gefunden, in der Zuversicht, daß sie doch nicht zum Vergnügen ein paar arme Maler herabschießen würden wie die Spatzen. Ich kann in meinem Alter wegen Geschichten, die mich am Ende nichts angehen, nicht ein Jahr versäumen.“ — Außer dem Zyklus „Tägliches Brot“ hatte Richter in demselben Jahre auch einige Illustrationen für Leipziger Buchhändler gezeichnet, und dabei die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, daß seine Phantasie noch genügende Erregbarkeit und Erfindungskraft besaß; aber „wären nur die Augen besser,“ klagt er, „da liegt der Hemmschuh!“ Dieser Hemmschuh, die zunehmende Augenschwäche, nötigte ihn, der liebgewordenen Holzschnitttätigkeit immer mehr zu entsagen. Besonders betrübte es ihn, zwei Lieblingspläne aufgeben zu müssen, die er seit Jahren mit sich herumgetragen, und deren Ausführung ihm als würdigster Abschluß seines Kunstschaffens vorgeschwebt hatte, nämlich die Herausgabe eines kleinen, ganz volkstümlich illustrierten Neuen Testamentes und einer Bilderreihe zu deutschen Dichtern: Goethe, Stilling, Tieck, Jean Paul, Brentano, G. Freytag, J. Gotthelf, F. Reuter, Scheffel usw. Mehr wie früher wandte er sich jetzt größeren, die Augen weniger anstrengenden Arbeiten zu und führte nicht allein neue Bildermotive, sondern auch manche seiner früheren Holzschnittkompositionen in freier Umbildung und vergrößertem Maßstabe als Aquarellen und Sepiazeichnungen aus. Gerade in dieser Zeit war eine lebendige, sehnsüchtige Rückerinnerung an die ideale Schönheit italienischer Natur in ihm wach gerufen worden durch den Briefwechsel mit einigen seiner früheren Atelierschüler, die jetzt ihre Studien in Italien fortsetzten, und durch öfteren Verkehr mit Freund

Schnorr, bei dem er seine schon in Rom entstandenen italienischen Landschaften und die Zeichnungen zu den homerischen Hymnen wiedergesehen hatte. Beide Freunde fühlten sich jetzt im Alter als Genossen einer gemeinsam durchlebten, begeisterungsvollen Jugendperiode, deren Anschauungen und Ziele in grellem Gegensatz standen zu den naturalistischen Kunstbestrebungen der Gegenwart, innig zueinander hingezogen. „Schnorr ist jetzt ganz besonders herzlich zu mir," berichtet das Tagebuch, „ich fühle, daß die Erinnerung an unsere frühere schöne römische Zeit jedesmal in ihm wieder aufsteigt; er nennt es die schönste Zeit seines Lebens." Unter diesen Eindrücken schuf Richter mit Benutzung seiner überaus reichen, in den Jahren 1823—25 entstandenen Sammlung von Naturstudien aus Italien (die 1867 von dem Kunstsammler E. Cichorius angekauft wurde) eine Anzahl italienischer Landschaften mit Staffage und führte sie teils in Aquarell, teils mit der Feder und in Sepia aus. Einige derselben ließ er später photographieren, z. B. die Blätter „Bei Civitella", „An der Via Appia", „Brunnen bei Ariccia", „Im Sabinergebirge" usw. Durch diese Arbeiten hatte sich sein Verlangen, ein Stück von Italien wiederzusehen und künstlerisch auf sich wirken zu lassen, noch gesteigert.

„O könnte ich nur am Gardasee den Saum und obersten Rand italienischer Natur noch einmal günstig, d. h. künstlerisch erfassen. Ich hoffe, Schönheit der Linien dort zu finden, die man bei uns so selten trifft, oder sehr vernebelt! Von der übrigen Reise verspreche ich mir künstlerisch nicht zuviel, denn ich mag keinen unnützen Versuch mehr machen, den Eindruck gewaltiger Bergmassen auf ein armseliges Quartblatt Papier zu bannen. Der Künstler muß ja vielmehr das Kleine groß sehen können, im Unbedeutenden Bedeutendes enthüllen, als umgekehrt.

Unsere deutsche Natur nötigt und verführt zugleich nur gar zu leicht, ins Kleine zu gehen und im schönen Detail

sich zu verlieren. Im Süden, scheint mir, wirkt die Totalität, und im Landschaftsbilde hängt die Macht des Eindrucks von dieser ab, ja in ihr liegt der poetische Nerv."

Dieser Sehnsucht nach dem Süden folgend, unternahm er im Sommer 1869 mit seiner Tochter Elisabeth und seiner Nichte Ella Liebig eine Reise durch die Schweiz, nach den oberitalienischen Seen, Mailand und Venedig, besuchte auf der Heimfahrt noch die Münchner Kunstausstellung und erfrischte sich nach allen Reise- und Kunststrapazen durch den Verkehr mit seinen Freunden Thäter und Schwind.

„Die Eindrücke all des Gesehenen in München waren so überreich, daß bei dem sehr kurzen Aufenthalt und der Flüchtigkeit des Sehens nur allgemeine Eindrücke hängen geblieben sind. Am meisten hat mich doch Schwinds Melusine entzückt, und die dreißig kleinen Bilder von ihm bei Baron Schack. Dann die Kopien von Lenbach in derselben Galerie. Böklin: ‚Der junge Hirt klagt sein Liebesleid.' Steinle: ‚Adam und Eva schuldbewußt unter dem Baume.'

In der Ausstellung interessierten mich nur die Bilder von Knaus, und Steinles ‚Christus geht bei Nacht mit den Jüngern' und sein herrlicher Karton in Farbe: ‚Schneeweißchen und Rosenrot'. Ähnliches möcht' ich machen! Sonst machte die Ausstellung den Eindruck einer babylonischen Sprachverwirrung. Alle möglichen und unmöglichen Stilarten sind gesucht und erfunden. Schwind sagte: ‚Du hast nun die Ausstellungen in Mailand, Venedig und hier in München gesehen, sag', hast du ein Bild gesehen, in dem man Jugend sah?' — Leider nicht eines!

Die Natur muß mit großem Ernst, mit Treue und Liebe, ja mit Andacht betrachtet werden; so erst wird sie künstlerisch begeistern und jugendlich frische Werke hervorbringen."

Bald nach der Rückkehr von der Reise waren seine letzten Holzschnittarbeiten unter dem Titel „Gesammeltes" erschienen.

„Das neue Heft Gesammeltes", schreibt er am 12. Dezember 1869, „scheint doch überall gut aufgenommen zu werden. Außer dem Brief Prellers habe ich noch eine recht freundliche Zuschrift aus Nürnberg anonym erhalten, ‚ein Klausner' unterzeichnet. Ich habe gar keinen Erfolg erwartet; denn mir gefiel zuletzt das ganze Heft nicht recht, und gern hätte ich auf andere Weise meine Holzschnittarbeit abgeschlossen. Oder sollte es doch noch möglich werden, innerhalb mehrerer Jahre etwas derart zustande zu bringen? Ich möchte eigentlich etwas bringen, in dem ein ernsterer Ton angeschlagen wäre; künstlerische Fingerzeige und Hinweisungen nach oben und nach innen." Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung; der Abschluß seines Schaffens war gekommen. Augenschwäche und Abnahme der leiblichen Kräfte hatten einen Grad erreicht, daß seine künstlerische Tätigkeit — wie er sich selbst ausdrückt — beinahe auf Null reduziert wurde und wenige Jahre später ganz aufhörte. Da er seine Ideen nicht mehr mit dem Bleistift aussprechen konnte und sich fremd und vereinsamt fühlte inmitten der ihm unverständlichen, unsympathischen Richtung der neuesten Kunst, so flüchtete er sich mit seinem Denken und Sinnen in die Vergangenheit, nahm seine Jugendtagebücher vor und begann, angeregt durch die Bitten der ihm Nächststehenden, seine Lebensgeschichte zu schreiben. Gerade in dieser Zeit erschienen Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes". Dieses Buch des lieben, 1867 verstorbenen Freundes, mit dem er bis zuletzt ab und zu Briefe gewechselt, frischte durch die malerisch humoristischen Schilderungen des alten Dresdens, seiner Zustände und Bewohner, Richters eigene Jugenderinnerungen wieder auf und gab zugleich Fingerzeige für Form und Behandlungsweise der angefangenen, unter solchen Anregungen ihm lieb werdenden schriftstellerischen Arbeit. Ein Brief vom 15. August 1870 an Thäter gibt in das innere und äußere, an seinem letzten Abschnitt angekommene Leben Richters

den besten Einblick; deshalb mögen einige Stellen daraus hier Platz finden.

„. . . Wie gern wäre ich einmal bei Dir! Die wenigen gestörten Stunden des vorigen Jahres in München stehen mir mit ihrem Ausstellungstumult wie ein Schreckgespenst vor der Seele; und aus all diesem Menschen- und Bildwirrwarr habe ich nur Dein treues Freundesgesicht als tröstliche und beruhigende Erinnerung noch vor mir. Ich war damals recht unwohl und habe mich den ganzen Winter in einem recht elenden Zustande befunden, von welchem mich erst der Aufenthalt in Loschwitz, bei größerer Ruhe, und der Aufenthalt in frischer Luft befreit hat. Die so plötzlich hereingebrochenen gewaltigen Ereignisse, so folgenschwer für die Geschicke Deutschlands, die Schlag auf Schlag kommenden Siegesnachrichten, die spannende Erwartung auf die bevorstehende Entscheidungsschlacht, alles dies förderte zwar meinen Zustand nicht, hob aber hoch hinweg über das kleine persönliche Interesse; denn es ist ja die gewaltige Hand Gottes, die wir in diesen politischen wie kirchlichen Ereignissen deutlich, wie selten, erkennen müssen, hier am Rhein, Paris und Rom! . . . Der alte, gute Peschel ist Feuer und Flamme für die Sache des Vaterlandes und wird fast wieder jung darüber; das Arbeiten will aber gar nicht mehr gehen, die Erregung ist zu groß! Doch hat Peschel im Laufe des Winters mehrere Kartons zu Glasfenstern für einen Engländer ausgeführt, mit großer Sorgfalt und gewissenhaften Studien, denen man nicht im geringsten eine Abnahme der Kräfte ansieht. Im Gegenteil erscheinen sie mir jugendfrischer als manche Sachen aus seinen jüngeren Jahren.

Dann und wann kommt er nach Loschwitz, denn Kretzschmars wohnen ja auch hier. Wenn ich einen kleinen Bergrücken im Nachbarberge hinabsteige, komme ich zu Kretzschmars, und gehe ich von da wieder um die Ecke eines Hügels, so bin ich bei Heinrich und Julien. So kommen wir denn

gewöhnlich abends auf Kretzschmars Weinbergsterrasse zusammen, wo wir — Lieschen, die Frauen und Kinder inbegriffen — eine ganz hübsche Gesellschaft bilden. Die Gespräche drehen sich freilich immer um den Krieg, und man bringe dies oder jenes andere aufs Tapet, es währt nicht lange, so ist man wieder im Kapitel des Krieges und der Politik. Unsere Kunstausstellung, die diesmal recht glänzend begonnen hatte, wird sehr schwach besucht, und Käufer melden sich gar nicht, wodurch den Künstlern viel Not erwächst.

Unsereins fühlt sich jetzt als Künstler unter seinen Berufsgenossen wie ein Fremdling, welcher die Sprache der anderen nicht recht versteht und von ihnen nicht verstanden wird. Was man schätzt, liebt, hochhält, daran geht die jüngere Generation kalt und unberührt vorüber; was sie hochpreist und entzückt bewundert, erregt unsere Teilnahme wenig, ja kommt einem oft widerwärtig und verwerflich vor. So ging es mir und Peschel z. B. mit dem berühmten oder berüchtigten Bilde von Makart, zu welchem zwar das Publikum heranströmte (jedoch mehr infolge der Reklame) und dann, in seinen Erwartungen getäuscht, kühl wieder abzog. Destomehr war ich erfreut, als ich von den Erfolgen hörte und las, welche Schwinds Melusine in München und Wien bei den Künstlern sowohl, wie im großen Publikum gewann; mir ein Zeichen, daß hier wieder einmal das Rechte getroffen, die richtigen Saiten angeschlagen waren, von deren Tönen alle berührt wurden. Ich freue mich überaus, das Meisterwerk hier zu sehen, obwohl es erst im Februar ausgestellt werden soll. Gott gebe, daß wir bis dahin Friede haben. . . . Ich komme mir jetzt vor wie ein Schauspieler, der, von der Bühne heruntergestiegen, in den Reihen des Publikums sitzt und sich nun von anderen Kollegen was vorspielen läßt, denn meine künstlerische Tätigkeit reduziert sich beinahe auf Null — teils, weil meine Augen so schlecht geworden, auch die Hand sehr unsicher ist, hauptsächlich

aber, weil die Phantasie sehr lange ausruht, ehe sie wieder einmal — nicht zum Auffliegen — nein, nur zum Aufstehen kommt. Die nervösen Zufälle im vorigen Jahr haben mich nun in der Tat alt gemacht; das fühle ich, und schon lange gehe ich mit dem Gedanken um, mich pensionieren zu lassen und ganz vom Kunstschauplatz zurückzuziehen; wenigstens von den akademischen Tätigkeiten, die mir keine Freude machen, und in welchen ich vermöge meiner Kränklichkeit nicht mehr belebend wirksam sein kann. Es muß junges Blut an die Stelle der Alten."

Es war der letzte Brief, den er an den Freund richten konnte, denn am 14. November desselben Jahres erlag Thäter einer tödlichen Krankheit. Wenige Monate später starb auch Schwind.

„Am 8. Februar (1871) nachmittags 5 Uhr ist der liebe Freund, der große Meister Schwind, den ich verehrte, fast wie keinen anderen, gestorben. Sein letztes, tief ergreifendes, mit Mozartischer Schönheit erfülltes Werk: ‚Die schöne Melusine', läßt den unersetzlichen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Die Melusine ist das wehmütige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht alles auf äußeren Glanz und Schein, mit wenig oder keinem idealen Gehalt. Wo der Glaube an die höchsten Dinge schwindet, wo unser heiliger Christenglaube nicht die Grundlage bildet, nicht die Zentralsonne ist, entsproßt kein lebenquellender Frühling mehr, entstehen nur künstlich glänzende Treibhausfrüchte einzelner Talente.

Das ist meine feste Überzeugung! Und darüber ließe sich gar viel sagen und schreiben; aber wer versteht es, und wer nimmt es auf?"

Als Vorboten des nahe bevorstehenden Heimganges hatten sich auch bei Schnorr Altersbeschwerden eingestellt. Seine ältesten Kollegen Peschel und Richter besuchten ihn zuweilen gemeinschaftlich, und das Gespräch der Freunde

lenkte sich gern auf Rom und auf die früheren und jetzigen Kunstbestrebungen. Richter erzählt von einem solchen Besuche:

„Schnorr malte an einem Bilde: ‚Das himmlische Jerusalem‘; er las uns das Lied von Meyfarth vor: ‚Jerusalem, du hochgebaute Stadt‘, wobei ihn gewisse Stellen so bewegten, daß seine Stimme zitterte. Das Bild nimmt er als seinen Schwanengesang. Wird's wohl auch werden. Der Gedanke ist sehr schön. Für die Ausführung reichen die Kräfte nicht mehr aus.

Schnorrs Stimmung war sehr mild, ja weich. Es hat etwas tief Rührendes, eine solche Künstlergröße im letzten Abendsonnenstrahl zu sehen; denn wenn er auch noch eine Reihe von Jahren verleben sollte, so fühlt und sieht man, daß seine Kraft sehr gebrochen ist. Die Größe seines Talents bleibt unbestritten; aber daß er ein edler, reiner, höchst gewissenhafter und frommer Mann ist, das ist wohl das Erfreulichste und Schönste.“

Schon 1872 wurde der edle Meister durch den Tod heimwärts geführt und durch seinen Verlust Richters künstlerischer Freundeskreis noch mehr gelichtet. In Dresden bestand derselbe jetzt nur noch aus den akademischen Kollegen Peschel, Ehrhardt und Hübner. Mit seinen übrigen Kollegen lebte Richter in gutem Einvernehmen, stand auf freundlichem, friedlichem Fuße mit allen Kunstgenossen, besuchte aber, wenige Ausnahmsfälle abgerechnet, weder ihre Feste, noch ihren Verein, dem er nominell als Mitglied angehörte. Beschauliche Zurückgezogenheit und Stille waren ihm Bedürfnis geworden.

„Ein stilles, friedliches Daheim, ein kleines, freundliches Asyl, mit einem Blick ins Weite, in das kleinste Stück Natur, ist alles, was ich noch wünsche. Verkehr mit der Natur, mit der Kunst und mit Gott ist mir das Beste, Liebste und Höchste. Alles so äußerliche, bloß kluge, anspruchsvolle und dem Schein huldigende Treiben, wie es

jetzt in den großen Städten vorherrscht, ist mir im Innersten zuwider."

„Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein;
Freue dich in Gott allein!"

Diesen in Loschwitz 1871 ins Tagebuch geschriebenen Reimspruch des Einsiedlers von Loschwitz, wie Richter sich auf einer Zeichnung nennt, hat man auf den ihm dort 1884 errichteten Denkstein setzen lassen. Auch in der Stadt zur Winterszeit führte er ein stilles, zurückgezogenes Leben, ging allen Gesellschaften möglichst aus dem Wege und besuchte außer den Seinigen nur von Zeit zu Zeit ein paar befreundete Familien, am liebsten das ihm besonders trauliche Haus des Komponisten Professor E. Leonhardt, mit dem ihn gemeinschaftliche Beziehungen zu den Münchner Freunden Amsler, Schwind usw. zuerst zusammengeführt hatten. Die Abendstunden von 7—8 Uhr verbrachte er gewöhnlich im British Hotel unter einem aus Beamten, Künstlern und Gelehrten bestehenden Stammtischkreise, dem auch die Freunde Peschel, Ehrhardt und Krüger angehörten. Trotz seines fast schüchternen Sichzurückziehens kam er in Verkehr mit vielen ihm Entgegenkommenden und machte, besonders auf seinen Sommerreisen, die Bekanntschaft zahlreicher, zum Teil interessanter, ja berühmter Persönlichkeiten, mitunter auch solcher, von denen er einmal aus Gastein schreibt: „Manchmal bekomme ich ein kleines Schütteln vor den vielen berühmten Leuten, und die unberühmten sind mir oft lieber."

Überaus einfach war Richters Häuslichkeit und anspruchslos seine Lebensweise, obwohl er sich jetzt in einer besseren Lage befand, als zur Zeit seiner produktionsreichsten, angestrengtesten Tätigkeit; denn gerade in dieser Periode war er — wie er in einem für seine Kinder hinterlassenen Schriftstück ausführlich erzählt — bei eingeschränktem Leben arm geblieben, hatte neidlos zugesehen, wie andere die



L. Richter, Schöne Aussicht.



L. Richter, Der Dorfgeiger.

Früchte seines Fleißes ernteten, und trotz dieser selbstlosen Bescheidenheit Verdächtigungen und rohe Kränkungen erlitten. Stiegen ihm mit der Rückerinnerung an das in der Heimat ertragene Schwere zuweilen trübe, bittere Stimmungen auf, so suchte er sich durch seine christliche Lebensauffassung darüber zu erheben. In einer solchen Stimmung schrieb er 1872 in Dresden: „Ich habe hier lange, lange Zeit viel Essig im Herzen gehabt, und bin ihn auch noch nicht ganz los; doch wird man allmählich milder und geduldiger, und wo wir das wahrhaft Gute und Vollkommene zu suchen haben, das wissen wir durch Gottes Barmherzigkeit. Ach, und das auch nur zu wissen, und auf dies Ziel festen Fußes in aller Einfalt losgehen zu können, ist wahrhaftig schon ein seliges Geschenk von Oben, und wir sollten alle Tage dafür danken und loben, und uns weiter führen lassen an der treuesten Hand. Wenn ich jünger wäre, würde ich wohl lieber in Süddeutschland leben, weil Land und Leute mich da besonders anheimeln. Aber würden sich nicht auch dort allmählich Schattenseiten herauskehren, und ich manches Gute vermissen, was ich hier besitze? — Es wird am Ende überall auf unsern Sinn ankommen, wie wir die Dinge fassen und aufnehmen, und Menschen sind überall — menschlich, und die Dinge eitel, aber ‚Gottes Reich' soll uns bleiben, und das fängt an in unseren Herzen und breitet sich aus in alle Räume und Zeiten."

Auf einer 1872 unternommenen Reise nach Württemberg besuchte Richter den Pfarrer Blumhardt in Bad Boll und fühlte sich von der Persönlichkeit und dem milden, irenischen Geiste dieses Mannes überaus wohltuend berührt. „Blumhardts bedeutende Wirkung auf alle, in denen etwas seiner Art Sympathisches ist, liegt nicht sowohl in einer Lehre, in einem System oder Dogma, sondern in der Macht seiner ganzen Persönlichkeit. Der Glaube an Christum ist in ihm eine Kraft Gottes geworden, welche ausstrahlend

eine Wirkung zur Beseligung ausübt. Sein ‚glauben' ist kein dogmatisches Fabrikat, sondern ist zu seiner eigensten Natur geworden in all seinem Denken, Trachten, Sehnen, Wünschen, Reden und Tun. Die Liebe ist seine Religion. Er schließt niemand aus, hat das weiteste Herz; nach Konfessionen fragt er nicht."

Da sich auch Richter zu dieser über konfessionelle und theoretische Streitigkeiten erhabenen Religion praktischer Gottes- und Menschenliebe bekannte, so verstanden sich beide Männer und gewannen einander lieb. Mit den Seinigen besuchte Richter wiederholt das ihm heimisch gewordene Bad Boll und kam später auch mit Blumhardts Sohn und Nachfolger, den er in einem Briefe den selbstlosesten Mann nennt, der ihm je vorgekommen, in Freundschaft.

Der 28. September 1873 — Richters 70. Geburtstag — brachte ihm eine besondere Überraschung. Schon 1858 hatte der König von Bayern, Maximilian II., ihn durch Verleihung des Michaelordens ausgezeichnet. Vom König Ludwig II. empfing er jetzt folgendes Glückwunschschreiben:

Herr Professor Ludwig Richter!

„Am 28. September dieses Jahres kehrt der Tag zum siebenzigsten Male wieder, an welchem Sie das Licht der Welt erblickten. Er wird als froher Festtag erscheinen, und Tausende, die sich immer wieder an Ihren sinnigen Illustrationen zu den Werken der Dichter und an Ihren tiefgefühlten Schilderungen des deutschen Lebens erfreuen, werden an demselben mit herzlicher Zuneigung Ihrer gedenken. Auch Ich sende Ihnen zu dieser Feier Meine wärmsten Glück- und Segenswünsche und hoffe noch manches Werk von Ihrer Künstlerhand begrüßen zu können. Mit huldvoller Gesinnung

Schloß Berg, den 24. September 1873.

Ihr
geneigter Ludwig."

Richters altes, mit anhaltender Schlaflosigkeit verbundenes Nervenleiden, gegen das sich auch der wiederholte Gebrauch des Wildbades Gastein nur vorübergehend wirksam erwiesen hatte, drängte ihn endlich zur Ausführung seines langjährigen Vorhabens, das akademische Lehramt niederzulegen. 1876 wurde ihm die erbetene Versetzung in den Ruhestand gewährt, und zwar durch besondere Huld seines Landesherrn, der ihm solche schon früher durch Ordensverleihungen und Gehaltserhöhung bezeigt hatte, mit Belassung des vollen Gehaltes als Pension in Berücksichtigung seiner langjährigen Dienstzeit. Am 11. Oktober desselben Jahres konnte er auch mit dankbarem Herzen ins Tagebuch notieren: „Von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser wurde ich freudig überrascht durch einen Ehrengehalt von 3000 Mark jährlich, und schon für dieses Jahr zu erheben.“ Zu Richters Nachfolger an der Akademie wurde sein ehemaliger Schüler Paul Mohn ernannt, der eine Enkelin des Lehrers geheiratet und diesen schon vor seiner Pensionierung eine Zeitlang im Amt vertreten hatte. 1883 gab Mohn die Stellung wieder auf und siedelte nach Berlin über. Es ist vielleicht hier der passende Ort, mit Richters eigenen Worten einiges über den Geist zu sagen, in welchem er als akademischer Lehrer auf seine Schüler zu wirken gesucht hat. Das Grundprinzip, von dem er bei allem die Kunst Betreffenden ausging, hat er unter der Überschrift „Meine Aesthetica in nuce“ ausgesprochen. „Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimat bezeichnen. In die erstere senkt sie ihre Wurzeln, nach der anderen erhebt sie sich und gipfelt in derselben. In diesem Geiste und in der ihm entsprechenden Form wird die Kunst stets lebendig sein.“

Über Kunstunterricht sagt er: „Kunstunterricht läuft doch meist auf ein mechanisches Einschulen allein hinaus. Das könnte ich mir aber ganz anders denken. Er soll zugleich und hauptsächlich den Kunstsinn wecken, Erkenntnis und

Urteil veranlassen, und womöglich eine Geschmacksbildung herbeiführen, die den ganzen Menschen hebt und erweitert, wodurch er in seinem ganzen sittlichen Dasein gefördert wird.

Mir ist's recht klar in bezug auf den Zeichenunterricht. Wie nichtsnutzig und leer wird der meistens betrieben! Die Dilettanten (und oft auch Kunstjünger) lernen höchstens eine kleine, alberne Kopie machen, ein Bildchen schmieren, und haben auch keine Ahnung vom Wesen der Kunst, von ihrem Zweck, Wert, Reichtum und ihrer Geschichte, wissen nichts von ihren edlen, geistigen, göttlichen Beziehungen; deshalb so wenig Nutzen für eine edlere Ausbildung des Lebens. Wie anders verfahre ich mit meinen Schülern, und ich habe doch die Freude, zu sehen, wie manch gutes Samenkorn in dieser Beziehung aufgegangen ist, daß dadurch ihr ganzes sittliches und geistiges Dasein gehoben, erweitert worden ist; und dies auch bei minder Begabten. Die Frucht kommt oft viel später zur Entwicklung, als während des Unterrichts selber, oder man spürt die ansetzenden Keime und Knospen nicht. Wenn ich nicht ein so passendes Feld in den Holzschnittzeichnungen gefunden hätte, würde ich mir im Unterrichtgeben eine Erwerbsquelle haben öffnen müssen, und dann ist's mir ganz klar, wie ich da mit Dilettanten verfahren sein würde, und ich bin sicher, ich würde mir nach und nach auch da einen Ruf erworben haben."

Von den im Laufe der Jahre aus Richters Atelier hervorgegangenen Schülern gibt J. F. Hoff in seinem Werke „A. L. Richter, Maler und Radierer", ein vollständiges Namensverzeichnis. Dieses wiederholt schon zitierte, ein systematisch geordnetes Verzeichnis aller durch den Druck veröffentlichten Richterschen Werke enthaltende Buch, die Frucht vieljährigen unermüdlichen Sammlerfleißes, erschien 1877 und wurde vom Verfasser, einem Freund und ehemaligen Schüler Richters, diesem gewidmet; es gehörte zu

seinen letzten Künstlerfreuden. Die durch Hoffs Katalog ihm gewährte Rückschau auf seine dem Gedächtnis zum Teil entschwundenen 3336 reproduzierten großen und kleinen Bilder (einschließlich Vignetten und Initialen), die er außer seinen zahlreichen Handzeichnungen, Aquarellen und Ölbildern geschaffen, hatte jetzt im Alter, wo Auge und Hand müde geworden und der schöpferische Quell versiegt war, etwas halb Wehmütiges, halb Erfreuendes, und konnte ihn wohl in die Stimmung jenes Rückertschen Liedes versetzen, dessen auch A. Oppermann in seiner Schrift über Richters Werke mit Bezug auf sie gedacht:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war."

Immer einsamer wurde sein Weg; 1879 nahm ihm der Tod auch die alten, treuen Freunde Peschel und Krüger. Erst wenige Monate vorher war das mahnende memento mori ihm, wenn auch unter minder ernster Gestalt, entgegengetreten; denn im Dezember 1878 hatte ein harter, mit einem ominösen Kuriosum verketteter Unfall ihm recht nachdrücklich das eigene Sterben vor die Augen gestellt. Während er sich eines Sonntags zum Besuch der katholischen Kirche anschickte, streifte sein Blick über das soeben angekommene, auf dem Arbeitstisch liegende Zeitungsblatt, und fiel zufällig gleich auf eine Miszelle, worin erzählt war, in Tirol habe eines jener an Unglücksstätten errichteten sogenannten Bildstöckle den Tod des buntfarbig konterfeiten, vom Wagen gefallenen Fuhrknechts durch die Unterschrift verkündigt: „Der Weg zur Ewigkeit ist gar nicht weit, um neune fuhr er fort, um zehne war er dort." Lachend über den dichterischen Volkshumor in Todesangelegenheiten ging er aus und wurde eine Stunde später halb bewußtlos, mit gebrochenem Arme in einer Droschke zurückgebracht. Bei Glatteis war er vor der Kirchentür ausgeglitten, auf den Arm und mit dem Schlaf ganz dicht an eine scharfe Stufenkante

gefallen. Hätte er die Kante getroffen, so wäre sein Weg zur Ewigkeit vom Fortgehen bis zum Dortsein noch kürzer gewesen als der des Fuhrknechts. Oft gedachte er später dieses tragikomischen Zusammentreffens mit dankbarem Herzen für die gnädige Bewahrung.

Je mehr sich sein Augenlicht für die Außenwelt trübte und je unzugänglicher ihm dadurch auch die geliebte Kunst wurde, desto ausschließlicher wendete sich sein geistiger Blick der Betrachtung jener ewigen Dinge zu, welche den Inhalt der christlichen Religion bilden; in ihnen suchte und fand er Trost und Ersatz für den Abschied von seiner Kunst. Wie schwer ihm dieser Abschied wurde, geht aus mancher Aufzeichnung hervor; in einer derselben heißt es: „Ich denke jetzt manchmal, wie es mit mir stünde, wenn ich, wie so mancher meiner Kollegen, mein Glück und geistiges Fortleben ganz allein in der Kunst und ihrer Übung gesucht und gefunden hätte und dieses mir nun plötzlich entzogen wäre; wie muß da der Mensch förmlich zerbrochen sein! Ich habe jetzt an einem berühmten und tüchtigen Künstler eine merkwürdige Erfahrung in dieser Art gemacht.“ In ein Heft mit der Überschrift „Nachträge“ (zur Selbstbiographie) hat er in dieser Zeit folgendes, seiner eigenen Gemütsverfassung Ausdruck gebendes, parabolisches Gedicht von Johannes Falk geschrieben:

Wie ein Vöglein, das zerschlagen
Weint im stillen Ozean:
Komm, zur Heimat mich zu tragen,
Liebe! Dir gehör' ich an.

Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm entweicht,
Weil ich an die Heimat glaube,
Hab' ich sie auch schon erreicht.

Hab' ich deinen Wink verstanden,
Ist mein Hafen auch nicht weit;
Unten seh' ich Schiffe stranden,
Mich empfängt die Ewigkeit.

Daß Richter in den letzten Lebensjahren sich mehr an die katholische Kirche anschloß und Sonntags nicht, wie früher, einer protestantischen Predigt, sondern der Messe in der katholischen Hofkirche beiwohnte, gab in den ihm näher stehenden Kreisen Anlaß zu der Vermutung, es habe sich — vielleicht unter äußerer Beeinflussung — in seinen religiösen Anschauungen eine wesentliche Wandlung vollzogen. Diese Meinung ist nicht zutreffend. Der von kirchlichem Dogmatismus ganz unabhängige praktische Kern seines Christentums ist allzeit unverändert geblieben, nur die Formen, Ausdrucksweisen und Bedürfnisse seines religiösen Lebens haben im Laufe der Jahre unter äußeren und inneren Einflüssen Wandlungen durchgemacht. Der christliche Glaube war ihm zuerst unter den römischen Jugendfreunden in den damaligen pietistischen Formen nahe getreten und zum langersehnten eigenen Besitz geworden. Die religiöse Innigkeit dieser pietistischen Richtung behielt er lebenslang, aber von ihrem einseitigen Subjektivismus wurde er nach und nach frei, namentlich durch den ihm immer mehr zum künstlerischen Bedürfnis werdenden Verkehr mit Goethes Schriften, von denen er einen nach jeweiligem Bedürfnis ausgewählten Band selbst auf Reisen mitzuführen pflegte. „Der große, offene, gesunde Blick eines so kerngesunden Geistes“ wirkte auf den Landschaftsmaler nach dessen eigener Ausdrucksweise „wie erfrischende Seeluft, wie Alpenglühen oder Sternenhimmel“. Später gewann auch Jeremias Gotthelf einen befreienden Einfluß auf ihn und gehörte zu seinen Lieblingsschriftstellern. Er schreibt einmal: „Außer dem Evangelium, das göttliche Gesundheit nach allen Seiten ausatmet, lese ich jetzt nur Goethe und den Jeremias Gotthelf. Allerdings eine wunderliche Zusammenstellung, aber mir ist wohl, wenn ich in Ruhestunden dabei bin.“ Seine künstlerische, durch Goethe genährte Freude an organisch einheitlichen Gebilden der Natur und des Geisteslebens übertrug sich auch auf

das religiöse Gebiet und blieb nicht ohne Einfluß auf die im Alter stärker hervortretende Sympathie für den einheitlichen Organismus der katholischen Kirche. Um diese Sympathie ganz zu verstehen, muß in Betracht gezogen werden, daß Richter nicht nur zu den tief religiösen, sondern auch zu jenen intuitiv beanlagten, poetischen Naturen gehörte, denen die übersinnliche Welt mehr durch ein inneres Schauen als auf dem Wege begriffsmäßiger Erkenntnis nahe kommt, und von welchen der Dichterausspruch gilt: „Aller Glauben wird durch ein Schauen erst lebendig.“ Auch ihm steigerte sich zuweilen dieses innere Schauen fast bis zu visionären Zuständen, in welchen ihm durch die sinnliche Erscheinung der Dinge ein Organ aufgeschlossen wurde für Wahrnehmung ihres innern geistigen Wesens. Im ersten Kapitel der Selbstbiographie hat er erzählt, wie er schon als Kind durch das Hineinschauen in die Glut eines Rosenkelches in ein fernes Paradies gezaubert wurde, wo alles so rein, so schön und selig war. — Eines ihm gleichfalls durch Blumenanblick erweckten geistigen Schauens gedenkt er in folgender Tagebuchstelle: „1869. Loschwitz, den 5. Juli. Heute früh hatte ich beim Betrachten einer gelben schönen Johannisblume einen ganz eigentümlichen Eindruck, der gar nicht zu beschreiben ist; so muß es in Visionen sein. Wie ein lichter Blick in das Wesen, in den Geist der Blume; ihre Schönheit als Ausstrahlung einer höheren Welt geistiger Leiblichkeit empfunden. Lichter, gehobener, seliger Zustand. Wie ich's mir in Worte übertragen wollte, verlor sich das schöne Gesicht.“

Aus dieser intuitiven Beanlagung seiner Künstlerseele erwuchs in den Jahren, wo er nicht mehr schöpferisch tätig sein konnte, die Hinwendung zu der von ihm allerdings ganz ideal aufgefaßten katholischen Kirche. In ihren an Symbolen reichen und durch Alter und Tradition ehrwürdigen Gottesdiensten fand er Befriedigung für sein künstlerisches

Gemütsbedürfnis, durch symbolische Abbilder gleichsam in geistigen Rapport geführt zu werden mit den ewigen Urbildern. Über dieses Thema sprach er sich oft und mit Vorliebe gegen mich aus und entwickelte seine Ansichten ungefähr in folgender Weise: „Die Messe der katholischen Kirche gibt mir für meine speziellen Bedürfnisse etwas anderes und Höheres als eine Predigt. Diese bindet mich immer an die subjektiven Gedankengänge eines Menschen. Wenn ich aber in der Messe mich im stillen Gebet innerlich an der Feier des höchsten christlichen Mysteriums beteilige, so komme ich in viel unmittelbarere Berührung mit dem Göttlichen, als durch Anhören eines religiösen Vortrages, der den Weg zum Herzen erst durch meinen Verstand nehmen muß. Ich kann Göttliches besser ahnen und fühlen, als denken. Das kirchliche Dogma vom Meßopfer und vom heiligen Abendmahl lasse ich auf sich beruhen. Der Versuch, jenes Mysterium in Begriffe und Lehrsätze zu fassen, ist das Unternehmen, ein göttliches Geheimnis in ein Nichtgeheimnis zu verwandeln."

In der auf historischem Grund erwachsenen festgeschlossenen Einheit der katholischen Kirche sah Richter einen lebendigen Organismus, von dem er sich harmonischer und wohltuender berührt fühlte, als von den subjektivistischen Zersplitterungen innerhalb des Protestantismus. In einer schriftlichen Meditation hierüber sagt er unter anderem: „Die Kirche ist nicht wie ein Baukasten, in welchen alle viereckten Formen hineinpassen und aufbewahrt werden, um sie vor dem Zerstreuen zu schützen, sondern ein großer Baum mit Wurzel, Stamm, Ästen, Zweigen, Blättern, Blumen und Früchten in allen Richtungen und doch von einem Lebensprinzip gezeugt, genährt, erhalten, neuer Gestalten fähig, wachsend unter dem Himmel.

Könnte der Protestantismus nicht dem Urstamm okuliert werden? Der Baum unterliegt freilich auch Krankheiten;

es kann aller Saft so sehr in Holz und Laub gehen, daß er keine Früchte trägt. Der Organismus der katholischen Kirche kann mit Schmarotzergewächsen so überwuchert werden, daß die Lebenskraft in diese geht und keine Blätter und Blüten mehr erzeugen kann. Das ist auch Verweltlichung. Die katholische Kirche kann tyrannisieren, Gewissenszwang üben. Gott aber sitzt im Regimente. Die Strafe der alten Kirche war die Reformation, der Bruch der Christenheit in zwei Hälften. Die Strafe des eigenmächtigen Abtrennens von der Kirche, welche Christus und die Apostel gegründet haben, war die Unmöglichkeit kirchlicher Gestaltung, das Verzetteln in subjektiven Ansichten, die sklavische Abhängigkeit von der weltlichen Macht. Gott straft die Sünden beider, eines durch das andere, und legt zugleich in diese selbstverschuldeten Züchtigungen Segen- und Heilmittel; denn die katholische Kirche belebt sich an der protestantischen in der Lehre, der Protestantismus erhält sich gegen Unglauben und Weltmacht durch die feste Gestalt der katholischen Kirche und Christenheit."

Ob und wieweit die vorstehend mitgeteilten Anschauungen über Katholizismus und Protestantismus richtig oder irrig sind, hat nicht der biographische Berichterstatter zu untersuchen; dieser hält es nur für seine Aufgabe, objektiv getreu darzustellen, wie Richter, der Katholik, in den letzten Lebensjahren über kirchliche Fragen gedacht hat, weil sein künstlerisches Denken und Empfinden in so unzertrennlicher Verbindung und Wechselwirkung mit seinem religiösen Innenleben stand, daß eines ohne das andere nicht richtig verstanden und beurteilt werden kann. Unzweifelhaft geht aus dem Mitgeteilten hervor, daß er Katholik im engherzigen Sinne so wenig gewesen ist, wie Protestant. Bis zu seinem Ende hielt er an den religiösen Überzeugungen fest, die er 1875 in folgender Tagebuchstelle ausgesprochen hat: „Jetzt erkenne ich mehr und mehr, wie Christus allein die lebendige Quelle ist, an welche ich mich zu halten habe; wie das,

was wir Christentum nennen, ein mit Christo verborgenes Leben ist, ein Quellwasser, klar und rein, ohne Geschmack und Farbe, aber erfrischend und stärkend zum ewigen Leben. Kirchen und Konfessionen mit ihren Dogmen und Kulten tragen den Schatz in irdenen Gefäßen, und das reine Quellwasser, welches Er spendet, nimmt den Beigeschmack des Gefäßes an, bald so, bald so. Das ist das Menschliche daran. Es ist nicht zu verachten, denn es ist oft ein Segen darin; aber wer endlich rein aus der Quelle schöpft, wird nicht irren und wird großen Frieden haben."

Noch in dem letzten Jahre vor seinem Tode besuchte er mit den Seinigen das protestantische Bad Boll, um im Verkehr mit dem ihm herzlich befreundeten Pfarrer Blumhardt sich geistig zu erfrischen. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat fiel sein achtzigster Geburtstag. Die Feier desselben ist im Tagebuch ausführlich erzählt. „Der 28. September — mein achtzigster Geburtstag — nahte, und ich lehnte das Festdiner, welches die Kunstgenossen mir geben wollten, ab. Nun traf der 28. September mit der Enthüllung des Niederwalddenkmals (Schillings Germania) zusammen, und das erste Telegramm, welches ich am Morgen dieses Tages erhielt, war vom lieben Meister Schilling, der seinen Ehrentag auf dem Niederwald in Gegenwart des Kaisers beging und an diesem für ihn so wichtigen Morgen meiner gedacht hatte. Das überraschte mich ebensosehr, als es mich rührte. Das nächste Telegramm kam vom Dresdener Oberbürgermeister aus München, wo selbiger sich zurzeit befand. Bald darauf erschien im Auftrage Sr. Majestät des Königs der von mir stets so innig verehrte Minister von Nostitz und überreichte den Komturstern des Albrechtsordens, dem er die Glückwünsche der Akademie und seine eigenen beifügte. Es folgten Deputationen des akademischen Rates, des Stadtrates und der Stadtverordneten, der Kunstgenossenschaft, des Vereins der Akademiker, endlich der Münchner Künstler mit mächtig

großem Lorbeerkranz und Diplom. Ein gleiches kam vom Wiener Gewerbemuseum. Vom Ausstellungskomitee der graphischen Künste in Wien erhielt ich den ersten Preis mit der großen goldenen Medaille. Besonders lieblich war die Begrüßung durch die Deputation der Akademiker und des Vereins Mappe, welche einen Lorbeerkranz und Rosensträußchen von vier kleinen, hübschen Mädchen überreichen ließ, wobei das kleinste derselben einige Verse sprach, und im Hause ein Gesang vom Vereinssängerchor ertönte. Noch muß ich erwähnen, daß der Stadtrat mir die meisterlich und stilvoll gestaltete Chronik von Dresden zum Geschenk verehrte. Die Telegramme, Briefe und Journale, welche zwischen all diesen Ovationen eintrafen, beliefen sich in die Hunderte, und nach ein Uhr, wo der Strom ziemlich vorüber war, fühlte ich mich wirklich sehr erschöpft. Ich fühlte mich noch in den folgenden Tagen durch diese vielen Ehren- und Liebeszeichen freudig gehoben, aber ebensosehr innerlich gebeugt; denn wodurch hatte ich dieses alles verdient? Meine Arbeiten waren doch meine eigne, höchste Lust und Freude gewesen, und das Gute und Lobenswerte daran lag doch gerade in dem, was man nicht bloß lernen oder sich selber geben kann, sondern es war das, was uns geschenkt wird: die Gottesgabe, das Talent.

Meine Jugend war arm, verkümmert, vielfach bedrückt, und meine Lehrzeit war nur Arbeitszeit gewesen; ich lernte nichts oder wenig dabei. Nun kam ich nach Rom, und von allen Seiten wurde mein durstiger, hilfsbedürftiger Geist angeregt; ich war überglücklich, und ein reiches Leben und Streben begann. Mein Ideal lag auf Seite der historischen Landschaft, welche ich auf m e i n e Weise zu entwickeln dachte. In die Heimat zurückgekehrt, erfaßte mich sehr bald wieder die Not des Lebens. Ich hatte glücklich, aber doch vielleicht zu früh geheiratet, wodurch der Weg erschwert wurde. Der Druck, welcher auf mir lag in den sieben Meißner und den

ersten darauf folgenden Dresdner Jahren, war so groß, daß mein Streben, in den Gärten des Parnasses, wo die hohen, edlen Blumen blühen, ein Plätzchen zu erlangen, unerreichbar schien. Da kam der Holzschnitt auf. Der alte Dürer winkte, und ich pflegte nun diesen Zweig. Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten.
Soli Deo Gloria!“

Sein letztes Lebensjahr, 1884, hatte er in leiblichem Wohlsein angetreten, aber im Verlaufe des Winters und Frühlings stellten sich zuweilen Ohnmachtsanwandlungen ein, die ihn jedesmal für längere Zeit matt und kraftlos machten. Im Juni erkrankte er an einer Herzentzündung. Die Krankheit selbst verließ ihn zwar schon nach wenigen Tagen wieder, seine Kräfte aber blieben so erschöpft, daß er tagüber meist auf dem Sofa ruhen mußte. Geistig erhielt er sich ungetrübt und zeigte, wie immer, liebevolles Interesse für seine Umgebung und für alles, was in seinen Bereich kam. Besondere Freude machte es ihm stets, wenn ihm etwas vorgelesen wurde. Da er den Wunsch äußerte, wieder einmal eine gute, christliche Lebensgeschichte zu hören, so brachte ich ihm einen Band von Knapps Christoterpe, daraus las ihm die älteste Tochter seines verstorbenen Freundes Gruner die Biographie Ludwig Hofackers vor, dessen gedruckte Predigten Richter besaß und schätzte. In diesem Lebensbilde wird eine längere geistliche Betrachtung in Ge-

betsform mitgeteilt, welche Hofackers Mutter an der Leiche ihres Gatten für ihre Kinder niedergeschrieben hatte. Von den schlichten Worten dieser kindlich frommen, glaubensstarken Frau fühlte er sich eigentümlich bewegt. Er erzählte mir, es sei ihm dabei die Stimmung seiner glücklichsten und innerlich reichsten Zeit zurückgekehrt, jener Zeit in Rom, wo ihm in der Neujahrsnacht 1825 der Glaube an einen lebendigen Heiland plötzlich wie ein Geschenk von oben ins Herz gegeben wurde, und ihn mit vorher nicht gekanntem Frieden und Glück erfüllte. Er kam auf dieses Thema wiederholt zurück. Noch an seinem Sterbetage, an dem ich ihn vormittags besuchte, nicht ahnend, daß ich den lieben Vater zum letzten Male lebend sah, brachte er das Gespräch auf Hofackers Biographie, deren Fortsetzung er zu hören wünschte, und auf den um Richard Rothe gescharten römischen Freundeskreis. An diesem Tage — es war der 19. Juni — fühlte er sich zwar matt, aber besonders heiter gestimmt und empfing, auf dem Sofa liegend, tagüber viele Besuche. Nach dem mit seiner Tochter Elisabeth gegen acht Uhr eingenommenen Abendessen ging er ein wenig im Zimmer auf und ab, klagte plötzlich über Frost und begab sich zu Bett. Als bald darauf die Tochter zu ihm trat, begann er auf einmal zu röcheln, und nach wenigen Minuten stand der Atem still. Friedlich wie er gelebt, war er heimwärts geführt worden. — Auf dem neuen katholischen Kirchhof der Friedrichstadt, in der er geboren, wurde er unter strömendem Regen beerdigt.

Zu Häupten seines Grabes steht ein Kreuz; es trägt als Inschrift denselben Spruch, welchen der Heimgegangene auf den Loschwitzer Grabhügel seiner Frau hatte setzen lassen:

„Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.“

Auszüge aus Ludwig Richters Jugendtagebüchern 1821—1837.

Frankreich 1821.

Marseille, 1. Januar 1821.

Neujahrsmorgen.

Ich erwachte; noch lag dämmernde Nacht über dem Hafen. Die Sterne schwanden, ein blauer Himmel lächelte freundlich dem ersten Tag des Jahres entgegen. Ich öffnete das Fenster und atmete die frische Seeluft. Fern von der Heimat, unter fremden Menschen, unter einem ewig lächelnden Himmel, aber — nicht im Vaterlande! Dieser bekannte helle Stern, der mir oft in späten Sommernächten, oder auch im Winter auf die beschneiten Felder lächelte, winkt mir auch jetzt im bleichen Glanze aus dunklem Himmelsgrunde zu. Höre es, freundlich glänzender Stern, höre meine Bitte! Laß mich immer rein und schuldlos, wie jetzt, dich anschauen! Gib mir in bangen Leidensnächten Trost in meine Seele und Mut, alle Gefahren, alles Übel mit Geduld zu tragen. Ewig laß meine Liebe zu Gustchen sein; ewig, fest und unwandelbar, wie du! — Ich will tugendhaft bleiben und noch besser werden! Guter, heiliger Gott, du mein lieber Vater im Himmel, gib mir deinen Segen, steh mir bei in allen Nöten und sei mir ein so gütiger Vater, wie du mir's bis jetzt warst! Ich bete dich an, Allmächtiger!

In sanftem, roten Glanze steigt die Sonne empor und vergoldet die Höhen! Es wird lebendiger im Hafen, Musik ertönt. — Glockengeläute von Kirchtürmen in die heitere Morgenluft. Lustig flattern die bunten Wimpel auf den Schiffen, und in wilden Kreisen flattern die weißen Meer=

tauben über die blaue Wasserfläche. Da kommt Aliman und lispelt mir ins Ohr: „Ich gratuliere zum Neuen Jahr!“
O möge es ein glückliches, segensreiches Jahr werden!

Marseille, 22. Januar.

Heute machte ich einen stärkeren Ausflug und atmete wieder frei die frische Bergluft. Ich nahm meine Richtung nach den hohen Gebirgen, welche sich bis ans Meer hinabziehen, und ging aufs Geratewohl darauf los. In einem Dörfchen St. Loud zeichnete ich zuerst. Endlich erreichte ich das Gebirge und kletterte sogleich in eine kühle Schlucht, in welche die Mittagssonne mühsam einen warmen Blick warf. Kahle, nackte Felswände fielen zu beiden Seiten senkrecht herab, und zwischen hohen Stufen tropfte der vertrocknete Quell hernieder. Es war eine schauerliche, öde Partie. Ich ließ mich auf einen Felsblock nieder, entwarf sie flüchtig und setzte dann meinen Weg weiter am Abhang der Felsen fort. Der Weg war sehr schmal und steinigt, doch ging ich im Pinienschatten und hatte dabei rechts immer die herrlichste Aussicht auf die schönen Landhäuser, die Pinienhügel und blühenden Mandelbäume. Endlich kam ich auf einen schönen, gebahnten Fußsteig, welcher mich etwas höher hinauf zu einer Gruppe hoher Pinien führte. Ringsum Felsblöcke und steile Wände mit üppigstem Grün bewachsen, von Efeu umschlungen, der Boden mit feuerblitzenden, gelben Blumenbüschen bedeckt, dazu ein leises Rauschen in den hohen, schattigen Pinienwipfeln. Kühle und heilige Stille lagerte sich über dieses himmlische Plätzchen und über die Gegend, welche sich entzückend vor mir ausbreitete. Die Sonnenstrahlen brannten in die silberweißen Blütenbäume, und im heißen Dunste konnte ich sogar Marseille erblicken.

Ich glaubte mich in einem Feengarten! Hier eine Felsgrotte, da eine reizende Aussicht nach dem fernen brau-

denden Meere; hier Ruhebänke im kühlen Gesträuch, tausend singende Vögel im Dunkel; schüchtern sah ich mich um, setzte mich und genoß die schöne, üppige Natur.

Ein Häuschen, nur ein kleines Häuschen für mich und Gustchen, und ein grünes Gärtchen, von Obstbäumen beschattet, das wünsche ich mir! Kunstwerke, die ich darin hervorbringen wollte, sollten die Hütte zum Tempel und Gustchen sie mir zum Himmel machen. — Kann denn dieser Wunsch nicht in Erfüllung gebracht werden? Es ist ja so wenig!

Marseille, 28. Januar.

Abendstunden.

Wir machten uns abends Feuer im Kamin, setzten uns schweigend davor hin, und ein jeder verlor sich in stille Träume. Das Licht war verloschen. Es ging auf Mitternacht. Totenstille herrschte rings umher, und das leise Geräusch der Flamme und das Knistern im Kamin wurden nur noch auffallender; riesengroß malten sich unsere Schatten an die matt beleuchteten Wände; wir saßen lange so still vor der traulichen Flamme. Endlich ertönte aus der Nachbarschaft der sanfte, klagende Laut einer Flöte, und Sehnsucht und bange Wehmut, ein unbestimmtes drückendes Verlangen bemächtigte sich meiner Seele.

Solche Töne belauschte ich auch oft in der Vaterstadt aus meinem Stübchen, wenn ich an heiteren Sommerabenden am offenen Fenster stand, und ich sah dann hinauf zu den duftigen Höhen der umliegenden Berge, wo ich so oft abends herumirrte, und dann noch Gustchen besuchte.

Der Wunsch, welcher mir damals der teuerste war, nämlich zu reisen, ist nun erfüllt; freilich nicht ganz so, wie ich gehofft; denn da ich nicht frei bin, so kann ich nicht soviel für mich arbeiten, kann nicht frei herumschweifen, wohin ich will, und es geschieht gar oft, daß mich ein

reizendes Tal anlächelt, wohinein ich gerne möchte, und — wir fahren vorüber.

Ist der Mensch doch töricht! Er hofft vom gegenwärtigen Zeitpunkt auf den künftigen, und von diesem wieder auf den folgenden, und keiner, keiner wird ihm das gewünschte Glück bringen. Sein ganzes Leben ist ein Streben, Hoffen, Jagen, bis er in das Grab sinkt, welches er sich öfters auch selbst gegraben hat. Die Gegenwart genießen und von der Zukunft wenig erwarten, das ist mein goldner Spruch. O ja, der Mensch kann wohl glücklich leben; das sehen wir an S. Geßner. Er liebte die Natur, sie bildete ihm eine sanfte Seele, gab ihm Gefühl; er jagte nicht nach Reichtum und Ehrenstellen, er lebte sich und seiner Kunst, lebte mit seinem Weibe und seinen Kindern zufrieden, glücklich.

Wer sich aber in den Strudel der Welt stürzt, wird wohl selten reines, wahres und niemals ein dauerndes Glück genießen; wer sich einmal auf das wogende Meer begeben hat, ist immer in schwankender, taumelnder Bewegung, und findet er auch eine Stelle, wo er den Anker werfen kann, so reißt ihn ein neuer, wütender Sturm hinaus, und findet er den Tod nicht an den drohenden Felsenküsten und Klippen, so kommt doch sein Schiff leck und zerrüttet im Hafen an. Ich meine aber keineswegs, daß sich der Mensch in die Einsamkeit, wie ein Einsiedler, vergraben soll, nein! Ein Mensch ist um anderer, nicht allein um seiner selbst willen da; er soll der Welt nützen, und um dieses zu können, muß er sich notwendig an die Kette der menschlichen Gesellschaft anschließen, um hier nach seinem Vermögen zu wirken. Aber es gibt dennoch einen Wirkungskreis im Verborgenen und in der Stille, der sich wohltätig auf viele erstreckt.

Unter dunklen Blättern duftet das blaue Veilchen hervor, die ganze Luft umher ist mit seinen lieblichen Gerüchen erfüllt, und obgleich man es unter den Blättern verborgen

nicht sieht, so erkennt man doch am Duft, daß es ein Veilchen ist.

Ein verborgenes, stilles, heiliges Wohltun und Wirken, ein sanftes, geräuschloses Handeln nützt oft mehr als das rasche lodernde Feuer eines hitzigen Charakters; er bringt Großes zustande, worüber wir mit Recht erstaunen, doch dieses prangende Große ist gewöhnlich durch Zerstörung und Verderben erkauft. Doch ist auch dieses im ganzen notwendig, und es handelt überhaupt ein jeder nach seinem Charakter, sucht durch Erfüllung seiner Wünsche, welche natürlich mit seinem Charakter harmonieren, sein Ziel, sein Glück zu erreichen, und kann es vielleicht auch finden; doch nach meiner Ansicht, kann wahres Glück nur ein sanfter, stiller, tugendhafter und weiser Mensch finden. Das wahre Glück ist bei der Ruhe, bei dem Frieden; dort muß man es also suchen. Ein Hitzkopf verdirbt gewöhnlich alles das Gute, was er lange Zeit mühsam hervorgebracht hat, in einem launischen, ungeduldigen oder zornigen Augenblick wieder. Höchstes Glück, oder vielmehr Seligkeit, genießt der Mensch nur Augenblicke, und wir armen Erdenwürmer könnten sie auf die Dauer auch gar nicht ertragen.

Marseille, 10. Februar.

Ich habe abends wieder solche Augenschmerzen, daß ich fast gar nichts machen kann, folglich wird mir die Zeit erschrecklich lang. Wann werd' ich doch einmal ruhig und ordentlich studieren können! Ich muß jetzt die schönen Modelle und Originale, die herrlichen Kupferwerke und Handzeichnungen, Gemälde und Gipsabgüsse, welche ich zu Hause immer in mein Stübchen tragen und vor mir haben konnte, ganz entbehren. Aus meinem eifrigsten, feurigsten Kunststudium bin ich durch diese Reise herausgerissen worden, und ich halte es fast für gewiß, daß ich, hätt' ich sie nicht mitgemacht, sondern so emsig fortstudiert, wie

ich angefangen hatte, in dieser Zeit im Praktischen weiter gekommen sein würde, obgleich nicht zu leugnen ist, daß von anderer Seite die Reise wieder von erstaunlichem Nutzen sein kann. Das Beste ist, daß ich noch ziemlich jung bin, und daß die eifrigsten, einsichtsvollsten und schönsten Studienjahre bei mir noch kommen; denn das sind doch wohl die Jahre zwischen achtzehn und einundzwanzig und ich bin erst achtzehn Jahre; o so kann ich's mit Gott, mit der Natur, mit mir und Gustchen noch weit in der Kunst bringen. Ich träumte in meinen jüngeren Jahren gar schön, von einem Raffael in der Landschaft und i ch müßte das werden; ich kannte damals noch nichts als Kunstruhm, doch jetzt —? . . . Ich will die Zeit benutzen, mir einen festen und wahren Weg ausfindig zu machen, auf welchem ich frei und groß meine Bahn fortwandeln kann; ich will, ich muß groß in der Kunst noch werden!

Marseille, 11. Februar.

Heut' ist wieder ein schöner, heiterer Tag; schon ist's um drei Uhr, und ich weiß nicht, wie schön ich den ganzen Tag verträumt habe; ich schrieb meine heißen Phantasien auf ein Blatt Papier, und so habe ich doch den Nutzen, wenn ich es lese, kürzer, und wieder so angenehm zu träumen. Es ist ein Tag aus meinem künftigen Leben, nämlich wie ich mir's wünsche, und nun ist mir's so unbeschreiblich wohl, fast als wär's wirklich geschehen.

Wahrhaftig, ich freue mich unaussprechlich auf mein Leben in Dresden, wenn ich wieder heimgekehrt bin; aber ein anderes Leben muß ich doch wohl beginnen. Ich muß mich freier machen, kühner die Schwingen probieren und der großen Kunstsonne entgegen mich schwingen. Ich darf meine Kraft nicht länger schlafen lassen; Sanftheit und Stille und Ruhe lieb' ich sehr, doch jetzt in den heißen Jünglingsjahren ist's auch Not, sich kühn und keck durch

die Welt zu schlagen; anders würde ich schwach, abgestumpft, das hellauflodernde Feuer der Jugend würde erstickt, und dann säße wohl einmal ein armselig schwankender Federball, von jedem Lüftchen gezaust, in der Welt. Ersticke den Funken nicht, laß es toben, das heiße, sprühende Feuer, es läßt schon von selbst nach. In die Welt bin ich hineingeschleudert; ich will sie auch nun keck und kühn durchstreifen, gegen Ungemach und bitteres Schicksal kämpfen und stark sein, der Natur und Wahrheit treu bleiben, niemand fürchten, sondern den Bösen und Schlechten bekämpfen oder meiden. Zuviel Bescheidenheit macht knechtisch, den eignen Wert verkennend; eine gewisse Keckheit muß der Mensch haben.

Wie ist doch Aliman so fest, so gut und immer fröhlich. Alles kommt auf frühe, reiflich überlegte Grundsätze, Strenge gegen sich selbst, und Würde gegen sich selbst an.

Nizza, 17. Februar.

Nun bin ich in dem schönen Lande der Kunst, und ich wünschte mich tausendmal zurück in mein Vaterland. Ich muß frei sein als Künstler, und das bin ich nicht; mit Trauer nur und mit Schmerzen sehe ich die schönen Gegenden an.

Ich sehe mich in der Kunst so schrecklich aufgehalten, ich möchte immer weiter, immer meinem Ziel näher, und sehe mich eher rückwärts kommen. Die Welt lerne ich freilich wohl kennen, und ach! meine Ansichten des Lebens haben sich geändert. Schon so früh wurde der schöne Jugendtraum zerrissen! Ein wildes, wüstes Treiben, ein ewiges ohnmächtiges und vergebliches Ringen, Streben und Jagen der Menschen, ein immerwährendes Kämpfen, bis sie vergehen, wie alles vergeht, und zu nichts wird! Und alles ist doch vergebens!

Die Menschen sind böse, ich lerne sie mehr und mehr kennen, auch die Guten ändern sich.

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur.“

Nizza, 4. März.

Gegend Abend gingen wir in die Stadt, und ich schlug eine kleine Seefahrt vor. Wir nahmen einen Schiffer, der uns nach Villafranca brachte. Welchen göttlichen Abend genossen wir hier, ich werde ihn nie vergessen. Die Wellen hoben uns so zephirleicht hinauf auf ihre schwellenden Rücken, bald wieder gleiteten wir hinab. Die Fernen Frankreichs und der wildgezackte Esterel dämmerten im milden Abendglanze aus den schwarzen Fluten herauf; immer golddustiger und schmelzender wurden die Fernen, und aus den näheren, abendgrauen Bergmassen zogen die roten Nebelwolken, welche anfangs noch grau und lichtlos in den dunklen Tälern lagen, am grünlich und goldglänzenden Abendhimmel herauf.

Mit rötlichem Glanze malte der Widerschein vom Himmel die dunklen Fluten des Meeres. Wir bogen um die Felsenecke, wo es in die Bucht von Villafranca hineingeht. Dunkle Schatten lagen schon über dem ganzen Busen, nur die hohen Felsberge, welche in wildzackichten Umrissen sich zum Himmel hinauftürmten, schimmerten noch rot, und das schöne Rosengewölk leuchtete so mild in die stillen Berge.

In Villafranca stiegen wir aus, gingen in ein Café und traten nach einem Viertelstündchen unsere Rückfahrt an, welche jetzt schneller ging, da der Wind uns günstig war. Die Sterne funkelten über die schwarzen Felsen, das Meer donnerte wild und spritzte seinen Silberschaum gegen die steilen Ufer. Bei jedem Ruderschlag flossen leuchtende Funken auf den schwarzen Wogen noch eine Strecke hin.

Nizza, 10. März.

Altdeutsche Malerei.

Die harte gotische, oder überhaupt altdeutsche Manier ist jetzt sehr unter den jungen Malern, besonders in Rom, eingerissen. — Wie kann doch der Mensch auf Irrwege geraten! Ich gebe recht gern zu, daß die guten Gemälde eines Holbein, Dürer und Perugino usw. einen großen Wert haben und in ihrer Art Meisterstücke sind, doch erscheint die Kunst in diesen Werken immer nur noch sehr roh und mangelhaft. Der Geschmack ist noch nicht genug gereinigt; es ist also töricht, diese Gemälde mit allen ihren Mängeln nachzuahmen, und wohl gar, wie es meistens geschieht, gerade die Fehler zu kopieren, und das Gute zu lassen. Den festen Charakter, das tiefe Gefühl und die Innigkeit und Bestimmtheit im Ausdruck studiere man an ihnen und lege mehr Sanftes, mehr Harmonie und Grazie in die Ausarbeitung, vermeide das Sklavische, die gezwungene Härte, so werden Meisterstücke erstehen. Raffael hatte anfänglich die Manier des Perugino, doch da er die Grazie der Griechenwerke studierte und benutzte, entstanden endlich seine Meisterstücke, und er gelangte auf den Gipfel der Kunst. Das Strenge paarte er mit dem Milden.

Kommt der tiefe, schöne Charakter in den Köpfen der Alten nicht vom gründlichen Studium der Natur, und vom eigenen moralischen Gefühl her? Der fromme Perugino kann wohl eher ein demütiges, einfältiges Madonnengesicht zeichnen, als ein leichtsinniger Lafage.

Spricht sich nicht meistens der Charakter des Künstlers in seinen Gemälden aus? Und muß dies nicht auch sein?

Nizza, 13. März.

Mich beschäftigte die Frage, welche Manier wohl als neu und gut in der Landschaftsmalerei zu gebrauchen wäre; denn in der ängstlichen Manier der Nachahmer Dahls will

ich nicht arbeiten. Ich war lange Zeit im Schwanken. Mir gefiel Dahls Wildheit und Claudes großer Stil, und auch wieder Dietrichs angenehm mit Figuren staffierte Landschaften. Ich las Geßners „Herbstmorgen“, und dabei kam ich auf folgende Gedanken.

Weder der große, erhabene, noch der wilde Stil in der Landschaftsmalerei ist meinem Charakter angemessen; mir paßt eher das Reizende, Liebliche und Enge. Wenn ich nun die Natur so genau wie Geßner studieren und recht den Charakter, den jeder Gegenstand erfordert, ausdrücken will, so muß ich natürlich ein recht wachsames Auge auf die Natur richten, alles Schöne, das ich entdecke, aufzeichnen und mich recht sehr mit ihr vertraut machen.

Ich werde also die Natur recht genau nachahmen, z. B. die Lüfte, die verschiedenen Arten der Bäume, ihre besonderen Äste und Blätter, die vielerlei Arten von Stauden, Pflanzen und Kräutern, die Mittelgründe, Fernen, das Wasser usw. genau nach der Natur zeichnen (doch immer freier und ungezwungener, nicht wie die Schüler Dahls), überhaupt immer mehr auf den Effekt im ganzen sehn. Statt wie Dahl wilde und finstere Bergpartien, will ich lieblichere Gegenstände wählen und besonders immer auf Varietät sehen, auf schöne Beleuchtung und Effekt, auf den Charakter der Jahreszeiten, der Gegend und auf schöne, charakteristische Figuren.

Zum Beispiel: ein ruhiger See im Abendrot, von steilen und sanft verfließenden Waldbergen eingeschlossen, mit einer hellen, noch erleuchteten Ferne, Hütten aus den Baumwipfeln ragend, aus denen der Rauch in blauen Streifen durch die Bäume zieht. Im Vordergrund Kräuter und Röhricht, wohinein Wasservögel schlüpfen.

Unter der Dorflinde sitzt ein alter Krieger und erzählt der horchenden Jugend seine Heldentaten.

Oder eine Hochzeit auf einem freien Platz des Dorfes; Musik und Tanz, usw.

Die Natur ist ja so reich, so mannigfaltig, daß der Künstler immer neu sein kann, wenn er sie genau studiert. Ich muß also hauptsächlich noch die Figuren und besonders die deutschen recht studieren, damit die Gemälde auch in Hinsicht des Kostüms richtig sind. Deshalb wünschte ich in zwei Jahren die Schweiz zu durchwandern.

Diejenigen, welche die Natur ganz sklavisch nachahmen, fast jedes Blättchen auf den Bäumen und jeden Bruch im Felsen nachzeichnen, werden gerade am wenigsten natürlich erscheinen, weil sie die Wirkung im ganzen verfehlen. Auf diese muß man hauptsächlich sehen, wenn man nach der Natur zeichnet. Die Harmonie des Ganzen ist es, welche den Gegenstand in der Natur oder auf der Leinwand wahr und schön macht. Allzu große Bestimmtheit in Nebendingen wird das Ganze tot und hölzern machen, da doch alles in der Natur lebendig sein soll.

Mannigfaltigkeit bringt Leben in das Landschaftsbild. Sie entsteht durch die verschiedenen zahl- und namenlosen Linien, aus welchen die Form jedes Dinges sich zusammensetzt. Alle diese Linien fließen zusammen in Massen und gehen dann harmonisch in Hauptlinien über. Beinahe jedes Blatt auf dem Baum hat eine andere Richtung, bildet eine andere Linie, und zusammen bilden größere Partien die ganze Form des Baumes. Der mindere oder stärkere Wind wird dem Laube eine mehr oder weniger bemerkbare allgemeine Richtung geben. Durch die Verschiedenheit der Linien entsteht Leben und Bewegung.

Durch Unachtsamkeit fällt man in einen gewissen Schlendrian von Einförmigkeit, und das ist's, was man manieriert nennt.

Zwei Dinge in der Malerei erfordern tiefes Denken des Künstlers und sind ihm unentbehrlich. Je mehr er sie in seiner Gewalt hat, desto höher wird er steigen und

seine Werke werden den rechten Kunstwert bekommen. Das sind: Harmonie und Mannigfaltigkeit.

Harmonie ist das Schöne, Mannigfaltigkeit das Leben.

Nichts entzückt mehr als eine im Abendrot ruhende Gegend, Wälder mit Schatten und lichte Sonnenblicke usw., kurz eine schöne Beleuchtung.

Warum wendet man so wenig Zeit auf das Studium des verschiedenen Lichtes und seiner Wirkung? Man verspottet Effektmalerei. Freilich ist Effekt ohne richtige Zeichnung nichts Lobenswertes, aber beides verbunden muß ja denselben schönen Eindruck im Herzen des Beschauers hervorbringen wie die Natur. Und was ist der Endzweck der Kunst? Zu rühren, die Seele des Beschauers in einen angenehm fühlenden Zustand zu erheben.

Salzburg und Tirol 1823.

Salzburg, 17. Juli.

Seit einigen Tagen ist wieder schlecht Wetter eingetreten, und ich liege ziemlich untätig hier. Noch habe ich keinen Brief vom Vater, und fast könnte ich unmutig darüber werden.

Das trübe Gewölk löste sich auf, und blauer Himmel und Sonnenstrahl lockten mich diesen Abend ins Freie. Ich ging an dem Salzachufer hinauf und durch die blühende Lindenallee nach Hellbrunn zu hinaus. Über alle Beschreibung erhaben und anmutig ist die Gegend, besonders in der Ruhe des Abends. Die lange Tauernkette, der hohe Göll, und sogar die Spitzen des düstern Unterberges waren mit frisch gefallenem Schnee weit herab bedeckt, welcher von des Abendrotes Rosenduft überhaucht schimmerte. Blau

lagen die tiefen Täler mit umgrünten Hüttchen, aus denen der blaue Rauch emporwallte. Lange Wälder zogen sich dunkel hin, grüne Wiesen, goldwogige Felder dazwischen, spitze Kirchtürme aus Lindengruppen hervorragend, wechselten paradiesisch ab. Im Vorgrund standen uralte moosige Eichen, der neblige Mond blickte sanft durch ihre dunkelgrünen Kronen und spiegelte sich im ruhigen, beschilften Gewässer. Ein milder Friede lag auf der Gegend, und auch mein sehnendes Herz labte Natur mit ihrem stärkenden Balsam. Eine Träne stahl sich heimlich in mein Auge; ich suche eine Seele, die mich liebt! Ach sie ist so fern! Ich so einsam hier und so allein!

Berchtesgaden, 31. Juli.

Eine laue Nachtluft weht zum offenen Fenster herein; das Geräusch des Brunnens unterbricht die tiefe Stille. — Eine herrliche Sommernacht!

Über den Häusern erhebt der Watzmann seine beiden Riesenhäupter; vom Flor der warmen Juliusnacht umhüllt, erscheinen die schwarzen Spitzen noch riesenhafter als bei Tage, nur das ferne Wetterleuchten enthüllt manchmal seine Schneefelder; ein langer, dunkler Wolkenstreif zieht sich über ihn hin, darüber funkeln die ewigen Sterne in ihrem reinen Glanze.

Euch möcht' ich gleich sein, ihr immer ruhigen, heiterblickenden Sterne! Eure Bahn ist vorgezeichnet, und nimmer könnt ihr davon wanken, ihr seid vollendete Körper! O leuchtete doch in meinem Innern ein Stern wie jener dort oben, damit mein Streben nach der wahren, heiligen Kunst hell und vollendet würde.

Ischl, 6. August.

Erst jetzt bekomme ich eine heftige Sehnsucht nach Rom, um dort, an der rechten Quelle der Kunst, einige bedeu-

tende Arbeiten übernehmen zu können und dadurch endlich zur Gewißheit zu gelangen, wie weit sich mein Talent erstreckt. Ich traue mir jetzt selbst zuwenig zu und bin darüber sehr mißmutig. Dieses beständige Kopieren der Natur, welches ich jetzt treibe und treiben muß, erzeugt eine kleine Erschlaffung des Geistes. Ich habe mir fest vorgenommen, von jetzt an weniger, aber bei weitem genauer und ausführlicher nach der Natur zu zeichnen, und womöglich auch sogleich mit Tusche an Ort und Stelle etwas auszuführen. Auch nach den Freunden und Bekannten, welche ich in Rom zu treffen hoffe, sehne ich mich unaussprechlich: denn die Einsamkeit, in welcher ich jetzt lebe, wird doch manchmal lästig. Welches Interesse haben für mich die fremden Gesichter, die mir begegnen, und welches habe ich für sie?

Ach Gott, welche Wohltat ist es doch, eine Seele um sich zu haben, die mit uns fühlt und empfindet, die Teilnahme für unsere Freuden und Leiden hegt! Die Natur ist stumm und herzlos, sie spricht nur zu den Glücklichen und Ruhigen, gibt große, göttliche Gedanken ein, aber wir Menschen wollen Menschen auch um uns, Menschen mit all den Schwächen und der liebenswürdigen Güte und Teilnahme, welche uns selbst eigen ist!

Meine Meinungen über Kunst, besonders über das Landschaftsfach, sind oft noch sehr verwickelt; es mag sein, daß ich zu weit darin gehe; doch fühle ich, daß man nur durch Tätigkeit und Ausübung ins reine kommen kann; auch darum verlange ich nach Rom.

16. September.

Nichts ermuntert und erfrischt mich so, als der Brief meines Vaters. Der ist so recht kräftig und wahr aus Künstlerseele entsprossen, ich denke, ich lese einen Brief von Dürer; kurz und treffend, herzlich, einfach und kraft-

voll ist jede Zeile, trotz der Menge Sprachfehler. Ach welch ein Mann, welch ein Künstler wäre mein Vater geworden, wäre er in andere Hände gekommen! Ich weine bitterlich, wenn ich sein Leben überdenke! — Ich könnte es nicht ertragen! Not, Kummer, Armut, und in der Jugend Sklaverei, Verfolgung, Feinde! überall wird er verkannt, als Künstler nicht geschätzt; denn niemand hat seine geistreichen Jugendarbeiten gesehen, und später mußte er ja für Brot arbeiten, ja ich getraue mir gar nicht alles zu schreiben — kaum zu denken! Gott im Himmel, wie erbärmlich, wie so ganz jämmerlich mußte er sich oft behelfen! O himmlischer Vater, schenke ihm jetzt in den Jahren, da das Alter naht, das Glück, welches er zeit seines Lebens noch nicht genoß: Sorgenlosigkeit und Ruhe. Ach wie wünschte ich mich jetzt zu ihm, um ihm seine Tage durch Freude und Liebe zu verschönern! Sie verkennen ihn ja alle, und er hat das Vertrauen auf die Menschen und Lebensfreuden ziemlich verloren; nun weiß er mich in der Ferne, denkt mich vielleicht von Gefahren umringt, und so ziehen ihm die Tage eintönig durchs Leben, und er schleicht bitter und düster, freudenlos und verlassen, ach Gott, ach Gott!

Ich ahne seine jetzige Lage ganz. Sein eigener Brief und einige Worte in dem Augustens sagen mir genug.

Wenn ich es recht bedenke, so hoffe ich doch noch, mich bald in der Kunst auszuzeichnen. Der Weg, den ich eingeschlagen habe, scheint mir der rechte, wenigstens stimmt er ja mit alle dem überein, was die vernünftigsten und einsichtsvollsten Männer über das Fach der Landschaftsmalerei aussprechen. Das Feld ist so lockend, weil es noch unbetreten ist; es ist so ruhmwürdig, die rechte Bahn zu brechen und kräftig strahlend voranzuschreiten!

An meinem Fleiß, an meinem sorgfältigen Forschen und Denken hat es nicht gefehlt; und sollte ich denn so ganz talentlos sein? — Dies schien mir, trotz meiner oft

übertriebenen Unzufriedenheit mit mir selber, doch nicht der Fall. Doch fürchte ich noch sehr, Rom, das lebende und tote, werde mich recht niederdonnern! Wenn doch diese Furcht ungegründet wäre!

Ich sehe, wie nötig dem Künstler eine gesunde, klare Theorie ist; aber eigentlich muß er sie sich selbst schaffen, oder doch die Meinungen anderer so verarbeiten, daß sie endlich sein Eigentum werden, und seiner Denkungsart überhaupt angemessen und mit ihr eins erscheinen.

Die Hauptsache aber, worauf es bei dem Künstler ankommt, das Genie, sein eigentlichstes geistiges Ich, zweckmäßig auszubilden, fällt wenigen ein, oder sie halten es doch gar nicht von Einfluß auf ihre Kunst. Je mehr ein Künstler von schöpferischem innerem Leben erfüllt ist, je edler er diese göttliche Flamme nährt, und dann die Werkzeuge, womit er seine Kunst in Ausübung bringt (wie z. B. der Maler Auge und Hand), übt, desto größer wird er sein. Nährt er aber den Geist, das Talent, unzweckmäßig, unedel, so werden auch seine Werke dieses Gepräge an sich tragen. Darum ist auch jedes Gemälde und jedes Gedicht der beste Ausdruck und die sicherste Charakteristik des Verfassers. Dies bedeuten wohl auch Goethes Worte: „Denkt gut, und alle besseren Eigenschaften werden sich in euren Werken finden."

22. September.

Mantua ist eine freundliche Stadt, rings von Wasser umgeben. Die Alpen schimmerten noch blaß und fern herüber. Als ich abends noch an dem Ufer des blauen Mincio hinging, die fernen Alpen dämmern sah, überfiel mich bange Wehmut. Ach wenn ich jenen Riesenwänden wieder entgegen wandere, wie wird mir da sein? Werden meine Hoffnungen dann in Rom erfüllt sein, ich als wahrer, vollendeter Künstler dem Vaterlande wieder zueilen? — Es war ein

heiterer Abend. Fischer wogten sich in ihren kleinen Nachen auf der klaren Flut, Abendglocken tönten, schöne Rosenwolken glänzten über der schattigen Ebene! Es war recht schön, und doch ist's weit herrlicher noch im kräftigen Vaterlande.

Am andern Morgen ging ich fröhlich weiter. Nachmittag ruhte ich in einem kühlen Pappelhaine aus, um dessen Stämme sich reichbeladene Weingirlanden zogen. In sehr weiter Ferne sah ich die Apenninen. Über ein Ameisennest hatte ich meine größte Freude, wie das Völkchen sich eine lange Straße gebahnt hatte, auf welcher sie wie toll der kreuz und quer hinrannten. Die Karawanen nahmen gar kein Ende. Ich hätte wohl wissen mögen, welche wichtigen Geschäfte sie vorhatten. Es war die einzige Freude den ganzen Tag, aber sie war auch über alles herzerfreuend, und ich dachte dabei so manches Gute.

Meine Einsamkeit wird mir immer mehr zur Last, und ich sehne mich herzlich nach einem vernünftigen, vertraulichen Gespräche. Mitteilung ist gewiß eines der nötigsten und schönsten menschlichen Bedürfnisse, und ich muß dies nun schon so lange entbehren und alles in mich verschließen; vollends seit ich in Italien bin, wo mich eine Sprache umtönt, die ich nicht verstehe, und alles, was ich spreche, betrifft nur gewöhnlich die beiden Fragen: „Dove?“ und „Quanto costa?“ oder „Datemi“ usw.

Ach, Geliebte, einen Abend wieder mit dir verplaudern, ach Himmel, welch ein Glück!

Rom 1824.

Sonntag, den 22. Oktober.

So bin ich denn wieder im geliebten Rom in meinem alten Stübchen, und das alte Treiben geht von neuem an.

Aber es soll nicht das alte bleiben; anders, viel anders soll es werden, denn es muß ja vorwärts gehen. Der Künstler wie der Mensch müssen ausgebildet werden, sich besser zeigen als bisher, mehr Kraft, mehr Ernst, mehr Bestimmtheit erlangen. Ich gehe nun in das zweiundzwanzigste Jahr; es ist die rechte Zeit des Strebens und Entwickelns; darum frei, anhaltend, kräftig gehandelt! Es ist vermutlich auch mein letzter Winter in Rom und möglich, wahrscheinlich vielmehr, daß ich nach einem halben Jahre nicht mehr in Italien bin; ich will deshalb mit dieser kurzen, kostbaren Zeit kargen, den Verein so großer Menschen, so herrlicher Werke, so schöner Natur noch recht benutzen, um mir selbst keine Vorwürfe machen zu dürfen. Mein Tagebuch, das mir immer einen sichern Überblick über mein Leben geben soll, will ich deshalb anders einrichten; ich werde darin die Begebenheiten jedes Tages aufzeichnen und dann Bemerkungen, Erfahrungen und dergleichen notieren.

Bei Oehme sah ich bereits angefangene Arbeiten; er hatte den Brunnen unter den Platanen bei Grotta Ferrata untermalt, recht kräftig und schön zusammengestellt; desgleichen eine gotische Kirche, wovon ich den ersten Entwurf habe, der in Tivoli bei einem Regentage gemacht wurde, und wofür ich ihm meine Skizze, der Korngang genannt, gab. Seine große Landschaft, das Kastel Gandolfo, war aufgezeichnet und ist recht gut komponiert.

Oehme ist der einzige Landschafter unter meinen Bekannten, welcher in seinen Bildern eine schöne, poetische oder allegorische Deutung gibt. — Bei Koch ist es mehr sein inneres Feuer und eine ungebändigte Phantasie, die sich in seinen Landschaften aussprechen, aber wenig in Übereinstimmung mit dem Ganzen Empfundenes.

Auch mein Trachten war und ist es schon seit vielen Jahren, den poetischen Geist der Natur aufzufassen und dar-

zustellen. Es wird mir nicht leicht, denn es gibt sehr wenig Muster. Neigung zum Sentimentalen spürte ich nicht in mir, sonst hätte mich Friedrich angesprochen. Auch Oehme neigt sich zum Sentimentalen, doch ergreift er die Natur immer anders als Friedrich, und geht seinen eigenen, guten Weg. Oehme braucht die Natur, um seine persönlichen Gefühle und Stimmungen durch sie auszudrücken; ich gehe einen anderen Weg, der mir mehr zusagt; ich versuche, die Natur ihre eigene Sprache reden zu lassen, sie mehr im großen und allgemeinen aufzufassen, wo die Phantasie einen weiten Tummelplatz findet und frei herumschweifen kann. Die Bewegung, das Kommen und Gehen, Leben und Sterben der vielgestalteten Elemente, friedlich verbunden oder im Kampf, kurz das Schöne im Naturleben versuche ich auszudrücken.

24. Oktober.

Beim freundlichen Valentino wurde nötiges Geld geholt; ich besah mir wieder seine himmlischen Temperabilder von Fiesole. Es ist ein Rätsel, wie diese Gestalten hingezaubert sind; ganz Seele, ganz Herzenserguß. Hieran kann man die Macht eines innigen, tiefen Gemütes erkennen, die Macht der einzig in ihren Gegenstand versenkten Liebe; denn den guten Angelico machte nur das Herz, der Drang, sein Gefühl auf irgendeine Art deutlich auszusprechen, doch nicht im geringsten die Hand zum Künstler; was das Technische betrifft, ist er sehr unbeholfen, in Nebensachen scheint er sogar geschmacklos, wie ein paar Bilder im Vatikan deutlich genug zu erkennen geben. Doch stimmen seine rosenroten und himmelblauen Häuser auch zum Ganzen; es geht ein Geist durchs Ganze. Aber überaus schön sind seine seligen Gesichter, der sanfte Ausdruck in der Stellung und Gebärde seiner Figuren, und sehr schön seine einfachen Gewänder; nur was er oft und gern sah, malte er gut, Nackendes immer schlecht.

Nach Tische fand ich Briefe im Greco; ich erbrach sie aber nicht, sondern ging damit in den Vatikan. Es sind selige Genüsse, die der Künstler daselbst findet. Der Reichtum, die Größe, Pracht und Heiterkeit des ganzen wirken schon so überschwenglich auf das Gemüt. Erst der herrliche Petersplatz, Berninis Säulenwald, endlich der weite Hof des vatikanischen Palastes, wo Raffaels Logen herabschimmern. Es sind vier Reihen heiterer Logen oder Laubgänge übereinander, welche zu den inneren Gemächern führen. In denen des ersten Stockwerks hat Giovanni da Udine seine köstlichen Lauben mit Blumen und Früchten ausgespannt, besonders herrlich sind die Decken, wo man durch üppige Rosen und blühende Orangen, zwischen denen bunte Vögel und Schmetterlinge flattern, den blauen Himmel schaut; dann kommen wieder Weinlauben mit roten, üppigen Trauben behangen, Granaten, Zitronen, Äpfeln und Feigen; Meerkätzchen, kleine Hummelchen, bunte Papageien und viele fremde, schöne Tiere kriechen und flattern drinnen herum, picken, naschen und kosen miteinander; man glaubt, es rauschen zu hören, alles sich bewegen zu sehen. Es ist eine köstliche Phantasie, Fülle der herrlichsten Natur und südliches, warmes Leben; das Heiterste, Phantastischste, was man sich nur denken kann. Dabei ist man halb im Freien, halb in bequemer Behausung, und nun denke man sich noch zur Seite die köstliche Aussicht über die Stadt, die Tiber, Hadrians kolossales Grabmal, Monte Pincio, Quirinal mit dem Obelisken und den Dioskuren, das Kapitol, Neros Turm bis zur Cestiuspyramide, und über alles dieses und den Pinienwald der Villa Borghese und Villa Raffaele die blauen Sabinerberge und das Latinergebirge. Heitere Lüfte heben die frohe selige Brust, man glaubt sich in einer Zauberwelt, in einem Feenpalaste, wo laue Lüfte kosen, Brunnen rauschen und die Fülle der Natur sich über unseren Häuptern zauberisch wölbt. Durch diese Logenreihe zu gehen ist ein in die Wirklichkeit getretener Traum

aus der seligen, harmlosen Kinderzeit. Im zweiten Stockwerk ist Raffaels Bibel und die schönen Phantasien, ich meine die Arabesken an den Wänden herab. Alles lebt, alles atmet hier ein herrliches, reiches, volles Leben. „Wie der Geist Gottes über den Wassern schwebt und wie er den Menschen schafft und das liebliche Evchen dem glückseligen Adam zuführt!“ und wieviele andere, herrliche Bilder! Welche Götterlust, in diesen geheiligten Hallen zu wandeln, und dazu einen dicken Brief von dem fernen geliebten Mädchen noch ungelesen in der Tasche zu tragen, und die Blicke wieder über das weite Rom und den sonnenhellen Äther schweifen zu lassen! Am meisten entzückte mich diesmal Raffaels Fischzug. Es lebt ein wunderbarer, ja ungeheurer Geist in dieser alten Tapete. Wie mag die Zeichnung gewesen sein? Der tiefste Geist, das geheimnisvollste, mächtig ergreifende Leben, diese unbegreifliche Gotteskraft selbst, durchdringt den Beschauer, wenn er still denkend und genießend davorsteht. Ich kann's nicht beschreiben, nicht ausdrücken; denn das unaussprechliche Rätsel der Natur selbst ist in dieser allerköstlichsten Tapete eingebannt und gewirkt, und packt jeden, der da schaut, und wühlt tief in unserem Innern. Was ist das doch für ein Zauberer, der solches wirken kann! Hier kann man nur staunen, sinnen und, das herrliche Werk freudig genießend, verstummen. Ich eilte nach Hause, in mein Stübchen, riß die Briefe auf; sie entzückten mich unendlich; herrlich und viel schrieb Auguste; es kamen Stellen vor, die mich wunderbar ergriffen. So geht's immer: nach Tagen der Mühe und Not kommen Freude und Glück, und das Leben blüht frisch.

25. Oktober.

Die aufgespannte Leinwand steht da, doch sind noch wenig Striche mit Kohle drauf gekommen; denn ich laufe immer im Zimmer auf und ab, sinne und trachte, das Ding rein und lebendig aufzufassen. Doch bei solcher Gedanken-

jagd kommt gerade nichts heraus, der Geist entschlüpft allen Verfolgungen. Nur gegen Abend, da ich zum Fenster hinausguckte, kam mir das ganze wie ein Lichtblick schnell vor die Seele, und ich zeichnete rasch noch einiges davon auf; dabei fiel mir die Stelle aus dem Dante ein:

Inferno II. Gesang:

Der Tag ging unter, und des Äthers Bräune
Rief die Geschöpfe, die da sind auf Erden,
Von ihrer Mühsal; einzig ich alleine
Schickte mich an, zu trotzen den Beschwerden,
Die Weg und Mitleid wider mich erregen;
Davon auch wahrhaft soll berichtet werden.
O Mus', o hoch Gemüt, gebt euren Segen!
O Seele, die du, was ich sehe, schriebst,
Hier offenbare sich dein schön Vermögen;
Sieh' meine Kraft an, ob sie's mag erlangen,
Eh' du dem schweren Gang mich übergibst.

Jeder Pfuscher schwatzt jetzt viel von Empfindung und Gefühl, das man in seinem Kunstwerke wiedergeben solle, und wenn man nun glaubt, bei ihnen was Rechtes zu finden, so ist man getäuscht; denn ihre Bilder sind empfindungslos, wie Leder. Viele haben schon Abende und Morgen gemalt, vielleicht haben auch alle etwas dabei empfunden; aber es ist die große Frage, in welcher Seele der Gedanke zündete, und welchen Vorrat er da fand, um in mächtiger Flamme aufzulodern; in welcher Seele der Gedanke sich ausbildet und hervortritt. Das Genie ergreift jede Sache, auch die gewöhnlichste, alltägliche, tief und gehaltvoll, der Alltagsmensch flach und matt, wie er sie sieht. Geist, Feuer, Leben, Gefühl, Kraft, Gedankenfülle und Phantasie, alle diese Geister umschweben die Idee, bauen sie mit mächtigen Geisterhänden im Innern auf, öffnen die tiefen Quellen der Natur, und ein kräftig ausgebildetes Talent trägt das Geisteswerk auf der Malertafel ins Leben kühn hinein; so schafft das

Genie! Der gewöhnliche Mensch hat nicht den göttlichen Drang und das Treiben in sich, er nimmt etwas aus der Natur, was andere Meister malerisch gefunden haben, und mit ein wenig krankem Gefühl und vieler Kunst, d. h. Technik, trägt er es auch ins Leben. Bringt ein solcher Maler nun noch rechte Kreuze, Kapellen, Mönche und Pilger an, so gilt er vielleicht auch für einen tief denkenden Künstler.

Talent ist Geschicklichkeit; Genie schöpferische Seelenkraft.

Der Geist muß sich die Technik bilden, oder vielmehr, die Technik muß sich nach und nach aus dem Geiste bilden und ihm entspringen.

Wer eine fremde, angenommene Technik seinem Geiste anpassen will, hat sich verrechnet; beide werden schwerlich harmonieren. Hier steckt die Originalität des Vortrags.

Ein jedes große Genie, ein Solon, Perikles, Dante, Giotto, Raffael, Shakespeare, Mozart hat mehr von der göttlichen Schöpferkraft, von dem inneren hohen Leben, dem zeugenden Geiste erhalten, als Millionen andere Menschen; sie wirken und schaffen für viele.

Jesus ist der höchste und größte Genius und überstrahlt alle, wie die Sonne die Sterne. Er war von unermeßlicher Gotteskraft — Liebe — erfüllt. Aller Geist strebt zu seinem Ursprung, zu Gott zurück, und je mehr er geläutert ist, desto eher wird er sich der reinen Flamme vermählen.

Aber wer kann so etwas in Worten aussprechen, nicht einmal recht denken! Ahnung davon ist das beste, sie ist unser reinstes, wenn auch schwächstes Seelenvermögen.

Donnerstag, den 26. Oktober.

Mit der Komposition geht es ziemlich langsam von statten; sie wird mir immer zu voll, zu reich an Motiven, und ich möchte diesmal das ganze sehr einfach haben; denn großartige Einfachheit ist gerade der Hauptcharakter der schönen italienischen Natur. Es bleibt fest in mir, zum

Sommer je eher je lieber zurückzukehren; ich werde in Deutschland leben, so will ich mich auch in und für Deutschland ausbilden; was mich Rom lehren konnte, habe ich, dünkt mir, bereits inne; eine sichere Richtung meiner Kunst war es, was ich suchte; ich habe den Weg gefunden, aber er weist mich eben nach dem Vaterlande, weil dort die Natur liegt, die mit mir, mit meinen innigsten Gefühlen, mit meinem Leben und Sein verwachsen ist, und durch welche ich auf meine Landsleute am mächtigsten wirken kann; denn wer will den Geist einer italienischen Landschaft recht empfinden, recht genießen und beurteilen, der nicht selbst dort eine Zeitlang lebte. Ich habe erfahren, welchen schwachen Eindruck in Deutschland recht wahr und treu wiedergegebene italienische Natur auf die meisten hervorbrachte.

27. Oktober.

Ich wandere mit meinem lieben Wagner nach dem Essen gewöhnlich über die Passeggiata auf Trinità de' Monti, und wenn wir am Ende derselben angelangt sind, auf den uralten Stadtmauern stehen und hinaus nach den blauen Hügelbergen sehen, dann schwillt unser Herz vor Vaterlandssehnsucht, wir senden Grüße den Lieben und denken gleichwohl mit schwerem Herzen daran, wie wenige Monde wir noch hier sein werden im alten, schönen Rom, über dessen graue Dächer wir jetzt hinsehen, und uns an dem Glockenschlagen und Läuten ergötzen, welches fast ununterbrochen von den zahllosen Türmen über die dampfende Stadt erklingt. Von den gelben Ulmen und Akazienalleen, unter denen man hingeht, ziehen sich belaubte Gärten hinab. Vieles sproßt hier wieder neu empor, als wäre ein zweiter Frühling; Gras und Blumen, Salat und Gartenpflanzen stehen jung da, nur die Mandelbäume blühen nicht, die sind dürr. Aber die Rosen glühen an den Brunnen, die Orangen reifen, Zitronen schmücken sich mit duftigen Silberblüten.

Auch die Lerche singt wieder so schön in der Campagna, nur die rot und gelb gefärbten Büsche über dunklen Gewässern hängend, sind stumm. Die herbstliche Abendluft raschelt im welken Laube, und die Nachtigallen, die im Frühjahr ihr Liebeslied daraus emporjauchzten, sind fortgezogen. Der Frühling ist erlogen.

Rom ist mir jetzt interessanter und merkwürdiger, wenn ich bedenke, daß ich so geliebte Plätze verlassen soll.

Ein hübsches kleines Kind hat Veit. Als ich heute abend von unserem Balkon die Sonne untergehen sah, guckte Dorothea mit der hübschen Muhme Adelaide zum Fenster heraus; und wenn Dorothea mit dem kleinen Patschhändchen winkt und mich ruft: Signor Gigi! — so nennt sie mich — so wird mir's recht wohl, ich denke dann an meine Auguste.

28. Oktober.

Abends ging ich wieder einmal mit Freund Wagner vor die Porta Pia. Es war ein entzückendes Abendrot, alles so durchsichtig rot, dabei so klar und frisch. Wir setzten uns in die einsam gelegene Osteria im Winkel an den hölzernen Tisch, denn draußen unter den Ulmen am Ziehbrunnen war's fast zu kalt, es schnitt ein rechter Herbstwind von den Gebirgen herein. Wir saßen vertraulich in unserem dunklen Eckchen und tranken einen delikaten Wein und aßen ein paniotto und jungen Brokkolisalat mit Eiern dazu; dann kam ein hübsches, junges Mädchen, brannte die Lampe an, welche inmitten der Küche von der schwarzen Decke herabhing, und putzte dann Kräuter am Herd, und der Liebste, ein närrischer Hanswurst, rührte Mehl und Fett im Tiegel, und nun wurde von den Wiesenkräutern ein fritto gemacht. Es war immer Lust und Leben hier, mochte aber eine ziemlich liederliche Wirtschaft sein. Das Wohnhäuschen war im Hof beim Brunnen in alte Tempelmauern hineingeflickt. Wir gingen, da es Nacht war und der Mond vom kalten Himmel

schien und der letzte Abendschein noch hinter den fernen schwarzen Häusern und Bäumen schimmerte, recht fidel nach Hause und sprachen unterwegs ernsthaft erst von Mädchen, dann vom Heiraten, von Hausfrauen, Bildung, zuletzt von den Sternen und der Ewigkeit.

Sonntag, den 29. Oktober.

Früh genoß ich den stillen Sonntagmorgen; der Knabe brachte mir den dampfenden Kaffee und Brot, und dabei schrieb ich an Auguste. Beim Plattner holte ich mir Stillings Leben. Das hat mich schon auf manches aufmerksam gemacht, und wird nicht ohne Nutzen für mich auch hinsichtlich der Kunst sein. Nachmittag hinaus auf den Monte Testaccio; es war viel Tumult da. Oben auf dem Scherbenberge unter dem Kreuze genossen wir die himmelweite klare Ferne. Auch fiel der Blick auf die weißen Kirchhofsmauern an der Cestiuspyramide, wo nun wieder ein Deutscher liegt, der arme Rist und der gute Berthold, ein braver Mensch. Abends lange in der Corona di ferro, unsere jetzige Kneipe.

2. November.

Ich war bei Verstappen, und da sah ich den Geschmack des Publikums, die Macht des Rufs. Die Bilder waren unter aller Kritik schlecht und erbärmlich; und dieser war mir in Dresden rekommandiert worden und nicht Koch. Doch soll Verstappen früher gut gemalt haben; ebenso haben auch Vogt und Catel besser gemalt, aber die Mode und Geldsucht brachten sie so herab.

5. November.

Schnorr war bei mir und Reinhold. Man mag wohl mehr von meinem Sommerstudium erwartet haben, als es ist. Heute nach Tisch war ich bei Welker und besah mir wieder die radierten Blätter von Klein und Erhardt. Wie war mir

zumute, als ich die alten, deutschen Bretterhütten wieder sah und die einfachen, gemütlichen Szenen deutscher Natur! Italien ist freilich großartiger, aber diese ist empfindungsreicher und anziehender. Vor Ave Maria besuchte ich Veit. Welch ein Mann ist das! Ein Christ, ein Deutscher, ein Künstler, und zwar in der ganzen Fülle des Wortes. Mein Vertrauen, meine Liebe zu ihm wachsen täglich mehr. Er hatte eben ein wunderschönes kunstvolles Bildnis gemalt, es stellt einen Priester vor, der nach Memphis in Ägypten geschickt worden ist. Dann standen noch da: der betende Christus auf dem Ölberge und die Kartons zum vatikanischen Bilde zur Villa Massimi, und zu den sieben fetten Jahren in Casa Bartoldi. Er wies mir auch einige Zeichnungen von Rhoden, Schnorr und von Olivier den Salzburger Kirchhof, ganz einfach aber zu kleinlich und ängstlich gezeichnet. Veit gab mir eine gute Lehre; er sagte: „Ich finde überhaupt, daß alle Landschafter zuviel auf ihre Bilder bringen, sie sollten einfacher sein.“ Wenn ich seine eigenen Arbeiten zu dieser Äußerung denke, so fühle ich erst recht, was er damit gemeint hat. Koch gab mir neulich auch eine gute Lehre. Er hatte nämlich meine aufgezeichnete Komposition gesehen, und fand daran viel auszusetzen; nämlich, daß die großen Bäume im Vordergrund den Massen des Hintergrundes schaden, daß ich überhaupt große schöne Massen wählen und das ganze nicht überladen müsse. „Zeichnen Sie sich das ganze erst auf ein Quartblatt, alle einfachen Linien und die Beleuchtung bestimmt angegeben, und dann tragen Sie es ganz und gar ohne Zusetzung auf die große Leinwand über; das Ganze muß immer groß und einfach bleiben!“

10. November.

Ich ging zu Koch und holte mir das Nibelungenlied, auch gab er mir sein Studienbuch mit nach Hause. — Meine Komposition ist ganz weggewischt, und ich plage mich schreck-

lich mit einer anderen. Wenn nur diesmal etwas Tüchtiges würde, aber immer habe ich keine rechte Lust zu italienischen Landschaften.

11. November.

Diese Komposition macht mir ganz unglaubliche Mühe; besonders mag ich mich nicht gewöhnen, einen schönen Gedanken der Zusammenstellung wegen aufzuopfern, doch brachte ich gegen Abend die Komposition wieder zusammen, nur gefällt sie mir gewöhnlich am anderen Tage nicht mehr. Nach Tische ging ich mit einigen Freunden die Galerie Borghese zu beschauen. Unter einer Menge mittelmäßiger Bilder sind auch einige sehr kostbare. Aber vor allem zog mich ein Tizian an. Ich schätze diesen Meister immer höher. Er gleicht fast dem Ariost an Reichtum, Fülle und frischer, südlicher Schönheit der Bilder. Die Landschaften in seinen Bildern sind gewiß mit die schönsten, die man sehen kann. Es ist ein herrlich blühendes Leben drin und eine Poesie, Musik möcht' ich sagen, in seinen Farben, die einzig ist. Der Hauptgrundsatz der alten venezianischen Maler scheint mir der zu sein: Eine jede Farbe muß sich durch ihre eigene Kraft von der anderen losheben und glänzen; sie darf deshalb nicht mit hellen, weißlichen Lichtern vermengt werden; deshalb aber müssen sich auch die Farben immer so anordnen, daß die brillantesten und ungemischten dahin kommen, wo das Auge am ersten hingeleitet werden soll. Auf diese Art bildet nun jede Farbe eine schöne Masse für sich, und in den Landschaften sind daher auch nicht tausend Färbchen ineinander gearbeitet, sondern alles steht in seiner eigentümlichen Lokalfarbe da: massig, groß, einfach und bedeutend. Alles, was nicht im Licht steht, ist meist mit Lasurfarben gemalt; sie sind an sich schattiger und zugleich glänzend, denn sie saugen den Lichtstrahl ein, wohingegen Körperfarben ihn zurückwerfen. So ist bei Tizian gewöhnlich die ganze Land-

schaft, als untergeordneter Teil, größtenteils mit Lasurfarben gemalt, ebenso Stoffe und dergleichen; aber das Fleisch ist desto stärker impastiert, wogegen die anderen Farben nur dünn und durchsichtig erscheinen. Die Zusammenstellung der Farben bei Tizian ist unbeschreiblich schön und reizvoll. So hat er zu seinem blühenden, rosenfarbenen Fleisch gewöhnlich einen dunkelgrünen Hintergrund von dunklen Bäumen, oder Gras mit Blumen erfüllt. Wie schön ist aber auch in der Natur die Rose in den dunklen Blättern, oder die Abendwolken am lichten Frühlingshimmel über der grünen, blühenden Erde! Gleich einer solchen Rose, oder gleich einem solchen rosenfarbenen Frühlingswölkchen, ruht bei ihm ein jugendfrischer, blendender Mädchenkörper in der grünen Blätternacht, und obenhin schwimmt der dunkelblaue Äther, und weiße Wölkchen ziehen kühl und luftig drin hin; doch beschämt der Glanz des blühenden Leibes jene Wölkchen.

Sonnabend, den 13. November.

Ich las diesen Nachmittag noch einmal im Stilling und schrieb mir einiges heraus. Es ist ein treffliches Buch, und manches wurde mir deutlicher, in vielem wurde ich bestärkt; es entwickeln sich jetzt ganz eigentümliche Gedanken in mir, und ich bin seit diesem Sommer sehr anders geworden. Viele, und zwar die guten unter meinen hiesigen Bekannten, haben mich lieb, sie halten mich für einen unverdorbenen Menschen mit einem kindlichen Gemüt, andere witzige und kluge nennen mich kindisch, charakterlos. In mir aber herrscht ein doppelter Geist; ich möchte das erstere bleiben, zugleich aber einen gewissen Einfluß auf andere gewinnen; untersuche ich's genau, so ist das nur Eitelkeit. O selig der Mann, der so weit Herrschaft über sich bekommen hat, sich an das Gerede und Urteil der Welt nicht zu kehren und seinen Weg mit festem Glauben beharrlich fortzusetzen! Das ist notwendig fürs Leben und für die Kunst. Ich habe oft den

Wunsch gehabt und ihn auch gegen Freunde geäußert, als ich in Albano an dem Kloster saß und zeichnete, in diesem Kloster als Mönch zu leben, abgesondert von der Welt in einer herrlichen Natur, und ganz Gott und der Natur und Kunst mich zu weihen, und nur das zu malen und so zu malen, wie mir's in die Seele kommt nach meiner besten Überzeugung; denn hier im Leben kann ich mich doch nicht ganz rein von der Mode und frei von der Regel halten.

Die Gedanken und Vorsätze, welche meine Seele beschäftigen, sind in der Kürze ungefähr diese:

Immer nach alter, deutscher Weise streng rechtschaffen zu leben und rein zu bleiben im Handel und Wandel; dabei fromm, ein Christ, wie er sein soll nach dem Sinne Jesu; denn Religion, Glaube und Liebe allein führen zur Wahrheit und zur Glückseligkeit; nicht der äußeren, die kann doch nicht beständig und echt sein, aber zur inneren, diese ist Seelenfriede. Glaube und Liebe können alles bewirken, können Wunder tun, denn sie sind überirdische Gotteskräfte. Der Glaube kann Berge versetzen, sagt Christus: ich meine, man kann das fast buchstäblich nehmen. Die Wunder, welche Jesus und die Apostel wirkten, geschahen sie nicht aus der Kraft und Macht des Glaubens? Von einfältigen, aber weisen und frommen Menschen hat man oft schon wunderbare Dinge gesehen und gehört. Bei solchen Menschen ist auch der Glaube fest wie Felsen. Kluge Leute sind zu klug, um recht zu glauben, recht zu lieben; das zeigt ja oft die Erfahrung. Alle Worte Jesu sind unendlich tief, ewig wahr, und enthüllen die menschliche Natur und die Kraft Gottes am herrlichsten; darauf ist festes Bauen, daran trügt keine Silbe; er ist die ewige Wahrheit selbst; ich habe eine unbändige Sehnsucht, die Bibel zu lesen, kann sie aber nicht sogleich bekommen.

Ich will künftig immer arm und einfach leben, ich mag müssen oder nicht; soviel werde ich durch Malen, Zeichnen

und Radieren bei anhaltendem Fleiß und Geschicklichkeit immer verdienen, um leben zu können. In der Natur und meiner Kunst will ich meine höchsten Freuden suchen und werde sie da finden; denn sie stammen von Gott, sind unergründlich reich, ewig wechselnd und doch immer dieselben, treu und wahr, wie alle Werke Gottes.

In der Kunst soll Tiefe und Einfachheit mein Bestreben sein. Diese Worte sind leicht ausgesprochen, aber ich fühle jetzt mehr dabei, als sonst; um aber die Natur mit tiefster Empfindung und den Gegenstand mit erschöpfendem Geiste zu fassen und mein Gemüt dadurch auszudrücken, treibt mich mein Sehnen und Verlangen nach deutschen, insbesondere nach den heimisch vertrauten Gegenden, weil ich doch diese nur recht kenne, recht tief empfunden und gefühlt habe. Es wird doch Seelen geben, die das Gute in solchen gemütlichen, gedankenvollen, aber kunst- und schmucklosen Arbeiten erkennen, schätzen und wohl auch einst ans Licht ziehen werden, wenn auch Tausende darüber witzeln und spotten. Ich arbeite ja nicht, um reich zu werden, und weniges erwirbt man immer.

Doch die Gedanken liegen hier wie ein Chaos wild, dunkel, zerstückt durcheinander, und die Worte verderben den festen guten Grundgedanken, ich will ihn weiter verfolgen, und es wird mir eins nach dem anderen wohl klarer werden. Diese Woche kann ich so ziemlich zufrieden übersehen, gebe der Himmel, daß ich in der nächsten noch besser vorrücke, aber leider geht das immer nur sehr langsam.

Sonntag, den 14. November.

Heute nachmittag gab uns Flor einen Schmaus auf dem Monte Mario. Vormittag ging ich aber mit Thiele, Hein und Freund in die Sixtinische Kapelle, wo ich das Jüngste Gericht zum ersten Male sah. Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die mich überwältigten. Das Bild

schildert würdig den ernsten Tag des göttlichen Gerichts. Dieser Reichtum von bedeutenden, poetischen Motiven, diese Riesenphantasie überfliegt alle Vorstellung. Unten die Auferstehung der Toten, der Kampf der Engel und Dämonen um die Seelen; Auffahren der Seelen. Christus der Zürnende ist von der fürbittenden Mutter und allen Heiligen und Patriarchen umgeben. Chor der Engel mit Christi Marterwerkzeugen. Der fürbittende Josef. Sturz der Verdammten. Überfahrt Charons. Die Hölle; das sind ungefähr die Hauptgruppen des großen Bildes. Wie groß und bestimmt die Umrisse der einzelnen Figuren sind, sieht man an einigen untenstehenden. Wie groß und ernst alles gedacht, wie vortrefflich jede Gruppe motiviert ist, kann man nur selbst sehen. Wie bedeutend die Beleuchtung z. B. bei der Überfahrt des Charon, welcher sich in schauervollem Dunkel gegen die hellblitzende Luft abhebt! Es ist ein ungeheures Werk! Alle Fehler Angelos, die man ihm oft mit Recht zuschreibt, gehören mit zu seiner Größe und sind insofern keine Fehler. Die Propheten und Sibyllen und die Schöpfungsakte an der Decke, kann man sich nicht größer und erhabener dargestellt denken. Doch davon keine Worte; in meiner Brust leben ewig jene Göttergestalten und die erhabenen Phantasien des großen Geistes.

Wir speisten zu Mittag in einer kleinen niedlichen Kneipe mit Gärtchen, wo Raffael oft von seiner großen Arbeit ausruhte. Das Essen war einmal recht gut: zuppa rape, testa fritto und ganz delikates abacchio und ein stupendes Weinchen dazu; ich will den Schmaus nicht vergessen, denn wir waren herzlich lustig. Nach Tische zogen wir auf den Monte Mario. Die anderen waren schon alle beisammen, aßen und tranken tapfer, und wir taten auch nach Kräften. Es war einer der fröhlichsten Tage, die ich verlebt habe. An dem Ziehbrunnen (den Fohr gezeichnet) stand ein Tisch, zwei Fässer Wein darauf und Brot, Wurst, Schinken und

gebratene Hühner in Menge. Um dieses grüne lustige Plätzchen standen die schönen dunklen Zypressen, durch welche man eine reizende Aussicht nach Rom und dem Latinergebirge hatte, besonders schön machte sich der St. Peter mit dem Vatikan. Aber wir bekümmerten uns wenig um die Aussicht, denn wir waren zu lustig und Scherz und Kurzweil nahmen kein Ende. Hoff, Flor und Stirnbrand sangen lustige Lieder, gegen Abend fingen wir auch an zu walzen, und mit einbrechender Nacht wurde bei Fackelschein noch ein wilder Kotillon getanzt, und ich mit Stirnbrand tanzten vor. Dann wurde gespielt. Braun las ein recht hübsches Gedicht auf Flor, und zuletzt traten wieder die Sänger zusammen, und aufs neue erklangen wunderschöne Melodien in die tiefe Sternennacht hinaus. Die Zypressen waren rot von der Fackelglut erleuchtet, und oben funkelten die Sterne blau herein; in der Stadt schimmerten einzelne Lichtchen, alles war so still und feierlich, nur ein dumpfes Rauschen, wie vom Winde, strömte durch die Nacht. Ich lag an einer Zypresse und war recht selig, fühlte ganz das Glück dieser schönen Stunde. Nachts zogen wir herein. Auf der Straße vor dem Engelstore tanzten ein paar Winzer noch den Saltarello, und ein dritter klimperte auf der Zither dazu. Thiele toll und wild sprang mit dazu und tummelte sich herum wie ein Bacchant.

16. November.

Bei Reinhold sah ich endlich einmal seine Salzburger Skizzen; sie waren außerordentlich schön, sowohl die dargestellte Natur, als auch die Behandlungsweise, und letztere, vielleicht auch erstere, gewiß viel schöner, als seine jetzigen kunstvollen Arbeiten. Nur zu leicht nimmt man eine stilisierte Art zu zeichnen und zu malen in Rom an, welche, obgleich kunstreicher in Linien und schöner in den Formen, was man so schön zu nennen beliebt, doch bei weitem nicht jene naive Unbefangenheit ersetzen kann, mit welcher man

in früheren Jahren rein und natürlich die Natur wiederzugeben trachtet; und Naivität, schöne reine Natürlichkeit, wirkt immer viel stärker auf das Gemüt des Beschauers, als die feinste Kunst. Denn wo der Verstand und das Wissen vorherrschend ist, muß das Herz schweigen, und Gefühl, Gemüt, diese zarten Seelenkräfte, sich verbergen; was nicht lebhaft und tief empfunden aus dem Herzen strömt, kann auch nicht wieder zum Herzen gehen; das ist eine alte, bekannte Lehre. Man traut den Gemütskräften viel zuwenig zu; was auf das Gefühl des Menschen wirken soll, muß aus dem Gefühl hervorgehen. Wissen ist nur für den Verstand, aber Kunst ist nicht Wissenschaft. Man betrachte das Leben und die Werke der größten Meister: Raffael, Mozart, Shakespeare, das Nibelungenlied, ja die Bibel und das Leben Christi selbst; mir sind die Produktionen jener Zeiten und ihrer Genien keine Rätsel, wohl aber ist mir rätselhaft, wie man das alles in neueren Zeiten nicht begreifen konnte. Von Horny sah ich das erste Bild unvollendet und im Mißmut von ihm zerrissen: und doch war ein außerordentlicher Geist darin. Nun quälte sich Horny mit einer Nachahmung der ganz alten Meister, und fand da natürlich für sein Fach unüberwindliche Schwierigkeiten; hätte er sich doch seinem eigenen Geist ganz überlassen, er hätte bald sein Ziel erreicht.

Sonnabend ging ich mit Wagner an unseren lieben Platz beim Lateran hinaus, und uns war überaus wohl, im alten, lieben Rom zu sein. Eine wunderschöne Herbstabendfarbe lag über dem Albanergebirge, unsere wohlbekannten Örter schimmerten freundlich herüber, und wir fühlten eine süße Sehnsucht dahinaus. Wenn ich am Lateran bin, fühle ich mich recht glücklich in Rom, aber die blauen Hügelberge, von der Passeggiata des Monte Pincio gesehen, erregen immer Heimweh in mir. Übrigens verging die Woche wieder, ohne daß ich mit meinem Bilde sonderlich vorgerückt wäre; doch machte ich einige recht gute Verbesserungen

19. November.

Sehr mißmutig stieg ich heute aus dem Bette; ich war gestern abend etwas voreilig im Reden, das verdrießt mich heute recht. Die Hauptsache aber ist: Koch zeichnete mir in meine Landschaft hinein und gab mir Rat, wie ich sie anordnen möchte; Schilbach kam dazu, und wenn dieser es weiter sagt, werde ich wieder in falsches Gerede kommen. Die Komposition wird mir immer fataler, ich habe fast die Lust verloren, und unwiderstehlich zieht es mich zu deutschen Bildern. Auch Kochs Rat gefällt mir nicht, doch nehme ich mir einiges Gute daraus. Noch einmal will ich alles wegwaschen und zum dritten Male anfangen.

Sonntag, den 21. November.

Ich habe vergangene Woche Grimms deutsche Sagen gelesen, und sie haben mir viel Aufschluß über Auffassung deutscher Natur gegeben; denn ich suche alles, was ich lese, auf meine Kunst anzuwenden; ich will meine Gedanken später darüber aufschreiben, wenn alles im klaren ist. Überhaupt reinigen sich meine Ansichten immer mehr. Ich habe Luthers Bibelübersetzung mir angeschafft, und las die Bibel zum ersten Male; denn in der Schule hatten wir nur einen ganz kurzen Auszug derselben. Ich kann nicht sagen, was sie mir für Wonne gewährte, und welche tiefe, göttliche Wahrheit ich in den Worten Jesu finde.

22. November.

Ich habe heute meine alte Wohnung bei der Marineccia verlassen und wohne nun Via Isidoro Nr. 20, wo Götzloff wohnte; dieser ist zu einem Baron gezogen, für den er arbeitet.

24. November.

Trüber Regentag. Vor Tisch ging ich zum Meister Koch; er malte an der griechischen Landschaft mit dem Regen-

bogen; eine vortreffliche Komposition. „Wenn die Landschafter über die Kunst, und über ihr Fach recht nachdenken, dann ist's auch aus mit der Landschafterei", sagte er heute. „Die Kunst soll eins sein wie die Natur, und nicht in Fächer getrennt, sonst ist es keine wahre, rechte Kunst mehr." Wie Tizian, Poussin, Caracci, Domenichino die Landschaft nahmen, so sei es recht; denn sie machten kein besonderes Fach daraus. Es ist gewiß viel Wahres an dieser Behauptung, und besonders, daß die Landschaft meist historisch sein soll und muß. Aber die Landschaftsmalerei läßt sich höher ergreifen, als Koch es selbst glaubt, und meines Erachtens ist sie noch nie recht ergriffen worden.

Am meisten schimpft Koch auf jene seichte Bildung und Vielwisserei, die besonders in Deutschland eingerissen ist, wo solche Werke, wie ein Konversations-Lexikon ans Tageslicht treten. Er hält sich allein an die Natur und an das echt gediegene Klassische, was die Welt hervorgebracht hat.

Donnerstag, den 25. November.

Nachmittags ging ich zu Bissen, dem Dänen, welcher sein Studium in meiner Nachbarschaft hat. Er arbeitete an einem Basrelief, die Jugend vorstellend, auch hatte er schon die Zeichnung entworfen, um die Alter der Menschen durchzuführen. Es waren treffliche Gedanken und außerordentliche Phantasie darin. Besonders gefiel mir der Gedanke im letzten Blatte, wo die Großeltern gestorben sind und die Enkel um sie klagen. In den vorhergehenden Skizzen machen die Großeltern immer die mittelste Gruppe aus, wo Söhne und Enkel um die ruhenden Alten spielen. Hier aber, auf dem letzten Blatte, stehen die beiden Sessel in der Mitte leer, und die Hinterbliebenen klagen und weinen zu beiden Seiten in schönen Gruppen.

Bissen will nichts von Stil und Stilisieren wissen. Er ahmt nicht die Antike nach, obwohl er sie genug schätzt.

Die Gründe, die er angab, stimmen ziemlich mit meinen Ansichten überein. Natur ist die Basis, und Gefühl, Gedanke erzeugt das Kunstwerk. Etwas schön und wohl Erdachtes einfach und im Geiste der Natur so gut als möglich darzustellen, ist Aufgabe aller Kunst. Jeder soll sich seinen Stil selbst schaffen, dann wird sich jeder originell (eigentümlich) ausdrücken, so wie es seiner Natur und seinen vorgestellten Gedanken angemessen ist.

Warum soll ich die Regeln dieses und jenes alten Meisters nachahmen? Ich kann und soll nur mich geben und nicht einen anderen, in dessen Geist ich mich doch nie einstudieren kann. Der Kunstzweck strebt ins Allgemeine, die Darstellung aber bleibe individuell. Ich soll aus den Werken eines jeden großen Genies lernen, wie es seine Kräfte benutzte, wie alles in ihm ein Ganzes ist, alles organisch aus einem Geist, nach einer Regel gebildet. So soll auch ich mir meine Regel aus meinem Geiste schaffen und bilden, und meine Kunst, mein Leben, meine Ansichten, alles das muß eins mit mir sein, aus einem entsprungen.

So war's bei den Alten auch. Shakespeare, Homer und die Sänger der Nibelungen stehen hierin am höchsten da. Bei den neueren, besten Dichtern ist schon viel zuviel Nachahmung, und was bei den Alten natürlich ist, erscheint hier schon künstlich studiert und gesucht.

Abends spazierte ich allein zur Porta Pia hinaus. Es war ein schöner Abend, der Himmel voll roter Wolken. In den grünen Ebenen tönte das ferne Blöken der unzähligen Schafherden. Auf dem Heimwege traf ich Rhoden, und wir diskurierten mancherlei; aber der Alte schien verdrießlich. Er ist nicht glücklich; sein Leben ist öde und matt, die Kunst gibt ihm keine, die Natur wenig Freude mehr. Ich blieb heute abend wieder, wie gestern, zu Hause, und es ist mir recht wohl in dem heimlichen, kleinen Stübchen; ich schreibe, sinne oder lese in dem herrlichen Nibelungenlied oder in der

göttlichen Bibel, und das ist mir nützlicher, als das unausstehlich fade Geschwätz oder rohe Getümmel in der Kneipe. Ich denke wieder mit rechter Sehnsucht nach Hause und freue mich, meine Eltern und Geschwister und meine über alles geliebte Auguste wieder zu sehen. Wie herzlich wünsche ich ihnen durch meinen Umgang manche frohe Stunde zu bereiten, ach, und wie sehr hat es mein armer Vater nötig und auch die gute Auguste.

26. November.

Die Worte Kochs: „Die Landschaftsmalerei hört auf, wenn man recht über Kunst denken wird", geben mir auch Stoff genug zum Denken. Ich tat früher schon oft mit Betrübnis einen ähnlichen Ausspruch, und doch bin ich wohl davon zurückgekommen. Wenn ich bedenke, welchen großen Eindruck die Natur immer auf jeden gefühlvollen Menschen hervorbringt, wie Gott sich in ihr offenbart, wie sie seit Anbeginn in reizendem Wechsel sich immer gleich bleibt, den irrenden und schwankenden Menschen der einzige sichtbare Leitfaden, eine lebendige Hieroglyphe von Gottes Gesetzen und heiligem Willen ist, worauf der Mensch immer wieder zurückkommt und hingewiesen wird, wie Jesus selbst in ihrer Betrachtung sich stärkte und in ihren unwandelbaren Gesetzen den Willen des Vaters fand und deutete, und seine Gleichnisse aus ihr entnahm, wie er die Natur, also die sinnliche, körperliche Offenbarung des ewigen Geistes betrachtete, so muß ich sie doch als einen erhabenen Gegenstand für die Kunst ansehen, wenn sie nur groß, umfassend, geistig ergriffen und dargestellt wird.

Ich muß die Natur in solchen Momenten auffassen, wo sie mich und jeden Menschen am mächtigsten ergreift (z. B. Tages- und Jahreszeiten). Oft spricht sich der Sinn ihrer Erscheinung deutlich aus, aber nicht immer. Es gibt auch Momente und Gegenstände in der Natur, welche unser Gefühl

wunderbar anregen, wo wir eine süße Sehnsucht empfinden nach unbekannten Wesen, nach dem ewigen Vaterlande vielleicht. Solche Empfindungen gleichen denen, welche durch die Töne einer schönen Musik, oder durch einen wunderbaren, nächtlichen Traum erzeugt werden.

Soll dein Werk auf den Geist wirken, so muß es auch ungeschwächt aus dem Geiste hervorgehen, deshalb erfinde und arbeite nur mit recht tiefer Liebe und mit Glauben. Denn diese Kräfte des Geistes, wenn du sie recht mächtig in dir hast, werden mehr wirken, als alle Technik und Theorie und alle Vorteile deines Kopfes und deiner Hand.

Das Ganze behandle recht groß und so einfach als möglich, und mit Hinweglassung alles Kleinlichen, Unnützen. Aber alle Motive, welche beitragen können, den dargestellten Gedanken oder die Empfindung deutlicher auszudrücken und zu bereichern, suche anzubringen.

Einfachheit, Größe und Tiefe der Gedanken zeugen von deinem Geiste, der Reichtum der Motive von der Fülle deiner Phantasie.

Von Künstlern weiß ich keinen, der das ganz erreicht hätte. Ahnungen davon findet man am besten und meisten bei Ruisdael, einigermaßen auch bei Friedrich und Nikolaus Poussin.

Es soll aber ja keine künstliche Allegorie aus der Landschaft gemacht werden, das ist wider den Geist der Natur. Aber wohl gibt sie uns oft ernste, bedeutende Winke, zuweilen scherzt sie in der bunten, lieblichen Fülle und gibt uns den Vorschmack des Himmels.

Die Form ist körperlicher, der Ausdruck geistiger und kommt also zuerst in Betracht.

Es gibt eine poetische Anordnung der Farben, von welcher aber noch wenig Gebrauch gemacht worden ist. (Ausgenommen Raffael, Tizian, Poussin.)

Es ist ausgemacht klar, wie jede Farbe für sich eine

besondere Wirkung aufs Gemüt hervorbringt und so auch in Zusammenstellung mit anderen, wobei natürlich ein gewisses Verhältnis beobachtet werden muß.

So z. B. grün ist frisch und lebendig, rot freudig oder prächtig, violett melancholisch (wie bei Friedrich), schwarz haben die meisten Völker für die Farbe der Trauer, des Todes angenommen. Gelb zu Blau ist matt, sterbend, traurig. Grün zu Rosenrot lieblich und üppig.

Grün zu Rot — Pracht, Fülle; Grün zu Blau — heiter, ernst, erhaben. Wie melancholisch ist z. B. die Farbe der Weide, und der Olivenwälder! Wie düster, schwermütig das dunkle Graugrün der Linde; wie heiter das Lichtgrün der Buche! Welche Empfindungen erregen die gelben Bäume im Herbst mit den schwarzen Ästen, die welken Blumen und Gräser! Wie gespenstisch der schwarze Eichwald im Winter, wo der Schnee weit hingebreitet liegt und auf den Ästen hängt! Eine solche geistige Anordnung der Farben hat viel Ähnlichkeit mit der Musik, sowohl in der Behandlung als in der Wirkung. Farben sind Töne. Auch in den Farben muß die möglichste Einfachheit beobachtet und auf große Massen gesehen werden; denn je einfacher, desto stärker ergreifend werden sie wirken.

Welches Leben, welche Frische, blühende Fülle erregt Tizians Kolorit. Es sind immer große, reine Farbenmassen. Eine süße Wehmut und Sehnsucht ergreift uns bei Poussins Landschaften. Es sind graue, gemischte, etwas dunkle Farben.

Kochs Landschaften würden mir besser gefallen, wenn weniger Stil darin zu spüren wäre. Dadurch gibt er den Eindruck nicht, den die Natur gibt. Der Künstler findet viel daran zu bewundern, aber den Nichtkenner und natürlichen Menschen läßt es ungerührt. Koch hat überhaupt viel Feuer, Leben, Geist, aber wenig Liebe, Gefühl und reine Natürlichkeit. Das sieht man auch in seinen Bildern; wenige gehen zu Herzen, obgleich sie recht schön sind.

Es ist gewiß recht gut für den Landschafter, wenn er die Volkssagen, Lieder und Märchen seiner Nation studiert. Er sieht darin den Geist des Volkes, welcher mit diesen Sagen seine Umgebungen belebt. Die örtlichen Sagen und auch die Märchen knüpfen sich fast immer gerade an solche Gegenstände, welche in der Natur unser Gemüt am wunderbarsten erregen. Das Volk sucht diesen Geist zu fassen oder auszudrücken, indem es wunderbare Geschichten daran knüpft. Und wahrlich, er ist auch immer gut getroffen, echt volkstümlich aus der Sage selbst und dem Glauben und Empfinden des Volkes entsprossen! Wie herrlich sind in den Märchen das geheimnisvolle Waldesdunkel, die rauschenden Brunnen, blühenden Blumen und Knospen, die singenden Vögel und die bunten, ziehenden Wolken aufgefaßt, in den Sagen: alte Burgen, Klöster, einsame Waldgegenden, sonderbare Felsen dargestellt! Köhler, Schäfer, Pilger, schöne Jungfrauen, Jäger, Müller, Ritter, Nixen und Riesen, das sind die natürlichen, romantischen Personen, welche in jenen Sagen spielen.

Ich möchte wohl recht den Shakespeare studieren. Er scheint mir das Wahre und Rechte in der Kunst erreicht zu haben. Er ist seinen eigenen Weg gegangen und steht einsam und einzig da; von seiner Mitwelt wenig geachtet, bis ihn eine gerechtere Zeit ans Licht zog und er jetzt ganz gewürdigt und erkannt worden ist.

3. Dezember.

Am Sonntag mit Stölzel vor der Porta Pia. Heute vormittag war ich mit Untermalung der Komposition fertig. Auch habe ich schon wieder etwas Neues angefangen und aufgezeichnet, und will beginnen es zu malen; es ist der Wasserstrahl bei Lend in der Gegend von Gastein. Am Sonntag fand ich eine Rezension im Kunstblatt, welches im Café Greco liegt, über die Dresdener Ausstellung; es waren nur wenige Bilder erwähnt. Mein Bild wurde darin gewaltig

gelobt, und so wenig ich auch von allen Rezensionen halte, so tat es mir doch sehr wohl, und die Eitelkeit regte sich gewaltig. Eitelkeit ist gewiß unsere größte Schwäche, und kein Mensch, besonders wenn er nach dem Rechten ernstlich strebt, bleibt frei davon; vielleicht ist Eitelkeit selbst bei den besten Handlungen mit im Spiele, und wieviel Gutes und Rechtes tun wir rein um der Sache selbst willen? Ich möchte ein tüchtiger, ein großer Künstler werden, aber ich kann nicht leugnen, daß Eitelkeit und Ruhmsucht dabei ist; es ist mir nicht rein um die Kunst zu tun, obwohl man sich's oft genug vorlügt. Es würde wohl wenig Gutes getan werden, wenn Eitelkeit nicht wäre; das Böse muß das Gute wirken; ich will aber trachten, mich frei und los davon zu machen.

Nachmittag war ich bei Koch; er war nicht da. Ich sprach lange mit seiner Frau; sie ist eine einfache, aber ehrenwerte brave Frau, und ihre grauen Locken zieren sie schön, ebenso, wie die Ordnung im Hause und die Reinlichkeit und Erziehung ihrer Kinder sie hoch preisen. Wenn Auguste so ist? Ich glaube es!

Bei Rhoden war ich gegen Abend, und wir philosophierten tüchtig; denn er kam auf mein Lieblingsthema. Abends noch mit Wagner am Lateran. Es gefällt mir das Leben jetzt sehr in Rom; ich möchte immer in Rom leben, aber Rom dürfte nicht in Italien sein.

4. Dezember.

Ich habe wieder einmal Ursache, zufrieden am Schlusse der Woche zurückzublicken. Ich finde mich auch besser ins gesellige Leben. Das Leben genieße ich jetzt recht eigentlich, und ich fühle mehr als jemals meine köstliche Freiheit und Unabhängigkeit. Das schmerzvolle Heimweh und das Unbequeme des fremden Landes peinigt mich nicht wie im vorigen Winter. Ersteres ist zu einer süßen Sehnsucht geworden, und

was das letzte betrifft, so weiß ich mich drein zu schicken; auch hat das hiesige Leben so viel Schönes, daß man das deutsche darüber vergessen könnte, vor allem die unschätzbare Freiheit. O wie wahr sind des alten Dürers Worte in einem Briefe, den er aus Venedig schrieb: „Hier bin ich ein Herr und frei, daheim aber ein Schmarotzer.“ Aber ich werde mich immer soviel als möglich unabhängig zu halten suchen. In der freien, herrlichen Natur will ich immer leben, in ihren Geist immer tiefer einzudringen suchen, in ihr Gott recht erkennen lernen, und den allmächtigen Gott der Liebe von ganzer Seele lieben, immerdar bis ans Ende; ihn will ich preisen tief und still im Herzensgrund, ihn preisen durch mein Leben und durch die Werke meiner Kunst. Leben und Kunst müssen eins sein und dürfen sich nicht scheiden; so war's bei den Alten.

Rhoden ist ein braver und verständiger Mann, aber er kann seine Lebensansichten nicht mit seiner Kunst vereinigen, drum geht letztere unter; durch diesen Zwiespalt seines Innern ist auch sein Leben tot und trübe, und er hat keine innige Lust. Gibt Gott mir rechte Glaubens- und Liebeskraft, so habe ich alles, und mein Leben ist schön bei allen Leiden und Trübsalen, die es bringen wird.

5. Dezember.

Vormittags ging ich mit Wagner, Bach und Swickert in die Galerie Camuccini und genoß den einzigen, wundervollen Tizian: „Das Bacchanal“ (Figuren von Bellini). Ich kann keine Worte finden, um den Eindruck zu beschreiben, den er auf mich gemacht hat; ich war außer mir, bin es noch jetzt, nachdem ich so manchen Genuß den Tag hindurch gehabt habe; aber dieser Tizian hat mich ganz und gar eingenommen, und ich denke immer nur an ihn. Ich gehe vielleicht künftigen Sonntag allein wieder hin. Wenn ich den Wert der Landschafter taxieren sollte, so käme zuerst Tizian mit Ruisdael,

Everdingen, dann Claude usw. (auch Nikolaus Poussin kommt vor Claude).

Aus Tizians herrlichem Bilde „Das Bacchanal" weht eine wunderbare Frische und holde Lebensfülle; das Kolorit ist wahre Zauberei, eine Kraft, ein Glanz und eine Glut in den Farben, die einen wunderbaren Reiz wirken und schon für sich die höchste poetische Stimmung im Beschauer erwecken. Die Komposition nun ist höchst einfach, grandios und edel. Auf einem lustigen Plätzchen am grünen Walde haben sich die Götter zum fröhlichen Feste versammelt und niedergelassen. die Figuren sind schön gemalt, voll Ausdruck und Leben, aber ziemlich gemein, ja völlig travestiert dargestellt. Zur Rechten erhebt sich ein großer Wald, der bis in die Mitte des Bildes geht; bunte Vögel sitzen in den Zweigen und singen zum lustigen Mahle. Unter den dunklen Baumstämmen sieht man das blaue Meer und den Goldsaum der Abendröte. Der Wald ist hier unten so licht und herbstlich dargestellt, wie man es sich nur denken kann. In der Mitte über einzelnem Waldgebüsch, in dessen Dunkel Faune herumkriechen und Efeu von den Stämmen lösen, erhebt sich schroff und höchst phantastisch ein steiler, schattiger Fels, auf dessen Gipfel eine Burg vom Abendlichte bestrahlt wird; weiches Gewölk zieht hinter dem braunen Berge an der tiefblauen Luft hin. Der Berg senkt sich waldig herab, und Wild jagt über die Wiese dem fernen Walde zu. Von Fels und Hügel aus dem grünen Walde braust ein dunkler Quell und rinnt vorn durch die lichtgrüne Wiese. So müssen Landschaften gemalt, so muß die Natur aufgefaßt werden.

Das ist der Stil, der sich zu Heldengedichten eignet; er ist größer, edler, als der lyrische. So groß, so sinnvoll und lebendig und so einfach nun auch deutsche Natur aufgefaßt!

O, was bleibt mir für ein großes Feld übrig! Gott gebe doch das Gelingen!

Nach Tisch mit Stölzel, Müller nach S. Onofrio. Herrliche Aussicht! Torquato Tassos Grab gleich an der Kirchtüre im Winkel. Fresken von Pinturicchio. Der Papst, welcher mit großem Gefolge durch Trastevere kam, gab uns einen halben Segen. Pietro in Montorio Aussicht. Bilder von Pinturicchio, Piombo usw. Im Hof schöne Kapelle von Bramante. Das Loch, wo Petri Kreuz gestanden haben soll.

Oben eine ganz wunderschöne Statue des Petrus, die schönste, welche ich noch gesehen habe, außerordentlich würdig und ernst dargestellt. Sie mag aus früherer Zeit sein, als die Kapelle. Am Kleide waren Blumen und Verzierungen eingeprägt. Zuletzt auf Ripa Grande, wo ich mit Stölzel eine Fogliette köstlichen Muskatwein leerte.

6. Dezember.

Nachmittags ging ich allein nach Aqua Acetosa hinaus. Ich setzte mich an das Ufer der tückisch rauschenden Tiber und zeichnete. Dieser Strom macht hier einen Bogen durch das weite Campagnatal, in welchem zahllose Herden Schafe, Kühe und Pferde weiden und der Gegend ein recht morgenländisches Ansehen geben. Blasse Wolken zogen in der stillen Luft, das bleiche Halblicht des leichtbedeckten Himmels breitete einen eigenen Reiz über die sterbende Herbstgegend, nur hie und da schien ein wenig dunkles Blau aus dem streifigen Gewölk. Die Gegend machte ganz den Eindruck auf mich, den ich vor Nikolaus Poussins Landschaften empfinde: tiefer Ernst im Gemüt, und eine sanfte Sehnsucht, die das Herz recht erwärmt. Die süße Stille, die über den weiten, ruhigen Gefilden lag, gab das Gefühl der Einsamkeit, nur der Tiberstrom, der sich weit und glänzend vor mir ausbreitete, zog rauschend seine Kreise und glitzerte in der Ferne; seine trübe, schlammige Oberfläche verbarg die gefährliche Tiefe. Unweit davon war die Stelle, wo die schöne Rosa Bathurst versank, vielleicht auch die Stelle, wo der edle, große Fohr von

den tückischen Wassergeistern hinabgezogen wurde. Kein Leichnam kam wieder zum Vorschein. Das Geschrei einer Schar Seemöven, welche vom Ufer aufflogen, weckte mich aus meinen Träumen, in welche mich das Wasserrauschen immer versenkt. Es ist ein wunderbares Element, wahrlich, es ist nichts natürlicher, als daß die Vorfahren an Wassergeister dachten, und sich ausmalten, wie die schönen Nixen des Mittags ans Land kommen, sich in die grünen Erlenzweige setzen, welche schattig ins Gewässer hängen, und die gelben Haare kämmen und flechten; oder wie sie im Wasser emportauchen und durch wunderbare Melodien dem träumenden Knaben das Herz mit Sehnsucht füllen, bis er in ihre Arme hinabsinkt und die Fluten ihn verschlingen; oder wie sie dem grimmen Hagen den nahen Untergang weissagen. Naturempfindungen sind hier zu Bildern gemacht, und man kann die echten, alten Sagen nicht genugsam studieren. Wie lockend ist ein klares Wasser, welches den blauen Frühlingshimmel mit den weißen Wölkchen spiegelt! Welch ein erhabenes Bild die tiefblaue, bewegte Fläche des ungeheueren Ozeans! Wie lustig der Quell, der aus der finsteren Kluft freudig ans Tageslicht springt und durch Gras und bunte Blumen hineilt! Oder wie melancholisch ein tiefer, schwarzer See, z. B. der Hintersee. Prächtig ist ein breiter Strom, der sich glänzend durch das Land schlängelt, wie in Raffaels Fischzug.

Es wurde Abend. Die Lionessa mit ihren Schneespitzen und der ganz weiße Velino röteten sich von den Strahlen der Abendsonne, welche durch die Wolken drang. Rauchsäulen stiegen in der Campagna empor, wo die Hirten ihre Nachtstätten bereiteten. Großhörnige, graue Stiere, und wilde Büffel weideten in den weiten Steppen, Pferde rannten wild in den umzäunten Wiesen, und fern am Torre del Quinto, welcher sich malerisch auf einer felsigen Hügelgruppe erhob, tönte das Geblök einer endlos verstreuten Schafherde. Es wurde kühl; ich skizzierte aber noch manches, auch das Grab-

mal der Gracchen an dem anderen Tiberufer, zündete ein Zigaro an und schlich an den Schilffeldern hin und kam spät zur Porta del Popolo herein.

7. Dezember.

Mit Wagner vor die Porta Pia nach unserem beliebten Kneipchen. Wir sprachen auf dem Heimwege über malerische Gegenstände unserer deutschen Natur; besonders Wintergemälde kamen da zum Vorschein, z. B. (ich) „ein Schneegestöber": Der alte Harfner geht in seinen Mantel gehüllt, auf dem schon dicker Schnee liegt, einem nahen Dorfe zu, wo man eine Hütte erblickt, woraus der Rauch steigt, und durch das Gestöber hindurch sieht man den grauen spitzen Kirchturm. — Dann erzählte ich ihm auch meine Frühlingslandschaft. Wagner dagegen: „ein Kirchhof, wie in seinem Geburtsorte (ein Dorf bei Meiningen), wo auf den Gräbern alle jungen Frühlingsblumen und runde Knöspchen blühen und an der niederen Mauer Hollunder und blühende Haselnußstauden. In der Ferne sieht man ein Stück des Thüringer Waldes, wo noch einzelne Fleckchen Schnee glänzen."

9. Dezember.

Nachmittags mit meinem lieben Wagner wurde der Tempel der Minerva Medica gezeichnet; durch die Porta Latina (Bogen des Drusus) zurück; wir zeichneten noch S. Balbuina und besprachen uns über die Reise. Ich werde vermutlich mit ihm reisen, aber dann muß ich im Februar mein Bild beendet haben, acht Wochen nach Neapel und zurückgehen und Anfang Mai von Rom abreisen. Das wäre ganz herrlich; ich will recht fleißig sein. Vivat Deutschland! Dort soll meine Kunst erst blühen; dort findet sie ihr Vaterland, hier ist sie auf fremdem Boden.

17. Dezember.

Meine Kunstansichten haben sich wieder erweitert, ver-

bessert; das Gemütvolle, Charakteristische in der Natur mit Phantasie aufzufassen, habe ich nach Kräften studiert, und habe es wenigstens erkannt. Doch das Bild von Tizian, Kochs Rat und Lehre, Veits Worte: „Die Landschafter sollten einfacher wählen", gingen mir immer im Kopfe herum, und jetzt habe ich mich, wie ich glaube, ziemlich ins klare gebracht. Meine ehemalige Lust, mit allerhand Phantasien das Bild auszufüllen, dieser wilden Tochter allen Raum zu lassen, und so oft ins Kleinliche, Tändelnde zu verfallen, habe ich aufgegeben. Ein Gedanke, kräftig, tief, umfassend ausgedrückt, mit möglichst wenigen Mitteln, in großen Licht- und Schattenmassen, großen Hauptfarben und möglichst naturgetreuem Charakter der Details. Wird die deutsche Natur so behandelt und einfach und großartig aufgefaßt, so kann sie ebenso edel wirken, wie die italienische, und ihr ernsterer, gemütvollerer Charakter, ihre Fülle und ihr Reichtum werden sie noch darüber stellen. Mit kurzen Worten ist mein Gedanke der: Deutsche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit sie nicht, wie bisher, den untergeordneten Rang der Idylle behält, sondern zum Epischen sich erhebt. Meine Helden sind die Elemente in ihren lieblich geeinten oder feindlich entzweiten Wirkungen. Der Gegenstand ist groß und erhaben genug. Aber verwünscht und verbannt seien die kleinlichen, beschränkten Vedutenmaler, und noch dazu wenn sie es nicht sein wollen und doch sind.

23. Dezember.

Diesen Nachmittag machte ich etliche Besuche; zuerst beim Koch. Es ist interessant, diesen Mann dem ernsten Veit gegenüber zu stellen. Er verhält sich wie Ariost zu Dante. Kochs Überfülle der grandiosesten Phantasien und heiteren, üppigen Lebens, dazu seine oft sehr bedrängte Lage und doch immer heitere, überlustige Laune, sein anhaltender, unglaublicher Fleiß, mit Lust, Liebe und Studium verbunden, worin

er vollkommen den Alten gleicht, sind bewundernswerte Eigenschaften. Dabei führt er gewiß ein glückliches Leben. „Ich wäre recht glücklich," sagte er neulich, „wenn ich nur mehr Geld, mehr Verdienst hätte! Mich hätte das Geld nicht schlechter, sondern gewiß besser gemacht, als ich bin. Dann hätte ich früher geheiratet und die Schnurrpfeifereien und losen Gesellschaften wären unterblieben —" „Ist das wirklich wahr?" schrie — N. N. „Ja, ganz gewiß," versetzte er sehr ernsthaft. Dann ging ich auch zum Reinhardt; es sah ganz toll bei ihm aus. Er selbst im Hemd, ein graues Mützchen auf, schlechte Rohrpfeife im Munde, graue, zerfetzte Jacke und grobe, zerrissene und mit groben Stichen hie und da zusammengesetzte blaue Leinwandhose am Leibe. Sein Gesicht aber ist sehr ausdrucksvoll, stark markige Züge eines tüchtigen deutschen Mannes, der Sturm und Wetter mehr ausgesetzt war, als der Stubenluft. Alle Zimmer lagen voll; dick mit Staub bedeckte Zeichnungen, angefangene Gemälde, Kupferstiche, Malergeräte, auch Flinten und Armbrust; einige Gipsmasken von Verstorbenen, vermutlich alten Freunden; auch der Abguß eines Wolfskopfes. Er war sehr wortkarg, aber höflich und gerade. Dabei liegt eine Bescheidenheit in dem ganzen Benehmen dieses derben, kraftvollen Mannes, die außerordentlich liebenswürdig ist. Seine früheren Baumstudien sind vortrefflich, doch die jetzigen Arbeiten gefielen mir nicht. Talent und Feuer findet man in allen seinen Sachen, weniger gründliches Studium und Gefühl.

Sein Leben ist sehr zurückgezogen und ziemlich freudlos; er mag die Menschen nicht von der besten Seite kennen gelernt haben; seine häuslichen und Familienverhältnisse sollen gleichfalls ziemlich traurig sein. Er ist mit seiner Frau nicht getraut, und hat eine sehr schöne Tochter, die aber durchaus keinen Maler heiraten soll. Reinhardt besitzt außerordentliche Charakterstärke, Feuer, Festigkeit und Kraft, Achtung für alles Hohe und Schöne aber — keine Liebe!

Christtag, Freitag, den 24. Dezember.

Heute ist die Eröffnung der heiligen Türen in der Basilica und großer Spektakel. Ich bleibe zu Hause und arbeite. Ich weiß nicht welche Sehnsucht mich ergreift, welche Wehmut an diesem heutigen Tage. Ach, wie herzlich wünsche ich Nachricht aus der Heimat! Nachmittags war ich allein auf der Passeggiata; es war leer und ein kalter Nordwind wehte; verlangend sah ich nach den Bergen. Alle Glocken tönten, das Fest am St. Peter ging an.

Ich aß mein schmales Abendbrot in der Kneipe und ging bald nach Hause; denn es mußte um sieben Uhr geschlossen werden. Hier saß ich nun allein, recht wehmütig gestimmt; denn ich dachte an die liebe Heimat. O hätte ich doch ein kleines Stündchen in Dresden sein können, um unerkannt durch die nächtlichen Gassen zu laufen, und die erleuchteten Fenster zu sehen! Dann wäre ich auch nach dem Dohnaischen Schlage hinausgerannt und hätte dort gelauscht, was wohl der Geliebten beschert wird.

Erster Weihnachtsfeiertag, den 25. Dezember.

Ein recht heller, schöner Tag, es weht eine frische Tramontane, und die Gebirge liegen voll Schnee; ich arbeitete in meinem warmen Stübchen, und es war mir ein süßer Gedanke, mit jedem Strich auch meinem innigsten Wunsche, der Rückreise nach dem geliebten, teuren Vaterlande näher zu kommen. Dort kann ich diese alten, schönen Feste recht innig begehen unter lieben Freunden oder an der Seite der Geliebten. O, die schönen, süßen Zeiten! Nein! so hohe Reize auch das hiesige Leben haben mag, es hat nichts für den Verlust unserer alten, heiligen, herrlichen Gebräuche zu bieten; und überhaupt schon die Entbehrung deutscher Sitten und Gebräuche muß den Deutschen kalt und endlich schlecht machen; ich fühle recht, wie alle fremden Sitten schädlich wirken. Jedes Volk muß Sitte, Gebrauch und Gesetz aus sich selbst entstehen lassen, es wird immer das Passendste und Beste bleiben.

Abend des ersten Weihnachtstages.

Ich saß allein in der Dämmerung im Studium vor meinem Bilde, labte mich in schönen Erinnerungen selig verlebter Zeiten in der Heimat, schwärmte in Zukunftsträumen, sang und pfiff allerhand durcheinander, wie es die sehnsüchtige Stimmung gab und schürte die Glut im Focone, welcher vor mir auf dem Stuhle stand. Der kalte Abendhimmel mit seinen schimmernden Sternen schien so recht feiertäglich zum kleinen Fenster herein, und mir war's so herzlich wohl. Und wie ich so das holde, süße Leben betrachtete, wie gütig und weise mich Gott bisher geleitet, da durchdrang mich ein wunderbarer Feuerstrahl glühender Begeisterung, und ich sandte meine tiefe Anbetung meinem hohen Vater nach den glänzenden Sternen.

Schönheit, der Abglanz des göttlichen Geistes, wird in jedem Gewande die reinen Gemüter mächtig ergreifen und sie veredeln, indem sie das Göttliche auch in sich fühlen; deshalb ist gar nicht nötig, ja sogar nicht recht möglich, daß ein echtes Kunstwerk eine Moral enthalte. Moral ist für den Körper, der noch in der Sünde lebt, Schönheit aber zur Erweckung des göttlichen Funkens in unserem Geiste, der, so oft übertäubt, nur schläft, und dieser reine Funke, das Göttliche im Menschen, bedarf der Moral nicht.

Jedes schöne, edle Gefühl, weil göttlichen Ursprungs, wird ewig sein, wie unser Geist, wenn es auch in diesem Leben durch trübe Einwirkung betäubender Widerwärtigkeiten verschwinden sollte, es wird in einem besseren Leben wieder erscheinen, heiliger und herrlicher noch, weil es von der drückenden Hülle befreit und gereinigt ist.

„Wortgehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl!
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah!"

Rom 1825.

Am neuen Jahrestage.

Mit Gott habe ich nun den ersten Tag begonnen. Der Allmächtige möge mich leiten nach Seiner Weisheit; denn was kann und was ist der Mensch ohne ihn! Mir ist um Mitternacht ein neu Gestirn aufgegangen, es leuchtet und wärmt zum Leben, und ich fange nun erst an zu leben, nämlich im Glauben und in der Wahrheit.

Heiliger Gott, gib mir Kraft, daß ich das Ziel erlange!

Ich habe noch kein Jahr mit diesem Ernst angefangen; es soll auch kräftiger fortgesetzt werden; mit unablässigem Fleiß will ich nach der Wahrheit streben, ernst, gediegen, kräftig.

Mittwoch, den 5. Januar, am Dreikönigsabend.

Heute früh war es sehr neblig und recht winterlich dunkel, so daß ich nicht gut malen konnte, und ich zeichnete deshalb eine Landschaft, welche ich schon seit einigen Tagen im Kopfe herum trug: „Eine verfallene Burg auf einer öden Felsenspitze ragt aus dem Nebel, welcher im Tale und an den hohen Tiroler Bergen herumzieht. Der Vorgrund bewachsenes Gestein auf einer steilen Höhe; alte Helme und Schwerter liegen im Moos.“ Nachmittags ging ich zur Porta Pia hinaus, um zu zeichnen, aber es war zu windig. Ich arbeite und studiere jetzt so anhaltend, daß ich zuletzt keine Lust mehr zum Schreiben habe.

Mein einziges Buch ist jetzt die Bibel, und ich glaube, sie zu verstehen. Seitdem mir die Heilige Schrift und feuriges Beten den Glauben erweckt haben, bin ich recht glücklich; ich lebe jetzt erst, da ich nun den festen, einzig wahren Weg des Lebens gefunden habe.

Ich wünschte wohl ein ganzes Jahr mit bloßem Zeichnen und Komponieren zubringen zu können, währenddessen ich keine große zeitraubende Arbeit zu liefern hätte, wie es jetzt der Fall ist.

Die Kunst soll des Menschen Leid und Lust mit Beziehung auf höhere Wahrheit in schönen, edlen Bildern darstellen. Die äußere Natur ist uns (ästhetisch genommen) größtenteils nur in ihren Beziehungen zum Menschen interessant und merkwürdig, deshalb müssen die sogenannten historischen Landschaften (wie die von Tizian, N. Poussin) immer den ersten Rang einnehmen. Ich werde deshalb alles aufbieten, um auch die menschlichen Gestalten ordentlich zeichnen zu lernen, nur fehlt es mir hier an Zeit und Gelegenheit. Besonders möchte ich gern nach Dürer und überhaupt nach den Alten zeichnen.

Ich bemerke an mir einen großen Hang zu einem leichtfertigen Zeichnen, wobei alle Form so wenig berücksichtigt wird; überhaupt habe ich die Form immer sehr vernachlässigt und nicht daran gedacht, daß in ihr ganz besonders der gediegene Stil sich zeigt. Im Fohr finde ich immer mein Ideal wieder; er hatte das gehörige Talent und den richtigen Weg, auf dem er gewiß jenes Ziel erreicht hätte, welches mir immer noch sehr fern liegt, wenn ich, sobald ich nach Deutschland komme, nicht wenigstens zwei bis drei Jahre recht anhaltend fortstudieren kann, wie es hier in Rom geschehen ist, so kann ich's nie erreichen. Ich verlasse mich auf Gott und meinen Wohltäter Arnold.

8. Januar.

Ich sah die Panoramen von Enslen. Wie garstig sahen die flachen, kleinlichen Gegenden um Kassel und Dresden aus! Freilich waren es auch keine schönen, ausgesuchten Gegenden Deutschlands, aber ich dachte mit Widerwillen an meine Abreise.

9. Januar.

Wie ich früh aufstand und die Laden öffnete, sah ich Schnee und Regen vom finsteren Himmel fallen, und der

Schnee wurde immer dichter, und blieb endlich liegen, doch bloß bis Nachmittag. Ich habe altdeutsche Lieder (Wunderhorn) zu lesen, und so bringe ich die Abende recht gut hin; aber oft bin ich sehr unwohl und kann fast nichts mehr essen.

10. Januar.

Nachmittags war es hell und wunderschönes Wetter; ich ging deshalb mit Wagner zur Porta Pia hinaus in die Campagna; einen unbeschreiblich schönen Abend genossen wir da. Die ganzen Gebirge lagen bis in die Ebene hinab voll glänzenden Schnees, die sonst so braunen, öden Felsenberge waren recht säuberlich kandiert, und da die Sonne unterging, überzog sich alles mit wunderzartem Rosafarb; die Schatten leuchteten ganz grün, wie Türkis, aus den himmlischen Schneerosen, und der Himmel nahm über jenen Bergen einen Glanz an, der mich unbeschreiblich entzückte, und den ich wohl vermögend sein möchte auszudrücken. Er hatte die wässerige Reine und Durchsichtigkeit eines glänzenden, blauen Edelsteins.

Wer mag das malen?!

12. Januar.

Heute besuchte ich mit Oehme Schnorr. Er wohnt im Palazzo Casarelli und hat eine wunderschöne Aussicht, fast ringsherum über die ganze Stadt. Ein Bild von Rehbenitz: „Christus vom Teufel versucht", stand unvollendet da; ferner eins von Schnorr selbst: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", unendlich schön gemalt; beide für Ambach. Ferner: Zwei Zeichnungen aus der Odyssee; 1. wie die Mädchen vor dem nackten Odysseus fliehen, und 2. wie sie heimfahren mit der Wäsche und Odysseus im Hain wartet. Vor allem aber zog mich eine Landschaft von Horny an: „Ein Abend am Monte Serone bei Olevano"; es war ganz wunderbar gemalt, die Anordnung schlecht, aber mit einer wundervollen Farbe und vortrefflicher Zeichnung und Behandlung.

Abends blieb ich zu Hause und komponierte einige Landschaften, doch blieb es nur beim flüchtigen Entwurf; morgen muß ich es rein zeichnen. Ich bin jetzt so vielfach beschäftigt, die Zeit drängt, das Herz zagt; ich komme deshalb wenig dazu, ins Tagebuch zu schreiben; denn ich bin zuletzt zu müde und abgespannt.

Meine einzige Lust ist die Kunst; obgleich ich jetzt eben nicht zufrieden mit meiner Arbeit sein kann, so lebt doch Liebe und Hoffnung in meiner Brust. Auch habe ich wieder rechte Lust nach Deutschland (aber nur nicht nach Hause), um nur einmal mit Ruhe, ohne Zeitbeschränkung, studieren zu können. Wenn ich mir eine deutsche Landschaft so dargestellt und so ausgeführt denke, wie der Abend von Horny, so bin ich ganz begeistert von dem Gedanken, je eher je lieber so etwas anzufangen.

Sonnabend, den 15. Januar.

Abends kamen wir mit Schnorr zusammen; unsere Kompositionen wurden ausgepackt und zuletzt die zwei Bücher mit Zeichnungen (Landschaften von Schnorr) durchgesehen. Solche lebendige Auffassung habe ich nur in sehr wenigen und nur in historischen Landschaften gefunden. Wie herrlich sind z. B. einige Partien vom See bei Nemi, mit den badenden Mädchen und mit der Dianajagd. Bei einer außerordentlichen Einfachheit der Darstellung und Behandlung haben Schnorrs Landschaften einen wunderbaren Reiz, einen schönen, durchs ganze gehenden Gedanken, recht natürlich, lebensfroh und gediegen ausgedrückt. Er hatte unter seinen Landschaften auch ein Gärtchen hinter einem Hause, wie man es in Olevano oft sieht. Darin waren zwei Mädchen, die aus dem Hause kommen und Rosen vom Strauche brechen, um die Hüte damit zu schmücken. Schnorr hatte diese beiden Figuren aber wieder ausradiert, weil sie ihm zu empfindsam, und der

Gedanke sowohl als die Zeichnung der Figuren nicht natürlich genug schienen. Jene unbefangene Grazie, welche wir in der Natur finden, ist allein die wahre, echte Kunstschönheit; „da, wo sich die Grazie zeigt, mit Bewußtsein zeigt, hört sie auf, Grazie, Schönheit zu sein, und wird Affektation."

Eine sehr traurige Nachricht für uns alle war die, daß heute nachmittag der gute Reinhold gestorben ist. Er wird und wurde von allen geschätzt und geliebt, denn er war eine edle Natur.

Sonntag, den 16. Januar.

Vormittags war ich in der protestantischen Kirche auf dem Kapitol. Der Pastor Richard Rothe hielt eine überaus herrliche Predigt über die Epistel Pauli an die Römer 12. Kap., 7.—16. Vers, welche anfängt: „Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben ähnlich."

Unter die Weissager und Propheten zählte Rothe auch die Künstler als solche, deren Beruf es ist, zu streiten für den Geist; zu streiten mit Leben wider den Tod, mit dem Geist wider das Fleisch. Aber die Kunst, ihr hoher Geist, muß sich auf Glauben gründen; denn er ist das Höchste, wofür wir gern und leicht mit allen Kräften kämpfen mögen; und es ist wahrlich auch der höchste Zweck der Kunst, geistige Streiterin Gottes zu sein. Kämpferin für der Menschheit höchste Sache, für den Glauben, den Geist.

Schnorr sagte neulich, daß man die Kunst eigentlich nur so betrachten könne, als sei sie das Werkzeug, woran der Künstler selbst seine ganzen geistigen Fähigkeiten und Anlagen entwickeln und ausbilden solle. Es mag richtig sein, aber Paulus gibt uns da noch einen höheren Begriff von unserer Kunst, der alle Mühseligkeiten, mit denen der echte Künstler fast immer zu kämpfen hat, mit Lust ertragen und überwinden läßt.

Sonnabend, den 22. Januar.

Ich bin jetzt fast jeden Abend zu Hause oder in kleiner Gesellschaft, und das Kneipwesen ist mir recht zuwider. Gestern abend bei Schmidt, wo Houwalds „Bild" vorgelesen wurde. Ich hatte die Rolle des Leonardo, Oehme den Maler. Mit der Arbeit geht es sehr langsam, weil sie mir wenig Vergnügen macht. Die Lust, dies Frühjahr nach Deutschland zu reisen, hat sich doch wieder bei mir eingestellt, und der alte Vorsatz ist am Ende doch das Beste, mich und die Kunst im Vaterlande auszubilden, da ich es doch nur in der Fremde erst recht kennen gelernt habe.

Diesen Abend bei Thomas mit Maydell, Hoff und Oehme. Maydell las wieder vor und sprach oft recht herrlich. Ach, es ist eine Wonne, in einem solchen Kreise wahrhaft guter, frommer Menschen zu sein! Wie schön wäre die Welt, wenn alle Menschen von einem Gefühl durchdrungen, für ein Ziel beseelt wären, wo Frömmigkeit, Sanftmut, Frohsinn den argen Witz, den eitlen Stolz verbannte, wie es hier in unserem kleinen Zirkel ist. Jetzt endlich im Glauben finde ich mich ruhig, weiß, was ich soll, was nicht, was unnütz ist, was nützlich; nun habe ich ja das Höchste vor mir und kann auf festem Wege wandeln.

24. Januar.

Abends Versammlung mit Schnorr. Diesmal hatte Wagner die beste Komposition, eine Urgegend. Ich bin immer noch nicht ganz einig über das wahre höchste Ziel in der Landschaftsmalerei, doch ist mir eins klar: sie sei volkstümlich; was nutzt ihr das Fremde.

25. Januar.

Abends beim Pastor R. Rothe, welcher Vorlesungen über Kirchengeschichte hält. Nachher unterhielten wir uns bei einer Tasse Tee, und Rothe las uns aus Hamanns Schriften vor.

Sonntag, den 30. Januar.

Unsere Versammlung bei Thomas gestern abend war wieder recht interessant; wir kamen in einen Kunstdiskurs, den ich gern auf Friedrichs Auffassung der Naturgegenstände lenkte, weil ich selbst darüber in Gewißheit kommen wollte.

Man hat oft versucht, die bedeutende Sprache der Natur zu entziffern und zu erklären; z. B. die geometrischen Grundformen der Körper: Linie, Punkt, Kreis, Dreieck; jede drückt etwas aus und erweckt eine andere Empfindung in uns, wie die Linie Ausdehnung, der Punkt Zusammenziehung, die Wellenlinie Bewegung usw. So ist man auch weiter gegangen, und hat z. B. die Vögel mit den Gedanken verglichen, welche fern und nah, schnell auf luftigen Schwingen nach allen Gegenden fliegen. Den Fisch verglich man mit der Empfindung; er lebt still in seinem flüssigen Element, und die kleinste Bewegung erschüttert kreisend das Wasser, und die Ringe ziehen sich weit hin und erfüllen das ganze Gefäß. Das mag man nun alles leicht nehmen und für unbedeutend halten oder nicht, man ahnt doch wohl den lebendigen Geist, welcher durchs All geht und jedem Blümchen, jedem Fels, jeder Linie, Farbe, Ton seinen eigentümlichen Charakter, sein inneres geistiges Leben gibt, wodurch diese Dinge auf unser Gemüt wirken und jene unerklärbaren Empfindungen in uns erregen. Über jene geistige Auffassung der Natur kamen wir nun auch auf Friedrich zu sprechen; mir scheint die Auffassungsweise Friedrichs auf einen Abweg zu führen, der in unseren Zeiten sehr epidemisch werden kann; seine meisten Bilder atmen jene kranke Schwermut, jenen Fieberreiz, welcher jeden gefühlvollen Beschauer mächtig ergreift, aber immer ein untröstliches Gefühl hervorbringt. — Das ist nicht der Ernst, nicht der Charakter, noch der Geist und die Bedeutung der Natur, das ist hineingezwungen. — Friedrich

fesselt uns an einen abstrakten Gedanken, gebraucht die Naturformen nur allegorisch, als Zeichen und Hieroglyphen, sie sollen das und das bedeuten; in der Natur spricht sich aber jedes Ding für sich selbst aus, ihr Geist, ihre Sprache liegt in jeder Form und Farbe. Eine schöne Naturszene erweckt freilich auch nur ein Gefühl (nicht Gedanken), aber dieses ist so weit umfassend, so groß, gewaltig, mächtig, daß ihm gegenüber jede Allegorie vertrocknet, zusammenschrumpft. Hier zeigt sich die Ähnlichkeit der Landschaftsmalerei mit der Musik, diese gibt uns auch immer nur ein Gefühl, aber durch die verschiedene Modulation der Töne und des Rhythmus ist es so weit umfassend, daß die Phantasie, der ganze Geist des Menschen aufgeregt wird und Raum hat, weit und selig herumzutummeln in dem schönen Gefilde. Meinen Geist herauflocken mit einem Bilde, ihn dann an einen abstrakten Gedanken fesseln, nimmt allen echten Reiz und verfehlt die eigentliche Wirkung. Die Befreiung des Geistes, dieses Gefühl der Freiheit in einem weiten, schönen, beseelten Raume, das ist es hauptsächlich, was die Natur so wohltätig auf uns einwirken läßt. Es ist ein unglückseliger Irrtum unserer Zeit und zeigt ihre Überspannung, Schwäche und Kränklichkeit, daß sie gern trüben, fieberhaften Bildern nachgehen mag. (Byron und in besserem Sinne auch Friedrich.) Sie erschüttern uns, reißen dann plötzlich den Faden ab und überlassen uns unserer gereizten Empfindung. Wie rein, herrlich, natürlich ist der alte Homer in seinen Naturschilderungen, und doch wie bedeutend! In unseren Zeiten hält man das für das größte Kunstwerk, welches unseren kranken, schwachen Geist am tollsten reizen und aufregen kann. Das zeigen die widerlichen Ritter- und Gespensterromane, die weinerlichen Geschichten von Lafontaine, die unzüchtigen Romane von Cramer; doch schaden diese unbedeutenden Produkte der Kunst wenig, aber jene großen Talente und geistreichen

Männer, die uns dasselbe, nur in einer besseren Schale, oder mit einer guten Absicht, aber in ganz mißverstandener falscher Hülle auftischen, diese sind gefährlicher.

Montag, den 31. Januar.

Abends Kompositionsgesellschaft. Schnorr hatte sein Portefeuille mit allen Zeichnungen, Skizzen und Entwürfen zu seinen Malereien in der Villa Massimi, welche uns einen ungemeinen Genuß gewährten. Er trank mit uns Brüderschaft; dann ging's noch zum Bierwirt.

Freitag, den 4. Februar.

Seit gestern geht es besser mit meiner Arbeit. Abends komponierte ich; aber immer fallen mir nur deutsche Naturen ein, nie etwas Italienisches. Heute abend beim Pastor Rothe. Diese Abende gewähren mir außerordentlichen Genuß. Wir hatten heute wieder von den Gnostikern zu hören, die uns aber nicht sonderlich schmeckten. Gott ist so groß, daß ihn kein menschlicher Geist zu fassen vermag; wir sollen aber auch deshalb nicht weiter grübeln, sondern ihn erkennen und bekennen, soweit er es für gut fand, sich den Menschen zu offenbaren. Wer über die Offenbarung hinaus will, verliert sich in endlose Tiefen und Abgründe und geht unter. Jedes Streben aus unserer Individualität heraus zerfließt in Nichtigkeit.

Sonntag, den 13. Februar.

Aus der Bibliothek holte ich „Altes und Neues von G. H. Schubert“ und „Glockentöne“, zwei treffliche Bücher; dann, wie gewöhnlich, aufs Kapitol in die Kirche, wo Rothe herrlich predigte über die Liebe. Nachmittags — denn das Wetter war zu schön — ging ich mit Hoff, Thomas und Maydell die Straße nach Frascati hinaus. Es war mir da wieder einmal recht wohl, und die Frühlingsahnung

durchdrang meine Brust. Das malerische Landvolk zu Fuß und zu Esel, welches in die Gebirge zurückkehrte, belebte die Straße. Das Albanergebirge stieg so rein blau hinter den alten, bewachsenen Wasserleitungen auf, welche die stille Ebene der römischen Campagna durchschneiden. In der Ferne, gegen den abendglänzenden Horizont, erhoben sich die einsamen Gräber auf der Via Appia und bei Cecilia Metella die schönen Pinien.

Dienstag, den 15. Februar.

Früh erweckte mich wieder das lustige Gezwitscher der Vöglein, welche den Frühling ahnen und ihre wunderbaren Melodien anstimmen. Ach, wie ich mich da innerlich so bewegt fühle! Ich bete zu Gott mit fröhlichem Herzen, atme die frische Morgenluft am Fenster und freue mich recht, wie die schönen Frühwolken am blauen Himmel hinziehen. Wie herrlich ist jetzt mein Leben! Welche unbeschreibliche Seligkeit gibt doch der Glaube an Jesum! O, könnte ich doch mein Glück recht vielen anderen Menschen mitteilen, könnte ich in Liedern und Bildern ausströmen, was mein Herz so überschwenglich erfüllt, so glücklich macht! O, würde ich immer erfüllter von einer heiligen Liebe! Das ganze Leben sei Liebe!

22. Februar, um Mitternacht.

Eben komme ich aus unserer Gesellschaft vom Pastor; er las heute über den Gottesdienst der Christen im zweiten Jahrhundert, aus einer Schrift des Justinus. Ich bin wieder einmal recht erbaut, recht froh und heiter gestimmt.

Es ist eine tiefe, dunkle Nacht draußen, der Himmel hat sich diesen Abend umzogen, und nun rauscht ein leiser Frühlingsregen nieder in die Zitronenbäume, in die Feigen- und blühenden Mandelbäume. Einen erquickenden Duft von jungen Pflanzen und befeuchteter Erde haucht die laue Nacht.

Die Brunnen plätschern in den Höfen, einzelne Fenster über den dunklen, stillen Gärten sind noch erleuchtet, und der große Palazzo Barberini steht matt erhellt in ruhig großen Massen in der Ferne und schaut recht ernst und bleich in die dunkle Frühlingsnacht hinein. Ach, was so eine Nacht zum Herzen spricht, das ist über alles schön!

Übermorgen will ich mit Maydell, Thomas, Hoff und Oehme nach Ostia und Nettuno wandern.

3. März.

Jeder Tag spendet mir so viel Neues, Gutes und Schönes, daß ich nicht weiß, was ich alles aufzeichnen soll. Den Brief an Arnold, in welchem ich um Verlängerung meines Hierseins bitte, werde ich erst heute fortschicken können, und es hat mir Mühe genug gemacht, ob ich ihn auch wirklich fortschicken soll; denn die Sehnsucht nach dem Vaterlande verläßt mich doch nie ganz, und kommt an manchem Tage so heftig, wie die Frühlingsstürme, welche jetzt durch die heitere Luft brausen.

Jetzt strebe ich mit aller Kraft nach dem letzten Ziele in meiner Kunst: „Gott in der Natur!" Aber wie? Das ist mir noch recht dunkel.

4. März.

Die italienische Natur hat doch bei aller ihrer Schönheit etwas Totes; ich finde in ihr nicht diese ergreifende Sprache, sie sieht nicht aus, als hätte sie der liebe Gott gemacht, sondern als könnten sie Menschen auch so erfinden. Daher mag es wohl auch kommen, daß der Italiener so wenig Gefühl für Naturschönheit hat. Er bleibt, wenn er sich erholen will, in seiner schmutzigen Stadt, geht in die dumpfe, wüste Osteria, während der Deutsche an jedem schönen Sonntage zum Tore hinauszieht und sich im Freien zu ergötzen sucht.

Ein schönes Buch, das ich jetzt lese, „Altes und Neues von G. H. Schubert", enthält einige gute Stellen über den Text: „Ihr kennt ihn aus den Werken der Natur."

10. März.

Mit Maydell im Vatikan. Wir besahen die Tapeten (die sieben ersten, denn die anderen sind wohl schwerlich nach Raffael). Es ist eine erfreuliche Bemerkung, wenn man sieht, daß Raffael in diesen Werken, welche doch mit unter seine letzten Arbeiten gehören, wieder auf seinen früher eingeschlagenen Weg zurückkommt; und zwar vollkommener und gereinigter. Er schließt sich hier wieder herrlich an die Reihen seiner großen Vorfahren. Raffael hätte also Größeres noch geliefert, wenn er länger gelebt hätte. Eine Grablegung Christi von Mantegna (Brustbilder) ist eines der tiefsten herrlichsten Bilder im Vatikan; gegen diesen Ernst scheint alles andere Scherz und Spielerei. Der tote Christus erinnert an die Christusbilder des Dürer. Wie Raffael der Maler der Madonna, so war Dürer der Maler des Christus; man findet ihn selten so würdig dargestellt als bei diesem.

12. März.

Unser äußerlicher Beruf in dieser Welt ist eigentlich nur der Stab, an welchem wir bis zur Pforte zwischen Glauben und Schauen pilgern. Dort legen wir den Stab ab, und der Pilger geht ein. Ganz und gar wie Pilger sollen wir uns betrachten, rastlos unseres Weges wandeln, die Augen immer auf den leitenden Stern gerichtet. Christus ist vorangegangen, und wir sollen ihm nachfolgen.

19. März.

Vor einigen Tagen sah ich Zeichnungen von Reinhold aus Salzburg, die sehr schön waren, auch einige Zeichnungen

von Fohr aus der Campagna und von Nemi, welche mir aber gar nicht sonderlich gefielen; seine deutschen Arbeiten sind viel schöner, er kam in eine unverstandene altdeutsche Manier hinein, welche ihm sehr nachteilig sein mußte.

25. März.

Ich erwarte recht ungeduldig die Briefe vom Vater und von Arnold, welche es endlich bestimmt entscheiden werden, ob ich dableiben kann oder nicht. Mir ist beides recht; wie es kommt, so will ich es als das Beste, von Gott Bestimmte annehmen, und mich nicht dagegen sträuben. Gestern sah ich ein Buch Zeichnungen von Fohr; eine wunderbare Auffassungsgabe ist nicht zu verkennen, obgleich diese Sachen nicht immer gar schön gemacht waren.

Zu Mittag hatte ich Briefe von Böttger und meiner Auguste. Die Unlust zu meinem Bilde ist nun wohl aufs höchste gestiegen; ich muß mich mit aller Gewalt zwingen, daran zu arbeiten. Parthei mit seiner Frau und Schwägerin und die ganze Casa Putti waren neulich bei mir, und diesen schien es zu gefallen.

Sonnabend, den 26. März.

Ich bin recht unglücklich, daß ich gar nicht arbeiten kann; trotz aller Anstrengung wird es eher schlechter als besser. Heute abend war ich beim preußischen Gesandten Bunsen eingeladen. Er hatte wieder einige alte Kirchenlieder bekommen, welche Hempel und Koopmann vorspielten und sangen. Es waren einige dabei aus dem achten und neunten Jahrhundert, und eines, welches zu Karl des Großen Zeit in Deutschland entstand. Baini, Kapellmeister an St. Peter, welcher sich um die altitalienische Musik einzig verdient macht, sammelt die Gesänge und hat sie vierstimmig gesetzt. Die Originale sind bloß für eine Stimme. Mit der Musik hat es dieselbe Bewandtnis, wie mit der Malerei; die Blütezeit der italienischen Musik hat

nicht mit Palestrina angefangen, sondern bei ihm, der sie außerordentlich vervollkommnet und bereichert hat, endete sie, und der echte kirchliche Stil, welcher vor ihm blühte, artete nach ihm aus und verlor Ernst und Tiefe. Palestrinas letzte Werke fallen ungefähr in Raffaels erste Zeit. Also ergibt sich ein ähnliches Resultat wie in der Malerei; mit Raffael hat die Blütezeit der Malerei nicht begonnen, sondern bei ihm hat sie aufgehört, indem er die höchste Stufe derselben erreichte, und nach ihm alles ausartete. Dasselbe gilt nun auch von Baukunst und Bildhauerei. Kann diese Vorzeit barbarisch gewesen sein? Partheis Schwägerin sang mit Klein und Koopmann aus Figaro und Don Juan; aber so herrlich diese Sachen auch waren, so machten sie doch einen sehr verschiedenen Eindruck gegen jene alten Gesänge. Während d i e s e das Gefühl erheben, heiligen und eine himmlische Kraft einflößen, so möchte man bei Mozarts Melodien zerschmelzen; sie beengen fast das Herz. Ähnliches empfinden wir auch beim Lesen neuer Poesien gegen alte. Nehmen wir das Nibelungenlied, den Homer, die biblischen Gesänge und Geschichten (nur als Poesien betrachtet), welch außerordentlicher, grandioser Geist weht uns daraus entgegen; die Gefühle sind so groß, umfassend und erhaben, wie die ganze Natur selbst. Aber eben, weil wir von derselben sehr weit abgekommen sind, deshalb verstehen wir diese herrlichen Schriften so wenig, finden in ihnen so viel Anstößiges, und sind so verwöhnt, daß uns ein Roman viel mehr gefällt und zu Herzen geht, als die einfachen, großen Nibelungen usw.; und eben dieses Spielen, Reizen und Verzerren unserer Gefühle hat uns so elend gemacht, und daraus kommt die Sentimentalität, von welcher wir uns wohl nicht gar so leicht werden frei machen können. So glaube ich nimmermehr, daß Ossians Lieder echt sind, höchstens sehr schwache Nachahmungen; denn diese Gesänge tragen zu sehr den Stempel des Mo-

dernen an sich; man vergleiche sie doch mit den Liedern anderer Nationen aus einer solchen Periode; da tritt das Leben bestimmt und als ein Ganzes gerundet vor unsere Augen, wie es im Ossian nimmermehr der Fall ist, und von Religion, die doch so innig mit dem Leben aller Urvölker verbunden war, ist da keine Spur zu finden. Die Alten in Poesie und Malerei sprechen ein Gefühl bestimmt aus, lassen uns dasselbe ganz genießen und führen uns glücklich heraus, oder vielmehr lösen das Ganze in eine reine volltönige Harmonie auf. Das Moderne hingegen (welches fast immer sentimental ist, wenn es etwas Hohes aussprechen will) läßt uns trostlos und verwirrt in dem Gefühl stecken, welches es erregt, indem da, wo die Auflösung eigentlich kommen sollte, in einer Dissonanz abgebrochen wird. Das sind die pikanten Saucen, welche noch imstande sind, uns verwöhnte, entnervte Gourmands ein wenig zu reizen, und mit Verachtung blickt ein solches Leckermaul auf die derben, gesunden Speisen, auf die Nahrungsmittel für gesunde Magen. Wohl dem, der mit köstlichem Hunger sich an diesen recht stärken und erholen kann! Darum fort mit all dem falsch modernen Bettel; lerne verstehen, was es heißt, sich recht rein an die Natur halten.

Ich habe wohl zeit meines Lebens kein glücklicheres Ehepärchen gesehen, als den Pastor Rothe mit seinem Weibchen; und welche liebe, gute Menschen sind es auch! Ich begleitete sie beim Nachhausegehen bis an ihr Haus, und es war mir dabei recht wunderlich, wie die beiden auf ihre dunkle Wohnung hinschritten, über der die freundlichen Sterne blitzten.

Palmsonntag, den 27. März.

Gestern wallfahrtete der Papst barfuß mit vielen Pilgern und seiner Familie nach einigen Kirchen. Heute ist ebenfalls große Prozession gewesen, aber ich hatte keine Lust,

hinzugehen. Es ist trübes Wetter. Früh vor der Kirche ging ich noch aufs Campo Vaccino. Die Ulmen werden grün, und über ihnen erheben sich wieder recht schön die braunen Ruinen.

Ostersonntag, den 3. April.

Ein recht ruhig genossener Tag. Früh in der Kirche, wo Rothe ganz herrlich predigte. Thomas hatte uns fünf Personen wieder zu sich gebeten. Ich ging nach der Kirche mit Oehme auf die Passeggiata, wo ich recht an meine Auguste dachte, die heute in Lockwitz bei der Konfirmation ihrer Muhme, der kleinen Henriette, sein wird. Bei Thomas wurde nun ein Osterlämmlein verzehrt, und nachher gingen wir in die Campagna nach der Porta San Lorenzo hinaus. Abends war Kuppelbeleuchtung, aber keine Girandola. Ich bin jetzt sehr schwach auf der Brust, und muß mich deshalb sehr in acht nehmen. Gestern zeichnete ich am Torre del Quinto.

10. April.

Wie herrlich ist es jetzt in meinem Stübchen! Jeden Morgen ist mein erstes, in mein Studium zu gehen, die Glastür zu öffnen und die reine Morgenluft zu trinken; dabei habe ich den reizenden Blick in die Nachbargärten, wo alles blüht und duftet, Mandel- und Pfirsichbäume. Da setze ich mich nun hin, lese in der herrlichen Bibel Davids Psalmen oder den Paulus. Dann kommt der Kaffee, und darauf geht es an die Arbeit. Das Bild ist nun auch ziemlich fertig. Gestern war Schnmachers und Müllers Abschiedsschmaus in der Benvenuto Cellinikneipe; morgen gehen sie fort, auch Rehbenitz, der vierzehn Tage zum Besuch da war, geht wieder nach Perugia zur Marchese Florenzo. Auch ich habe oft rechte Lust heimzuziehen, und gleichwohl würde ich sehr erschrecken, wenn ich nach Hause sollte. Ich warte recht mit Schmerzen auf Briefe.

14. April.

Noch immer warte ich auf Briefe; ich kann kaum arbeiten vor Unruhe, dazu habe ich Brust- und Kopfschmerzen; der nahende, drückende Sommer, mein schlechtes Gemälde, die Sehnsucht nach der Heimat, alles bestürmt mich aufs neue recht gewaltig. Freund Oehme bekam gestern einen großen Pack Briefe, auch einen sehr erfreulichen vom Prinzen Friedrich, welcher ihm gute Aussicht für die Zukunft gibt. Ich möchte herzlich gern mit Oehme zurückreisen. Am Montag reisten Schumacher und Müller ab, in kurzer Zeit gehen auch Mühle, Längerich, dann Wagner, Schwalbe, Wessel, Hempel, Thomas, Oehme, und so die meisten der alten Bekannten. Mir bliebe niemand, als Maydell, wenn ich dableibe. Schnorr hat schon angefangen, in der Villa Massimi den rasenden Roland zu malen; die Landschaft wird wunderschön, und ich freue mich, sie fertig zu sehen.

20. April.

Gestern war ich in der Farnesina und dann in der Kapelle des Fiesole im Vatikan, wo ich auch Stölzels Zeichnung sah. O Fiesole!!

Heute sah ich die Steindrucke von Ferdinand Olivier, Gegenden von Salzburg; außerordentlich schön.

Meine größte Lust und wahre Seligkeit bleibt mir immer in meiner schönen Kunst, obgleich sie mir auch manche harte Stunde macht. Ach, es ist so schön, das nachahmen zu können, was der liebe Gott so schön und herrlich erschaffen hat; aber wenn ich doch erst im Vaterlande wieder wäre, es ist doch ein größerer Lebensgenuß zu Hause, und man empfindet, lebt und gibt es auch schöner in seiner Kunst wieder. Mir geht jetzt ein Werkchen im Kopfe herum, in welchem ich die besten Sachen und Gefühle meiner Wanderung niederlegen könnte. Welche abwechselnden, schönen Natur- und Lebensbilder bieten sich dar! Es könnte einige

Ähnlichkeit mit F. Oliviers Werkchen haben, nur nicht so steif und affektiert gezeichnet. Die Herrlichkeiten des Nordens und des schönen Südens müßten darin entfaltet werden. Das Ganze aber ohne Prätension.

21. April.

Wir haben jetzt seit unterschiedlichen Abenden des Dr. M. Luther „Erklärung des Vaterunser“ vorgenommen, und uns daran höchlich ergötzt und gestärkt. Welche überaus gewaltige Sprache führt doch dieser Glaubensheld! Bei ihm ist die Sprache lebendig, echt aus dem Volke, keine studierte Büchersprache. Er studierte sie auf dem Markt und da, wo das Volk sich austummelte, und nicht in gelehrten Brocken auf der hohen Schule. Von der Tiefe, dem Umfang, dem Leben seiner Sprache will ich gar nicht reden.

Ich denke jetzt manchmal daran, wie ich, wenn ich daheim sein werde, mir so unterschiedliche hübsche Antiquitäten anzuschaffen Lust habe. So zuerst eine alte Bibel, dann einige alte Holzschnitte und Kupferstiche von Albrecht Dürer, hernach alte Chroniken, den Teuerdank und ähnliche Geschichten; auch einige alte Waffen, wie Helm und Schwert, möchte ich haben und eine schöne Harfe, daneben das Psalmenbuch. Es ist kein leerer Wahn, und hat einen tiefen, vielleicht doppelten Grund, daß wir alle eine verlorene, schöne Zeit beklagen und uns nach ihr zurücksehnen. Es war sonst wirklich besser. Es war etwas Ganzes, jetzt aber ist alles Stückwerk und alles Mode.

Sonntag, den 24. April.

Gestern abend war Wagners Abschiedsschmaus. Ich und Oehme gingen vorher miteinander in ein Kneipchen vor der Porta del Popolo nach der Villa Borghese zu, wo wir unter den grünen Hollunderbüschen, beim Gläschen Weine sitzend, den schönen Abend verplauderten. Es ist wahrlich ein recht wichtiger Schritt im Leben, wenn man

gleichsam von der hohen Schule in Rom nun zurückkehrt; wie ganz anders gestaltet sich da das Leben! Wir alle drei haben recht reizende Aussichten für die Zukunft; wie werden sie nun in Erfüllung gehen? Felsenfestes, anhaltendes Vertrauen auf unsern lieben Herrgott, das ist das Sicherste und Beste. Er weiß ja am besten, was uns not ist, und macht allen Menschenwitz und Pläne zunicht' und schande. Wir ließen nochmals unsere Gläser klingen und tranken auf das Wohlsein unserer Mädchen und vor allem unseres lieben Vaterlandes.

Sonntag, den 19. Juni.

Letzter Tag mit unserem guten Thomas zusammen. Abends mit Oehme, Faber, Maydell, Thomas und Rothe auf Papa Giulio.

20. Juni.

Wir begleiteten früh Thomas bis Ponte Molle, wo wir Abschied nahmen, und das war der erste, der mich recht sehr schmerzte; aber wie ganz anders verläßt man einen Freund, von dem man weiß, er hat seinen Gott zum Reisegefährten, als einen anderen, der ihn nicht hat, weil er ihn nicht kennt. Wie ein Schiff ohne Steuer, ohne Kompaß und Segel übergibt man ihn den unsicheren Wellen und Winden. Spät des Abends ging ich noch mit Oehme auf Trinità de' Monti herum und wir be- und versprachen vieles.

21. Juni.

Ich bin seit einiger Zeit sehr unwohl und fast immer schwermütig. Aus der Heimat bekomme ich keine Nachrichten, und die letzten vom Vater sind schlecht.

25. Juni.

Sonnabend, gegen Mitternacht, da wir von Flor kamen, nahm ich Abschied von meinem lieben Oehme; das tut mir am wehesten; ich bin nun recht traurig und kann mich nicht erholen. O, hätte ich mit ihm meinem lieben Vaterlande

entgegeneilen können, wie froh wäre ich; das muß mich immer schmerzen; denn hier wird mir nicht wohl. Reise mit Gott!

26. Juni.

Morgens fuhr ich mit Maydell, Flor und Schwalbe nach dem Gebirge; wir kamen aber diesen Tag nur bis Genazzano; ich war sehr unwohl und trübe.

7. Juli, mittags in Civitella.

Am 30. verließen uns Flor und Schwalbe, und nun waren wir endlich allein!

Civitella.

Viele beklagen sich über das in jetziger Zeit so üblich gewordene Vermischen in Künsten und Wissenschaften. Der Maler wolle in seinen Bildern singen und dichten, der Dichter dagegen malen usw. Unverständige mögen das vielleicht unverständig brauchen, aber die Meinung, richtig genommen, ist vortrefflich und das einzige Mittel, Kunst und Wissenschaft auf ihre Höhe zu stellen, wo sie allein hingehören und allein wirken können. In dem letzten Jahrhundert wurden alle Zweige der Kunst und Wissenschaft so ganz voneinander getrennt und so aus allem Bezug und Verhältnis zum Leben gerissen, und als ein für sich und durch sich selbst bestehendes Ganzes angesehen, daß wohl mancher gescheite Mann nicht mehr wußte, was er aus der Kunst eigentlich machen solle, und diese selbst alles innere Leben verlor, weil sie keinen Zusammenhang und Bezug zu dem sie umgebenden Leben hatte, nämlich zum Leben des Volkes, welches freilich auch kein eigenes Leben mehr war, weil alle Poesie (wie noch jetzt) daraus verschwunden ist.

Man betrachte nur Bau- und Bildwerke aus dieser Zeit, wie leblos, wie so ganz allein nach der toten Regel sind

dieselben gearbeitet! Vergeblich suchte manches Talent durchzudringen, und konnte sich gleichwohl nicht ganz über sein Zeitalter erheben, und über jenen angelernten akademischen Wust hinausschwingen, um frei die eigene Bahn zu gehen. Der Schüler wurde Nachahmer seines berühmten Lehrers, so pflanzte sich ein Ding fort, welches sie Kunst nannten. Nachahmung war alles, was man beabsichtigte und manchmal erreichte; und so konnten die Deutschen, da sie Nationalität und eigentümliches Volksleben verloren hatten, auf den tollen Einfall geraten, in Nachahmung griechischer Werke, deren Geist und Leben sie doch nicht erkannten, sonst hätten sie das eigene erkannt, ihr höchstes Ziel zu finden.

Es kann keiner den Homer verstehen, der nicht von den Herrlichkeiten seiner eigenen vaterländischen Natur und Geschichte recht herzinniglich durchdrungen ist, und wer das ist, dem wird gewiß niemals einfallen, sein Vaterland zu gräzisieren, oder die Gegenstände seiner Darstellungen aus einem so ganz von dem seinigen verschiedenen Lande herzunehmen, wobei er nur aus der staubigen Bücherquelle und nicht zugleich vom frischen Born des Lebens schöpfen kann. Die Zeiten des Mittelalters hielt man für ganz roh und barbarisch, und doch beschämen uns ihre Geschichte, ihre Bau-, Schrift-, Musik- und Bilderwerke. Alles ist durchdrungen von dem herrlichsten poetischen Leben, alles macht ein großartiges, vollendetes Ganze. Man sehe nur so einen riesenhaften Christendom an, wie herrlich er, wie ein himmlischer Baum emporwächst, und wie die schlanken Säulenstengel, Knospen und Laubwerk uns hinaufziehen, und dagegen eine ganze Heiligenwelt zu uns herabgekommen zu sein scheint, am Portal uns begrüßt und inwendig an den Gräbern unserer in Frieden ruhenden Voreltern tröstlich uns anschaut; wie ein tiefes, heiliges Licht durch die verklärten Farben der hohen, bunten Fenster hereinbricht, kurz,

alles vereint auf uns einwirkt, uns zu erheben und unsere am Werktage abgestumpften Sinne aufzuwecken und hinaufzuziehen zum Allmächtigen. Da ist Leben drin, und eine ganz andere Grundregel, als in jenen modernen, halb griechisch, halb chinesisch ausgeführten Gotteshäusern, wo bloß eine einförmige Symmetrie, kahle Wände und sinnlose Zieraten zu sehen sind, und der Hauptzweck der zu sein scheint, viele Menschen vor Regen zu schützen. Und so steht es auch mit den neuen Malereien, welche zur bloßen mechanischen Pinselfertigkeit ausarteten. Leben, Kunst und Wissenschaft waren vormals innig verbunden, und zwar durch den Glauben. Die Kirche war das große, schöne Band, wo sich alles sammelte und sich alle wiederfanden.

Wie unpoetisch ist unsere Zeit, wie ganz arm an großem Stoff; das fühlen auch alle, daher das Klagen über schlechte Zeit, Lebensüberdruß und das Zurück- und Vorwärtsblicken. Wir sind in der Morgendämmerung. Viele wünschen sich die balsamische Nacht mit ihren schönen Sternen zurück, andere sehnen sich vorwärts zum goldenen Tage. Aus dieser Stimmung mag wohl auch der Künstler Nutzen schöpfen. Er ist genötigt, entweder das frische, herrliche Leben der romantischen Vorzeit zu erfassen, oder er schließt sich eng an die Offenbarung, die uns vorwärts das schöne erhabene Ziel weist. Beides vereinigt ist wohl das höchste für unsere Zeit.

16. Juli.

Mein immerwährendes und vergebliches Bemühen, in der Landschaft meine besten und höchsten Gefühle aussprechen zu können, was doch der Zweck der Kunst ist, hat endlich einen Ausweg gefunden. Muß ich denn nun gerade Landschaftsmaler sein? Warum nicht schlechtweg Maler? Dann male ich alles, wozu mich der Geist treibt. Das war auch Fohrs Streben, und E. Dietrich verband mit wenig höherer Einsicht zwei Fächer, die eben gar nicht getrennt

sein sollten, und deren beider Untergang es war, daß man sie trennte. Das Technische der Landschaft habe ich nun so weit in der Gewalt, daß ich mich frei bewegen kann; nun ist es mein eifriges Bestreben, auch in den menschlichen Figuren es dahin zu bringen; dann habe ich Spielraum und gewonnen Spiel. Fürs erste will ich mich in das romantische Gebiet wagen, wo Natur und Mensch zu gleichen Teilen herrschen, eines dem anderen Bedeutung und Interesse gibt, und später, will's Gott, wage ich mich auch weiter in ein heiliges, großes Gebiet; dazu gebe Gott mir seine Gnade und Gedeihen, dann ist mein ganzes Leben und Beruf Umgang mit Gott und seinen Werken.

20. Juli.

Nicht dann blühte die Kunst am herrlichsten, wenn sich das Leben des Volkes am herrlichsten und frischesten bewegte, sondern immer nachher, wenn das Volk schon im Sinken war.

Homer sang lange nach den Trojanischen Kriegen; der Griechen Kunst blühte am höchsten, als ihre tatenreiche Zeit schon abnahm. Dante und Giotto lebten, als das große Leben Italiens verschwunden war und die großen Kämpfe sich in innere Zwistigkeiten und bürgerliche Zwietracht aufgelöst hatten. Da zogen sich die großen Geister (da die Zeit des äußeren Handelns und der öffentlichen Tat vorüber war) in das abgeschlossene, heilige Gebiet der Kunst und Wissenschaft zurück.

Kunst und Poesie soll für die Modewelt nichts anderes sein, als ein angenehmeres Reiz- und Aufmunterungsmittel für langweilige Stunden. Daher überall die grellen Lichter, die extremsten und zerbrochensten Darstellungen und die ganz seichte Komposition. Das einzelne oft reizend, von blendender Schönheit, das Ganze ohne Zusammenhang, die Anordnung locker, Gedanken schwach und flach.

Meines Erachtens soll die Kunst nur unsere schönsten, reinsten Stunden füllen, uns aus der farblosen Wirklichkeit in das bunte Reich der Phantasie versetzen, wo der trübe Flor von den Erscheinungen genommen ist und das ganze Leben sich rein und groß zeigt, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwärtiges umschließend. Sie soll den Staub und Schmutz, die Kruste, die sich sobald im Leben um Herz und Gemüt legt, abnehmen und uns mit einem freien, reinen und großen Blick entlassen.

Kunst und Wissenschaft sind eigentlich ein Heimweh, und der Punkt, in welchem alle Teile von Kunst und Wissenschaft zusammentreffen werden, ist die Grenze des Vaterlandes. Man ist jetzt so weit gekommen, daß manche wohl schon den Vereinigungspunkt sehen mögen. Manche sind auch wohl schon in der Heimat, viele gehen noch ganz in der Irre.

Die meisten von denen, die schon die Grenze des Vaterlandes betreten, haben ihr Bündlein an der Grenze liegen lassen, um desto schneller den hohen Zinnen zueilen zu können.

Maydell fragte G. H. Schubert, wie es käme, daß die Naturforscher so oft von der Offenbarung abwichen. „O," sagte Schubert, „wir mit unserem bißchen Naturkunde schwimmen auf einem Strom in einem engen Tale, welcher bald nach Norden, bald nach Süden läuft und sich so ewig fortwindet, und einer schreit: ‚Nach Süden geht der Lauf!' ein anderer: ‚Nach Norden!' wie sie es gerade vor sich haben, indes die Offenbarung hoch oben einherfliegt und, den Lauf des Stromes mit einem Blick übersehend, uns zuruft: ‚Er geht nach Osten!'"

Freitag, den 19. August.

Abends auf dem Sasso; dort las ich das Kapitel über die Nachfolge Jesu und das andere über dessen Liebe zu

den Menschen. Wie wohl mir da war, kann ich nicht schreiben. Alles löste sich auf, und ich sah rein und klar. Ein Strahl der Abendsonne fiel durch die bläulichen Kalkfelsen auf die gelben Grashalme; der Rocca di Mezzo, Canterano, St. Stefano lagen so herrlich vergoldet in der grünen Tiefe. Falken flogen über den Kastanienwald, Schwalben schossen pfeilschnell durch den bunten Abendhimmel. Das schöngeformte braune Gebirge, mit den einzelnen roten Sonnenblicken, besonders an der Cervara, war herrlich zu schauen, und über all das Land flossen die stillen goldenen und blauen Abendwolken hin, in den wunderbarsten Gestalten und Farben. Ja, wie schön muß der sein, der dies alles so schön gemacht hat, da die ganze Natur doch nur ein schwacher irdischer Abglanz von der Herrlichkeit des Schöpfers ist. Wie schön wird der neue Himmel und die neue Erde sein, die uns der Herr schon bereitet!

Warum die wunderbare Liebe des Menschen zu seinem Vaterlande, warum das Heimweh in der Fremde? Ist es denn nicht wirklich ein Vorbild unseres ewigen Vaterlandes? Und das Streben der Menschen nach Ruhe, Glückseligkeit, der Durst nach Wissenschaften, um durch dieselben über sich und die Welt ins klare zu kommen, ist es denn nicht das *ewige* Heimweh, womit sich die Menschen schon seit Jahrtausenden herumplagen? Die Heilige Schrift gibt über alles das gewissen Aufschluß, denn jedes Wort ist von unendlicher Bedeutung, und das ewige Wort wird sie uns erst noch besser verstehen lehren.

20. August.

Der Gedanke und die Gewißheit der Heimreise im kommenden Frühjahr machen mich unaussprechlich froh und heiter; wie will ich noch das letzte Jahr meiner Abwesenheit von der Heimat genießen und benutzen; denn, wenn der Herbst seinen melancholischen Mantel umnimmt, der kalte

Wind über die kahlen Berge bläst und die letzten dürren Blätter von den Bäumen jagt, dann stehe ich wohl auf einer Anhöhe, das Ränzchen auf den Schultern, und schaue in das schöne Elbtal hinab, erblicke die Turmspitzen der geliebten Vaterstadt, eile hinab und drücke alle die Geliebten an die Brust, nach denen ich mich so lange gesehnt habe. Ein neuer Lebensabschnitt geht an, ein ernster und wichtiger, und ich habe alle Ursache, meine Kräfte jetzt noch auszubilden, um ruhig auftreten zu können. Nun, jetzt wird es auch gehen, denn ich habe den Heiland zu meinem Lehrmeister gewonnen; wohl dem, der ihm vertraut!

27. August.

Seit gestern bin ich wieder sehr krank. Werde ich aus Italien kommen? Ich sehe immer mehr, wie ich in der Kunst ganz und gar auf meine alten Prinzipien zurückkomme. Wie in so vielen Dingen, muß man sich auch hier durch eine lange Schule hindurchschlagen, um gereinigt und geläutert zur alten Einfalt wieder zu gelangen. Diese Schule, dies angelernte Wesen in meinen jetzigen Bildern stört mich immer. Ich wünschte, ich wäre imstande, die Natur mit einem recht einfältigen, frommen Kindersinn zu erfassen und sie ebenso anspruchslos und einfach, wie ein liebevolles Spiel, darzustellen und zu behandeln. Ich habe bei so vielen Künstlern gesehen, wie ihre ersten Versuche, die mehr Spiele ihrer Neigungen waren, bei weitem mehr inneres Leben und eigentümlichen Geist zu erkennen gaben, als nachher, da sie die Sache mit Ernst betrieben und völlig erlernten und studierten. So war es auch mit Wagner und Oehme.

Maydell sagte, daß dies in den Wissenschaften oft der nämliche Fall sei. Man könne es sich so vorstellen: „Einer, der nach einem großen Schloß geht, sieht es in der Entfernung vollständig vor sich und kann sich vom Ganzen

einen deutlichen Begriff machen; wenn er nun aber ins Schloß hineinkommt und in den vielen Gängen und Gemächern immer nur das einzelne sieht, entschwindet ihm das Ganze. Wenn er aber das Schloß wieder verläßt und auf dem nämlichen Punkte steht, wo er es zum ersten Male in der Ferne erblickte, da hat er es wieder ganz, und weil er jetzt auch den innern Bau, die Höfe, Gemächer und Irrgänge drinnen kennt, so wird er nun eine recht vollkommene Idee und Kenntnis des ganzen Schlosses haben."

2. September.

Es ist fast immer bös Wetter und ich kann nicht hinaus, und habe auch hier nichts Sonderliches vor. Ich habe angefangen, eine Landschaft zum Tobias zu zeichnen, welche ich im Winter, will's Gott, zu malen gedenke. Indem ich heute das Buch Tobiä durchlas, fiel mir besonders auf, wie die Geschichte so ganz auf meine jetzige Lage paßt.

15. September.

Aus dem Brief an Bruder Willibald:

Für den kommenden Winter habe ich auch schon ziemlich ein Bild herausphantasiert und Studien dazu gesammelt. Da ich nämlich immer mit sehnsüchtigem Herzen an kommende Ostern denke, wo ich dem lieben Vaterlande entgegeneilen werde, und mich folglich diesen Winter immer die Reiselust zwicken wird, so bin ich gesonnen, den jungen Tobias mit seinem Engel zu malen, wie er mit der Arznei in der Tasche für seinen blinden Vater nach Hause zieht. Es soll ein Herbstmorgen werden mit schönen, blauen Bergen; in der Ferne auf einem hohen, schattigen Fels liegt das alte Schloß Olevano, in der weiten Campagna schwimmen die silbernen Morgennebel herum, und dann zieht sich die Straße aus dem Tale herauf in den Vorgrund, wo der junge Tobias (non io) mit dem schönen Engel einher-

gewandert kommt. Im Mittelgrund liegt ein Häuschen unter Obstbäumen, wo ich so alles anbringen will, was man sich in einem Hüttchen wünscht, in welchem man mit Weib und Kind ein ruhiges Leben führen möchte. Überhaupt will ich die Landschaft recht reich und reiselustig halten, daß den Leuten dabei das Herz aufgeht, und die, welche gereist sind, die Arme in die Seite stemmen, mit der Zunge schnalzen und rufen: „Ja, das Reisen, das Reisen, ihr Herren, ist eine herrliche Sache, ich bin auch einmal auf Reisen gewesen.“ Und ich, der Maler, denke: Geleite mich auch, Gottes lieber, heiliger Engel, führe mich so gesund und frisch ins Vaterhaus, wie den jungen Tobias, gib mir Arznei für den guten Vater und führe mich auch zur lieben Braut, wie diesen zu Sara, Raguels Tochter! Siehst Du, lieber Bruder, so schmückt die Kunst das Leben; sie ist unsere Begleiterin auf allen unsern Wegen, in Lust und Leid. Bei ihr will ich gern arm bleiben, Kartoffeln mit Salz und Brot essen. Laß die Leute in der Welt sich hudeln, laß andere berühmte Modekünstler um die Großen herumkriechen und schmeicheln, sie werden ihres Gutes nicht froh dabei. Die Kunst ist ein Ausfluß des Edelsten und Besten unseres Innern. Das müssen wir pflegen; unsere Seele muß rein werden, und muß erhaben werden, indem sie sich demütigt. Wir müssen etwas vernommen haben von der Sprache des Geistes, wir müssen unser himmlisches Bürgertum erkannt haben, dann wird der Künstler still und mild, wie ein freundlich verheißender Stern, in das dunkle Lebensbild hineinleuchten, gern gesehen, weil er freundlich spendet, und wenn auch arm bleiben, aber doch selig sein in einer einfältigen, klaren Seele, und einst heimgehen in das wahre ewige Vaterland.

24. September.

Die Zeit unseres Aufenthaltes hier geht nun zu Ende, und ich freue mich recht sehr auf Rom, um bald mein Bild

anfangen zu können. Wenn ich es doch recht verstände, in den individuellen Charakter eines jeden Gegenstandes (in der Landschaft einer jeden Gegend überhaupt, und jedes einzelnen Felsens, Baumes, jeder Pflanze, Wolke usw.) einzugehen und ihn herauszubringen, so daß jedes Ding sein eigentümliches Leben und Regen offenbart! Aber das ist das Schwerste.

Solange man nicht selbst klar in sich geworden ist, nicht bestimmt weiß, was man will, und wie das auszuführen ist, wird man auch nicht fortschreiten, sondern nur schwanken und irren.

Deutschland! Das Wort mit allen seinen großen Erwartungen war es, welches vor zehn bis zwölf Jahren Kunst und Wissenschaft emporhob. Der Geist des Volkes rauschte auf wie eine Welle. Die Erwartungen des deutschen Volkes wurden von den Fürsten nicht erfüllt, die schöne Welle brandete und verlor sich. Wo ist denn jetzt das schöne begeisterte Treiben hin? Alles verloren und verschwunden. Die Männer, die jetzt noch dastehen, sind der Kunst müde, sie sehen, daß sie nun in solchen Verhältnissen doch nicht durchdringen, nicht das werden kann, was sie werden sollte. Ein zeitiger Frühling! Frost kam in die tausend herrlichen Knospen, sie fielen ab, und nun ist's vorbei. O, was hätte aus Deutschland werden können, hätte alles seinen freien Gang gehen können. Selbst die großen Künstler, welche noch alle leben, sind ganz unvermerkt von ihrem eigentlichen Streben abgekommen. Sie sind nicht deutsch, streben auch nicht mehr danach, sondern ahmen nur die alten Italiener nach; aber daß sie nicht aus dem Leben, nicht aus sich selbst schöpfen können, bringt eine gewisse Müdigkeit hervor, die man fast bei ihnen allen spüren kann. Wie anders hätten sie sich entfalten können, wie weit größer noch werden!

25. September.

Diesen Winter will ich noch recht fleißig zubringen, vor allen Dingen Figuren zeichnen und Anatomie studieren. Dann will ich aber trachten, den romantischen Stil herauszufinden und für mein Schaffen sicher zu stellen; ich muß daher mancherlei Zeichnungen zur Probe machen. Ein jeder Künstler, wenn er am mächtigsten wirken will, müßte sich so lokal als möglich machen, und nicht nur seine Kunst im ganzen an das Leben und den Geist seines Vaterlandes, seiner Nation anschließen, sondern auch an den seiner allernächsten Umgebungen.

Ich kann zu Hause nicht nur kleine Bilder aus den Umgebungen Dresdens auffassen, sondern habe auch herrlichen romantischen Stoff um Meißen und die alten Schlösser, Städte und Bergwerke im Erzgebirge; dann die von allen gekannte Sächsische Schweiz, die reiche Ausbeute nicht nur aus vergangener, sondern auch gegenwärtiger Zeit enthält.

Maydell hat mich konterfeit und sehr wohl getroffen. Im Gesicht liegt Güte, Streben nach etwas Gutem, zugleich Schwäche und Mißtrauen.

26. September.

Mir ist gar wunderlich zumute; ich freue mich sehr auf die baldige Beziehung der Winterquartiere in Rom, wohin Maydell morgen abgeht, um Logis zu mieten. Unaussprechlich wohl ist mir, und tausendfaches Leben in allen Adern. Diesen Monat werde ich zweiundzwanzig Jahre alt; die schönsten Jahre kommen; o wie will ich studieren, lernen und etwas Tüchtiges in diesem Jahre leisten, wenn der liebe Gott Gesundheit gibt.

5. Oktober.

Am Montag ging ich mit Maydell über Rocca S. Stefano nach Rocca Canterano: von da hinab nach Austa und dann die Cervara hinaufgeklettert. Kostüme. Schöne ernste Mäd-

chengesichter. Wilde romantische Lage. Über Nacht beim Arzt in Austa. Am Dienstag früh ging Maydell nach Tivoli, ich nach Subiaco und abends wegen schlechtem Wetter nach Civitella zurück.

Rom.

19. Oktober.

Über Genazzano nach Rom zurückgekehrt; ich bewohne Oehmes alte Wohnung.

Man sollte wirklich auf die gewöhnlichen Volkskalender mehr Fleiß verwenden, und ich habe wohl Lust, noch künftig die Kupfer dazu zu machen, wenn sich nur ein Gleichgesinnter für die Wahl des Textes fände; man könnte viel Gutes damit stiften. Gerade in solchen geringen und niedrigen Dingen liegt oft viel Segen.

30. Oktober.

Gestern abend zum zweiten Male bei Schnorr; ich sah Zeichnungen von Fohr, Horny und Steinzeichnungen von F. Olivier; welchen Sturm erregen solche Sachen in mir! O, wie weit bin ich noch zurück; hätte ich nur etwas Gutes gemacht! Mein Bild ist aufgezeichnet und morgen wird's untermalt.

Stunden geben, Neujahrswünsche stechen, Kalenderplatten kratzen, was sind das für niedrige, verschmähte Dinge für einen Künstler, aber wieviel Gutes, Wirksames, Schönes könnte man dadurch stiften, wenn diese Dinge mit dem rechten Geist und der echten Liebe ausgeführt würden! In solchen niederen, verschmähten und verachteten Dingen liegt großer Gottessegen. Ein Neujahrswunsch auf Stein gezeichnet von Olivier führte mich darauf. Welch tiefes, feuriges Gemüt muß dieser F. Olivier haben, sieht man

es doch schon aus seinen Landschaften und Figuren. Aber die trostlose, tote Zeit hat die köstliche Pflanze verachtet, und nun kann sie doch nicht so frei die Blätter entfalten und die weiten Äste ausbreiten.

4. November.

Unsere Sonnabendzusammenkunft bei Schnorr ist mir von großem Nutzen; ich lerne immer tiefer in die Herrlichkeiten der Kunst hineinblicken, und sehe zugleich, wie ich noch so schrecklich arm und leer dastehe. Nach Dresden zu gehen, empfinde ich eine recht tiefe, innerliche Scheu; das Kunstleben zeigt sich dort von einer jämmerlichen Seite, und hier ist's so schön.

Schnorr sagte neulich: Man müsse die alten deutschen Meister als einen herrlichen, abgeschlossenen Kreis für sich stehen lassen; doch das Höchste, die Idee in den reinsten, natürlichsten (naturgemäßen) Formen auszusprechen, habe nur Raffael erreicht, und das müsse einzig auch unser Bestreben sein.

11. November.

Da ich den Abend vorher, als ich von Bunsen kam, gesehen, daß reiner Sternenhimmel und Tramontane war, brach ich allein am andern Morgen schnell auf und ging nach Ariccia über Castel Gandolfo. Es war herrlich und ich schmauchte ein Pfeifchen ums andere, ging durch prächtige Alleen am Albaner See und sah nachmittags den See von Nemi. Nacht in Ariccia.

12. November.

In Nemi; durch den herbstlichen Wald nach Rocca di Papa und Campo d'Annibale. Graue Höhen von Tusculum, darüber die beschneiten Gipfel der Sabinerberge. Grotta Ferrata. Campagna. Abends Volk aus den Abruzzen, welche die Felder bestellten. Wasserleitung. Letztes Pfeifchen.

Am Christtag.

Es war nach langem Regen ein milder, reiner Tag, und ich ging mit Maydell nach Torre del Quinto. Wie reizend lag die Ferne um uns, immer großartiger, immer mächtiger erscheint mir das römische Land.

Dresden 1826.

9. Dezember.

Früh den bösen Säemann und Gegend bei Ostia gezeichnet und koloriert.

Ich lese Lebensläufe von Hippel.

Woher kommt's, daß man bei unseren Voreltern so viel eigentümliche, originelle Personen fand, während sich jetzt alles zum Allgemeinen, — soll ich sagen erhöht oder verflacht? Jetzt trachten viele Vielerlei zu wissen und nennen's Bildung. Eigentlich weiß ein so Gebildeter gar nichts. Die Alten drangen in die vielleicht scheinbar weniger reiche Umgebung tiefer ein. Sie befreundeten sich mit jedem Gegenstande aufs innigste, und empfanden und genossen auf diese Weise auch seinen vollen, ganzen Wert. Je mehr ein Mensch mit ganzer Seele an gewissen Gegenständen hängt, je liebevoller er sie erfaßt, desto schärfer wird er sein Inneres und Äußeres ausbilden. Eine gewisse Allseitigkeit und Toleranz, welche toleriert, weil sie von keinem Dinge etwas hält, ist Flauheit, ist unmenschliches Wesen; denn der Mensch soll und kann auch nicht Sinne und Leidenschaften ausrotten, sonst hört er auf, Mensch zu heißen, aber wohl soll er sie lenken und regieren. Gott offenbarte sich immer menschlich durch Bilder und Schicksale (Taten). Er offenbarte sich dem Wesen, auf welche nur durch Sinne und Leidenschaften gewirkt werden kann.

Dresden 1827.

11. Februar.

Mir deucht, es könne leicht der Fall sein, daß das Lesen erbaulicher Schriften uns zum Hindernis in der wahren Förderung unseres Seelenheiles gereiche, indem wir unser Wissen und die der praktischen Übung allzuweit voraneilende Erkenntnis für Christentum halten. Das Christentum ist praktisch, beruht auf Selbstkenntnis und auf Kenntnis des geoffenbarten Wortes. Anhaltende Selbstprüfung und Hinblick auf die Barmherzigkeit Christi, immerwährender Kampf mit unserem Eigenwillen und tief versteckten Hochmut, und Förderung des Reiches Gottes in und außer uns, das soll unser anhaltendes Geschäft sein, bei welchem wir uns nicht unnötig mit anderen Dingen zerstreuen und dadurch von dem engen Pfade abwendig machen sollen.

26. April.

Fleißig war ich diesen Tag, aber ohne die gehörige innige Liebe; ich bin immer sehr zerstreut beim Malen, als wäre es Nebenbeschäftigung. Der alte Koch in Rom soll mir das Muster eines sehr fleißigen, mit aller Lust und Liebe arbeitenden Künstlers sein. Er phantasierte sich den ganzen Tag in seinen Gegenstand hinein, und darum wurden seine Bilder, so lebendig, so reich und doch so schnell fertig.

20. August.

Ein neues Leben möchte ich anfangen, fest im Glauben, tätig in der Liebe, tief in der Kunst, arm und einfach im äußeren Leben. Ewige Feindschaft aller Philisterei, diesem lähmenden Laster, welches in tausend Masken sich zeigt, und alles wahren Geistes Erbfeind ist! Denn welchen

der Geist der Wahrheit leitet, der hat nur Großes und Ewiges vor Augen. Nach diesem Maßstabe, im Gefühl eines Erben unsterblicher Güter, betrachtet er auch die kleinen Verhältnisse des Lebens, und gibt ihnen somit nicht mehr Wert, als sie verdienen. Wohl dem, der nicht nötig hat, sich zu schmiegen und zu winden und durch konventionelles Wesen an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. „So Ihr aber Nahrung und Kleidung habet, so lasset Euch genügen.“ Wie vieler Sorgen würden wir entbunden sein, wenn wir nach diesem Spruche lebten. Von Ehren und Würden, von Reichtum und bequemem Leben ist da nicht die Rede, und mehr Sorge als für Nahrung und Kleidung, ist wohl der Leib von Staub nicht wert. Die Zeit benutzen, um den Hauch Gottes in uns zur Flamme zu machen, die auf dem Altar unseres Herzens dem Herrn ein wohlgefällig Opfer ist, — das ist unsere Aufgabe.

Abends. — Ein vaterländisches Werk in radierten Blättern herauszugeben, ist seit lange mein Plan. Wie fang' ich's an? Es kreuzen sich eine Menge von Ideen, aber ich bin noch nicht recht im Klaren. Eins ist mir deutlich, daß ich etwas Tüchtiges hervorbringen muß, um damit meinen Ruf zu gründen.

25. Oktober.

Ach trübselige Philisterei! Verkehrtes Menschentreiben, und auch ich bin immer noch so verkehrt unter den Verkehrten. — Daß man sich doch Augen und Ohren stopfen könnte, um vieles nicht zu sehen und zu hören!

Ich will mir nach Jean Pauls Rat ein weiches, warmes Lerchennestlein in meinen vier Mauern bauen und daraus über das erbärmliche Menschentreiben weg gucken, und nur Kunst und Religion sollen mich oft auf ihren Adlerflügeln hinauftragen zur reinen, lebensquellenden Geistersonne und dann wieder zurück zum Nestchen.

31. Dezember.

Wenn ich die Kunst zur Ehre Gottes gebrauche, fällt alle unnütze, eitle Sorge um Anerkennung weg. Als Petrus mit seinen Genossen zu eigenem Nutzen auf den Fischfang fuhr, fing er nichts, obgleich er die ganze Nacht gearbeitet hatte; da es aber auf des Herrn Befehl geschah, hatte er das ganze Netz voll. — Laß dich's nicht kümmern, daß die Kunst aus ihrem Verhältnis zum Leben getreten ist. Ist Gott mit dir, wer will wider dich sein? Gott ist aber mit dir, wenn du bei Ihm bleibst. Die Gegenstände, die du wählst, sollen Bezug auf Höheres, Ewiges haben. Es sollen die bedeutungsvollen, edlen Rätselbilder der Natur treu aufgefaßt und wiedergegeben werden. In deinem Gemüte soll die Natur sich spiegeln können, und das Werk deiner Hände ist dann wieder der Spiegel deines Gemütes für andere. Die Natur schläft. Wenn in deinem Herzen der Schlüssel zu ihr ist, so bist du der Magier, welcher die wider Willen Gebundene befragt und Antwort erhält, und welcher diese Antwort und gelösten Rätsel in Bildern den Befreundeten und geistig Verwandten vorhält, die ihren Sinn verstehen werden.

Meißen 1828.

18. April.

Schon in Rom war es meine Absicht, wenn ich daheim sein würde, die Gegenden meines Vaterlandes vorzüglich zu studieren, weil mir die Natur, wo ich geboren und erzogen bin, wo ich noch lebe, wohl die bekannteste sein muß. Mit ihr stehe ich im innigsten Rapport, sie ist die Weckerin meiner Gefühle und Empfindungen, sie mahnt mich täglich in ihrer Schönheit auf die mannigfaltigste Weise, mein Herz zu Dem zu erheben, welcher der Ursprung

alles Lebens ist. Wenn meine Bilder eine Quelle stets neuer, lebendiger Anschauungen, aus dem frischen Born der Gegenwart geschöpft, und nicht allein sehnsüchtige, aber immer unbestimmter werdende Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit sein sollen, so muß ich unstreitig bei meinen nächsten Umgebungen stehen bleiben, und wenn in meinen heimatlichen Gegenden auch nicht jene großartigen Umrisse, jenes zaubervolle Kolorit, jene gewaltigen Bergformen sind, wie im Süden, so ist Gott doch auch hier so mächtig geoffenbart, wie dort, und oft tritt seine Vaterliebe am Kleinen, Geringscheinenden gewaltiger hervor, als im Räumlich-Großen und Irdisch-Prächtigen. Und welch ein reiches Feld bietet sich hier dar: Freud und Leid des Volkes, verschiedene Lebensart und Gewerbe, wie große Mannigfaltigkeit in der Sprache der Jahreszeiten, mit und ohne Volksstaffage. Aber auch, wenn ich die Geschichte meiner Vorfahren durchblättere und dann den klassischen Boden meines lieben Sachsenlandes darstelle, oder mich in jene Zeiten zurückversetze und jene Alten selbst wieder auftreten lasse, wie bedeutend und einflußreich können dann die schwachen Arbeiten werden!

Nun ist mir das sächsische Hochland oder Erzgebirge vorzüglich wert, teils durch seinen eigentümlichen Charakter, vorzüglich durch den frommen, tüchtigen Geist des Volkes, das dort lebt. Leicht kann ich ja jährlich ein und mehrmal Ausflüge dahin machen und so recht mit jenen Gegenden bekannt und vertraut werden; auch die angrenzenden böhmischen Gebirge geben eine reiche, vortreffliche Ausbeute, und erinnern durch Klöster, Heiligenbilder an der Straße usw., mehr an eine fromme Vorzeit.

Ausgeschlossen bleiben deshalb nicht Tirol und Italien; dann und wann, wenn die Sehnsucht mich ergreift und ein Bild von daher recht lebhaft in meinem Innern aufsteigt, soll es auf die Leinwand gebracht werden.

8. Juli.

Oft ist jetzt wieder ein Zweifel in mir gegen alles Kunststreben aufgetreten. Was nützt am Ende auch alle Kunst? Führt sie uns nicht vom Besseren, von der Wahrheit gar zu oft ab? Ist sie nicht eine Dienerin der Sinnlichkeit? Kann sie uns Übersinnliches geben, und können wir als Künstler auch unserem Herrn nachfolgen?

Aufs erste zu antworten: Alle von Gott geoffenbarte Wahrheit kann uns nur bildlich gegeben werden, weil wir sinnliche Geschöpfe sind. Auch ist die Sprache der Bilder (in Poesie, Philosophie und Kunst) dem Herzen viel zugänglicher als die trockene abstrakte Wahrheit. Die erhabensten Prophezeiungen, Psalmen und Sprüche geschehen in bildlicher Redeweise, der ganze jüdische Gottesdienst war Bild; in ihm lag die Wahrheit eingewickelt wie Christkindlein in den Windeln, und wie Hamann sagt: „Poesie war eher als Prosa, Dialektik eher als Sophistik; Musik vor der Deklamation usw." Die Wahrheit in Natur- oder Sachbildern ausgedrückt, ist die wahre Sprache für das menschliche Gemüt. So also auch hat die Kunst, sobald sie sich an das Heilige und Höchste anschließt, sobald sie Dienerin des Glaubens wird, ein herrliches Feld vor sich. „Die Weissagung aber sei dem Glauben ähnlich" — und die Poesie (Kunst) ist eine natürliche Art der Weissagung.

Fürs zweite: Was war die Hauptsumme von Christi öffentlichem Leben? Der kühne und göttliche Kampf mit dem kleinlichen Formelwesen der Pharisäer und Sadduzäer, mit der Trägheit des Geistes unterm Volk, mit Aberglauben und Unglauben. Und hat etwas von diesem hohen Beruf nicht auch der wahre Künstler? Ist sein Streben nicht auch Kampf gegen Philisterei und Mode, gegen flaches, leichtsinniges Menschentreiben? „Das sind die wahren Helden unter den Weisen, welche gegen all das, was Torheit ist und für Wahrheit gehalten wird, mit Waffen des Geistes

ihr Leben lang im Kampfe liegen", sagt Hamann, der selbst ein solcher Held war. Es ist nur ein Geist der Wahrheit, obwohl unter verschiedenen Gestalten, und wahrlich, es ist ein hoher Beruf und eines guten Kampfes wert, die herrlichsten Quellen des menschlichen Geistes reinigen zu helfen vom Schlamm geistloser Arbeit und in ihren rechten Kanal zu leiten, welcher seinen Ausfluß in jenem Meere hat, dessen Wellen, von der Liebe Gottes bewegt, schwellen und fluten — der Religion. Du selbst aber reinige dich täglich, damit der Quell deines Gemütes lauter fließe, und vergiß über jenem äußeren Berufe nie deinen viel größeren und wichtigeren inneren, durch Selbstverleugnung und Vernichtung deines bösen natürlichen Menschen dem Herrn nachzufolgen.

10. Juli.

Mein Bestreben, die Kunst oder vielmehr die Landschaftsmalerei mit meinem inneren Leben, mit dem Christentum in Übereinstimmung zu bringen, wird jetzt immer lebhafter und war auch heute mein Dichten und Trachten.

Die Schuld mag an mir liegen, wenn ich mehr in der Landschaft aussprechen will, als es ihre Grenzen erlauben; Allegorie in Naturbildern hat mir etwas Gezwungenes und Widerstrebendes, und ohne dieselbe scheinen sie mir zu undeutlich. Naturbilder sind herrliche Choralmelodien, von welchen wir den Text wohl ahnen, aber nur jene erhabenen Klänge, welche unser Innerstes aufregen, wirklich verstehen und empfinden. Die Landschaftsmalerei vermag, wie die Musik, nur allgemeine Gefühle auszudrücken, aber keine Gedanken deutlich auszusprechen. Das kommt daher, weil wir den Schlüssel zur Natursprache selbst verloren haben und aus der großen Naturharmonie herausgetreten sind, deshalb sind ja auch die meisten Empfindungen, welche Naturbetrachtung in uns erregt, wehmütiger und sehnsüchtiger Art. Wir fühlen unsere alte, aber seit Jahrtausenden

getrennte Verwandtschaft mit ihr; sie mahnt uns ernst und geheimnisvoll an unseren Abfall, klagt mit traurigen Stimmen ihre Knechtschaft, der wir sie unterworfen, zeigt uns aber auch tausendfach die Liebe Gottes, einen verlorenen und wieder zu gewinnenden ewigen Paradiesesfrühling, zeigt uns stets, daß wir hier gleich den Erzvätern Fremdlinge und Pilgrime sind und nach einer besseren Heimat wandern. Besonders haben die Jahres- und Tageszeiten eine bedeutsame symbolische Sprache. Diese muß ich in jeder schönen Landschaft oft nur durch Farbe und Beleuchtung reden zu lassen trachten; es soll und kann nicht immer ein klarer Gedanke, aber immer eine mächtig anregende Empfindung ausgedrückt werden, welche, natürlich immer edler Art, uns über die Erde hinweghebt und uns einen ewigen Frühling ahnen läßt. Die Natur redet eine ebenso mächtige, aber auch ebenso geheimnisvolle Sprache als unser Gewissen, beide sind Stimmen des Predigers in der Wüste. Alle Kunst und Wissenschaft sind Steine zum Aufbau der großen allgemeinen Kirche Gottes, welche die ganze Welt ist. Die Weltgeschichte steht unter Gottes Leitung. Der menschliche Geist soll in allen seinen Richtungen sich ausbreiten, und dann zum einigen Quell alles Lebens zurückfließen; unsere Kräfte sollen geheiligt werden, d. h. ihre erreichbare Vollendung in Gott finden.

Meißen 1829.

10. Juni.

Gestern, am dritten Pfingstfeiertag, haben wir einen schönen Spaziergang mit dem Vater, Mutter, Hildegard und Julius gemacht nach der hohen Bank und im Grunde von Gosern zurück durchs Kloster. Schöne Studien aufgefunden; überhaupt brachte mich die wahre, innige Natur-

liebe des Papa, sein ungekünstelter Schönheitssinn für Form, Gruppierung und Farbe der Bäume, Wolken, Pflanzen, Steine und Mauern auf sehr anregende Gedanken über die rechte Art, die Natur als Künstler zu betrachten. Wir sahen herabhängendes Gesträuch, wunderbar kolorierte Wiesengründe in tausendfältig abwechselnden Farben, leichte Bäume, schöne Kräuter und Blumen, Felsstücke mit roten Pechnelken geschmückt, Buchen und Birken von reizender Form und schönen Ästen. Ein reizendes Bild gab der alte Wassertrog und Umgebungen, Staffage von Enten und Kühen. Sehr malerisch gruppiert waren die Schäfer mit dem kurzen Mantelkragen und die reihenweis hinziehenden Schafe. Das Kloster selbst gab ein schönes Bild. Eine Mauer mit geschlossenem Pförtchen und ein steinernes Kreuz darüber.

1. Juli.

Eine Idee, welche mancherlei Vorteil brächte, fiel mir eben bei:

Wenn ich meine Bilder, sobald sie gemalt sind, in kleinem Maßstabe, etwa in Quart, kopiere und dann in Kontur radiere (bei einem zweiten Grundieren zarte Schatten hineinzeichnen), so könnten solche Ansichten später, wenn eine hinlängliche Anzahl, vielleicht ein Dutzend, vorhanden sind, herausgegeben werden und etwas Ähnliches wie Claude-Lorrains „Liber veritatis“ bilden. Aus einigen solcher fortgesetzten Hefte würde das Publikum am besten auf die vielseitigen Auffassungsweisen aufmerksam werden, und überhaupt durch die Verschiedenheit der Tendenzen und die Variationen ein und desselben Themas, den rechten poetischen Gehalt der Bilder am besten erfassen, da eigentlich ein Bild das andere erläutert, und erst die Gesamtheit, oder doch eine hinlänglich große Zahl von Bildern, des Künstlers Bestrebungen, Phantasie und Eigentümlichkeit recht klar macht und dem Publikum zur Anschauung bringt.

Die Blätter müßten nun auch in Wasserfarben leicht

ausgeführt werden, wozu ich die Vorblätter male und die besseren Schüler nach diesen die übrigen kopieren lasse; doch würden die Blätter auch schwarz ausgegeben, weil durch das Kolorieren für viele der Preis zu sehr erhöht werden möchte. Die Unterschriften müßten nicht nur einige den Gegenstand des Bildes bezeichnende Worte geben, sondern auch den Inhaber des Bildes erwähnen; will dieser nun etwa seinen Freunden Abbildung seines Bildes geben, so kann es in mehreren Exemplaren einzeln abgelassen werden.

Meißen 1830.

Gedanken über Landschaftsmalerei.

Die Kunst als Gabe Gottes betrachtet, ist ein Zeichen unseres göttlichen Geschlechts, indem in ihr ein Abbild der Schöpferkraft Gottes gegeben ist. Als ein Mittel der Mitteilung an andere angesehen, ist sie eine Kraft, das Göttliche im Irdischen nachzuweisen, die Natur im Lichte der Gottheit zu zeigen und darzustellen, so daß andere ihr Herz daran erfreuen und in ihr den verborgenen und doch überall nahen Gott erkennen mögen.

Der Künstler ist eine Art Chemiker; er scheidet an den Stoffen das Reine vom Unreinen, damit man das wahre Wesen, den Geist und Charakter eines jeden Dinges erkenne.

Hier ist anzuwenden Pauli Spruch: Dem Reinen ist alles rein. Ein Reiner muß auch der Künstler sein, damit er eben alles um sich her in seiner Reinheit und Wahrheit schauen und darstellen kann.

Der Maler muß alle Dinge in einem höheren Lichte betrachten und bei der Darstellung alle Mittel, wie Farbe, Form, Licht, Schatten, Erfindung und Zusammensetzung, Ausdruck und Harmonie auf das im höheren Lichte gesehene Geistige anwenden.

Das Genie ist der Mensch, der mit durchdringendem, tiefgehendem Adlerblick das Göttliche, das Gute und Schöne in der Natur erblickt und es mit Geist und Geschmack wiederzugeben, darzustellen vermag.

Die poetische Absicht, die Idee eines Gemäldes.

Das Erste, was ein Künstler, nachdem er die nötigste Technik inne hat, unternehmen muß, ist: die besten Werke der größten Meister studieren, d. h. untersuchen, welche Absicht sie bei einem Bilde gehabt und durch welche Mittel sie dieselbe erreicht haben.

Hat der Studierende so die mannigfaltigen Absichten und Darstellungsmittel verschiedener Meister verstehen und würdigen gelernt, so wird er dieselben untereinander vergleichen und sich aus dem gewonnenen Resultat allgemeine Grundregeln, Prinzipien bilden, als Quellen eines neuen Lebens, eines wirksamen Daseins.

Ideale, d. h. höchste sinnliche Schönheit ist nicht Aufgabe der Malerei, sondern der Skulptur; denn diese hat die vollkommensten Mittel dazu in der Hand und ist vermöge ihrer materiellen Beschränktheit schon darauf angewiesen, da sie nur einzelne Figuren ohne Farbe darstellen, die Form hingegen *wirklich* geben kann, nicht nur deren täuschenden Umriß, wie die Malerei.

Die eigentümlichen Mittel aber der Malerei bestehen in der Komposition (der Zusammenstellung vieler Gestalten, Menschen, Landschaft) und in der Farbe. Die Farbe nähert die Malerei der Musik, die Zeichnung (Form) der Plastik und die Komposition der Poesie. In Komposition und Farbe sprechen sich Geist und Gefühl des Künstlers am eigentümlichsten aus. Viele der alten Historienmaler haben einzelne christliche Sinnbilder mit Vorliebe behandelt und durchgeführt; z. B. Raffael die Madonna, Dürer mit tiefem Geist die Kreuzigung, Leonardo da Vinci und seine Schule die Herodias.

Auch der Landschafter kann christlich-symbolische Bilder darstellen; denn die Natur ist ihm eine Offenbarung Gottes, deren Sprache ihm Ähnliches sagt, wie die Heilige Schrift, und die seinem Herzen bald dieses, bald jenes große Wort derselben vorhält. So habe ich schon mehrere dergleichen symbolische Bilder in der Natur gefunden, z. B.:

1. Abendszenen mit verklärten Wolken und im Schatten ruhende Erde, oder glänzende Gebirge mit hochgebauten Städten — das himmlische Jerusalem — der ewige Frühling, der über der Erde schwebt. Mahnung an unsere eigene Verklärung.

2. Herbstbilder. Heimweh nach dem himmlischen Vaterlande. Der verlorene Sohn usw.

3. Ein Halleluja. Große paradiesische Frühlingsaussichten. Morgenschein. Adler, der sich in blauen Morgenlüften, über das grüne Paradies schwebend, wiegt. — Die in all der Herrlichkeit des Abglanzes der ewigen Liebe jubelnde Seele, welche jung wird wie ein Adler.

Könnte man nicht ein historisches Gemälde, ein Gedicht, ja eine Musik auch in eine Landschaft übersetzen?

Jedes echte Kunstwerk geht in allen seinen Teilen auf einen Haupteindruck los. Diesen muß jede Kunstart in ihrer Weise und mit ihren Mitteln mehr oder weniger wiedergeben können. Die Vergleichung von Malern mit Dichtern, z. B. des Tizian mit Ariost, Mantegna mit Dante, beruht auf dieser Voraussetzung.

Eine besondere Art Landschaften würden diejenigen sein, in welchen Figuren, und zwar keine historisch bestimmten, sondern allgemeinen Charakters, die Idee der Landschaft erläutern und dem Bilde seinen eigentümlichen poetischen Gehalt geben, z. B. eine Frühlingsgegend mit dem Bettelknaben, weite blühende Aussicht mit dem Greise.

Diese Figuren aus dem gemeinen Leben dürfen aber bei aller Wahrheit der Ausführung ja nicht ins Niedrige,

Komische fallen, wie in den meisten Genrebildern der Niederländischen Schule, sondern müssen mehr in der Art der ernsten Spanier, z. B. des Murillo, aufgefaßt werden, welcher das menschliche Elend der niedrigen Klassen bedeutend, gleichsam mit tiefem Mitleid anblickt, sich aber nicht zu ihm gesellt und nicht gemein mit dem Gemeinen tut.

Das Bedeutsame ist überhaupt Aufgabe der höheren Malerei, und muß es auch in der Landschaftsmalerei sein. Denn sonst bleibt ihr nichts übrig als die gemeine Nachahmung des Wirklichen, und in Überwindung technischer Schwierigkeiten bestände ihr ganzes Verdienst.

Landschaften, welche nichts weiter, als eine schöne Gegend aus der Natur, aus irgendeinem fremden Lande, oder eine merkwürdige Gegend des Vaterlandes darstellen, also prospektartige Bilder, gehören eigentlich nicht unter die Kunstwerke, sondern nehmen den Rang einer Reisebeschreibung ein.

Wohl muß man auch bei Landschaftsgemälden das Naturgefühl vom Kunstgefühl unterscheiden; bei so vielen Landschaften des in seiner Art einzigen Claude Lorrain herrscht ersteres allein vor, und darum wird er ja immer von der Natur noch unendlich übertroffen. Eine andere, mehr symbolische Tendenz haben die Landschaften des Tizian, Nic. Poussin, Ruisdael, Everdingen, Friedrich, Koch (obgleich dieser fast zu plastisch ist), Fohr.

Gegenstand, Form, Farbe, Figuren, Blumen, Stillleben müssen alle innigst auf die eine Absicht des Künstlers hinwirken, und daß dabei die strengen Regeln der Natürlichkeit, welche bloß das Täuschende zum Endzweck haben, den höheren Anforderungen weichen müssen, zeigen schon Tizian, Everdingen und Friedrich in ihrem Kolorit, das oft sehr unnatürlich, aber höchst bezeichnend und poetisch, oder vielmehr symbolisch gewählt ist.

Eine Symbolik der Farben ist nichts Künstliches oder spitzfindig Erdachtes; ein jeder Mensch fühlt sie unwillkürlich. Z. B. daß das Braungolden und Violett des Herbstes eine wehmütige Stimmung, das Hellgoldige und sanft Blaue des Morgens eine süße, sanfte Heiterkeit hervorruft, empfindet ein jeder, der auch noch nicht über die wunderbare geheime, aber tief ergreifende Musik der Farbentöne nachgedacht hat.

Je einfacher, je weniger kompliziert und überhäuft ein Landschaftsbild ist, desto mächtiger ist der Eindruck. Es darf nur das darauf stehen, was an sich bedeutend ist und in Form und Farbe notwendig dazu gehört. Deshalb sind die alten, einfachen historischen Kirchenbilder von Perugino, Fiesole u. a. bei weitem tiefer und ergreifender als jene überhäuften Kompositionen der späteren Maler Guido, Domenichino. Freilich kann der Charakter eines Bildes auch Reichtum und Fülle von Motiven fordern, wie die romantischen Bilder des Signorelli, Gozzoli, welche eine bunte Welt in ihrem Treiben darstellen, wo das Höchste neben dem Alltäglichsten, das Erhabene in Nähe des Anmutigen erscheint (z. B. Gozzoli, der Fluch Noahs).

Der poetische Gedanke eines Gemäldes ist oft nur in Farben, nicht in Worten ausdrückbar.

Behandlung der Farben.

Das Bild muß genau und stark mit der Feder aufgezeichnet sein.

Ehe man die Hand zum Malen anlegt, muß man noch einmal die Idee, wenn sie nicht schon in einer Farbenskizze niedergelegt ist, hervorrufen. Dann in großen Massen die Farben auftragen.

Dabei ist die Hauptsache, die Farbe dick aber glatt aufzutragen, etwas kalte und helle Farben zu mischen, und keine durchsichtigen Töne anzubringen, sondern alles recht mit Körperfarbe zu decken.

Beim übermalen geht man nun leicht mit dünner, meist durchsichtiger Farbe über die wohlgegründete Untermalung, legt immer noch recht in Masse an und spielt hernach frei mit Gefühl kleinere Töne und feinere Zeichnung in die Lokaltöne.

Bei dieser Behandlungsweise wird man schnell arbeiten können, den Plan des Ganzen, die Idee weniger verlieren und zugleich das Dunkel- und Mattwerden der Farben leicht vermeiden.

Der junge Landschafter muß anfänglich unumgänglich Anweisung im Figurenzeichnen erhalten, so daß er nach .ebendem Modell und der Antike zeichnen kann, weil er dadurch viel besser schöne und bestimmte Formen kennen lernen wird; die landschaftlichen Naturformen gehen willkürlicher und oft scheinbar wirr durcheinander, wie z. B. bei Bäumen, und sind ohne große Übung nicht gut zu lösen und zu ordnen, während in der menschlichen Gestalt die Formen aufs zarteste und schönste ausgebildet und fest bestimmt sind, und deshalb eine größere Aufmerksamkeit beim Zeichnen erfordern. Man wird auch häufig finden, daß viele Landschafter sehr unbestimmt und unklar in den Formen sind: Klengel, Dahl, Ruisdael, Friedrich (zu streng einförmig), Moucheron, Berghem, selbst Both, historische Landschafter hingegen darin einen Vorzug haben, wie z. B.: Tizian, Nic. Poussin, A. Caracci, Domenichino usw.

Verzeichnis meiner bis jetzt ausgeführten Ölgemälde.

Nr. 1. Salzburger Gebirgsbild, der Watzmann. Gleich einem gotischen Dom aufgebaut aus den blumigen Matten des Vordergrundes zum schäumenden Wasserfall an der Felswand und glänzend grünen Wald bis zu den hohen Alpen und den ans

Himmelblau reichenden silbernen Schneespitzen, unter denen die Wolken ziehen.

Nr. 2. Der Rocca di Mezzo beim letzten Blick der Abendsonne. Dem schönen Tod eines großen Menschen gleichend.

Nr. 3. Das Tal von Amalfi. Romantische Landschaft des Südens.

Nr. 4. Mädchen auf der Wiese. Tiroler Bild. Stiller glänzender Morgen, der sich in dem Landsee spiegelt. Blumige Wiesen. Figur und Landschaft ein Akkord.

Nr. 5. Der Frühlingsmorgen im Tal von Lauterbrunnen. Auszug der Sennen. Die Jungfrau mit den Silberhörnern glänzt in das dämmernde Tal. Sehr große Landschaft.

Nr. 6. Die Heimkehr der Hirten von Civitella. Abend. Abendglanz liegt auf dem Wohnort der von ihrer Mühsal heimkehrenden Landleute, vergoldet das alte Tor und küßt das Heiligenbild daran mit dem Kuß des Friedens.

Nr. 7. Klarer Morgen bei Ariccia. Mädchen am Quell. Weiche, süße Ferne, auf dem Meere ruhender Morgenduft. Schattiger, freundlicher Quell, aus dem die Mädchen des Ortes das Wasser in der Frühe schöpfen.

Nr. 8. Die Brücke Salaro bei Rom.

Nr. 9. Morgenbild. Der Zuger See, weite verschwimmende Ferne. Knospende Büsche. Wiese mit gelben Himmelschlüsseln. Junges Reh.

Nr. 10. Abend im Sabinergebirge.

Nr. 11. Ferne bei Palästrina. Frühlingsmorgen; glänzende Nebel in den Tälern. Hohe Stauden und Kräuter.

Nr. 12. Wald bei Olevano. Stiller, warmer Abend.

Nr. 13. Osteria bei Tivoli.

Nr. 14. Große abendliche Gebirgslandschaft.

Nr. 15. Tempel der Minerva medica.

Nr. 16. Salzburger Gebirg am Abend.

Nr. 17. Sturm am Monte Serone.

Nr. 18. Ponte Salaro.

Nr. 19. Fischer am Kastell von Bajä.

Nr. 20. Capri.

Nr. 21. Zuger See. Kleines Bildchen.

1837.

(Wanderungen durch Franken zur Studiensammlung für das „malerisch-romantische Deutschland".)

17. August.

Ich wanderte nachmittags in ein Felsental und erblickte eine Kapelle, ging nahe darauf zu und sah das romantischste Bild, was man sich denken kann. Ein altes gotisches Kirchlein, an einem steilen, bebuschten Felsen klebend; in der schwindelnden Tiefe ein stilles Wasser, sonderbar gestaltete Felswände, an welchen eine große mächtige Höhle das Tageslicht angähnte. Auf einer der Felswände lag das Schloß Rabenstein, halb Ruine, zum Teil noch bewohnt. Ich zeichnete die Kapelle; Gewitter stiegen ringsum auf, die Gegend wurde finster, und ich mußte endlich nach Waischenfeld zurückeilen, wo ich nun sitze und mein Pfeifchen rauche, indes der Regen auf das kleine Marktplätzlein herunterplätschert und Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag einander jagt und drängt.

Wieviel Liebliches und Schönes ich hier finde, kann ich gar nicht sagen. Die Wirtsstube, ihre Gerätschaften, das interessante Volk, Sprache und Tracht, die ganze Gegend Schritt vor Schritt, gibt mir Interessantes, ja Bilder, und zwar in einem Charakter, wie ich ihn immer zu finden wünschte. Meinem Leibe geschieht auch kein Abbruch, das köstliche Bier (der Krug zwei Kreuzer oder sechs Pfennige), die ganz ausgezeichneten Forellen, von der Größe kleiner Karpfen, und alles, was noch drum und dran hängt, ergötzen meinen Magen ebenso, als meine Seele sich glücklich und gehoben fühlt im Anschauen einer so wunderschönen Natur.

Den nächsten Morgen wieder nach Rabenstein zur alten Kapelle und da gezeichnet bis Mittag. Dann ging ich bis zum Wirtshaus „Doos", wo das Flüßchen, die Wiesent, einen

schönen Wasserfall macht. Die Wirtin brachte Brot und Butter mit Schnittlauch, und unterhielt sich sehr hübsch mit mir; die Leute waren katholisch, und mich freuten die einfältig frommen Äußerungen der Frau aufs höchste. Sie sagte: „Ja, wenn i so denk, daß i in a Kloster gehn könnte so wollt i wohl ganz ohne alle Sünd leben.“ Ich entgegnete, daß die Sünde auch mit uns ins Kloster gehe, und wir müßten die Sünde überwinden mitten in der Welt. „Ja, ja,“ sagte die Frau, „nit wohr, von die Uhr, die nit aufgezogen ist, kann man nit wissen, ob sie richtig goht, wenn sie aber goht, dann kann man sag'n, ob's ane richtige Uhr is.“ Es war mir rührend, wie sie jede kleine Begebenheit ihres armen, beschränkten Lebens recht als göttliche Führung ansah. Sie war eine von den stillen, einfältigen Seelen, die in Gottes Aufsicht und Gnade stehen.

Die jüngste Tochter führte mich in ein waldiges Tal zu gewaltigen Felsenhöhlen, die Riesenburg genannt. Zwei Riesen hatten hier gewohnt und sich zuzeiten bekämpft, der eine davon hieß Heinrich, der andere, glaub' ich, Erdmann; sie schossen mit „Fitschepfeilen“ aufeinander. — Spät abends nach Muggendorf zum Spanselwirt.

Nürnberg, 23. August.

Das alte, liebe Nürnberg lag vor mir. Voll Freud' und Wonne pilgerte ich darauf hin. Im blauen Glöckle abgestiegen.

Der Tag schien etwas kühler und wolkiger zu werden als die vorhergehenden, und ich machte mich nach dem Frühstück auf und zeichnete auf der Burg den alten schönen Turm, der Heidenturm genannt, weil er gar vom Kaiser Nero soll erbaut sein. Seiner Bauart nach ist er aus dem elften Jahrhundert, so auch die Kapelle in seinem Innern in demselben Stile, dem altsächsischen. Am Eingang des Burghofes hängen noch die alten Hellebarden; ihre Inhaber mögen wohl schon

einen ziemlich langen Schlaf getan haben. In des Hofes Mitte steht eine sehr alte Linde. Die Gemäldesammlung hat sehr viele ihrer Schätze, die ich noch 1823 sah, nach München senden müssen. Am meisten zogen mich einige „Dürers", namentlich der Kaiser Sigismund an; ein wundervoller Kopf! Vor solch einem deutschen Kaiser mußte man Respekt haben. Ferner eine wunderliebliche, zarte Maria mit dem Kinde, von Engeln umgeben. Wundervoll gedacht, überaus meisterlich gemacht. Desgleichen ein männliches Porträt von Holbein. Christus am Ölberg und die drei Jünger, von Memling, ein kleines, aber höchst großartig gedachtes Bild. Die Behandlung unterschied sich ebenfalls durch höchst naturgetreue Zeichnung und sichere, geistreiche Pinselführung recht sehr von den übrigen, glätteren, steifen und mehr angestrichenen altdeutschen Bildern.

Mehrere landschaftliche Hintergründe bei Gemälden von Burgkmair und Hans von Culmbach kommen mir gar gemütlich vor, und überhaupt war mir der Anblick der altdeutschen Meister ebenso überraschend neu in manchen Beziehungen als gemütlich anregend. Nur mit Scheu und Abneigung konnte ich dabei an neuere Bilder denken, die aus anderem Zeuge gesponnen sind. Wie tief ist der Ernst der Alten, wie gemütlich ihr Scherz; wie ehrenfest ihre Meisterschaft, wie prunklos ihre Natur, wie wahr und echt ihre Kunst.

Man sieht recht, welche hohe Idee sie von der Kunst gefaßt hatten, wie es kein prunkender Ausstellungskram, sondern alles wahrer, warmer Erguß eines gesunden Herzens war; bei Meistern wie Dürer, Holbein, Memling, Krafft und Vischer mit eminenter Meisterschaft und Handfertigkeit ausgeführt. Das Wunderwerk des P. Vischer, das St. Sebaldusgrab, ist mir durch Mark und Bein gefahren; diese Hunderte von Figuren daran sind doch zum Erstaunen frisch und leicht gedacht und gemacht, man kann nichts Kunst-

volleres sehen. Besonders schön, einfach und würdig sind die Basreliefs. Das Leiden Christi, außen an der Sebaldus-kirche, von A. Krafft ist mir nächst dem Grabmal das liebste Werk in Nürnberg gewesen, und ich konnte nicht oft genug wieder dahin gehen, um es immer wieder zu betrachten. Die Komposition ist bei Krafft immer höchst meisterhaft. Der Ausdruck der Figuren, besonders in Köpfen und Hän-den von einer Wahrheit, daß Maler und Bildhauer (letztere nun gar) rot dabei werden müssen. Das ist Shakespearescher Spiritus.

Trotz aller Zurüstungen zum Volksfeste riß ich mich vom geliebten Nürnberg los und setzte mich um vier Uhr auf den Dampfwagen. Bäume und Felder sausten wie ein Wasser-sturz vorbei. Nahe Gegenstände konnte man nicht erkennen, der fernere Hintergrund allein verschob sich langsamer, so daß man daran doch die Formen ins Auge fassen konnte. Mein Nachbar bot mir eine Prise, ich nahm sie, nieste ein paarmal, wobei jener „Prosit", ich „danke schön" sagte, und bei diesem kurzen und erbaulichen Diskurse waren wir auch schon in Fürth angelangt. Ich eilte sogleich zur Zirn-dorfer Feste hinaus, eine Burg, von welcher nur noch Grund-mauern stehen, indes dadurch merkwürdig, „daß" — wie mein Cicerone sagte — „der Gustav und der Adolf nebst dem Wallenstein sich in selbiger Gegend angeschaut und eine Schlacht geliefert haben." — Wallenstein hatte die Höhen von Zirndorf besetzt, und Adolf lag in Nürnberg, und so glotzten sich die beiden Löwen an. — Hier oben war großer Trödel, eine Belustigungsart der Nürnberger und Fürther. Viel elegante Kinder Israels nebst Schickserl feixten sich da sehr „göbüldet" an, und drei schmierige Judenmusikanten, ein herrliches Kleeblatt, machten Musik. Ein Fürther Galant-homme ließ die Juden eine bekannte Melodie aufspielen und sang dazu ein Spottgedicht auf die Juden in Nürnberger Mundart, was die Armen auch, ohne eine Falte ihrer

faltenreichen Gesichter zu verziehen, ausführten. — Hier traf ich drei Münchener Maler, Akademiker. Einer erzählte mir, Kaulbach habe eine neue Komposition unter den Händen, die Zerstörung Jerusalems. — Abends spät nach Fürth zurück in den Gasthof zum Kreuz, vor welchem Zeichen doch die Judenscharen keine Scheu hatten, obgleich der mürrische Wirt dasselbe auf jeden seiner Bierkrugdeckel hatte setzen lassen; denn sie saßen zahllos in der Stube, und es war ein hebräischer Lärm. Ich war froh, als ich eine viertel Gans im Leibe hatte und in mein elendes Schlafkämmerlein gehen konnte. Draußen goß der Regen in Strömen.

Auszüge aus Ludwig Richters Jahresheften und Briefen an seinen Sohn 1845—1883

1845.

Dresden, April.

Das meiste Gerede macht jetzt die neue katholische Gemeinde, die auch hier — es sind über hundert — sich gebildet hat. Nächsten Sonnabend kommt Ronge hierher, und Hotelier G., der auch zur neuen Gemeinde gehört, will mit andern ihm entgegenfahren. Der Stadtrat hat den Leuten die Waisenhauskirche zum Gottesdienst angewiesen, sobald sie die Anerkennung von seiten der Regierung erlangt haben. So sehr ich für meine Person nun auch mit der Opposition dieser Leute gegen die Mißbräuche des Papsttums einverstanden bin, so ist mir doch bis jetzt ihre sehr rationalistische Farbe höchst zuwider, und ich habe durchaus

keine Lust da einzutreten. Mir scheint, es wird nur eine kleine Sekte mehr in der Christenheit, und das ist nichts Wünschenswertes. Wird die Bewegung aber wirklich bedeutend, so könnte sich durch Hinzutreten der Protestanten eine große Rationalistenkirche etablieren. Doch ist das fast zu bezweifeln. Auch unter den Protestanten regt es sich hier gewaltig. Dr. Georgi hat einen Entwurf drucken lassen zu einer freien Verfassung der protestantischen Kirche in Sachsen, und es soll nach Ostern eine Versammlung gehalten werden. Der beginnende Landtag wird einen gewaltigen Kampfplatz für kirchliche Streitigkeiten abgeben, und ich bin höchst gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen.

Wie gut ist's, wenn man in solchen Zeiten höchster geistiger Aufregung des Volkes im klaren ist mit seinem Glauben, wenn man sich fest an den Herrn und Sein einfaches göttliches Wort hält, täglich es seine geistige Nahrung sein läßt, sowie im Gebete tätig verbunden bleibt mit dem, der auch uns, so wir nur recht wahr vor Ihm sind, gewiß treulich leiten wird. . . .

Vor acht Tagen schrieb Bruder Julius *). Er klagt sehr über seine ganz einsame Lage in dem öden, wüsten polnischen Dorfe. Das ist allerdings sehr traurig, und ist mir recht leid um den armen Julius. Er will aber nicht wieder hierher kommen. Was sollte er auch, da er leider seine schönen Gaben nicht so benutzt hat zu seiner wahren Ausbildung, um hier sein sicheres Fortkommen zu finden. Das schlimmste ist, daß er durch eine höchst oberflächliche und äußerliche Bildung auch den göttlichen Trost nicht finden kann, der in solcher Lage doppelt not ist und ohne welchen die schönen Früchte, die eine wahre christliche Erkenntnis, eine echt christliche Lebensansicht ihm gewähren könnten,

*) L. Richters jüngster Bruder Julius lebte als Zeichenlehrer und Aquarellmaler in Polen und starb in Warschau an der Cholera.

nicht zur Reise kommen. So geht bei Tausenden von Menschen die Frucht und der Segen des Kreuzes, das Gott schickt, großenteils verloren.

1847.

17. Januar.

Das neue Jahr hat für mich durch die Krankheit meiner Marie einen traurigen Anfang genommen. Sie hat heute das heilige Abendmahl mit Mutter und Bruder auf dem Zimmer empfangen, und ich kann mich nur im Glauben und Festhalten an das Wort Gottes aufrecht erhalten, finde auch nicht allein Tröstung, sondern volles, reiches Leben in diesem Glauben an unseren Erlöser, und ich stehe damit nicht allein, sondern auch bei den Meinen sind die Kräfte der zukünftigen Welt zu spüren. An Gottes Hand kommen wir weiter. „Durch Kreuz zur Herrlichkeit!"

Ich bin seit einer Reihe von Jahren ungemein fleißig, und ich glaube kaum, daß es einen Künstler in Dresden gibt, der so viel schafft, wie ich. Auf meinem Tische liegt schon wieder ein Stoß Manuskripte, die alle auf Bilder warten, und vieles muß ich zurückweisen. Doch hat das meine Gesundheit sehr merklich angepackt, und Gott helfe nur diesen Winter hindurch, damit ich mich im Sommer durch eine Wanderung wieder stärken kann.

Im Kunstleben gibt's hier unendlichen Zank und Parteisucht, dergleichen im kirchlichen Leben, und wo sonst nicht! Ich habe das herzlich satt, weil so gar nichts dabei herauskommt, und die Neuerer oft die untüchtigsten Kerle sind.

Mein großes Bild „Der Brautzug"*) ist noch immer

---

*) Dieses jetzt im Dresdner Museum befindliche Bild verdankt seine Entstehung Richard Wagners „Tannhäuser". Von der Romantik des deutschen Sagenstoffes und der Musik dieser Oper fühlte sich Richter poetisch ergriffen; namentlich die Schlußszene des ersten

nicht fertig, obwohl ich schon über ein Jahr daran arbeite (wenn auch mit Unterbrechungen).

Mit Freund Schnorr, der als Galeriedirektor und Professor hierher berufen jetzt unter uns lebt, bin ich ziemlich oft zusammen und habe mich gar sehr an seinen schon in Rom gesehenen Zeichnungen und Studien wieder erfreut.

1849.

6. Februar.

Der Hang zur Reflexion hängt mit dem zur Kritik zusammen. Sobald diese beiden Dinge vorherrschend werden im Leben, in der Kunst oder Wissenschaft, so lange wird man auch die richtige Einsicht in das Wesen der Dinge verlieren; Reflexion und Kritik ätzen und zersetzen nur die Gegenstände, und damit habe ich nur Fragmente des Dinges, aber seinen wahren, geistigen Inhalt gar nicht gewonnen. Etwas anderes ist das selbstverleugnende, ruhige und liebevolle Eingehen in das Objekt; da lerne ich sein Wesen von innen heraus verstehen. Die Schönheit einer Götterstatue lerne ich nicht dadurch verstehen, daß ich sie zu Pulver zerklopfe, oder in Bruchstücke vereinzelt sie betrachte, sondern indem ich durch anschauendes Hingeben und Eingehen das Kunstwerk aus sich selbst verstehen lerne.

Aktes, wo Schalmeienklang und Hirtenlied den wiedergekehrten Frühling begrüßen und fernher Glockengeläut und Pilgergesang ertönen, regte ihn künstlerisch so an, daß er den Versuch machte, die musikalisch romantische Stimmung ins Malerische zu übersetzen. In dieser Absicht komponierte er eine figurenreiche Landschaft „Brautzug im Frühling“ und führte sie als Ölbild aus, welches von der Lindenaustiftung angekauft wurde. Bei einem persönlichen Begegnen mit R. Wagner, der damals als Hof-Kapellmeister in Dresden lebte, teilte ihm Richter den Einfluß der Oper „Tannhäuser“ auf Entstehung des Bildes „Brautzug“ mit, und der Tondichter sprach sich gegen den Maler sehr erfreut aus, über diesen produktiven Konnexus der Musik und Landschaftmalerei.

(Reise nach Ostende.)

19. August.

Gegen Mittag fuhr ich nach Brügge, was ich bisher der Choleragerüchte wegen aufgeschoben hatte. Da ich keinen Begleiter fand, ging ich allein. Die Deutschen fahren nur Freitags hin, um Fische in Hotel de Flandre zu essen; an solcher Gesellschaft lag mir nichts. Zuerst richtete ich meinen Gang nach St. Salvator (St. Sauveur). Die Kirche ist von Backsteinen erbaut, äußerlich plump, aber innen fein und schön. Von Bildern und Altertümern waren mir bemerkenswert: Die Marter des heiligen Hypolitus von Memling. Eine mater dolorosa von Eyck. J. YE. bezeichnet. Halbe Figur auf Goldgrund. Sehr großartig und originell. Der Ausdruck des weinenden Gesichts ist sehr schön und würdig, der Ton des Fleisches etwas grau, sonst sehr ausgeführt. Solche einfache und doch so wirkungsvolle Darstellungen wären schöne Aufgaben für neuere Künstler; nicht immer Madonna mit dem Kinde. Ferner ein Grabmal mit schönem Porträt von Holbein (Ohlbeen sagte der Küster); ein altes Bild von van der Meeren, ein Abt in weitem, weißen Gewand vor der Mutter Gottes kniend; von herrlicher Zartheit und Klarheit in der Farbe. Metallne Grabdenkmale aus dem 14. Jahrhundert mit eingegrabenen Umrissen. Ein kleiner Reliquienkasten mit den Gebeinen Karl des Guten von 1127. Seine Figur auf Holz gemalt und ausgeschnitten hängt dabei und ist interessant des Kostüms wegen.

Wundervoll altertümlich innen und außen ist das Klosterspital St. Johannes und der Saal mit den Bildern, besonders Memlings und Eycks, über alle Begriffe wohlerhalten.

Den Geist dieser Maler zu erfassen, und denselben Weg für deutsche Kunst einzuschlagen, würde noch immer das rechte sein. Es sollen ihre Unvollkommenheiten und die Eigentümlichkeiten ihrer Zeit nicht nachgeahmt werden, son-

dern im Gegenteil sollen wir unsere Zeit und unsere Umgebung mit derselben Treue, Gesundheit, Liebe und Wahrhaftigkeit abzuspiegeln trachten.

Was war der Geist dieser Maler?

Tiefstes Eindringen in die Idee und die Erscheinung der Natur. Eine jede Erscheinung wird durch recht tiefes, liebevolles Eingehen und Studieren derselben gewissermaßen ideal, weil wir zum Teil durch solch genaues Eingehen auf das Wesen, auf die Idee der Erscheinung selbst geraten, oder weil unsere Liebe, unser begeistertes Anschauen des Gegenstandes sich in die Nachbildung desselben hineinlegt, darin abspiegelt, also bei größtem Streben, die Realität der Erscheinung wiederzugeben, doch diese Realität durch unsere Liebe (Begeisterung) beseelt — idealisiert wird, sobald diese Liebe nur wirklich auf das wahrhaft Schöne und Bedeutende des Gegenstandes gerichtet ist, und nicht etwa die Nebendinge uns mehr reizen und begeistern, als die Hauptsache; z. B. die bloße Lichtwirkung vielleicht mehr, als der Ausdruck in der Form; oder natürliche Darstellung der Schweine und Lumpen des verlorenen Sohnes mehr, als der Ausdruck seines Elendes und Heruntergekommenseins. Endlich, wieviel verständlicher wirken solche Bilder am Ort ihrer Entstehung als in der Fremde. Charakter und Sinn des Volkes, Landschaft und Bauwerke, alles zeigt recht, wie jene Maler so ganz und gar ihre Gegenwart faßten; dadurch waren sie auch so allgemein verständlich. Wir arbeiten viel zu sehr ins Abstrakte, weshalb der Laie häufig so wenig mit den besten Bildern anzufangen weiß. Der Gegenstand ist dem Volksbewußtsein fremd, seine Erscheinung so abstrakt (was man oft ideal nennt), daß der Beschauer nirgends an sein Erlebtes und Erschautes dabei erinnert wird. Anstatt den Hans und Kunz und die Anne Marie sieht er bloß die allgemeine Abstraktion des Begriffes Mensch, oder Mann und Frau, jung und alt.

Ich möchte jetzt nur meine sächsischen Gegenden und Hütten malen, und dazu die Menschen, wie sie jetzt sind, nicht einmal mittelalterliches Kostüm. Ein Frühlingstag mit grünen Korn= und gelben Rübsenfeldern, jungbelaubte Linden= und Obstbäume, den Bauer, der da ackert im Schweiße seines Angesichts und auf Hoffnung von Gottes Segen, und die kleinen, talkigen, unschuldigen Bauernkinder, die dem Vater einen Trunk bringen, oder heiter spielen und Sträuße binden, da sie noch im Paradieszustande der Kindheit leben, während der Alte arbeiten muß; dazu Schwalben in der Luft, Gänse auf der Wiese und Goldammer im Gebüsch, der Hausspitz oder die Kühe auch bei der Hand; das alles, so recht treu, streng, innig und lieblich wiedergegeben in Memlings Sinn und frommer, einfältiger und liebevoller Weise, das hätte gewiß Interesse und Bedeutung genug. Wir können nicht immer und nicht alle Heiligenbilder machen.

Ich lief gegen Abend noch bis an das westliche Ende der Stadt; da lag im abendlichen Schatten ein altes Kirchlein unter hohen Ulmen, von einem beschilften Wasser umflossen. Malerische, alte Ziegelhäuser standen am Ufer, eine Brücke führte hinüber, und über der Tür las ich „Beguinage".

Ich trat auf den stillen Platz, von hohen Ulmen und weißen, alten Giebelhäusern umgeben. Alles war menschenleer und einsam; ein paar Kühe grasten auf dem grünen Rasen unter den Bäumen, zwischen deren Stämmen und Zweigen einzelne Streifen der Abendsonne hindurchschimmerten. In einem Häuserwinkel standen einige Beguinen in ihrer eigentümlichen Klostertracht plaudernd beisammen. Eine andere Pforte führte wieder ins Freie. An den Kanälen schöne Alleen. Auf den hohen Dämmen stehen Windmühlen, und rote Abendwolken ziehen dahinter. Der weiße Müller mit langer Zipfelmütze und Pfeifchen steht unten und sieht nach der Stadt, dazu Eselchen, Säcke und was sonst zur Mühle gehört.

Abends 8 Uhr Rückfahrt; ich erfreute mich wieder der schönen Luft Ostendes und meines gemütlichen Stübchens.

Dienstag, den 22. August.

Ein Viertel nach zwölf Uhr fuhr ich abermals nach Brügge, um mich an den schönen Memlings und Eycks zu erbauen.

In der „Academie“, einem alten schönen Gebäude von gotischer Architektur, fand ich von bemerkenswerten Bildern:

1. Ein großes Flügelbild von J. v. Eyck, 1436. Die Jungfrau mit dem Kinde und St. Donatius und St. Georg. Jungfrau und Kind nicht schön, der Bischof St. Donatius im Blau- und Goldgewande herrlich, am lebendigsten der Stifter, ein alter dicker Prälat im weißen Chorrock mit Gebetbuch und Brille. Man kann der Natur nicht näher kommen. Alles von unglaublicher Ausführung bis in die letzte Ecke. Die Farbe ist bei Eyck wärmer als bei Memling, die Schatten, namentlich im Fleische, gehen mehr ins Braune, bei Memling (im Fleische) mehr ins Perlgraue, Violettliche. Die Ausführung bei Eyck noch gleichmäßiger durchgeführt, im ganzen die Umrisse schärfer, doch auch nicht hart. Streben ist größte Naturwahrheit in allen Gegenständen. Warum es nicht gemein, naturalistisch wird, das macht die ernste, fromme, auf das wesentliche gerichtete gesunde Gesinnung des Malers. Aber, wie gesagt, das Streben, das Bewußte ist bei diesen Meistern schlechtweg — die Natur zu erreichen. Eine sehr einfache Maxime. Das übrige, wodurch ihre Bilder so lieblich und würdig dastehen, ist ihre edle, biedere und andächtige Sinnesart, die zugleich die Sinnesart der Edlen ihrer Zeit war; darüber haben sie auch gar nicht reflektiert, und wir zerbrechen uns oft den Kopf über Stil und Naturalismus. Gut und würdig, gesund und wahr denken und die Natur zu erreichen suchen.

2. Christuskopf v. Eyck; gefällt mir weniger.

3. Eyck, Bildnis seiner Frau. Herrliche Farbe, blühend und zart in Fleisch, wie das Licht auf der Rose, feinste Vollendung.

4. Memling. Die Taufe Christi. Flügelbild von ziemlicher Größe. Reizende Landschaft durchs ganze Bild durchgeführt. Blatt für Blatt ausgeführt. Die Gräser im Vorgrund ein jedes mit seinem doppelten Lichtstreif am Rand und in der mittleren Ader. Christus etwas steif. Der Körper herrlich gemalt und gezeichnet, obwohl magerer Natur. Der Engel in reichem, mit Gold und Perlen gesticktem Gewande im Vorgrund in lauter Veilchen kniend, wunderschön, jede Perle, jeder Stein von feinster Ausführung mit Licht und Schatten und Reflexen, und in allmählicher naturgemäßer Abstufung der Töne im ganzen.

Die reiche Gruppe im Mittelgrunde, wo Johannes Buße predigt, ist höchst malerisch komponiert. Er sitzt erklärend in weitem, rotviolettem Gewande unter einem bebuschten Felsen im Grase, um ihn her, höchst mannigfaltig und ausdrucksvoll in allen Bewegungen, seine Zuhörer. Ein Teil steht im Schatten der hohen Linden und Eichen, zwischen deren dunklen Stämmen ein Licht einfällt und einige beleuchtet. Ferne: Stadt und Burg. Auf dem Flügel ein Stück Meer. Flügel 1: Johannes der Evangelist mit dem Stifter. Flügel 2 — besonders romantisch —: die Stifterin mit ihren vier Kindern; köstliche Porträts von sprechender, individueller Wahrheit, die netten Mädchen alle kniend. Dahinter steht eine Heilige, eine Krone auf einem Buche tragend, in weißem Schleiertuch und violettbraunem Gewande. Eine edle, wunderschöne Gestalt. Diese Gruppe kniet in einem einsamen, dunkelgrünen Walde, einige Felslager nach vorn, über diese ragen noch Wipfel großer Bäume, die sich, von goldenem Lichte matt angeschienen, weit hinaufziehen. Man glaubt, das Rauschen dieser weiten Wälder zu hören.

5. Tod der Maria, von Schoreel, gefällt mir nicht besonders.

6. und 7. Rogier von Brügge. Anbetung der Weisen und der Hirten. Nicht sonderlich in Zeichnung und Ausführung. Auf poetische Lichtwirkung gesehen. Bei der Anbetung der Hirten sieht man im Hintergrund den Sternenhimmel, darauf schwebt ein lichter Engel. Die Hirten an einer Felswand sind eben staunend von ihrem Feuer aufgesprungen, die Schafherde wird scheu und unruhig. Ein Hirte ist Kopie nach Dürer aus dem Leben der Maria.

Nun ging ich noch an das Rathaus zu dem schönen Beguinenkloster. Gärten und Wiesen sind hier von Kanälen durchzogen. Hinterm Kloster saßen zwei Geistliche, ihre Pfeifen rauchend.

Auf der Rückfahrt glaubte ich am Wege lauter kleine Paul Potter, van der Velde, Ostade und Rembrandtsche Landschaften und Viehstücke zu sehen.

24. August.

Gestern abend gegen zehn Uhr war ich noch am Meer. Es war ein schwüler, windstiller Abend, folglich Meerleuchten zu erwarten. Da es Ebbe war, ging ich ganz an den Strand. Nachtwolken verhüllten den Horizont des Meeres gänzlich, und man sah nur undeutlich den lichten brausenden Schaum der langen sich überstürzenden Wellenzüge in einiger Entfernung. Westlich war ein schwacher mattgoldener Streif des Abendlichtes noch am Horizont. Die Gegend des Himmels aber, wo alles in Nacht verhüllt war, leuchtete oft ganz wunderbar in lichtblauen Flammen und zuweilen auch in langen Flammenzügen auf, wo die Wellen sich donnernd überschlugen. Es war zauberhaft, und ich hatte ein Gefühl, als sei man nahe am Gebiet des Wunders und des ganz Überweltlichen, als sei es kein großer Schritt weiter, und als erwartete ich fast, daß aus dem ersterbenden Abendgolde und den blauen Feuerschlangen im Schoße der donnernden Meeresbrandung plötzlich goldene und blaue Glorien mit himmlischen Heerscharen aufsteigen könnten und mich so von der

Grenze des Irdischwundersamen in das Reich einer himmlischen Natur, die wir Wunder nennen, versetzen könnte. Wenn ich mit den Händen in das Wasser griff, legten sich blaue Flammen an, wo ich mit den Füßen in den bespülten Sand ging, legte sich Feuer um die Sohlen. Mit dem Stock hineingeschlagen, sprühte es Funken weithin. Ich mußte mich besinnen, daß ich wache und nicht ein Märchen träume.

Sonnabend, den 26. August.

Früh halb acht Uhr von Ostende abgereist. Halb zwölf Uhr in Antwerpen. Ich ging mit einem Führer sogleich zum Dom. Ein imposanter Bau mit drei Seitengängen auf jeder Seite. Außen der Grabstein und das Porträt von Quentin Messis. Dabei sein eiserner Brunnen. Bilder von Rubens, van Dyck, ein Franziskus von Murillo. Manches mit Konturen gemalt; Behandlung originell.

26. August. Antwerpen.

Die Bilder von Rubens und van Dyck im Museum erschienen mir widerliche Fleischklumpen. Aschgrau und zinnoberrot. Die Kreuzabnahme von Rubens (kleine Skizze zum Dombilde, welches ich nicht sah, da es retouchiert wurde), gefiel mir am besten. Ein Christus im Schoße Gott Vaters mit verkürzten Beinen unleidlich. Am schönsten van Dyck, Leichnam Christi im Schoß Mariens mit klagenden Engeln. Zarte, klare Farbe. Das Bild aller Bilder war aber die Grablegung von Quentin Messis.

Eine Kunstaufgabe möchte ich ins Auge fassen, die, mir erreichbar, zugleich die Resultate aller meiner Erfahrung enthielte und etwas Würdiges, durch andere Fortzubildendes aufstellte. Eine solche wäre: eine Folge landschaftlicher Kompositionen von bedeutsamem, poetischem Inhalt in ausgebildeter, stilvoller Form als Zeichnungen zu bearbeiten, und dann als Radierungen ausführen; z. B.:

1. Alle Kreatur sehnt sich mit uns.

2. Zu der Stelle aus Homer: Wie der herbstliche Wald, so sind die Geschlechter der Menschen.

3. Pyramide des Cestius, vorn Jubel auf Monte Testaccio, mit Spruch aus Horaz.

4. Im Tannenwald „das Engelfest“, klein zu malen.

5. Genoveva, klein zu malen, in Memlings Art.

6. Johannisfest mit Loschwitzer Häuschen, klein zu malen.

7. Herbstlandschaft; trauernde Mutter am Steinbilde der mater dolorosa (wie für Kügelgen) zu malen.

8. Liebesfrühling; eine Reihe Frühlingsszenen, gemalt oder noch besser radiert, wobei dann auch kleine Arabesken und Phantasien gegeben werden könnten, mit bedeutsamen Mottos. Als Anregung landschaftliche Gegenstände zyklisch und ganz von poetischen Gedanken getragen darzustellen.

9. Sächsische Dorfbilder.

10. Italienische Abendlandschaft. Müde Wanderer, die nach der Herberge ziehen. (Maultier mit Gepäck.) Unterschrift aus Dantes Purgatorio: „Wenn das Glöcklein läutet, das den sterbenden Tag beweint.“

11. Nachtbild. Mutter mit dem Kinde wacht. Zwei Hirten entfernt auf der Schalmei blasend.

12. Nach dem Regen. Das Gewitter ist vorüber; der Hirt tritt aus dem Walde mit der Herde; Regenbogen. Statt der Unterschrift: Arabeskenartige Verzierung, mit dem Notenmotiv aus Beethovens Pastoralsymphonie, welches den Alphornruf nach dem Gewitter ausdrückt.

Dresden, 5. Dezember.

Das Gemüt ist das heilige Erdreich, wo der Herr im feurigen Busch erscheint und mit dem fragenden Knecht redet. Von diesem Zentralsitz unseres Lebens bekommt auch ganz von selbst unser Verstand seine rechte Stellung, während er vorher alles nur außer dem Zentrum, also verschoben und verstellt, erblicken konnte.

Der Glaube ist eine Tat, die größte des Menschen, ein Erkennen unseres Lebens in der Selbstsucht, ein Sterben des natürlichen Menschen und ein Ergreifen der Gnade und Liebe Gottes in Christo und ein Leben in ihm, durch ihn, mit ihm! Gibt es etwas Herrlicheres? Der Glaube ist aber nicht ein Pensum, was man zu lernen hat und das man dann nach- und fortbetet. Er ist eben die höchste Tat des Gemüts, wo Erkennen, Begehren und Wollen in eins zusammenfallen, und in dieser lebendigen Vereinigung aller Kräfte kann der Mensch und soll er dem Himmelreich Gewalt antun, und die solches tun, die reißen es an sich.

13. Dezember.

Ich lege kein sonderliches Gewicht darauf, ob einer ein Künstler Nummer eins oder Nummer fünf oder sechs werde. Darauf aber lege ich alles Gewicht, daß einer die empfangenen Gaben in gutem Sinne für den Bau des großen, zukünftigen und in der Entwicklung stets vorhandenen Gottesreiches zu verwenden gelernt hat. Keine Kraft, auch die kleinste nicht, geht da verloren; sie ist ein Baustein für den großen Tempel, den der Herr in, aus und mit der Menschheit sich erbauen will und erbauen wird. Was hilft ein Talent im schlechten Dienst verwendet? Es zerstört sich nur selbst. O, wollte man doch alles von diesem wahrhaft großen Standpunkt des Christentums betrachten und immer mehr von allem Schein, mit dem falsche Größe sich oft schmückt, hinweg und auf das Wahrhafte sehen, es würde jeder an seinem Platze unendlich mehr wirken können, und schon hier unendlich glücklich sich fühlen; er würde ein befriedigteres und lebendigeres Dasein durchleben, als es größtenteils der Fall ist. Das falsche Ideal macht uns unglücklich, die Wahrheit aber macht uns frei und glücklich. Das Heimweh nach dem großen, unbekannten Vaterlande ist keine Torheit, kein Traumbild, sonst wären die tiefsten

und heiligsten Gefühle, unser edelstes Streben, in dem sich gerade unser Wesen am stärksten ausspricht, Narrheit; und bloß das Äußerliche, Schwankende, ja Triviale wäre Wahrheit. Es gibt aber kein Äußerliches, was nicht ein Innerliches, Geistiges zur Basis hat. Dies jetzt so vielen unbekannte Vaterland und jenes Heimweh danach, was ist's denn anderes, als eben das große Reich Gottes, das Christus immer und immer verkündet, und dessen Art und Weise der Heiland in tiefsinnigen Gleichnissen offenbart! Und das Heimweh, ist's nicht der Zug des Vaters zum Sohne? Denn er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; wer Ihm nachfolgt, der schaut das Reich, hilft mit am Reiche bauen und die Wege dahin ebenen.

17. Dezember.

Die Weihnachts- und Neujahrszeit ist mir immer doppelt lieb und heilig, weil es die Zeit meiner zweiten Geburt zu einem wahrhaften und besseren Leben geworden ist, obwohl ich's noch in großer Schwachheit ergriffen habe. Das Leben ist nichts, ist tot und trübe, solange man das wahrhafte Leben noch nicht gefunden hat, und wenn ich nicht die Sünde in mir und allen Menschen wüßte, so wäre es mir unerklärbar, warum man so dumm ist, nicht tausendmal mehr Fleiß und Anstrengung anzuwenden zur Behütung, Erhaltung und Förderung dieses Lebens unter Gottes Schutz, Gottes Nähe und in Gottes edlem Frieden. Aber wir sind eben Menschen und vor Gott recht schlechte Kerle, und mit unserer praktischen Weisheit ist's in der Regel wohl nicht weiter her, als mit unserer Tugend und Vortrefflichkeit.

29. Dezember.

Es liegt ein so unendlich reicher Stoff im Leben vor uns, an dem wir geistig erstarken und reifen können, daß es nicht zu sagen ist. Wenn wir nur jede Aufgabe, die uns die tägliche Erfahrung, Lebensverhältnisse, Bekanntschaften,

Studien zuführen, recht treulich benutzen und in rechter gottgefälliger Weise anbauen wollten, in der sicheren Überzeugung, dieses alles müsse für die Entwicklung unserer Psyche von größter Wichtigkeit, und für die Ewigkeit von bleibendem Werte sein, dann regte sich gewiß in jedem empfänglichen, strebsamen Menschen diese Lust am Lernen, diese Lust an einer neu geübten Regsamkeit des Geistes. Ohne diesen Trieb bleibt das Leben trivial, es hat nur irdische Zwecke, die mit dem diesseitigen Leben aufhören. Wie wenig und wie schlecht benutzt man die reichen Lebensaufgaben in diesem Sinne. Gerade wenn wir recht leben, in vollster äußerer und innerer Tätigkeit, leben wir für die Ewigkeit.

1850.

Mir ist jedes Kunstwerk mehr Ausströmung der Empfindung, ein flüchtiges Tummeln im Blütengarten der Kunst. Wenn die Nachtigall in den Blüten singt, so ist das herrlich, aber wenn eine kleine Biene drinnen summt, so freut man sich auch darüber, sie gehört ebensogut in den Frühlingsgarten hinein, wie Lerche und Nachtigall, und sie kann auch gerade soviel davon genießen, als jene Hauptkünstler, wenn sie eben nur ihrer Natur getreu ist. Nur der eitle Kuckuck ist lächerlich.

Ich hatte einen langen Diskurs mit Schnorr, da er bei mir war. Er tat eine Äußerung, die mir ins Herz gefallen ist, und aus der ich mir viel genommen habe. Er erzählte mir nämlich, daß er in seinen jungen Jahren, da er in Wien war, an seinem Talente ganz verzweifelt sei und oft die Nacht darüber schlaflos und mit Kummer zugebracht habe. Da habe sich endlich der Wunsch in ihm geregt, wenn er in seiner Kunst nur die Stelle eines Steinmetzen einnehmen könne, der am großen Dombau einen einzelnen Knauf oder eine Blumenkrone auszuarbeiten habe, da sollte

es ihm genügend sein, und das habe ihn beruhigt. „Die Demut fehlt uns meistens, und hatte ich diese gewonnen, so wurde ich auch ruhiger in meinem Kunststreben", fuhr er fort. „Es muß aber die rechte Demut sein, die nämlich auch den geringsten Dienst leisten will, aber an einem bedeutsamen Baue, im echtesten Sinne." Eine falsche Demut sei das, wenn einer, wie oft geschehe, sich ganz wegwerfen wolle und leichtsinnig sich auf ein niedriges und gemeines Streben werfe, um wenigstens damit der Welt zu gefallen. Mit allen seinen Kräften, groß oder klein, wie sie eben Gott gegeben hat, dem Wahren und Echten dienen, das müsse uns mit Freudigkeit und Vertrauen erfüllen. Falscher Ehrgeiz aber verleite so viele, sich zu verwerfen, und da fehle aller Segen dabei. Ich fühle, wie sehr ich mich selbst vor der letzteren Klippe zu hüten habe; obwohl ich mir immer wieder vorhalte, auch in meinem kleinen und niederen Kunstbereich nach Kräften im echten und guten Sinne zu arbeiten.

Februar.

Geistig lebendig und tätig in der Kunst und wieder durch die Kunst im Schweiße seines Angesichts sein ehrlich Brot für sich und die Seinen haben, und vor allem dazu ein Gott vertrauendes, demütiges und deshalb zufriedenes und frohes Herz in der Brust — was will's mehr, um so glücklich zu werden, als man's eben hier sein kann? Vollkommenes Glück könnten wir ja nicht brauchen, weil wir's nicht aushalten können und dabei verschlechtern. . . .

Ich werde Erholung noch recht nötig haben, denn ich arbeite wie zehn andere. Ach, wie müde bin ich dann abends! Habe ich nur ein Stündchen im Café einige Menschen gesehen und Freunde gesprochen und auch einmal tüchtig gelacht, dann trabe ich nach Hause und nehme zuletzt Bibel oder jetzt auch Bunsens Hausbuch her, in dem wirklich das schönste und beste der ganzen christlichen Zeit

enthalten ist, was Menschen erbauen und beruhigen kann. Namentlich bin ich fast erstaunt über die einfache Größe Fenelons. Welch schwacher Zwerg ist man doch gegen solche Männer! Ich habe mir vorgenommen, jeden Tag recht speziell auf Gottes Willen zu achten und jedes Ding aus seiner Hand zu nehmen, Gutes wie Böses. Gott ist uns näher, als wir es glauben, und wer es glaubt, „dem ist das Heilige nah" (Schiller); dem sind die Augen auch wirklich für Gottes Leben und Weben offen, und das ist eine überaus selige Erfahrung. Bei Gott und unserem Herrn ist keine Hautevolee, und man kann kommen, wie man ist, auch wenn man sehr unsäuberlich aussieht. Er ruft uns alle, und sein Wesen ist die Liebe, die keinen zurückstößt, sei er auch ein recht armer Sünder in jeder Beziehung. Und hat man diesen Freund im Himmel gewonnen und hält treuen Umgang mit ihm fest, dann kann man doch so heimlich glücklich die Leute ansehen, wie einer, der zwar vielleicht noch in geflickter Jacke einhergeht, aber doch einen reichen Schatz in seinem Hause weiß.

März.

Neulich wurde in der Dreißigschen Akademie die hohe Messe von Bach vortrefflich ausgeführt. Heute abend gehe ich mit der ganzen Sippschaft in dasselbe Lokal, um den ersten Teil von Bachs Matthäuspassion zu hören. Ich freue mich unendlich darauf. Das ist doch was anderes als das weiche und geistreich-tuige Geklingel und Gepauke von X. und Z. Da spricht sich eine männliche, christliche, göttliche Seele aus.

Die Frucht der neuen romantischen Musik ist gereizte, trübe oder irgend krankhafte Aufregung, die der klassischen, Beruhigung oder ruhige Erhebung in der Schönheit. Die Frucht, das Resultat einer Sache, ist mir doch der sicherste Maßstab für ihren Wert; das Räsonnement und die Exal-

tation irren hundertmal. Talent und Virtuosität bestechen und führen irre, wenn man nichts positiv Wahres, Sichergestelltes in sich trägt.

Dresden, 7. April.

In recht kummervollen Tagen habe ich ein absonderlich Mittel gebraucht, mir den Mut aufrecht zu erhalten (außer Gebet und Bibel). Ich nahm die Geschichte der Griechen und Römer vor, las auch im Homer, und das half mir etwas, mich von meinem persönlichen Jammer zu befreien, indem ich dadurch aus meinem kleinen Gesichtskreis, da rabenschwarze Nacht war, in einen weiten, großen hineinversetzt wurde. Abstrakte Bücher, Romane und lyrische Dichtungen vermeide ich; sie nähren die Gefühle, die ohnedies überfüllt sind, und machen mein Leid ärger. Solche geistige Diät vernachlässigen wir viel zu sehr, und man könnte damit wirklich oft viel ausrichten. Zwar hätte Holzspalten oder Gassekehren vielleicht ebenso gewirkt wie Homerlesen, der Schicklichkeit wegen aber wählte ich das letztere.

Stimmungsdichter wie Lenau und Kerner und dergleichen sind für den Bandwurm kranker Gefühle gerade das rechte Futter, damit er uns erst recht turbieren kann. Die Musik besonders wirkt so ausschließlich aufs Gefühl, daß man eigentlich nur in einem passenden Gegensatz (wie z. B. Epos, Geschichte oder dgl.) sich geistig erfrischen kann. Man schnürt sich das bißchen geistige Leben mit dem Einerlei der Gefühlsrichtung jämmerlich ein, ja man versinkt in einen Zustand, wo man sein kleines Selbst für den Mittelpunkt der Welt ansieht und das Urteil wie die Liebe für die Außenwelt nur zu sehr verliert . . . .

Schuberts „Altes und Neues“ habe ich wieder mit großer Freude und mit großem Gewinn gelesen. Besonders ist mir der erste Band lieb und wert. S. 246 usw. ist mir überaus richtig und schön vorgekommen: über das Ein-

gehen des Willens in einen höheren und die Macht der Treue. — Ach ja, was würden wir für Kräfte gewinnen, wenn wir mit unserem Willen so ganz in Gottes Willen eingingen, ein Organ des höheren Willens würden.

Mir fehlt die volle Kraft des Glaubens, der mit aufgespannten Segeln fährt, mir fehlt die strenge Selbstzucht, der Gehorsam, mir fehlt gar sehr viel, und ich habe nur dann und wann eine lebendige Vorstellung, wie friedenreich, wie stark und sicher über alle Welt und ihre Gewalt erhoben ein rechtes Leben im Glauben sein muß. Ein Leben, verborgen mit Christo in Gott, unscheinbar von außen, reich und göttlich gehoben inwendig! Mein Wille und Gottes Wille, wie eine Hand in die andere gelegt und gefaßt, und so sich führen lassen durchs ganze Leben, so sicher wie ein Kind an der Hand des Vaters.

22. April.

Kunstunterricht läuft doch meist auf ein mechanisches Einschulen allein hinaus. Das könnte ich mir aber ganz anders denken. Er soll zugleich und hauptsächlich den Kunstsinn wecken, Erkenntnis und Urteil veranlassen, und womöglich eine Geschmacksbildung herbeiführen, die den ganzen Menschen hebt und erweitert, wodurch er in seinem ganzen sittlichen Dasein gefördert wird. So ein Unterricht muß viel lustiger, lebendiger und anregender werden, und ein solcher Lehrer leistet große, sehr große Dienste. Wer so seinen Beruf ins Auge faßt, hat gewiß eine schöne, zum freudigen Lernen und Schaffen anregende Aufgabe; denn man lernt doch nicht für sich allein, sondern fühlt sich erst glücklich, als ein lebendiges Glied der ganzen Menschheit auch von seiner Stelle her einzugreifen, und mit dem kleinsten oder größten Pfunde, was Gott verliehen, den rechten Wucher zu treiben. Das nenne ich arbeiten fürs Reich Gottes, denn die ganze Welt ist für dies göttliche Reich bestimmt.

Mir ist's nun recht klar in bezug auf den Zeichenunterricht. Wie nichtsnutzig und leer wird der meistens betrieben! Die Dilettanten (und oft auch Kunstjünger) lernen höchstens eine kleine, alberne Kopie machen, ein Bildchen schmieren, und haben auch keine Ahnung vom Wesen der Kunst, von ihrem Zweck, Wert, Reichtum und ihrer Geschichte, wissen nichts von ihren edlen, geistigen, göttlichen Beziehungen; deshalb so wenig Nutzen für eine edlere Ausbildung des Lebens. Wie anders verfahre ich mit meinen Schülern, und ich habe doch die Freude, zu sehen, wie manch gutes Samenkorn in dieser Beziehung aufgegangen ist, daß dadurch ihr ganzes sittliches und geistiges Dasein gehoben, erweitert worden ist; und dies auch bei minder Begabten. Die Frucht kommt oft viel später zur Entwickelung, als während des Unterrichts selber, oder man spürt die ansetzenden Keime und Knospen nicht. Wenn ich nicht ein so passendes Feld in den Holzschnittzeichnungen gefunden hätte, würde ich mir im Unterrichtgeben eine Erwerbsquelle haben öffnen müssen, und dann ist's mir ganz klar, wie ich da mit Dilettanten verfahren sein würde, und ich bin sicher, ich würde mir nach und nach auch da einen Ruf erworben haben.

Die Subjektivität ist die allgemeine Krankheit unserer Zeit, und macht uns selbst krank. Jeder will seine Zeit bestimmen nach seiner mehr oder minder defekten Taschenuhr, weil er die Sonne leugnet. Wir haben nur Meinungen und Ansichten, aber keine positive normgebende Wahrheit, die sich freilich nicht nach den verkehrten und kleinen Fündlein unserer Vernünfteleien und nach der immer wechselnden Mode richtet, sondern die ihren Gang jedenfalls selbständig fortgeht. Ich gebe mir immer mehr Mühe, meine falsche Zwiebeluhr nach der Sonne zu richten, die wir einmal besitzen und für die wir noch keine bessere selbst erfunden haben.

Ich muß bekennen, daß ich jetzt ein ganz grausamer Wüterich gegen die Hauptkrankheit unserer Zeit, die Unnatur geworden bin. Gegen Gott sind wir statt treu und gehorsam — gefühlig, sehnend, seufzend, grübelnd, schwankend; gegen Freund und Feind, anstatt gerade, wahr, offen und liebevoll — verstellt höflich, im Grunde lieblos. Das Wissen, weil es nicht mehr auf Gottes Wort basiert, ist, statt gewiß, mit männlicher Demut forschend und sich vertiefend — flach, flunkernd, geistreich, dünkelhaft über das Höchste absprechend. Und die Kunst — statt durchlebte Natur — unwahre Künstelei, überspanntes Gefühlswesen, oder auch flachste Steckbriefprosa. Außer dem Evangelium, das göttliche Gesundheit nach allen Seiten hin ausatmet, lese ich jetzt nur Goethe (Dichtung und Wahrheit) und den Jeremias Gotthelf. Allerdings eine wunderliche Zusammenstellung, aber mir wird wohl, wenn ich in Ruhestunden dabei bin.

Loschwitz, Mai.

Es ist ein wunderbar schöner Maitag. So schön wie heuer hat's lange nicht geblüht; es wird einem oft ganz paradiesisch zumute. Nur heute ist mir's nicht so, wo ich, ohne Ursache zu haben, recht trüb und traurig gestimmt bin. Das sind mir aber auch Frühlingsbrütetage, ich gucke dann mit meinem traurigen Herzen wo anders hinauf, und warte, bis die dunkle Wolke sich verzogen hat. Oft geht sie nicht ohne Segen vorüber. — Du siehst, ich laboriere auch an melancholischen Stimmungen, und wer ist ganz frei davon! Man kann aber aus allem Nutzen ziehen, wenn man nur sonst einen verläßigen Grund gefunden hat.

Ich habe jetzt, durch deine Hinweisung aufmerksam gemacht, das sehr interessante Buch „Perthes' Leben" gelesen. Es war mir höchst anregend. Recht auffällig war mir im Gegensatz zu unserer Zeit das damals, besonders durch

Kant angeregte lebhafte Streben nach sittlicher Vollendung, dem sich die tüchtigsten und strebsamsten jungen Leute hingaben. Es bildet auch den Gegensatz gegen das vorhergegangene liederliche Leben der Höfe, das von Frankreich herkam. Solch kräftiges Ringen hat aber doch edle Früchte getragen, und recht wahrhafte Menschen führte es auch noch weiter, zur Befriedigung. Dieser interessante Entwickelungsgang des inneren Lebens und Strebens bei Perthes ist besonders anschaulich geschildert und war mir lehrreich. Man sieht auch da wieder, wo einer sich regt und tüchtigen Umgang sucht, aufmerksam auf sich ist und suchend sich weiter bemüht, dem ist geholfen, gehe es durch dick oder dünn. Das Schädlichste wäre wohl bei innerem Bedürfnis ein träges Stabilbleiben auf halbem Wege oder ein borniertes Sichfestrennen auf einen Punkt.

Ich bin aber abgekommen und wollte fragen: Was ist denn das Charakteristische unserer geistig strebsamen Zeitgenossen?

Ich habe ein Bild davon, aber ich wage es nicht zu zeichnen. Es riecht erschrecklich nach Makulaturweisheit. Ich danke dem Himmel, daß es noch Butter- und Käseweiber gibt, die alle die Weisheit unserer Tage glücklich in ihrem Metier verbrauchen werden und unbewußt — wie die kapitolinischen Gänse Rom — so die Welt (von so vielen Millionen gedruckter Kehrichtgedanken) befreien.

Die Welt mit ihrer Gottesschrift bleibt, das liebebedürftige Herz, welches eine feste ewige Liebe sucht, bleibt, die großen erziehenden Verhältnisse des Lebens wie z. B. Vaterschaft und Kindschaft, Jugend und Alter, Freundschaft und Liebe, Tod und ewiges Leben — die bleiben alle, und damit werden die Menschen erzogen und gebildet, wenn sie es nur recht hinnehmen.

Nun habe ich meine trübe Stimmung etwas weggeschrieben, und du wirst dich wundern über meine Propheten-

stimme. Aber was soll ich denn schreiben? Bloß äußere Begebnisse oder Neuigkeiten zu schreiben wäre doch etwas zu trocken unter solchen, die sich lieb haben und die da wirklich leben und streben.

Ich dürste oft recht nach Musik, gehe aber nicht gern ins Theater oder Konzert. Ich muß alles still genießen können.

Es könnte doch kommen, daß ich zum Herbst noch einmal nach Ostende und an den Rhein reise. Den Rhein mußt du auch noch einmal sehen. Den und die alten Städte der Niederlande, dafür gebe ich fast Venedig und alles Oberitalienische hin. Ich hoffe, wir werden noch manchmal zu kleinen Streifzügen in Gottes schöne Welt hinaus den Wanderstab und das Bündel nehmen; ich kenne wenigstens nichts Heilsameres, nichts, was mehr rekreiert im vollen Wortsinn, nach Leib und Seele, als solch Abschütteln des gewohnten Staubes, um sich seiner Freiheit wieder einmal recht bewußt zu werden. Gottes Odem, der in und außer uns freier wehen kann und von unserer und aller Welt Dumm- und Torheiten nicht gehemmt wird, macht mich da froh, leicht und glücklich. Ich fühle mich da so frei wie im Gebet, oder wenn ich in stiller Stunde ein tiefes Wort des Evangeliums im Herzen bewege. Da merke ich auch, daß ich mit meinem vollsten Dasein an der Quelle liege, daß ich meiner bewußt und frei werde.

Loschwitz, 26. Juni.

Liebe hat immer ihren schönen Lohn bei sich; das hat unser lieber Herrgott so schön gemacht, um uns lieblose, dumme Menschenkinder so recht mit der Nase darauf zu drücken, worin aller Schatz und alle Seligkeit und die rechte Befriedigung aller unserer Bedürfnisse beruht. Darüber sind wir wohl einig, aber in der Ausführung hapert's, weil das ohne Selbstverleugnung nicht abgeht und das

schmeckt anfangs immer etwas bitter, bis die Liebe durch Übung mächtiger und zuletzt in einem großen, wiedergeborenen, gottinnigen Menschenherzen die alleinige beseligende Herrscherin wird.

21. Juli.

Die Stoikerweisheit ist auf dem Kanapee bei einer Pfeife Tabak und Wein und Salami recht schön, allein wenn's zum Treffen kommt, wenn man sie braucht, läßt sie ganz hübsch im Stiche. Darauf will ich mit wetten. Ausgenommen, es müßte eines ein leibhafter Klotz und rechter Knorre sein. Jedem Wind der Stimmung mich unbedingt überlassen, macht mich zur Windfahne und zum Lumpenmann im Krautfelde. Was nun? — Ach, es ist ja recht einfach. Der ehrliche gesunde Christenmensch (und vermöge der Taufe und des Abendmahls gehören wir ja dazu und müssen es nach unserem Gelöbnis auch innerlich zu werden suchen) — der wird bei schwerem Herzen und unter Leiden an Gottes Vaterhand recht herzlich sich ausweinen, oder auch seufzen und sich nur inniger, treuer an diese führende Hand halten, und in der Freude und Lust auch seinen Gott nicht verlieren, sondern gerade recht frei und rein sich seines Gottes freuen.

Da bleibt dem Herzen doch bei aller Trauer ein innerer, stiller Friede, bei allem Schmerz eine süße Hoffnung auf neuen Frühling, und bei aller Mattigkeit des Herzens und der Gebeine das Gefühl einer höheren, ewigen Kraft, die unsere Schwachheit hält. Und wenn's vorüber ist, welche Segnung, welche Früchte!

Das andere ist Unnatur, die mir ja recht zuwider ist. Christentum ist das echt Menschliche, was uns alle auf den rechten Platz ins Zentrum setzt, während alle von Gott gelöste Menschenweisheit recht exzentrisch und deshalb um und um besehen eine mehr oder weniger gründliche Dummheit ist.

Dresden, 31. Oktober.

Ich hatte jetzt oft ein rechtes Verlangen nach dem Thomas a Kempis mit den trefflichen Anmerkungen Sailers; ich will mir diese Ausgabe auch wieder anschaffen. Der äußere Strudel und selbst die Arbeit zieht einem oft allen Frieden aus dem Herzen, bedeckt das innere Leben wie mit einem Nebel, und selbst philosophische, theologische und poetische Leserei setzt nur Verstand oder Gefühl in Bewegung, während hier mit stiller, ruhiger Klarheit ein höheres Leben uns nahe tritt, das die tiefsten Bedürfnisse der eigenen Brust enthüllt und zu einem tätigen Ergreifen des höchsten Gutes antreibt.

Neulich hat unsere Montagsgesellschaft ein Fest gegeben, wo die meisten Mitglieder in Karikatur konterfeit und mit satirischen Versen vorgeführt worden sind. Auerbach (in bezug auf seine Dorfgeschichten) als Hahn auf dem Miste, der Kopf sein Porträt. Gutzkow, Rietschel, Regierungsrat Dr. Schulz, Bendemann und Hübner, B. mit seinem Pudel Petz, sind besonders gut gewesen. Peschel, Oehme und ich sind zusammen vorgekommen als heilige drei Könige und ist dazu eine Fuga à la Bach gesungen worden „Wir sind die drei Könige aus Morgenland: Melchior Oehme, Kaspar Richter, Balthasar Peschel sind wir genannt." B. hat gelacht, daß er wie ein Nordlicht ausgesehen hat. In der Raritätenbude ist u. a. gezeigt worden: der Pinsel, der in München geblieben ist, wovon Cornelius den Stiel (Stil) nach Berlin mitgenommen hat. Ein großer Fitz von Garn als eine Rede des Professor N., woran man keinen Anfang und kein Ende finde. Fünf Hemden für die Jungens in Hübners goldenem Zeitalter, usw. Manche sind nun etwas verletzt, den meisten aber hat es viel Spaß gemacht. B. schämt sich, mit seinem armen Petz auf der Gasse zu gehen, weil das arme Vieh nun als sein Wahrzeichen gilt. Er mokiert sich etwas über den Spaß. Von den drei Königen

ist keiner dort gewesen, und wir haben unser Versehen nur nachträglich erfahren.

1851.

Wenn man aus Liebe das Beste aus dem kleinen Schatze des Herzens hervorsucht und mitteilt, so fällt ein unglaublich reicher Segen davon auf unser Haupt und in unseren Schoß zurück. Wer Geld hat und Reichtümer, kann viel helfen und Tränen trocknen, wer nichts dergleichen hat, der hat oder kann haben: gute Gedanken, Erkenntnisse allerlei Art, oder kann durch Worte, durch Liebe, oder auch durch eine Fürbitte Engelsdienste tun.

Ist nicht auch die Kunst zu solchen Engelsdienst berufen? Gewiß ist das ihre herrliche, ja wahrlich, ihre himmlische Aufgabe; wenn man das nur recht treulich ausrichtet, und diesem Geiste nachforscht und nachstrebt, und nicht ruht, bis man gefunden hat. Manche sehen in der Kunst freilich bloß Seifenblasen, anderen wird sie ein Teufelsdreck, schön vergoldet. Der Hautevolee ist sie ein Creme zum Nachtisch, und endlich sieht auch der Esel die Rose für eine Distel an, und hat seine Freude dran!

Wenn man den Leuten mit der Kunst Freude machen kann, so tue man es recht von Herzen, denn das ist doch der beste Lohn der Kunst; der Geldverdienst dabei ist ja nur das notwendige Übel, und die Ehre oder sogenannte Unsterblichkeit — nach der muß man sich gar nicht einmal umsehen. Kommt sie von selbst, nun gut, so läßt man sie hinter sich herlaufen.

Je älter ich werde, und je mehr mir die Einsicht wächst in das Wesen aller Kunst, um so mehr freue ich mich ihrer, und sie wird mir immer mehr ein wunderschöner Engel, der die Menschen, die eines guten Herzens sind, begleitet und sie oft von ihren allzu schattigen Pfaden auf sonnige und blumige Stellen führt, wo sie rasten können, und wo

die Freude wächst und die Sehnsucht nach dem großen, herrlichen Sonnen- und Blumenlande, das denen aufbehalten ist, die seinem wunderbaren, mächtigen Glockentone folgen. Dieser Glockenton hallt wie ein fernes Echo wieder in der Kunst, in der Wissenschaft hie und da, in der Natur; und alle Sonntagskinder hören die Glocke, und Sonntagskind kann man werden, wenn man reines Herzens wird.

13. Juli.

Gestern war ich in Reichels Kunstausstellung, und darauf in der großen Ausstellung im Kunstverein; da dachte ich auch: die Kunst ist herrlich und etwas recht Himmlisches, aber wenn man das Treiben der Künstler und Kunstfreunde, und das liebe, kunstsinnige Publikum sieht, dann ist's, als wenn man die Kunst von der Rückseite ansähe; sehr unerbaulich, sehr unästhetisch, sehr usw. Man muß doch immer trachten, die hohe, liebe Kunst en face zu kriegen, sonst übernehmen einen die Menschlichkeiten.

Ich habe jetzt mehrere Briefe von Draeger an den verstorbenen Berthold bei mir liegen; sie sind in der ersten Zeit seines römischen Aufenthalts geschrieben, und ich bin ganz erstaunt, wie dieser nicht sehr produktive, aber seelenvolle, gefühlige, forschende und grübelnde Künstler so ungeheuer kauderwelsch und unklar sich über seine neu aufgegangenen Kunstideen ausspricht. Aber anschauen, sammeln, sich fortwährend üben, praktisch studieren, das brachte ihn später auf eine gesunde Theorie und Praxis. Ich glaube, es wirkt lähmend, ja zerstörend, wenn einer sein Kunstfeld vorher mit dem Verstande und Reflexionen zuviel durchmißt, und nicht immer schaffend nach dem Rechten und Erreichbaren sucht . . .

Ich habe jetzt das Buch von Oersted „Geist in der Natur" gelesen; es gefällt mir sehr, besonders in den beiden letzten Abhandlungen. Die Rede von Schelling, welche als

Einleitung zu Steffens nachgelassenen Schriften vorgedruckt ist, und die ich kürzlich las, führt noch einige Schritte weiter; denn es ist nicht zu vergessen, daß außer den Naturwissenschaften noch andere Kreise um das Zentrum der höchsten Wahrheit liegen, deren Radien von jener Sonne noch wärmer und heller beleuchtet werden, und die dem Menschenherzen erst volle Befriedigung gewähren können. Doch auch hier, in Oersteds Buch, findet sich vor allen Dingen fester Boden, auf dem man stehen kann, ja vielleicht auch heiliges Land, wo man die Schuhe ausziehen muß, und es ist allerwege eine solide tüchtige Vorstufe zum Heiligtum, und man wittert schon hier Morgenluft.

Dresden, 29. Juli.

Tiefster Schmerz ist mir oft zum großen Segen geworden. Ich wußte, er kam aus Gottes Händen, und ich lernte glauben und demütig sein. Wie oft habe ich früher meinen Glauben nur gebraucht wie ein Heide, der eben von seinem Gotte nur um die Erfüllung seiner Wünsche fleht, während wir in solchen Angststunden doch die Kraft — das Vertrauen üben müssen, daß es nicht das Beste sei, wenn unsere eigensinnigen Wünsche und Leidenschaften erfüllt werden, sondern daß Gottes Wille geschehe, weil der der beste ist, wenn ich's auch gar nicht verstehe, und wenn es auch schnurstracks dem zuwiderläuft, was ich für das Beste halte. Wie oft wollen wir Gott nur zum Helfer unserer Selbstsucht machen `und von der Selbstverleugnung, von Demut und Gehorsam wollen wir nur wissen, wenn etwa alles nach unseren Wünschen geht.

Halten wir unser Herz in trüben und hellen Zeiten, in dürren und trockenen Stunden, wie in den bewegten und erfreulichen, immer klar und offen vor dem hohen Herrn und Vater im Himmel, so leben wir ein Leben des Glaubens, des Vertrauens und der Liebe; und dann ist

sein Gang hoch weg über alle veränderliche Stimmungen unseres Gemüts, und Freud und Leid bringt dann noch ganz andere bleibende Frucht. Ich suche die Dinge dieser Welt von dieser Seite zu fassen, und wenn es auch schlecht genug damit geht, so ist's doch das einzig Richtige und Heilbringende, und eine Übung fürs Leben, woran wir stark werden im Innern, jeder nach der Treue, mit welcher er die Gabe von oben braucht.

1853.

März.

In der Geschichte kommt, wie in allen Dingen, soviel auf die Auffassung an. In neuester Zeit ist doch da auch viel getan worden; und immer mehr entdeckt man Plan, Ordnung, ein großartig sich entwickelndes Gewächs, wo ein Teil auf den andern sich bezieht, kein Teil ohne den andern hätte bestehen können, oder wenigstens nicht in dieser Weise. Gerade im Gebiete der Geschichte drängt in neuerer Zeit alles mehr und mehr auf christliche Anschauung, weil im Christentum der Schlüssel zum Rätsel gegeben ist. Ohne den gibt es jenes wüste Chaos, oder lustige Hypothesen, die nicht halten.

Es macht doch oft absonderliche Gedanken, daß jetzt, wo soviel Zerfahrenheit, Überbildung, einseitige Verstandeskultur, die immer borniert ist, und allerhand Teufelszeug herrscht, daß da auch unter den Bücherleuten so einzelne Kernnaturen auftreten, die einem wie Bergluft die Lungen stärken, daß man ordentlich frisch aufatmet. In der Belletristik rechne ich vor allen Jeremias Gotthelf darunter.

Wenn man dagegen manchen berühmten Modeschriftsteller liest — Brrrrrr! — Na — es wird finster und ich muß aufhören, und will noch mein Abendlied als ehrlicher Nachtwächter singen:

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel; (das ist gewißlich wahr!)
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel. (Ja wohl!)

Gott laß uns Dein Heil schauen, (Hauptstück, jede Zeile
Auf nichts Vergänglichs trauen, [eine Perle!)
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein*)!

Loschwitz, 17. September.

Gestern besuchte mich der Berliner Förster in meiner Bergklause; mehr noch aber erfreute mich ein Brief eines Studenten in Gießen, der für meine Sachen schwärmt und, wie er sagt, schon als Knabe sich hineingelebt habe und sie als einwirkend auf seine ganze Gemütsbildung bezeichnet. Solche Stimmen aus dem Volke zu hören, sind doch gewiß das Allererfreulichste und ermutigen am schönsten.

6. November.

In einer großen Kunst- und Künstlerstadt gibt's Parteien, und die besten Leute, wenn sie einer Parteifahne folgen, saufen Unrecht wie Wasser, wie schon Hiob sagt, und schütten das Kind mit dem Bade aus. Es ist ja bei uns Malern auch so, und ich bin froh, daß ich, wie ich glaube, einen Standpunkt über den Parteien gefunden habe. Ich weiß, was die Kunst ist, und was sie fordert, freue mich ihrer vielfachen Abstufungen und Richtungen, kenne ihre Verirrungen und Abwege, und begnüge mich freudig mit dem Winkelchen, wo mir meine Stellung angewiesen ist, mögen sie andere über- oder unterschätzen, das macht mich nicht irre.

*) Neben diese Verse von Claudius hat Richter links einen singenden Nachtwächter und rechts eine Schar „Vivat Da Capo!" jubelnder Kinder gezeichnet.

1854.

11. April.

Es kam mir ein fragmentarischer Aufsatz „Die Umkehr der Wissenschaft“ zur Hand. Es ist nichts wichtiger, als den Verkehrtheiten und Irrwegen, in welche eine Zeit sich befangen hat, den Spiegel vorzuhalten. Hier in diesem Aufsatze liegt etwas, zusammengehalten mit so vielen anderen tüchtigen Bestrebungen, was einen auf festen Boden bringen kann, indem man den unsicheren Moorgrund erkennt, auf dem eine eingebildete und ungebildete Masse sich bewegt und resp. ihre Paläste, Lusthäuser und Abtritte aufgebaut hat. Jetzt verachtet ein großer Teil dieser Leute noch jene idealere Gesinnung, obwohl man das Talent und das Wissen daran respektiert, und doch sind es gerade die Stimmen, die von den tüchtigen jugendlichen Kräften lebhaft aufgenommen werden, weil diese instinktartig herausfühlen, daß in dieser Richtung die Kräfte der Zukunft schlummern, oder vielmehr bereits erwacht sind und mit Fingern zeigen, wo hinaus!

Es scheint sich keine Gegenwart so um die Zukunft bekümmert zu haben, als die unsrige; es muß den meisten doch nicht sehr wohl in ihrer Haut sein und müssen arg Katzenjammer haben.

Loschwitz, 15. Mai.

O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die weite Gegend! So himmlisch schön, so sinnlich schön! Der blaue, tiefe Himmel, die weite, grüne Welt, die schöne, helle Mailandschaft mit tausend Stimmen belebt! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne.

Und das alles um mich ist irdisch, und welche Armut wäre das, wenn ich Gott bloß in den schwarzen Buchstaben

und bloß mit meinen körperlosen Gedanken erkennen, lieben, verehren könnte! Ein blühender Baum von Bienen umsummt, duftend, tönend, — dies Schauen ist mir oft lieber gewesen, als die geistreichste theologische oder philosophische Abhandlung vom Wesen Gottes. Alle Dinge sind geheiligt, werden verklärt, stehen in der lebendigsten Beziehung zu ihrem Schöpfer. Bloß das Verderben dieser guten Dinge ist Sünde. Ist die Liebe in allen ihren Stufen zusammen, physisch, psychisch, geistig, göttlich, ist sie nicht in ihrem innersten Wesen so rein, so mächtig, daß es nichts Schöneres und Mächtigeres gibt, als diese Blüte des Lebens, diese in Gottes Händen heilige Kraft? Ist sie nicht Abglanz und Vorspiel des Verhältnisses der Gemeinschaft Gottes mit der menschlichen Seele? Eine Ahnung von jenem Seligsein, das wir jetzt unserer Verderbtheit wegen nicht ganz fühlen und verstehen können, oder nur die Besten und Reinsten in seligen Augenblicken.

Loschwitz, Oktober.

Wir sitzen immer noch auf unserem Berge, werden aber wohl in nächster Woche das Standquartier beziehen. So schön es hier noch ist, so sehne ich mich doch nun in Ordnung zu kommen. Ich kehre nun ohne die liebe Mutter*) heim; das liegt mir immer in Gedanken. Wo weilt sie jetzt? Diese Frage drängt sich mir oft herbei. Aber da schweigt alles Wissen und wird schweigen, solange irdisches Leben dauert, und doch ist's auch da nicht ganz Nacht geblieben; die Aussprüche unseres Herrn stehen da, wie helle, liebliche Sterne; sie sind fest und herrlich glänzend auf diesem nächtlichen Grunde, aber sie sprechen mehr zum Herzen, als daß ich sie begreifen und fassen könnte.

*) Seine Frau wurde in Loschwitz am 3. August 1854 bei einem ländlichen Familienfeste plötzlich vom Schlage getroffen und starb in der darauf folgenden Nacht. Siehe S. 737 f. L. Richters Brief an Julius Thaeter in München.

Des Heilandes eigene Auferstehung steht wie ein Morgenrot am Himmel, und „wo ich bin, da soll mein Diener auch sein“, und „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten“, das sind Morgensterne. Aber mehr als dieses Ahnen gibt mir die Lehre meiner Kirche auf Grund der Schrift die Lehre von der Kirche selbst, welche ist die Gemeinde der Erlösten im Himmel und auf Erden, miteinander verbunden durch die Liebe, Gebet und gegenseitige Fürbitte.

Eins durch die Liebe zu ihrem Erlöser, welcher das Haupt des ganzen Leibes — Organismus — ist. Diese Verbindung ist mir die Erlösung der Menschheit, ihr Ziel und ihre Verklärung — in Ihm und durch Ihn selbst.

Ich weiß wohl, daß dies eine Idee ist, eine Idee der Heiligen Schrift, und daß damit die Frage nach dem Wo und Wie für meine sinnliche Natur nicht beantwortet ist. Wir leben aber eben im Glauben und nicht im Schauen; und es ist mir eigentlich auch lieb so, daß wir nicht mit dem Teleskop in die Wohnstätten des Jenseits eindringen können, sondern daß ich meinem Erlöser Glauben und Vertrauen auf sein Wort beweisen und in Geduld seine Verheißung abwarten darf.

Und daß wir einen solchen Himmel voll Sterne der Verheißung haben, Lichter einer höheren Welt, die so tröstlich herunterleuchten, dafür sollten wir recht dankbar sein und in unserem Falle unseren Glauben daran üben und stärken.

Ich habe neulich einen kleinen Stein für das Grab bestellt; es kommt bloß der Name darauf und der Spruch: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ Gewiß ein recht herrliches, tiefes Wort, wenn man es recht faßt und bedenkt.

Dresden, Oktober.

Schon am Dienstag sind wir in die Stadt gezogen und haben uns bereits eingerichtet. Es macht wohl einen recht

wehmütigen Eindruck, nun ohne die gute Mutter wieder einzuziehen. Heute waren wir wieder draußen und trugen Kränze auf ihr Grab, das nun mit einem Stein besetzt ist. Es sah alles recht herbstlich aus und war rauh und kalt.

Das wäre doch eigentlich *leben*, frei und wahrhaft leben, wenn wir jede Stunde, jeden Augenblick vor Gott, im Bewußtsein seiner Gnadengegenwart lebten. Welche zähe Dummheit hindert immer daran? Ich lerne das ein bißchen mehr und mehr, aber doch noch so jämmerlich schlecht, und habe doch schon graues Haar. Möchte es doch besser und mit neuer Kraft gelingen; es müßte ein schönes, großes, volles Leben sein!

Ich möchte recht gern ein neues Leben, auch im Innern, anfangen, da es äußerlich so anders geworden ist. Die Heimsuchung Gottes in diesem Sommer soll nicht vergeblich gewesen sein; der kleine Stein auf dem Sandhügel predigt mir ja: „Christus mein Leben, Sterben mein Gewinn!" Und das letztere kann nur wahr werden, wenn es das erstere zur vollständigen Voraussetzung hat. Ach und da fehlt soviel!

Nur Er wird's vollbringen, was er angefangen hat. Es gilt, nicht müde zu werden, ihm treuer zu dienen, der uns allen gedient hat und hat uns geliebt, wie kein Mensch uns liebt.

Die Welt und alle ihre Geistreichigkeit vergeht mit ihrer Lust und falschen Größe, und nur was aus Gott und Gottes Willen ist, das bleibt.

4. November.

Es fehlt mir immer etwas und ich sehe mich manchmal um, als müßte von außen kommen, was die schmerzhafte Lücke im Herzen gemacht hat, und sie wieder heilen; aber dann besinne ich mich, und der Loschwitzer Kirchhof und der noch kahle Sandhügel steht mir vor Augen. Und da

heißt es „Glauben“. Sichtbar ist der Tod, unsichtbar das Leben geworden! Warum es so geworden ist? Ich glaube, die Führung zu verstehen, und hoffe in den höchsten Willen mehr und mehr eingehen zu können, obwohl es mir jetzt noch nicht recht gelingen will. Gottes Stimme läßt nicht ab zu rufen, und so wird mir meine Stimme schon klarer werden, je treuer ich aufmerke. Ach, wäre man nur nicht so sehr ins Äußere verloren, lebte man nur recht stark im Geiste und könnte dann wie von oben herab die äußeren Dinge regieren, statt daß sie mich jetzt von unten herauf oder von außen herein regieren und oft auch despotieren...

Christus allein ist unser aller Arzt und Heiland, der unsere Seelen gesund macht, wenn wir ihm vertrauen und nicht unseren Gedanken folgen, die wandelbar sind, sondern folgen und gehorsamen seinen Worten, die ewig und unwandelbar sind. Denn wir haben ja auf der Welt nichts, das zuverlässig wäre; am wenigsten sind es unsere eigenen Meinungen und Empfindungen, und wir brauchen doch einen festen Grund, auf dem wir stehen und fest fußen können, wenn uns die ekle Seekrankheit unserer Zeit nicht überkommen soll, die eben aus dem Schwanken des Grundes unserer ganzen Existenz besteht, und die den Überdruß und moralischen Katzenjammer zur Folge hat. Selbst unsere Meinungen über Gott und Christus sind nicht einmal stichhaltig, eben weil es die unseren sind. Sein Wort allein, im Glauben und Demut aufgenommen und im Gebet durch seinen Geist lebendig und wirklich gemacht, das ist's, was in allen Stürmen aushält und zum höchsten Ziele führt.

1855.

Loschwitz, 21. Juli.

Ich lerne unter des Herrn Hand Geduld und Zucht üben, mit der man es sonst immer zu leicht nimmt. Ich lerne seine Reinheit und Heiligkeit ernster verstehen und

sehe meine Unlauterkeit, die durch und durch geht, mit Schrecken; aber sie treibt mich auch mächtiger zu seiner großen Liebe und Barmherzigkeit, die man in guten Tagen so ganz nebenbei liegen läßt. Gewiß kommt man in dieser harten, aber praktischen Schule, wenn man nur recht treu wäre, weiter, als mit allem faulen Grübeln. Scheintugend und Wahnglaube entschwinden einem unter den Händen, und man sieht erst dann, wie entsetzlich wenig Frucht der Wahrheit an dem armen Feigenbaume zu finden ist. Durch den Tod der lieben Mutter ist mir dies Leben fast wie gestorben; es ist mir, als hätte ich die irdische Zukunft verloren. Ich lebe nur noch für euch Kinder; aber eines, hoffe ich, soll mit des Herrn Hilfe aufleben: der wahre Anfang eines ewigen Lebens in ihm und in seiner heiligen Erbarmung. Das allein, ganz allein ist mir ein Licht in meinem Dunkel; und weil es auf hartem, sehr hartem Wege zu diesem Lichte geht, so bin ich sicherer vor Täuschung und Gefühlswesen; vielmehr ist alle Wahrheit praktisch, handgreiflich und recht tatsächlich, wenn auch die Schale zum süßesten Kern entsetzlich bitter und hart dünkt. Nur immer zu, Jesus Christus sei mein alleiniger Führer, Helfer, Erretter und lieber, heiliger Freund. Ja, er allein! . . .

Wie ist doch Kreuz so bitter! Und es kostet tägliches Mühen, es täglich neu aufnehmen und gehorsam und in Geduld es dem nachtragen, der das Seine uns vorgetragen. Innen umzogener Himmel, und nur e i n Sternchen, das uns verheißt, als Morgenstern wieder zu winken vor Beginn des hellen Tages! Oder ist die Nacht schon vorüber, ist's schon der Morgenstern? Ich weiß es nicht! Also nur geduldig weiter geschleppt, haben wir doch ihn und seine ganze herrliche Gnade. Wenn wir von recht innerlichem Ernst getrieben, in aller Wahrheit an Gott und sein Wort uns halten, dem Heiligen und der Heiligung nachtrachten, bis sich die Schätze seiner Wahrheit und Gnade uns täglich

mehr öffnen und Selbstverleugnung, Demut, Gehorsam und Liebe uns in allem treiben und bewegen, so müßte ja ein Leben auch in trüber Kreuzeszeit einen recht süßen Frieden, ein Ruhen in seiner Liebe mit sich führen, wo wir täglich ihm dafür danken dürften. Es müßte ein Friedensleben sein, das dunkel von außen, nach innen licht wäre. Und dabei Tag für Tag ein Wachsen zu immer größerer Wahrheit, deren Fülle und Herrlichkeit mich jetzt mehr und mehr beseligt, weil sie mir mehr und lebendiger aufgeschlossen wird, je bitterer das Außenleben auf mich eindringt und mich drängt, den Blick auf die alleinige Quelle alles Trostes und alles höchsten Heiles hinzulenken. Drängen uns die dunklen Tage nicht zu ihm, dem Lichte, wie sollen wir es finden, wenn die Welt ihre Kronleuchter angezündet hat, und das Orchester seine Walzer losläßt.

Das Lossein vom Kreuze ist nicht in unserer Macht, so viel Wege wir auch versuchen. Er kann es freilich auch wegnehmen, er allein, wenn er will, und er will es, wenn es uns gut ist. Und doch ist das größte Elend, daß wir allesamt Gottes vergessen würden und unser Heil in Ihm nur mit sehr halbiertem Herzen suchen, wenn Er uns nicht oft in die Kreuzesschule nähme und uns fast das Herz zerbräche, so daß wir Ihn dann auch fast nicht mehr verstehen wollen. Ich muß Gott danken, daß Er meine Liebe, die gute Mutter, schnell und ohne große Leiden weggenommen hat. Ihr Sterbetag ist nahe.

Ich habe, wenn ich einsam oben im Wald herumgehe, gar süße Stunden; ich verfolge da eine Idee, die mir nach dem Tode der Mutter zuerst aufging, jetzt immer gewisser, größer und freudenreicher mich umfängt. Es betrifft das göttliche Reich, welches ich in der Kirche realisiert von der Apostel Zeit her vor mir sehe. Wie sonderbar, daß man oft von den herrlichsten Dingen gar nicht berührt wird, sobald man nur die unvollkommene Erscheinung der-

selben allein im Auge hat. Wer sein Auge, seinen Formensinn nicht unablässig gebildet hat, sieht in einer Venus von Melos auch nichts als einen Torso alten Marmors, ein Stück Weibsbild. Dem feineren Sinn geht wirklich etwas übersinnlich Großes in dieser vollendeten sinnlichen Erscheinung auf, und darin erst versteht man die große Idee des Künstlers und ist entzückt und beseligt davon. Größer, reicher, faßlicher ist mir die Idee der Kirche Christi geworden in ihrer ganzen geschichtlichen Entwickelung und sichtbaren Erscheinung, mit all ihrer Tiefe, die bis ins göttliche Geheimnis hineinreicht. Doch davon wollte ich ja nicht sprechen, sondern nur, daß ich recht reiche Stunden von Gottes Güte habe, trotz dem tiefen Leid, das mit mir aufsteht und mit mir schlafen geht, wenn ich schlafen kann. Und auch da brennt es nicht geradezu verzehrend, wie geheimer Brand unter Sparrwerk, sondern mehr wie Kohlenglut im Weihrauchfaß; es verdampft, und süßer Duft als Gebet steigt hoch hinauf und macht das Herz immer freier und frischer, bis es sich in Lob und Dank auflösen kann; und dann kommt ein heiliger Friede herab wie obere Lebensluft und Odem Gottes.

Geh nur hinaus in Wald und Wiesen, und bete da, und wenn du nichts Besonderes weißt, so fange nur bei der ersten Vaterunserbitte an, jede dieser kleinen Bitten ist wie lauterer Edelstein, voll Licht, wenn auch der Kuhhirtenverstand es für Stein ansieht, gut genug, um damit nach seinen Kühen zu werfen.

August.

Viele wollen Wahrheit, wo sie auch immer zu finden sei. Die Wahrheit ist in Gott und Gott ist selbst die Wahrheit. Machen und erdenken läßt sich die Wahrheit nicht, erlernen auch nicht, weder eigenes noch fremdes Fabrikat kann sie ersetzen, aber dies Höchste und Seligste ist freies

göttliches Geschenk, und das läßt sich erbitten. Suchen, Anklopfen, Bitten, so wird man empfangen. Warum wollen wir uns denn so ungern beugen und nicht mit Demut und Kindesvertrauen geschenkt nehmen, was keinem vorenthalten wird, der ernstlich will, anhaltend will, und das will und so will, wie es des Höchsten Wille nur geben will? Unser ganzes seligstes Glück und Genügen verschmähen wir, verzetteln wir, nicht weil es zu schwer zu finden, zu schwer zu erlangen, sondern weil es eben wie alles Größte und Höchste, zugleich das Einfachste und Natürlichste ist.

Bete jeden Morgen, jeden Tag, und weißt du nicht wie, so lerne das Vaterunser. Da ist alles in Fülle, was ein Menschenherz braucht, um selig zu sein bis zum Jauchzen. Vor allem bete in solchen Stunden, wo die Seele Tränen zu den Augen herausjammert, oder das Herz wie zwischen Steinlasten eingeklemmt erstarren will — dann lerne diese Kraft aus der Höhe kennen, und glauben aus tiefster, lebendigster Erfahrung wird dir nicht mehr unmöglich Ding scheinen. Das andere Allbekannte und doch Verborgenste, welches als ein voller Strom direkt in das ewige Leben voller Seligkeit dahinfließt und nie verdürsten und verdorren lassen wird, ist das Neue Testament. Lies täglich ein Stücklein. Verschmähe das Christentum nicht, bevor du es kennst. Und wie oft kennt man es nicht und hat nur verschrobene Vorstellungen, abstrahiert von allerlei Volk, das sich für Christen hält.

Achte weder hohes noch gemeines Geschwätz darüber; aber gehe selbst zur Quelle und schöpfe täglich und nie ohne den Geist des Lebens angerufen zu haben, der über dem Chaos schwebte und Leben hervorrief, wo vorher Dunkel und Verwirrung war. Diese zwei Dinge sind Praxis, und diese allein hilft zum Glauben, die lebendige Tat, nicht aber Grübeln, Zweifeln, Studieren, oder auf die gebratenen Tauben hoffen, die in der Luft zufällig herumfliegen können.

Ruhebetten oder auch Pfützen gibt's manche auf dem Wege nach dem Zentrum; wehe denen, die da kurze Ruhe finden. Für redlich Suchende gibt's keinen Frieden als im Zentrum. Es gibt keinen andern Weg zur Erfahrung der Wahrheit als Suchen in der Schrift, Bitten um Licht, Suchen bei dem, der sich selbst die Wahrheit und das Leben genannt hat, Jesus Christus.

1856.

Loschwitz, den 6. Mai.

Wunderschöne Partie an den oberen Zaunweg nach dem Ziegengrund. Die Wipfel lichtgrüner Buchen mit den dunkelgrünen Stämmen heben sich aus der Tiefe, davor stehen die weißblühenden Kirschbäume und rosenrote Aprikosenbüsche. Lichter Sandboden und kaltgrünes Gras. Ferne Hügel mit blühenden Bäumen gegen den lichtwolkigen Himmel abstechend. Weiche blaue Ferne nach Böhmen hinein. Ein Paradiesesbild. Müßte sich mit kleinen Engeln und Mutter Gottes gar hübsch machen.

Dresden, 6. Juli.

Am 14. Juni wurde in der Rabenauer Mühle Lenchens *) Hochzeit gefeiert. In der Kirche zu Friedrichstadt wurde sie getraut vom Pastor Schulze. Es waren wohl gegen vierzig Gäste, Verwandte und Freunde. Das Wetter war schön und alles recht heiter. Eine Anzahl blieb in der Mühle über Nacht und kamen erst früh mit dem Dampfzug herein. Einige Tage nach der Hochzeit reiste Theodor mit der jungen Frau ein paar Tage nach Böhmen; und auf den Montag will er sie auf seine Geschäftsreise nach Schlesien mitnehmen.

---

*) Seine Tochter Helene, verheiratet mit Theodor Kretzschmar Fabrikant in Dresden.

August.

Was ist denn ein Leben in der Gnade? — Ich ahne es, ich hab' es aber nicht. Ganz zu Jesu flüchten, der Weltsorgen sich möglichst entschlagen und täglich aus Seinen Händen nehmen, was Er gibt und wie Er's gibt.

23. November.

Heut' früh hab' ich kommuniziert. Ein stürmisch grauer Regensonntag. Wäre doch der rechte stille Gottesfrieden im Herzen. Ein Streben nach Gottes Wohlgefallen, nach einem Leben in seiner Wahrheit ist immerdar in mir rege; aber ich weiß selbst nicht recht, woran es liegt, daß es zu so gar nichts Rechtem kommt.

Ist's heimlicher Unglaube? Ist's das feste Hangen und Verflechten im Irdischen? Meine Gedanken, mein Wünschen und Sehnen ist wenig warm bei Christo, dem Herrn, desto lebendiger in den Arbeiten und Erdendingen. Und diese sollten doch das letzte sein, das erste und Hauptsache das Leben und Sein in Christo. Ja, so wird's wohl sein! Ihn, Ihn muß ich fester ins Auge fassen. Der Umgang mit Ihm im Gebet und Wort muß treuer werden, dann erst würde sich das andere Ihm in der rechten Weise unterordnen, und ich würde freier von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit.

November.

Auerbach schickte mir heut' sein „Barfüßele", Dr. Förster will den Jean Paul von mir illustriert haben, und Georg Scherer seine Volkslieder fortgesetzt, und zu alle dem habe ich keine Zeit, und muß es ablehnen. Ich will Schillers Glocke zunächst machen, und später ein Werk „Fürs Haus", wo das deutsche Familienleben in Kirche, Haus und Natur geschildert werden soll. Ich möchte damit ein rechtes Hauptwerk geben. Ein kleines Neues Testament stell' ich auch noch zu diesen Aufgaben, wenn Gott Kraft dazu gibt. Es müßte ganz volkstümlich aufgefaßt werden.

Aber meine Augen sind sehr geschwächt, wie lange werde ich noch solche Arbeiten machen können! Doch wie Gott will. Mein Tagewerk, das er so gnädig zugerichtet, will ich vor seinen Augen führen und er wird mich führen!

1857.

Loschwitz, den 28. Juni.

Seit Ende Mai wohne ich nun wieder hier oben in unserem Häuslein. Dazu habe ich mir in einer sehr alten Hütte (in Gotschens Weinberg), welche aber wunderschön liegt neben der Königin Berg, ein Stübchen zum Arbeiten gemietet. Da ist's nun ganz stille, denn das Haus ist nur von zwei alten Leuten und deren Sohn bewohnt, welche am Tage nicht zu sehen und zu hören sind, weil sie im Berge arbeiten. Die Aussicht aus meinem Fenster ist wundervoll und für mich inhaltreich! Meine stille Hütte liegt am Rande eines Berges, und es öffnet sich über dem Elbspiegel, der am Fuße der Höhe heraufglänzt, das weite Elbtal und die Aussicht von den fernen böhmischen Bergen im Süden, bis zu den Meißner Höhen im Westen. Ich sehe ein Stück meines Lebens auf diesem Bilde. Von der Stadt den Weg bis Lockwitz, welches mir gegenüber liegt. Darüber das Wäldchen am Vogelherd, wo ich in jenem Spätherbst saß, als ich meine Auguste hinausbegleitet hatte, und mir am anderen Tage die Entscheidung bevorstand, mich von ihr zu trennen, um mit dem Fürsten Narischkin nach Frankreich zu gehen. Das Dorf Lockwitz, wo ich so glückliche Tage mit ihr verbrachte. Am Fuße meines Berges sieht man zwischen Büschen und Bäumen den kleinen Kirchhof von Loschwitz, und das Grab meiner teuren Auguste, mit der ich gerade volle siebenundzwanzig Jahre so glücklich lebte. Nun spinnt sich der Lebensfaden fort, und Gott möge mich seine heiligen Wege in Gnaden führen, und alles wohl machen, damit der letzte Tag ein Tag seliger Vollendung sei!

1858.

Jean Paul betrachtet mit innigster Freude und schildert in wundervoller Poesie die Schönheit kleinster Verhältnisse und Dinge.

Ist es nicht schön und verdienstlich, auch in malerischer Form die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinungen auch in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen aufzudecken? Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelsschimmer auf alles, was sie betrachtet. Was *sie* anrührt, wird Gold.

1860.

31. Mai.

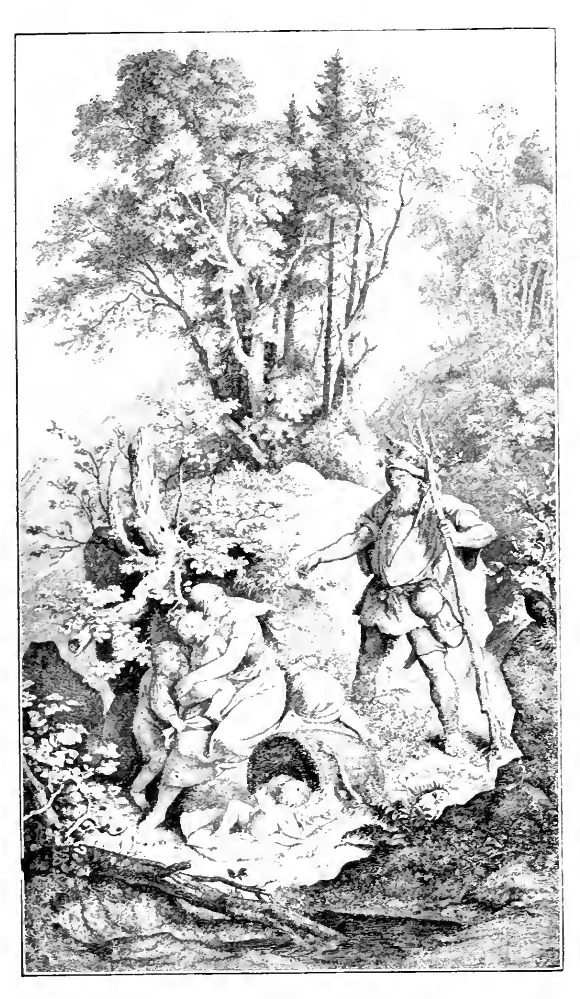
Alle äußere Geschichte im Reiche Gottes, in der Schrift Alten und Neuen Bundes, ist zugleich eine innerliche und vorbildend das, was ein jeder aus dem Worte Gottes Neugeborene innerlich wieder durchlebt.

Stille sein und harren auf die Hilfe des Herrn ist das Rechte. Es versteckt sich unser Eigensinn und Eigenwille gar oft auch in geistlicher Maske; da kann man nicht genug auf der Hut sein, um nicht Heuchler zu werden, wenn auch nicht vor den Menschen, aber vielleicht vor Gott. Man möchte gleich vortrefflich sein, und sollte doch zuerst recht arm im Geiste sein, man kennt ja den heiligen Pharisäer und den armen sündigen Zöllner und wer von beiden Gott näher war.

(Reise nach Oberbayern.)

18. Juli.

Früh nach Seeshaupt und mit Post nach Murnau. Prächtige Blumenwiesen und Waldungen. Vogelgesang. Ich hatte bei diesem Volke: gläubig, gesund, kräftig, und in dieser romantischen Natur das Gefühl, als könne es einen gar nicht wunder nehmen, allenfalls auch Engel im groben



L. Richter, Rübezahl.



Ansicht von Meissen. (S. 377 u. ff.)
Nach einer alten Steinzeichnung.

Tuchkittel und mit dem Dialekt der Leute leibhaftig verkehren zu sehen.

München. Im Bahnhof Zusammentreffen mit Schwind. Schwind höchst liebenswürdig, schleppte einen Korb mit Birnen und Würsten, um sie zu den Seinen zu bringen. Freut sich innig über alles an der Landstraße. Wald. Schöner Abendhimmel. Glühendes Licht über Berge und Buchenwälder. Wallfahrtskirchlein zur heiligen Eiche mitten im Walde. „Sixt, schau, ist das nit herrlich!" Eifert gegen das gedanken- und geistlose Arbeiten. „Wann einer an ein schön's Bäumle sei Lieb und Freud hat, so zeichnet er all sein Lieb und Freud mit, und's schaut ganz anders aus, als wenn ein Esel schön abschmiert." „Ach, es gehört ein gar feiner, ein gar keuscher, guter Sinn dazu, um das Geheimnis aller Schönheit und aller Wunder der Natur aufzuschließen." Wir fahren über den See bei einbrechender Nacht. Er jauchzert und jodelt den Seinen zu. Fernes Jodeln aus dem Walde als Antwort. Wie die Anna und die Nichte den Papa umarmen und umjubeln! Wie er freundlich zur etwas ernsten Hausfrau tut! Abendessen in dem köstlich kleinen Holzstübchen, mit Zinntellern und Krügen ausstaffiert.

Sonntag, den 19. Juli.

Ich stehe auf, gehe in den Garten und betrachte seine am Geländer des Altans gemalten Fabeln. Trinke an dem kleinen Quell unten am Abhang. Hinter dem Hause Fichtenwald. Alles schlief noch. Die Morgensonne leuchtet an den fernen Alpen, der See ist ruhig.

Endlich erscheint Frau v. Schwind; sie spaziert mit mir in dem Garten umher. Schwinds rotes, lustiges Gesicht erscheint am geöffneten Fenster seiner Schlafstube; er hat „himmlisch geschlafen". Er war die Woche über abgehetzt am Bilde und von den vielen Besuchen der Fremden.

Großes Behagen. Frühstück. Zinnerne Becher für den Kaffee. Brot und frische Butter. Wir gehen hinauf. Er spielt aus Zauberflöte den Chor der Knaben. „Hör aber mal, wie schön, wie feierlich das ist!“ Dann den Anfang einer Messe von Beethoven. „Gott erhalte Franz den Kaiser“, wieder Mozart usw., singt zuweilen dazu, oder imitiert die Waldhornstimme. Er spielt mir das Thema aus einer Symphonie Beethovens vor, wozu er die Bilderkomposition gemacht hatte. Erklärt mir am Kupferstich die Einteilung derselben. Unten der Eingangssatz, dann Andante, Scherzo, Allegro (Finale). Spricht viel von einer Komposition zur Zauberflöte. „Die Melusine“ (wie er sie auf den Schüsselrand gezeichnet), „Graf Gleichen“, „Die Wiederkehr“, „vierzig Reisebilder in leichten Ölskizzen“; er will sie dann zusammen ausstellen als poetische Einfälle, lyrische Stücke, damit man doch sehe, was dran sei und daß er Gedanken habe.

Wir gehen nach dem Bahnhof. Ich miete einen Wagen. Schwind fährt mit bis zum nächsten Dorf. „Sieh, das war gescheut, daß du dies Wägle gemietet hast, da können dir zwanzig Taler nit so lieb sein. Nur nit im Stellwagen fahren; denn Zuchthaus und Stellwagen sind die Ort, wo man sich die Gesellschaft nit wählen kann. Schau, man muß nit zu sehr sparen, man muß sich etwas zugute tun können; was man da bei fröhlichem Gefühl einsammelt, das weiß man oft nicht, aber wir behalten Stimmung und Schwung, sonst altert man vor der Zeit.“ „J. sagt, er habe im Schweiße seines Angesichts gearbeitet; aber was ist der Nutzen davon? Daß man auch vor seinen Sachen schwitzt. Beim Raffael, beim Mozart denkt man nicht an Schweiß des Angesichts. Die Kunst soll uns heiter und frei machen, und dazu gehört, daß wir selber frei und heiter und gehoben sind.“ „Was hat der H. für herrliche Gedanken in seiner deutschen Geschichte, aber, lieber Gott, wie hat er sie bei Not und Erdäpfel herausgeplagt! Und

sieht man den Gestalten nicht die traurigen Erdäpfel an?" Wir sahen am Bahnhof einen Zug ankommen. „Schau, jetzt kommen die hübschen Madeln. Die Leut rennen nach den Alpen und der schönen Natur, und die Menschen sind halt doch das Schönste; aber am allerschönsten sind doch die schönen Madeln."

Wir fahren im raschen Wäglein höchst vergnügt und in herrlichsten Gesprächen durch die schöne Gegend; Schwind in liebenswürdigster Stimmung und Rede bis B. Da wird gehalten; wir gehen in den Garten, sitzen unter den Linden und leeren ein Fläschchen Pfälzer. Dann herzlichsten Abschied, und rasch flog mein Wäglein weiter. Ich sah noch lange den behäbigen Schwind und auch den Wirt auf der Straße stehen und nachwinken.

Schwind sagte: „Die Grundsätze der Kunst sind sehr einfach, wie alle Wahrheit einfach ist."

„1. Ich muß einen Gegenstand gefunden haben, der mir etwas Schönes offenbart und damit mein Herz erfreut. 2. Der Gegenstand muß ein Moment sein, nicht beweglich, muß sich in einem Moment aussprechen."

„Der Psalmist hat gesagt: Und wenn das Leben köstlich gewesen, so ist's Mühe und Arbeit gewesen. Ja dees hob i nit g'wußt, daß i so a köstlich's Leben g'führt hab' usw."

Schwind ließ den Otto Ludwig sehr grüßen. Er hatte den größten Respekt vor seinen Dichtungen.

1861.

(Reise nach Schwaben und der Schweiz.)

Mittwoch, den 31. Juli.

Nach sieben Uhr zu Fuß nach dem Hohenstaufen. Prächtiger Waldweg zwei Stunden. Immer noch war ich ohne Lust und Freude, es fehlte eine befreundete Seele. Doch brach sich oft ein Vogelstimmchen, wie ein Sonnenstrahl

im Waldesdunkel, eine Bahn ins Herz. Es war mir, als sei eine zähe Haut übers Herz gewachsen, und als müßte ich ganz anders empfinden, wenn das kranke Fell erst herunter wäre. All unser Kulturleben ist ein solches mannigfaches Hautüberziehen, und wir kennen oft unseren eigentlichen Kern selbst nicht. Eine Reise soll eigentlich eine Entpuppung zuwege bringen, die kranken und fremden Hüllen und Häute sollen fallen, und der Kern sich wieder zeigen.

Welcher Entpuppung könnten wir beim Sterben entgegen gehen? Könnten wir nicht mit einem Male viel anders empfinden und denken und einen ganz anderen Standpunkt gewinnen?

Auf dem Hohenstaufen, den 1. August.

Die kleine Kirche wird restauriert. An der Giebelseite sah man in einer Rundung den deutschen Reichsadler, umgeben von den Namen der Hohenstaufenkaiser. In zwei Reihen hingen nun die Wappen der Provinzen, welche damals zum Reiche gehörten: Dänemark, Savoyen, Genua, Toskana, Elsaß, Lothringen, Brabant usw. Wie ist der arme Adler zerzaust worden, und kürzlich jubelten noch die liberalen Deutschen, als wieder einige Federn ausgerupft wurden! Ich stieg den Bergkegel hinauf, es war sehr heiß, aber doch luftig auf dem Gipfel, der ganz in Blumen eingehüllt war. Süßer Honiggeruch von den vielen gelben Blumen erfüllte die Luft. Schmetterlinge gaukelten herum: Trauermantel, Zitronenvogel, Molkendiebe, sie umspielten den Hohenstaufen-Blumengipfel. Welche Aussicht! Prachtvoll, besonders nach Rechberg hinüber. Und kein Stein mehr, oder doch nur ein Dutzend, von all der alten Herrlichkeit! Und wenn ich an die Wappen an der Kirche dachte, auch ausgebrochene Edelsteine aus der deutschen Kaiserkrone, da kamen mir die Tränen in die Augen.

Ferne Stimmen aus dem Dorfe, Flachsbrechen, Ge-

läute aus der Tiefe, Bienensummen, Windrauschen im Grase. Der Weg auf dem Kamme des Berges war reizend; ringsum herrliche Aussicht. Rechberg, ganz erhaltene kleine Burg; soll noch römische Grundmauern haben. Der kleine Rechberg ist geblieben, und die große Hohenstaufenburg ist spurlos verschwunden. In der Kirche. Der kleine Gottesacker, darüber die Berge der Alp. Ein Klausner hat hier oben gewohnt an dem Fels über der Burg. Das Wunderbild rührt von ihm her, ein hübsches, altdeutsches Madonnenfigürchen mit dem Kind auf Goldgrund. Zwei starke Stunden einsamer, schöner Weg auf der Höhe hin bis zur Burg Staufeck.

Sonnabend, den 3. August.

Nach dem Uracher Wasserfall. Ganz einsamer Waldweg, trüber Himmel. Schöne Buchen und Felswand am Fall. „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" Den oberen Waldweg zurück. Recht trübe Stimmung, ohne innere Freude, zerrissen, öde. Unendlich gedrückt und in inneren Kämpfen, ohne Kraft und Freudigkeit zur Entscheidung. Ein Schriftsteller sagt: „Das Leben erscheint uns in der Jugend eine offene Allee, im Alter ist es uns ein Käfig und der Weg zum Grabe." So empfand ich's auch. Wie ich in Urach die erste Zeitung wieder in die Hand bekam — es war die Augsburger Allgemeine — ging es mir wie mit dem ersten Zeitungsblatt vorm Jahr in Kreuth; ich fand gleich meinen Namen darin. Ein Aufsatz über Kunstgeschichte! Da hieß es: Die Häupter der Dresdener Schule seien: die Bildhauer Rietschel und Hähnel, der Zeichner L. Richter und der Architekt Semper. — Es hat mich aber auch nicht lustig gemacht. Nachts seltsamer Traum von meiner Auguste. Ich wachte sehr aufgeregt auf und mußte mich erst wieder in die Wirklichkeit zu finden suchen. Da kam mir plötzlich in den Sinn: Ist etwa heut' der Todestag Augustens? Ja, es wird ja der

4. August, und indem schlug das Glöcklein auf der alten Amanduskirche ein Uhr.

Sonntag, den 4. August.

Blauer Himmel, schöne frische Luft. Der Traum hat mich sonderbar bewegt, und ich kann den Eindruck nicht vergessen. Ich hatte vorher gar nicht an den Todestag gedacht. Ich ging zur Kirche. Gute Predigt. „Es ist nicht willkürliches Belieben des Heilands, ob er uns erhören und annehmen will oder nicht. Nein, es ist eine göttliche Notwendigkeit seines Wesens, Liebe und Erbarmen zu erweisen, uns zu suchen, uns entgegen zu kommen!" O, welcher Trost ist das!

Nach der Kirche auf einer Waldhöhe über der Stadt. Im Schatten der Buchen das grüne Tal überschaut. So still und lieblich. Auch in meinem Innern schien der Bann gebrochen; der hoffnungslose Kampf gestern, der Traum, endlich die Predigt hatten die harte Rinde gebrochen. Da bliesen die Zinkenisten vom alten Stadtkirchturm: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf Ihn alle Zeit, den wird Er wunderbar erhalten, in aller Not und Traurigkeit." Da lösten sich die Banden, und von demütigem Dank floß die solang gequälte Seele über; ich empfand Frieden, und die blanken Tränen liefen mir aus den Augen. Gott sei Dank!

6. August.

Entzückende Fahrt auf dem Bodensee, als segelte man in einer Flut von Silber. Himmel violettblau. Ferne violettgraublau. Wasser zart grün, aber sowohl der milde Glanz des ganzen Horizontes, wie dessen Widerschein bis an die Wellen des Schiffes ein gleicher Lichtton.

10. August.

Engadin. Diesen Vormittag auf einer Höhe gelegen, den See und die Bernina vor mir. Alles sehr still, nur

von fernem Wasserrauschen unterbrochen. Luft kühl und angenehm. Schöne Blumen. Ich sehne mich nach deutschen Lauten. Das Wandern, um Neues zu sehen, hat, wie es scheint, für mich an Interesse verloren, überhaupt fühle ich mich innerlich sehr verändert. Am liebsten wäre ich in Loschwitz in aller Ruhe und Stille, bei mäßiger, gewohnter Arbeit und im Umgang mit Freunden und Verwandten.

15. August.

Samaden. Abends nach einer Sennhütte gestiegen. Beim Herabsteigen herrliches Abendbild. Auf den Pfaden, an den herrlich geformten Matten zogen die klingelnden Herden herab ins Dorf, voran die Kühe, dahinter die muntere Ziegenherde. Das alte Kirchlein unten ruhte ganz in grünen Hügeln, darunter in einem Einschnitt kleine alte Mühle und Wasserfall. Dahinter erheben sich schöne Waldberge, und darüber leuchteten in der Abendsonne noch die Spitzen des Languard und die Schneespitzen der Bernina, während über dem untern Teil des Berges, sowie übers ganze Land die stillen Abendschatten lagen. Auf dem grünen See ruderte ein Schifflein, und überall strömten die Wasser von den Bergen aus den Gletschern.

21. August.

Serviezel nach Nauders. Alte Burgen, donnernde Wasser, schroffe Wände und schauerliche Abstürze zur Seite, die Wege entsetzlich. Ich erinnerte mich mit Wehmut einer Zeichnung und Aquarelle von Oehme, die er auf seiner Wanderung nach Italien voll Begeisterung in damaliger scharfer und bestimmter Weise gemacht hatte. Diese Erinnerungen einer begeisterten Jugendperiode verfolgen mich bis heute. (Innsbruck.)

1862.

23. August.

Der Aufenthalt in Liebenstein beim Prinzen war mir überaus angenehm und interessant, und die edle, liebenswürdige und natürliche Weise dieses Herrn und seiner schönen jungen Frau haben mich begeistert, obwohl es für mich — da ich bequem und scheu zugleich bin — immerhin einige Anstrengung mit sich brachte.

Im Thüringer Wald allein herumzustreifen, schmeckte mir gar nicht, ich wurde greulich hypochondrisch; man ist doch zuletzt immer auf den Menschen angewiesen, weil man das Bedürfnis teils der Mitteilung, teils der Teilnahme, welche ein geringster Grad von Liebe ist, nicht entbehren kann. In Kassel, wohin ich mich der Gemäldegalerie wegen wendete, kommt einem fast die Lust zum Hängen an, ein schauderhaft langweiliges Nest; es war mir wie ein böser Traum aus der Unterwelt. Vielleicht trug mit dazu bei, daß ich dort unwohl war und eine scheußliche Gesellschaft Geschäftsreisender zu alleinigen Tischgefährten hatte.

In Frankfurt tat sich dafür ein wahrer Himmel auf. Ich suchte meinen alten römischen Freund Thomas auf, den ich sehr gebrechlich und hinfällig fand. Er ist freilich zehn Jahre älter als ich. Jetzt war er, nach überstandenen schweren Krankheitszeiten, ruhig, heiter und unendlich erfreut, mich noch einmal zu haben. Zum letztenmal, wie er glaubte. Seine Tochter ist das lieblichste, sinnigste Mädchen, das mir je vorgekommen. Ich werde den seelenvollen Ausdruck ihrer Augen nie vergessen. Voll feinster Bildung, einen Zug tiefsten Ernstes in ihrem ganzen Wesen, stets heiter wie ein Kind, und voll der innigsten, frömmsten Liebe und Treue, hat sie ihren Vater während seiner langen Krankheit sorglich gepflegt. Ich wohnte vierzehn Tage bei ihnen, war aufs stattliche quartiert und wurde auf den Händen getragen. Ihrer aller Liebe und Heiterkeit und

kinderfrohes Wesen hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich habe nie so den Ausdruck „Gotteskinder" verkörpert gesehen, wie in diesem Hause.

Ich las gerade unterwegs zu jener Zeit den Korintherbrief und kam über das 1. und 2. Kapitel gar nicht hinweg. Ich zerbrach mir den Kopf über Kapitel 2, V. 4 und 5. Nicht auf vernunftgemäße Begründungen menschlicher Weisheit will Paulus den Glauben bauen, sondern „auf Beweisung des Geistes und der Kraft". Ich erinnerte mich, daß Lessing diese Stelle besonders empfunden hat und ein kleines Gespräch über den Beweis des Geistes und der Kraft geschrieben. Wie ich vierzehn Tage bei Thomas gewesen war (inzwischen auch einen, doch toten, Kommentar gelesen hatte), fiel mir ein, daß mir Gott hier den lebendigen Kommentar vor Augen und in die Seele geführt habe, und dem gegenüber wird doch das geistreichste Wort zu Spott, bleibt etwas Totes.

Ich lernte viel interessante Persönlichkeiten in Frankfurt kennen, und alle waren so gar gefällig und gut, und ich bekam vieles zu sehen von Kunstsachen, was mir besonders lieb und anregend wurde. Im Städelschen Museum, eine der wohlgeordnetsten und gewählten Sammlungen, betrachtete ich diesmal besonders die Zeichnung zum Jüngsten Gericht von Kornelius. Strenger Federkontur und leicht in Aquarell. (Die Konture genau so wie die Umrisse zu seinem Dante mit dem Döllingerschen Text dazu, auch dieselbe Größe der Figuren oder etwas kleiner). Dann die Kartons von Steinle. Auch diese besah ich mir in bezug zu meinen Arbeiten für Liebenstein *).

Im Theater. — Wilhelm Tell von Schiller. Wurde liederlich gegeben. Die meisten Darsteller ganz schlecht und

*) Kompositionen zu Fresken für die Villa des Erbprinzen von Meiningen, welche nach Richters Entwürfen von Maler Spieß in München ausgeführt wurden.

albern. Aber auch das Stück schmeckt mir nicht mehr, dieses Pathos, die schönen Reflexionen und das poetische Beschwatzen alles dessen, was die Leute tun oder tun wollen, sind mir sehr zuwider. Wie anders Shakespeare. Schließlich ist doch auch alle Auffassung der Dinge grundfalsch oder sehr einseitig, die nicht von christlicher Anschauung ausgeht.

1864.

Loschwitz, 20. Juli.

Wie gern möchte ich jetzt manchmal in der schönen Alpenwelt sein, wo Gott mit Fraktur geschrieben hat, und dem alten Herzen rechten Schwung und Aufschwung versetzen! — Aber hier ist's auch ganz hübsch, und ich danke Gott wahrlich recht von Herzen, wenn ich die schöne Morgenluft im Walde einziehe, die wie Balsam sich ans Herz legt, ans Herz, das in Gottes Willen ruht, und in dieser Burg sich sicher fühlt. Wenn man nur nicht oft naseweis genug wäre, dieses innerste Geborgensein zu verlassen und dann den Schaden davon hätte.

Die Überzeugung steht mir fest: nicht Demonstration und Theorie kann aus Zweifeln helfen und zum Glauben fördern, sondern Tat und wirkliches, wahrhaftiges Leben. Auf die Frage nach dem Geheimnis des „Neugeborenwerdens" von Oben und auf den Not- und Schmerzensschrei aller edleren Naturen: „Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes" legt man oft den Christen die falsche Antwort in den Mund: „Du närrischer Mensch, warum bekehrst du dich denn nicht zu uns?" Der rechte Christ wird im Gegenteil bekennen müssen, daß es mit unserem Rennen und Laufen und Kopfzerbrechen gar nicht getan, daß dies alles ganz vergeblich ist, daß der Glaube nur als Gnade, — als Geschenk von Oben gegeben wird und dem zerbrochenen Herzen das Heil näher liegt, als dem zerbrochenen Kopfe.

Das ist ja gewiß anzunehmen, daß der Mensch, der Wahrheit entfremdet, obwohl sie suchend — doch nicht immer in dem Zustand ist, sie lebendig aufzunehmen, aber nicht, weil seine Individualität überhaupt nicht dafür sich eignet (wie könnte er sonst ein Sehnen und Bedürfnis danach haben?), sondern weil seine Zeit noch nicht gekommen, die Krisis dieses inneren Prozesses noch nicht eingetreten ist. Die Krankheit will hier auch ihre volle Reife erreichen, und tritt der Wendepunkt ein, dann wohl denen, „die gutes Willens sind“; es wird sich zum Leben entscheiden.

Der Glaube liegt nicht in unserer Macht und an unserem Rennen und Laufen, sondern er ist Gottes Geschenk und Gabe, wie wir denn alle wahrhaft gute Gaben und höhere Güter immer nur empfangen, nie uns machen oder erwerben können. Der Zweifler wird entgegnen, daß der Mensch dann keine Schuld habe, wenn er ohne Glauben sei, und daß es eine Ungerechtigkeit Gottes wäre, wenn er dem einen ihn schenkte und den andern schmachten ließe. Aber auch hier bei diesem „Neugeborenwerden“, dieser radikalen inneren Umwandlung des Menschen durch eine Kraft Gottes, kommt doch auch die Mitwirkung des Menschen in Betracht. Es ist ja dasselbe Gottesgesetz (oder nenne man es Naturgesetz) wie beim Acker und dem Samenkorn, nur in einer höheren Region. Vorbereiten, pflegen den Acker, den guten Samen aufnehmen ist ebensosehr Sache des Menschen, wie es Sache des Himmels ist, seinen Sonnenschein und belebende Kräfte zu geben. Regt sich in uns das Verlangen ernst und dringend nach dem höchsten Gute, durch welches unser Leben erst seine vollste Ergänzung und damit die Harmonie seines Wesens erhält, so muß ich mich sammeln und störende Einwirkungen abzuhalten suchen, und in stiller, beharrlicher Richtung des Gemüts die Hilfe von Oben in Demut erwarten. Tue ich das Meine. Gott tut viel gewisser das Seine.

Das Sprichwort sagt ja: „Not lehrt beten“ und „wer bittet, der empfängt“, und das ist schließlich doch der einzige tatsächliche Weg. Gewiß ist, das Reich Gottes (das Leben in der Wahrheit) läßt sich durch Spekulation nicht erwerben; dazu gehört das Ringen anderer Geisteskräfte. Wirkliche Kräfte, Tatsachen, das Leben selbst, nicht die einseitigen Operationen unserer Vernunft führen uns Gott entgegen, und in Ihm ist die Wahrheit.

Loschwitz, Oktober.

Meine Tagebücher sind seit Jahren ins Stocken geraten, und wenn ich die letzten niedergeschriebenen Blätter durchsehe, so dünkt mir, es habe sich während der Zeit gar vieles in meinen Anschauungen verändert. Reich waren die letzten fünf bis sechs Jahre an Erfahrungen; Unsicherheit, Zerfahrenheit und Unglaube warfen das schwache Schifflein hin und her auf den hochgehenden Wogen, und ich komme mehr und mehr dahin, in das alte Fahrwasser, was indes tiefer und breiter geworden ist, wieder einzulenken, unnütze Last über Bord zu werfen, mich zu sammeln und zu beschränken, um womöglich in den Hafen des Friedens einlaufen zu können, wozu Gott mir seinen Beistand schenken wolle.

Loschwitz, Oktober.

Der ganze Sommer hier war ein sehr ungünstiger, was das Wetter betrifft. Trübe, kühl, regnerisch und rauh, und so trieb die Witterung selbst eine Gesellschaft Sommergäste zusammen zu geselligen Abenden, die überaus belebt und heiter waren. Mein Geburtstag wurde höchst solenn in einem Fest gefeiert, wie nie zuvor, und ihm folgten noch eine Reihe fröhlicher Abende, reicher musikalischer Genüsse usw. Unsere Gesellschaft, welche durch Hermann

Amsler*) den Namen der „Klamm"**) erhalten hat, ihres langen und engen Lokals wegen, will auch zum Winter in der Stadt sich fortsetzen.

1865.

21. Februar.

Heydrich***), obwohl unwohl, holt mich zur „Klamm" ab und erzählt mir eine hübsche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzschnittblatt „Johannisfest" (in: Neuer Strauß), an dem er seine besondere Freude hatte: „Ja, der alte Bursche mit der Rose auf der Mütze, der sich über die Kinder freut und in seiner wackeligen Figur doch noch seine Amtswürde zeigt, das ist die hohe Einfalt der Natur."

Dresden, 31. März.

In der Nacht Albert Zeh, mein ehemaliger Schüler gestorben. Eine zarte, bescheidene und edle Natur. Die Braut und deren Mutter haben ihn gepflegt. — Ein rührendes Stilleben, wie er mit der Witwe und deren Tochter in beglückter Geborgenheit gelebt und geliebt.

---

*) Ein naher Freund des Richterschen Hauses

**) Die heitere Geselligkeit der sogenannten „Loschwitzklamm" gab Anlaß zur Entstehung zweier humoristischer Blätter. Das erste, eine Aquarelle L. Richters, in Form eines Titelblattes, trägt die Überschrift „Loschwitzklamm" und zeigt die an der Tafelrunde versammelten Mitglieder der Gesellschaft in scherzhafter Darstellung. Das andere ist eine Zusammenstellung von Bildern aus den Werken „Fürs Haus" und „Es war einmal", welche in Form eines großen Frieses, mit verbindenden Versen von Georg Scherer zur Geburtstagsfeier des Künstlers gedruckt und an die Klammmitglieder verteilt wurde. Dieses Blatt trägt die Überschrift: „Ihrem Senior Ludwig Richter zum 28. Septemben 1864. — Die Loschwitzklamm."

***) Moritz Heydrich, bekannt als Dichter und Herausgeber von Otto Ludwigs Shakespeare-Studien, ein Freund L. Richters.

Loschwitz, 12. Juni.

Mir kommt's oft vor, als sei das Philosophieren ein Kopfbrechen über Zahlen und Rechenexempel. Wenn man's auch herauskriegt, es bleiben immer nur tote Ziffern!

Die lebendigen und schön gemalten Hieroglyphen, die das Menschenleben und die ganze Natur, von der Blumenwiese bis zum Sternenhimmel, mir vorführen, berühren mein innerstes Wesen, mein Denken und Empfinden so ganz anders, so natürlich und schöner, daß ich dabei gesund bleiben kann; und auch ihre Rätsel und Geheimnisse flößen keinen Trübsinn ein, ich weiß sie in guten Händen. Der ungelöste Widerspruch von Erkennen und Erregen (oder Empfinden) ist doch wohl nicht der tiefste Quell des menschlichen Unfriedens, eine lebendigere aber bitterere Quelle ist der Widerspruch von Wollen und Können, den auch Paulus im Römerbrief vorbringt, und wenn der Quell erst in seiner Bitterkeit überläuft, dann ist die Hilfe da, die allen Widerspruch löst.

Einem zerbrochenen Herzen ist Gott nahe, ich weiß nicht, ob der zerbrochene Kopf eine Verheißung hat? Vielleicht weil bei ersteren mehr die Liebe, bei dem andern wohl mehr ein falscher Stolz im Spiele ist.

Loschwitz, 30. Juli.

Wer lange betrachtet, genau beobachtet, auf das Innere, den Kern der Gegenstände einzugehen sich bemüht, sieht und erfährt mehr, als wer vielerlei sieht und von flüchtigen Eindrücken lebt, weiß deshalb mehr zu erzählen, erlebt mehr und behält geistige Energie, Selbständigkeit, sich innerlich frei zu wissen von den Außendingen.

1. August.

Man sagt, das Christentum habe sich überlebt, sei veraltet, habe seine Kraft verloren. Das ist ein Irrtum; es ist eine Kraft Gottes, und die wird nicht alt. Aber

die Menschen stehen anders zum göttlichen Worte, sie haben sich unfähig gemacht, diese Kraft Gottes auf sich wirken zu lassen. Die Erlösung auf Golgatha ist ohne uns geschehen für alle, aber wirksam kann sie nicht ohne uns sein.

Optimismus und Pessimismus. Jedes Ding hat zwei Seiten, sagt man. Der eine sieht mehr die freundliche, lichte Seite, der andere die Schattenseite. Wer hat recht? Gewiß die Bibel: Die Dinge waren ursprünglich gut und sind verdorben, mehr oder weniger häßlich und schlecht geworden. Liebe löst das Rätsel. Die Liebe kann ja lieben, was auch gar nicht so schön ist, sie liebt in Geduld auch das Mangelhafte; sie liebt mit Erbarmen das, was selbst verloren und verdorben war. (Die Liebe Gottes und Christi!) Christus erkannte das Göttliche in den Menschen und ihr Verderben. Er liebte sie mit Geduld und Erbarmen bis in den Tod.

Dresden, 8. Oktober.

Die Angelpunkte aller künstlerischen Begeisterung sind Religion und Vaterland. Unglaube und Kosmopolitismus zerstören die Grundlagen alles naturwüchsigen Daseins. Nicht ist nötig, mit politischem Parteitreiben und konfessionellen Unterschieden sich zu befassen, sondern Wesen und Kern zu erfassen und darin zu leben! Goethes gesunde Natur brachte mit einem Schlage deutsche Art und Kunst zum Bewußtsein und zur Geltung in seinen früheren Werken, und er war auf dem Wege, der größte deutsche Volksdichter zu werden! Später wurde er Sektierer des Altertums und verließ die eingeschlagene Bahn, wodurch Verwirrung und Unsicherheit und ein Auseinandergehen auf tausend verschiedenen Wegen in der Literatur entstanden ist.

Was haben die Altertümer nicht geschadet. Sie haben alles in dumpfen Bann gehalten, so daß zuletzt das Vaterländische nicht nur nicht erkannt, nicht gesucht und geliebt, sondern verachtet war.

1866.

7. Mai.

Ich weiß nicht, warum ich, der ich mich sonst um Politisches wenig kümmere, doch jetzt von dem Tumult der Meinungen und Befürchtungen so affiziert werde, daß ich gar keine Ruhe und Lust zur Arbeit finde. Nun, es hat alles seine Zeit, Arbeiten und Ruhen, und das Pensum meiner Aufgabe wird doch immer weniger. Wer weiß, ob unser Opus „vom täglichen Brot"*) nicht auch zur rechten Zeit kommt, weil die Leute, wenn das Brot in schmäleren Bissen zugeschnitten wird, am ersten geneigt sind, nach dem Brot aufzusehen, das vom Himmel kommt und in dem wir das ewige Leben haben. Ich wünschte, ich könnte den ganzen Zyklus jetzt erst anfangen zu komponieren, ich würde noch andere Gesichtspunkte für Auffassung der Motive gefunden haben.

2. Juni.

Was ist denn eigentlich jetzt der Katechismus der Mehrzahl der Gelehrten und Ungelehrten? „Ich glaube nichts über mir, ich hoffe nichts jenseits und liebe nur mich selbst."

4. Juni.

Was ist das für eine närrische Zeit! So viele treffliche, gelehrte, oder geistvolle Menschen haben den rechten, gesunden Standpunkt verloren. Da kam neulich R. L. — eine tüchtige Natur, aber innerlich zerrissen und ganz pessimistisch geworden. Er sucht sein Nirwana im Bierkrug! Auch ein hübsches Mittel und seliger Zustand! Da kam Dr. T., eine geist- und gemütvolle Natur und ein höchst liebens- und achtenswerter Mann. Durch Zufall erfuhr ich seine Herzerleichterungen. Klage über innere Zerrissenheit. Ohne Frieden. Ohne Glück, für das er doch so empfänglich und sehnsüchtig danach verlangend ist! Da ist

Dr. H. Er demonstriert mir Hegelsche Metaphysik nach der Schablone: a so und so, b so und so, usw., daß ich Maul und Nase aufsperre und mir doch nichts davon eingehen will, und schließt: „Hegels Philosophie führt konsequent zum Atheismus.“ Weil er aber noch so jung und sehr eitel ist, so geniert ihn das nicht. Das sind Bilder der Jugend! O du lieber Gott; wie hat der arme Kopf das Herz überall so leer gemacht und überall das Höchste und Beste zerstört, das Ideal aus dem Leben, das Glück aus dem Herzen, den Frieden aus der Brust genommen. Alle sind krank, und die Geistvollsten und Gemütreichsten fühlen das und bekennen es, wissen sich aber nicht zu helfen. Und doch ist der Arzt bekannt, und die Mittel haben allen geholfen, die sie gebraucht haben. Die Erfahrung liegt millionenfach da, aber sie stimmt nicht zur Theorie, und deshalb gilt sie nichts.

Juli.

Vergangene Woche machte ich die versprochnen vier Blättchen für Dürr zu den Volksliedern, und ich freute mich, bei dieser Gelegenheit zu sehen, daß — wenn ein gegebener Stoff vorliegt, ich also nicht auf die Suche nach etwas möglichst Neuem zu gehen habe, meine Phantasie noch soviel Erregbarkeit hat, und noch Erfindungskraft genug da ist, daß es noch ziemlich flott geht. Wären nur die Augen besser: da liegt der Hemmschuh! — Besagte kleine Arbeit also (die von Bürkner aufs Holz gebracht wird) gab mir einigermaßen Hoffnung, daß der frühere Plan, eine Reihe Bilder zu deutschen Romandichtungen — Stilling, Goethe, J. Paul, Freytag, J. Gotthelf usw., — in etwas kleinem Maßstabe ausgeführt, recht flott von der Hand gehen könnten. Es verdrießt mich immer, daß ich überhaupt dies Unternehmen nicht früher, statt des „Täglichen Brotes“ angefaßt habe. Es eignet sich vielmehr für

mich als letzteres, was mir bloß in natura, Gott sei Dank, wohl bekommt, aber als zyklisches Opus verbacken, leicht etwas verhutzelt werden kann. Na, wenn es nur schon ganz fertig wäre!

August.

Ich versuche, mich für Arbeiten geschickt zu machen, die für meine geschwächten Augen möglich sind. Für größere Sachen fehlen Naturstudien, die ich aber auch im Sommer nicht gut machen kann, weil mich das Sonnenlicht blendet und die verschiedenen Entfernungen (nah und fern sehen) zu sehr angreifen. Bin deshalb immer wieder beim gewohnten und liebgewordenen Holzzeichnen geblieben, das ich im Zimmer bei richtigem Lichte und mit Hilfe von Brille und Lupe noch einigermaßen bewältigen kann. Vier Zeichnungen zu „Unser tägliches Brot" ausgeführt und mehrere Kompositionen in kleinen Zeichnungen.

1867.

1. Januar.

Ich hatte die Absicht, Stillings Jugend- und Wanderjahre zu illustrieren und herauszugeben, finde aber bei genauem Durchlesen bei so großen poetischen Schönheiten viel Verzopftes, bei gesundem Menschenverstand recht viel Phantasterei und Schwärmerei, bei soviel Einfalt des Herzens eine gute Dosis Eitelkeit und Großmannsfieber. Ich werde deshalb doch wieder zum ersten Plan zurückkehren und eine Anzahl Zeichnungen zu Dichterwerken entwerfen; z. B.: Aus Stilling; J. Pauls Schulmeisterlein Wutz; Auerbachs Barfüßele; Reuter, Olle Kamellen. Dann die Romantiker: Tiecks Oktavian; Brentanos Laurenburger Els; Scheffels Ekkehard usw.

18. April.

Ich brachte die Frage aufs Tapet: Wo man wohl die ersten Keime, die allerersten Anregungen zu dem Er-

wachen der neuen deutschen Kunst zu suchen habe? Es kam aber nichts heraus, als es habe eben in dem Geist der Zeit gelegen, und es scheint, daß auf verschiedenen Punkten dieselben Strebungen erwacht seien. Kornelius am Rhein, Overbeck in Wien, Ph. Veit in Paris. Andere wurden noch genannt: Schäfer von Leonhardtberg, Sutter, die Oliviers. Schnorr hat Schlegels Buch über christliche Kunst nie gelesen, von welchem ich glaubte, es habe ihm eine erste Anregung gegeben. Schnorr äußerte, es sei der damals herrschende Geist gewesen, welcher König Ludwig in den Strebungen des Kornelius, Overbeck usw. etwas sympathisch Verwandtes habe erkennen lassen und ihn angezogen habe. Preller machte hübsche Bemerkungen über Naturleben, z. B. „Meeresstille“; „wenn ich bei Sorrent morgens am Meere ging, war eine poetische Schönheit in dieser Natur, daß es mich gar nicht verwundert haben würde, wenn Neptun und Amphitrite mit allen Nymphen und Tritonen heraufgestiegen wären.“ Solche Dichtungen mußten dort entstehen, der Norden mußte andere, seiner Natur gemäße Gestaltungen schaffen. Groß und schön ist die Natur überall.

23. April.

Die Kunst erfindet nicht die Ideale, sie gestaltet sie bloß je nach dem Geist der Zeit und des Volkes, dem der Künstler angehört.

Keusche Kunst, darunter ist zu verstehen, daß der Maler lediglich das Schöne und Edle sucht, ohne auch nur einen Augenblick an die Wirkung aufs Publikum zu denken, daß er nicht kokettiert, daß — und hier ist vielleicht der Kern der Sache — der geistige und gemütliche Gehalt, die Welt des Ideals, die in dem Kunstwerk ausgesprochen ist, durchaus die Mache — daß die Kunst die Kunstfertigkeit — überwiegt.

Idealismus und Realismus sind in jedem rechten Kunstwerk vereint und nur jetzt gewaltsam auseinandergerissene Begriffe, welche zu Schulstreitigkeiten benutzt werden.

Natur ist verkörperte Idee. Jeder wahre Künstler, Dichter hat die Anlage, in der Verkörperung die Idee zu ahnen, zu empfinden, oder prophetisch zu e r s c h a u e n. Nicht durch Reflexion.

Loschwitz, Mai.

O könnte ich nur am Gardasee den Saum und obersten Rand italienischer Natur noch einmal günstig, d. h. künstlerisch erfassen. Ich hoffe, Schönheit der Linien dort zu finden, die man bei uns so selten trifft, oder sehr vernebelt! Von der übrigen Reise verspreche ich mir künstlerisch nicht zuviel, denn ich mag keine unnützen Versuche mehr machen, den Eindruck gewaltiger Bergmassen auf ein armseliges Quartblatt Papier zu bannen. Der Künstler muß ja vielmehr das Kleine groß sehen können, im Unbedeutenden Bedeutendes enthüllen, als umgekehrt.

Was Größe und Schönheit für den Künstler ist, das kann der Empfängliche in r ö m i s c h e r Natur am besten inne werden, und diese Eindrücke recht voll in ihrer ganzen Macht auf sich wirken zu lassen und dadurch den Sinn zu erweitern, das ist wohl der Hauptnutzen eines römischen Aufenthalts.

Unsere deutsche Natur nötigt und verführt zugleich nur gar zu leicht, ins Kleine zu gehen und im schönen Detail sich zu verlieren. Im Süden, scheint mir, wirkt die Totalität, und im Landschaftsbilde hängt die Macht des Eindrucks von dieser ab, ja in ihr liegt der poetische Nerv.

Preller (il padre), der neulich hier war, meinte, der Eindruck, den Rom hervorbringe, steigere sich bei wiederholtem Besuch. Ihm sei die Freude daran bei seinem zweiten Aufenthalte eine bei weitem größere gewesen. Ich

glaube wohl, daß der schaffende Künstler für den Reichtum und die Großartigkeit der Eindrücke bei eigener reicherer Erfahrung empfänglicher wird, und sie noch mehr wie in früheren Jahren zu benutzen und zu verarbeiten lernt; indes das geht doch wohl jedem geistig strebsamen Menschenkinde ebenso. Ich wünschte nur, in der Campagna und im Albanergebirge wacker zeichnen zu können; dort wären für mich die höchsten künstlerischen Aufgaben gelegen, die ich kenne und wovon ich nur Ähnliches nirgends zu finden wüßte. Dazu sind aber für mich keine Aussichten mehr vorhanden, und selbst der beabsichtigten Reise nach den Alpen droht Stockung wegen des schwarzen Kriegswetters, was nun abermals für den Sommer drohend aufsteigt. Indes sitze ich hier auf meiner stillen Höhe recht zufrieden und habe nun schon ein paar entzückende Tage genossen. Ich bin so glücklich, viel Einsamkeit ertragen zu können, und die kann ich hier oben haben.

Loschwitz, 13. Mai.

Wir haben acht ganz paradiesische Tage verlebt; denn nach den so lange anhaltenden kalten und trüben Tagen brach endlich die liebe Sonne glänzend durch die Wolkendecke und erschloß im Nu alle Blüten auf einmal, und ein lichter Blütenglanz von Weiß, Rosenrot und Grün füllte die warme Luft mit den lieblichsten Düften. Man fühlt sich wie in des Himmels Vorhof und weiß vor stillem Glück nicht, was anfangen. Dazu kommt noch ein Summen und Klingen durch die ruhige Luft von Bienen und Vogelgesang, welches zu einem süßen Träumen einladet. Eigentlich ist dies Wohlgefühl nicht sowohl ein Selbstvergessen, als ein Vergessen des Leides und des Schmutzes, der allem Erdendasein anklebt. Psyche, die eingesperrte, wird auf Momente frei, dehnt die Flügel und fühlt sich in ihrem Elemente, weil alles in Harmonie steht, und ein hoher Friede

des ganzen Daseins sich bemächtigt hat. Das wahrhafte Gebet, zu dem man seltener kommt, gibt ganz dasselbe in einer höheren Potenz.

(Reise nach der Schweiz.)

Appenzell, 11. Juni.

Die Hütten und Häuschen von Holz mit langer Reihe Fenstern, höchst sauber innen und außen, liegen überall zerstreut in den Hügeln unter Obstbäumen und mit lieblichster Aussicht. Das Volk ist freundlich, Gesang und Jauchzen überall, und doch nie roh und tobend. In jeder reinen Häuslichkeit kann man sich eine glückliche Familie denken und ein freundliches Menschendasein. Wie anders z. B. in den schmutzigen böhmischen Dörfern mit schlumpigen Bewohnern. Sollte die Gestalt des äußeren Daseins nicht mit dem inneren sittlichen Zustand der Bewohner in Zusammenhang stehen? Das Wetter unbeschreiblich schön. Reine, belebte, von Gras und Heu balsamisch durchwürzte Luft, schöner sanfter Hirtengesang und Jauchzen von den Heuern, dazwischen der Gesang der Vögel; im Walde herrliche Rosengebüsche, andere wie bei uns, auch duftender.

24. Juni, Nachmittag 4 Uhr.

Mit Heinrich, Julie*) und Lenchen auf das Wildkirchli. Auf halbem Wege wollten wir umkehren, weil es sich dunkel umzog, fernher donnerte, und Tropfen schon fielen. Allein wir wagten es doch, noch weiter zu gehen und stiegen zwei Stunden steil hinauf. Großer Unterschied der Luft oben. Schneefleck; überhängend steile Wände, wo das Wasser von oben auf uns tropfte. Senkrechte Wand und Felsensteig dahin. Zwei Höhlen, eine mit einem Altar, in der anderen ein klein Wirtshaus. Zwei wunderhübsche

*) Seine Schwiegertochter.

Mädchen, eine vom feinsten Profil. Sanfter, reiner, stiller, fast elegischer Ausdruck. Ein paar weiße Ziegen waren die Hausgenossen. Tief unten lag Bumannsalp. Fast senkrecht hinab sah man den Weg im Tal nach dem Alpsee und dessen dunkles Gewässer unter den großen Schneemassen und Felsspitzen des Säntis. Nach der anderen Seite Blick nach dem Fähner, und über das ganze, grüne, in Schatten gehüllte Appenzellerland, und darüber glänzten im Sonnenschein noch einige Spitzen aus dem Rheintal, die Bregenzer Berge, Bodensee und das Schwabenland ganz oben am blauen, dämmernden Horizont. Das Ganze macht einen wunderbar großen, romantischen Eindruck. Im Hüttchen wurde Veltliner getrunken; unser Bübli tat sich auch wohl und rauchte sogar eine Zigarre. Stickereien der Mädchen wurden gekauft. Hinabgang halb acht Uhr. Lustig über Stock und Stein.

Davos, Juli.

Eines Tages kam ich mit Lieschen*) nach stundenlangem Wandern durch öde Schneeberge in ein ganz einsames, verschlossenes Alptal, wo zu hinterst noch ein armselig Kirchlein lag für die dortigen Sennen. In dieser wilden Einöde kam uns ein alt Männlein entgegen, das ich als den Davoser Pfarrer erkannte. Er blieb stehen und gab mir die Hand und sagte: „Ich freue mich, Ihnen hier die Hand reichen zu können. Ihr Name ist mir genannt worden, und ich kenne und liebe Sie aus Ihren Werken!“ usw. Die Gegend dazu. — Es war komisch und rührend zugleich!

Der alte Pfarrer, dem ich mehrfach wieder begegnete, heißt Ludwig, er ist dreiundsiebenzig Jahre alt, ist frisch, tätig, und herzlich fromm. Er hat sieben Kinder gehabt

*) Seine Tochter Elisabeth.

und drei Söhne studieren lassen und nur achthundert Franken Gehalt, und ist mit Gottes Hilfe durchgekommen. Ludwig ist so heiter, stets so glücklich: „O ich bin doch der glücklichste Mensch, den es gebe kann! Wie schön ist's hier, die herrliche Luft, die schöne Natur, und die einfache, gutmütige und fromme Mensche! Sie nehme jeden Troscht so begierig, so lieb auf, daß es eine Freude für mich ischt, wenn ich zu ihne komme. Und des Winters, welches herrliche Gefühl, wenn ich in die Schule komme, und in zweiundsiebenzig liebe, freudige Kinderäugli schaue. O des ischt ja herrlich, ja wohl, wohl! — Und ich bin kerngesund und freue mich alle Tage, daß ich lebe, ich kann soviel Gutes schaffe, wohl, wohl, grad soviel ischt genug, soweit meine Kräfte ausreiche!"

Oberst K. in Davos erzählt mir, wie er in Nöten immer bete, und da oft die wunderbarste Erhörung und Hilfe gefunden habe. Seine Tochter ist ein Mädchen von Geist und wunderbarer Schönheit und dabei doch ganz natürlich und anspruchslos.

Juli.

Der Reflexion, welcher man gern entfliehen möchte, fällt man doch so oft wieder in die Arme. Wie selten, ja fast nie, kommt man durch einen vorgefaßten Plan, den man sich noch so schön zurecht gemacht hat, zu dem berechneten Ziel. Mir ist's immer so gegangen, daß ich durch eintretende Umstände und durch Neigung in Bahnen und Lebenswege gekommen bin, die, wie ich nachher sah, für mich ganz gut, wohl gar die richtigsten und besten waren, während das, was ich erkalkulieren wollte und mir recht planmäßig ausgedacht hatte, meistens in die Brüche ging.

Ich glaube, man kommt nicht durch Vorausberechnung oder Überlegung, sondern durch Tat selbst ins rechte Gleis.

Arbeit ist Gewöhnung. Gerade diese Gewohnheit, zu

bestimmten Stunden des Tages an irgendeine bestimmte Arbeit zu gehen, wird nur durch Übung erlangt. Es heißt da: Nur Ausdauer, Geist und Geduld müssen zusammenkommen, so widerspenstig diese Gesellen sich auch in der Regel zueinander verhalten. Durch Arbeiten selbst kommt man zur angemessenen Arbeit, findet man endlich, was man im Innersten sucht, wird man über das eigene Wollen und Können klar. Gott — oder wenn man will — das Leben, die Tat selbst bringen vorwärts, bringen ins richtige Gleis, geben die rechte Lebensführung, nicht das Rezept, nicht der Plan, nicht das Denken darüber. Die eigene natürliche Anlage durch Tätigkeit praktisch zur Entwicklung bringen, ohne ihr den Weg vorzuschreiben und abzuzirkeln, ohne ihr den Reisepaß vorschreiben zu wollen, das scheint mir das Beste. Ich habe freilich manches gemacht, was da hätte unterwegs bleiben können, und bei ruhigem und ernstem Denken hätte ich vieles nicht, vieles anders machen mögen von meinen Arbeiten, als geschehen ist. Aber wäre ich dann auf die Bahn gekommen, die mich endlich doch beglückt hat und die mir angemessen war, und ist das so doch nicht besser? Äußeres Bedürfnis, innerer Trieb, Not um Brot, Lieb zum Trieb, brachten mich vorwärts. . . .

Beten, daß das Herz warm wird, und arbeiten, daß der Korpus schwitzt, dann wird man Wunder schauen, ohne Wunderlichkeiten. Das ist gewißlich wahr.

11. August.

Solange der Künstler aus Lust an dem Gegenstand arbeitet und schafft, so lange ist er auf gutem Wege; wenn aber die Freude an der erworbenen Fertigkeit ihn treibt, ist die rechte Bahn schon verloren.

25. Dezember.

Kürzlich las ich Wilhelm Meister und die Bekenntnisse einer schönen Seele. Der Stil dieser Darstellung, die ruhige,

klare und so ganz natürlich einfache Sprache wirkten in ihrer wunderbaren Schönheit mit aller Macht; dann aber war mir auch der Inhalt höchst bedeutend. Er zeigt das Entstehen und Wachsen christlicher Gesinnung, frei von dogmatischen Formeln, als Geheimnis eines im tiefinnersten Seelengrunde sich gestaltenden und der Pflege bedürftigen Lebens. Verwandt ist dem Inhalt nach M. Müllers Deutsche Liebe.

Meister Ekkart von J. Bach habe ich angefangen zu lesen; es scheint die spekulative Seite derselben Sache.

Wer doch zu dieser Harmonie des Innern gelangen könnte! Mein Kahn schwankt und dreht sich nur hin und her. Es gehört aber viel Geistesarbeit dazu: Heiliges Verlangen, tiefste Demut, inneres, klares Wachen und Verleugnen und anhaltendes Gebet. Ich will's aber im Auge behalten und mit hinübernehmen ins Neue Jahr.

1868.

5. Januar.

Ich versuche bald Skizzen zu Gotthelf und Reuters Schriften, bald freie Einfälle zu entwerfen, kann aber nicht ins reine kommen, ob ich Volksgestalten nach deutschen Dichtern oder allerlei wie früher in das Holzschnittwerk machen soll.

Ich lese Brentanos Briefe und Leben. Im Innersten ein hoher, trefflicher Mensch, im Umgang unausstehlich.

6. Januar.

Das Parlamentieren mit dem Zweifel, ja selbst die apologetischen Bemühungen, den Glauben zu stärken und zu festigen, sind mir mehr und mehr verleidet. Auch mit letzterem kommt nicht viel heraus. Das beste ist doch der tatsächliche, einfache Verkehr unseres innersten Lebens mit Gott in Christo. Den Glauben kann man weder sich noch

anderen andemonstrieren, aber man kann ihn stärken und pflegen durch die Tat und durch innersten Verkehr des Seelenlebens mit dem Schöpfer. Die Vorlesungen von Vogt aus Genf regen jetzt gewaltig auf; der Zudrang zu denselben ist groß, ich denke indes, so viele ihm auch beifallen, so werden doch sittliche Gemüter auch zu ernsterer Einkehr und Prüfung ihres eigenen religiösen Standpunktes getrieben werden, und das hat sein sehr Gutes. Vogt mit seiner extremen Richtung und mit seinem Spott und Haß des Christentums hat vielleicht die Mission, aus dem Schlafe zu rütteln.

12. Januar.

Vogts Vorlesungen machen viel Rumor unter den Leuten. Es offenbart sich dadurch der religiöse oder auch unreligiöse Standpunkt vieler oft recht überraschend. Es ist doch wunderlich, wie so viele in den wechselnden und nie abgeschlossen sein könnenden Bewegungen der Wissenschaft ihr Heil suchen, und für die höchsten Angelegenheiten des Menschen ihre Überzeugung und ihren Glauben daraus entnehmen. Ist es etwas Festes, Sicheres, im Leben und Sterben Beruhigendes? Ein Fortbewegen im Leben der Menschheit und des einzelnen muß sein und ist, aber um eine Sonne, die fest steht.

8. März.

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten!" (Meisters Wanderjahre.) Gibt's denn größere Gedanken, als die, welche unser christlicher Glaube an die Hand gibt, als die, welche Christus ausgesprochen hat, und die wir nachzudenken und zu leben uns anstrengen sollen? Denkbar aber werden sie nur dem reinen Herzen.

28. März.

Ich habe die alten Tagebücher und Briefschaften durchstöbert, und mein Leben erscheint mir still und einsam dem

früheren gegenüber. Besonders ist die geistige Anregung sparsam, und muß ich sie mehr aus Büchern ziehen als aus lebendigem Freundesverkehr.

Loschwitz, den 3. Mai.

Nach ein paar sehr stürmischen und kalten Tagen, wo wir den ganzen Tag einheizen mußten, erglänzte heute der wunderlieblichste Maimorgen. Alles voll Blütenduft und Vogelsang. Heinrich ist gestern herausgezogen. Nach dem Frühstück allgemeiner Spaziergang im Walde. Das sind Vorspiele eines ewigen, himmlischen Frühlings, das Herz so ruhig, selig in dieser Blütenwonne, Leib und Seele frisch und sanft gehoben. Ich lese jetzt Passavants Leben; es enthält köstliche Briefe des edlen Sailer. Mit meinen Augen geht es besser, und ich hoffe mit Gott, doch noch etwas schaffen zu können.

11. Mai.

Dr. Kohn, Mitarbeiter am „Daheim", erzählte mir, wie er in Paris bei Doré meine sämtlichen Holzschnitte gefunden und dieser sich mit großer Freude darüber ausgesprochen habe.

12. Mai.

Fortwährend die herrlichsten Maitage. Innerlich hat mich das Leben Passavants recht erfaßt, wie denn schon seit Jahresfrist bei mir eine ernstere Einkehr stattgefunden hat. Ich war aber auch sehr abgekommen. Lesen apologetischer Schriften verhalf doch auch nicht zum Glauben; sie zeigen das Leben, aber zeugen es nicht. Leben kommt vom Leben. Tatsächliches Herzunahen zu Gott im Gebet, täglich und stündlich, und ein Ergreifen seiner Botschaft in Christo, ein Kämpfen mit den bösen, alten Gewohnheiten, ein täglich sich Erneuern und frisch Anfangen, das wird zum Ziele führen! Zum Ziele? Auf dieser Erde bleibt es wohl stets ein bewaffneter Friede, oder ein Friede unter Kampf, aber

die Richtung des ganzen Innern zielt unablässig und getrost auf ein ewiges, unbeflecktes, unverwelkliches Leben, unser Erbe durch Christum.

17. Mai.

Der Zweifel an den höchsten Wahrheiten, wohin führt er? Wird er jenseits aufhören? Ist die höchste Wahrheit nicht immer etwas, was weit über unser reines, volles Erkennen gehen wird? Die Wahrheit (Gott) ist immer hoch über uns, und wir können nur fassen nach dem Maß, das uns gegeben ist, und sind deshalb auch immer selig und befriedigt von der jedesmaligen Erkenntnisstufe; aber eben, weil das Wesen der Wahrheit ein Licht ist, dahin wir nie kommen können, wir würden sonst Gott selbst sein müssen, muß sie von uns geglaubt werden; aber auf den höchsten Stufen wird dieser Glaube auch zweifelfrei sein; weil wir ihn als unsere einzig mögliche und völlige Beseligung erkannt und erfahren haben, und bereits in der Wahrheit leben. Ein Rückfall in Zweifelhaftes ist dann gar nicht mehr möglich, nur ein Vorwärtsstreben zu immer völligerem Genuß des höchsten Gutes der Wahrheit: Gott.

12. Juli.

Ich las noch in Riehl „Neue Novellen“: „Das Quartett“, sehr hübsch erfunden, tüchtige Gesinnung und angenehmer Humor würzen das Ganze.

Es sind manche gar sehr für das Evangelium, und doch merkt man, daß es ihnen noch keine Notwendigkeit geworden ist.

30. Juli.

Sah ich im Kupferstichkabinett zwei Bände mit Handzeichnungen von Rembrandt. Ein interessanter Blick in die Schaffensart dieses großen Künstlers. Er muß überaus

tätig gewesen sein und alle seine augenblicklichen Vorstellungen und Gedanken brachte er mit ein paar Federstrichen flüchtigster Art, zuweilen auch malerisch in Ton gesetzt, zu Papier. Er tuschte mit Bistre, Hintergrund und Luft oft mit schwarzer Tusche. Manchmal auch ein bißchen Farbe.

2. August.

Die Kunstausstellung zeigt, daß jetzt alles mehr auf den malerischen Schein als auf die Schönheit der Form hinarbeitet.

Der auf allen Kunstgebieten eingerissene Naturalismus wird mir in seiner Poesielosigkeit und Plattheit immer widerwärtiger. Alles verliert sich in seelenlose Äußerlichkeit, und es wird einem, wenn man viel dergleichen Sachen sieht, recht katzenjämmerlich zumute. Ich war ganz überrascht, wie bar und ledig aller poetischen Momente, wie formlos und unplastisch all das moderne Zeug aussieht. Beim Besehen einiger Photographien aus St. Marco in Florenz nach Fiesole wurde mir wieder wohl, es war, als hätte sich ein Paradiesesgarten voll Schönheit und Poesie plötzlich aufgeschlossen, und ich war den form- und geistlosen Greul, das Teufelsgespenst glücklich los. Ich fürchte aber, es geht ganz unaufhaltsam bergab mit unserer Kunst.

20. September.

Bedeutend ist die romantische Kunstperiode in Rom im Vergleich zu den gleichzeitigen Bestrebungen der romantischen Dichter in Beziehung zum Christentum. Die ersteren machten Ernst damit, machten es zur Lebensaufgabe; bei letzteren war es teils Dekoration oder ästhetische Ansicht und Meinung, bei den Künstlern ein Leben, nicht sowohl nach ihrem Glauben, sondern aus dem Glauben.

25. Dezember.

Heute am ersten Feiertag war ich in der Kirche. Sup. Meier predigte über das Evangelium der Geburt Christi. Ich finde schon längst gerade in dieser Geschichte der Geburt (die mit ihren wunderbaren Erscheinungen, da sie das größte Wunder, das Christkind, umgeben, damit eigentlich nicht wunderbar, sondern natürlich erscheint) die höchste Poesie verkörpert. Und muß nicht die höchste Wahrheit auch die höchste Poesie sein? Kann die geoffenbarte Wahrheit Prosa sein, nüchtern und trivial? Dann hätten die Materialisten das Recht auf ihrer Seite, und die seichte Philosophie des Tages. Und was ist denn wahre Poesie? Die Verklärung des Lebens, das Ideale, das Ursprüngliche und Originale, während das Wirkliche an sich dazu sich verhält, wie die Kopie zum Original. Das Wirkliche ist nur schön, indem es vom Ideal berührt und dadurch bedeutend wird.

1869.

24. Januar.

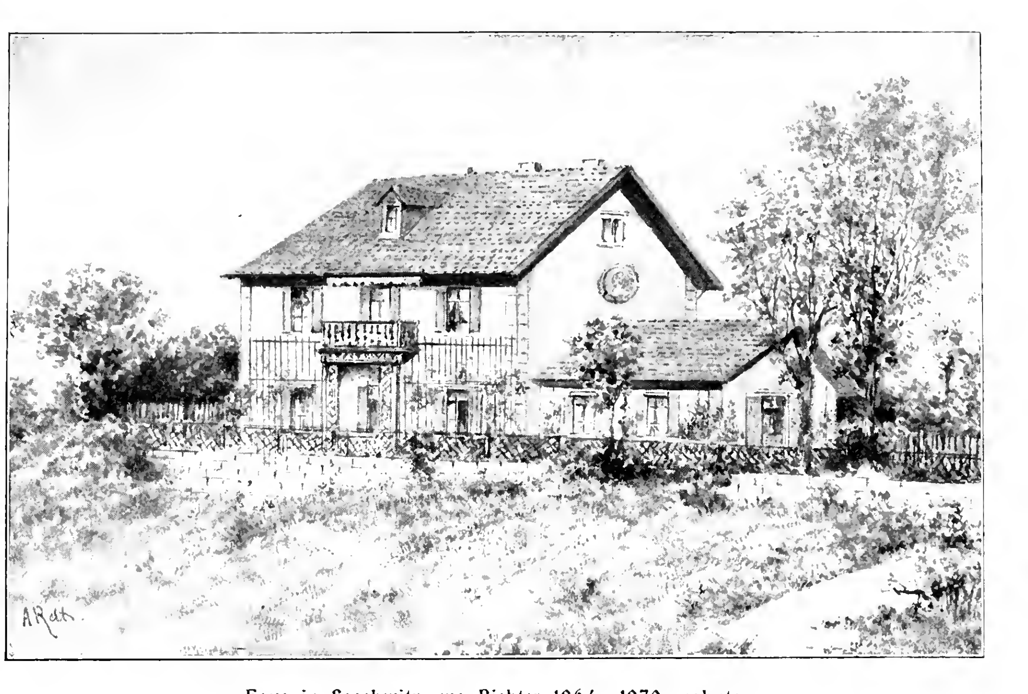
Die Meistersinger von Wagner habe ich zweimal gehört. Prinzipiell nicht einverstanden mit seiner Richtung, bin ich doch hingerissen von der romantischen Schönheit seiner Musik und seiner Stoffe.

Dresden, erster Osterfeiertag, 28. März.

Dein Brief an Julie mit Deinem Reisebericht und Schilderungen ist so schön, daß meine arme Seele ungewohnte Sehnsuchtsschwingen herausstreckte und gar gern zu Euch geflogen wäre und sich auch mit gelagert hätte unters Kreuz auf dem Monte Testaccio! Es muß ganz eigen bewegen, von einem getürmten Scherbenhaufen aus die großartige Trümmerwelt zu betrachten, unter einem Schandpfahl, an den ein blindes Volk den König der Ehren genagelt hatte. Und liegt über unseren Augen nicht mehr und weniger noch der trübe Schleier, daß wir Ihn, den

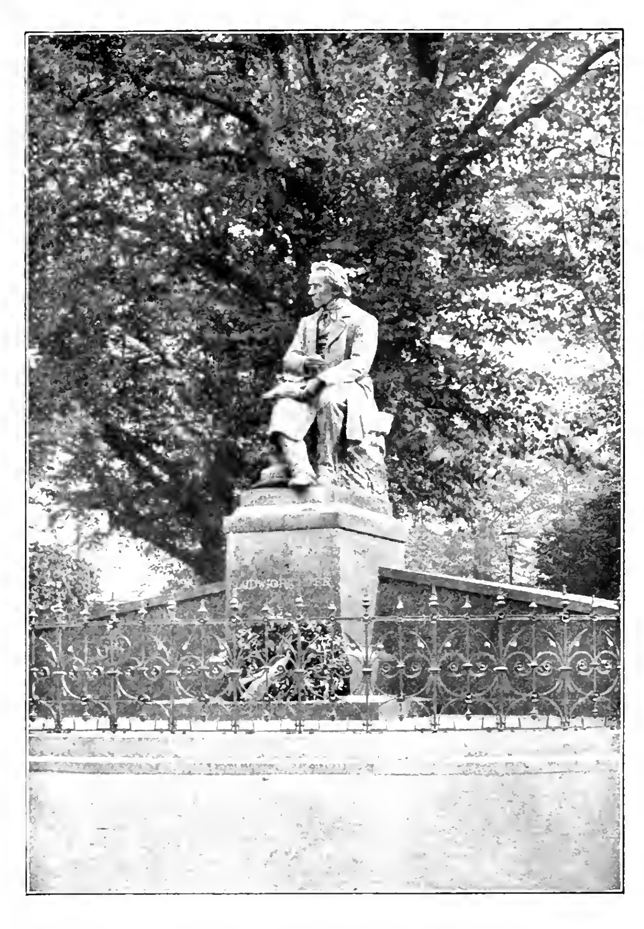
Schönsten unter den Menschenkindern, so schwer erkennen? Erkennen wir ihn noch schwach und trübe, und ist uns vieles noch Rätsel, so wollen wir Ihn doch in heiliger Ehrfurcht lieben, denn Er hat uns erst geliebt! Und Sein Geist weht immer noch über die erstorbene Welt mit Frühlingsodem, und weckt und beseligt überschwenglich unsere toten Herzen. Da heißt's nur: Mache die Tore des Herzens weit, damit der König der Ehren einziehe! . . .

Ich erinnere mich noch wohl der tiefen Melancholie auf meiner einsamen Fußwanderung durch Italien, und an den peinlichen Druck in meinem Innern, das Gefühl von Ausgeschlossensein und Einsamkeit unter dem lustigen Treiben und Toben meiner Kunstgenossen. Das Herz war leer, mir fehlte alles, oder ein Etwas, was ich nicht zu nennen wußte, ein Herz, eine Brust, an die ich mich für Zeit und Ewigkeit getrost legen konnte, wo ich geborgen und getröstet war für immer. Das Gefühl eigenen Unvermögens wuchs mit der Sehnsucht nach Hilfe, die mir aber auf keine Weise denkbar war, weshalb ich tief und tiefer einen höchst peinlichen Zustand in Rom verlebte. Da, in dem Eckhause von der Via Porta Pinciana in das Kapuzinergäßchen hinein, wo mein alter lieber Maydell wohnte, dort ward mir in der Neujahrsnacht von 1824—25, was mir fehlte, und nie werde ich den folgenden Morgen vergessen, wo ich alles, und überschwenglich mehr gefunden, als ich je gehofft hatte. Die Nacht war vergangen, der Tag herbeigekommen. Der ganz Arme, Verlassene, einer ewigen, höheren Liebe Bedürftige hatte einen immer nahen Freund gefunden, zu dessen Füßen, an dessen Brust er mit demütigster Freude geborgen, Freud und Leid getröstet erwarten konnte. Die Welt war neu, denn das Herz war ein anderes, ein neues geworden! — Was können aber Worte sagen von solchen Dingen! Wer Ähnliches erfahren, der glaubt es; wer nichts erfahren, der deutet es . . .



Haus in Loschwitz, wo Richter 1864—1870 wohnte.

Nach einer Orig.-Zeichnung von Prof. A. Reinhardt.



Das Richter-Denkmal in Dresden.

(Von Eugen Kirchcisen.)

Wenn ich bei Gelegenheit gesagt habe: Weg mit allem Philosophieren! so habe ich damit um keinen Preis die Unverschämtheit begehen wollen, abzusprechen, wovon ich so wenig verstehe. Ich habe den größten Respekt vor der Philosophie, dieser Königin der Wissenschaften, die aber bekanntlich ihre Krone noch nicht gefunden hat. Jener Ausruf hat nur den Sinn gehabt, daß eine Gewißheit der Überzeugung in den höchsten Dingen bei ihr nicht gefunden werden kann.

Dresden, 21. April.

Für die letzten beiden Kompositionen zu unserem Werk [Gesammeltes]*) ist immer noch nichts geschehen, denn so vielerlei ich mir notiert habe, so will doch nichts lebendig werden, und ich werde es eben abwarten müssen. Ich merke, daß ich jetzt etwas erschöpft bin. Einstweilen beschäftige ich mich nun, auf Holz zu zeichnen, so gut es gehen will.

Den ersten Schnee habe ich nun auch fertig auf dem Stock; es war von Bürkner nur in den Hauptmassen angelegt, und ich hatte tüchtig zu arbeiten, um das schwere Blatt zusammenzubringen. Ich glaube aber, daß es gut geworden ist. — Die Heidelbeerkinder habe ich zum zweitenmal ein Stück aufs Holz gebracht, es ist aber so schlecht gebaust, daß ich es zum drittenmal machen muß; denn ich möchte den Oertel**) so gern beschäftigen. Die singenden Appenzeller Mädchen sind fürs Heft ins Kleine gezeichnet, und ich denke, das auch noch für Oertel aufs Holz zu bringen. Ich freue mich, wenn Du wieder da sein wirst, denn ich brauche einen Berater, Ermunterer, Bestätiger des etwa Versuchten, und dies Amt hast Du ja getreulich geübt.

*) „Gesammeltes. 15 Bilder von Ludwig Richter.“ Erschienen 1869 im Verlage von J. H. Richter.

**) Kaspar Oertel, ein von L. Richter besonders geschätzter Holzschneider.

Jetzt habe ich keine Seele, die sich um meine Sachen kümmert, und ich selbst bin unzufrieden mit der unzureichenden Kraft.

Deine Bemerkungen in Deinem letzten Briefe über das Kunst- und Künstlertreiben der Gegenwart in Rom waren mir sehr interessant, und jedenfalls auch richtig. Es ist eben dort wie jetzt überall: Sie suchen viele Künste — und kommen weiter von dem Ziel! Aus diesem Grunde fehlt es auch an der hohen Begeisterung, die allein jeden über seine eigene Größe hoch hinaushebt. Solche kann doch nur entstehen, oder zu einem schönen Ziele führen, wenn von einer Idee getragen die Gesamtheit bewegt wird. Der Vorsatz, ein großer Künstler zu werden, und seine Kräfte dazu anzustrengen, und in diesem Babylon sich eine Bahn zu machen, tut's nicht. Ist's aber nicht in allen übrigen Zeitbestrebungen ebenso? Ja, in dem Leben des einzelnen! Viele und schöne Kräfte regen sich, aber von keiner gemeinsamen hohen Idee getragen und gezogen, und so bleibt die Bewegung immer eine einzelne egoistische. Ich sollte heute nicht schreiben, denn ich bin etwas trübe gestimmt. Es quält mich jetzt oft der Gedanke, als sei mein ganzes Leben in allen Beziehungen ein recht verpfuschtes, ein großer Irrtum, durch eigene Schuld, durch Untreue an der einen großen, beseligenden Wahrheit, die mir so nahe gekommen ist. Indes tröste ich mich auch in diesem bitteren Gefühl, daß mit dieser Wahrheit Gnade Hand in Hand geht, und daß, wenn alle Stöcke brechen, Gnade, Liebe und Barmherzigkeit um so inniger ergriffen werden können. Aber ich will mein inneres Leben nicht in Worten verwelschen, was mir so leicht passiert!

Du wirst also mit Herren Lenz und Wüger*) zurückreisen. Möge Dich die Schweiz recht erquicken, sie ist doch die Kulmination deutscher Natur, und man fühlt

---

*) Bildhauer Lenz und Maler Wüger, Freunde L. Richters.

sich dort daheim. Ende Mai sehen wir uns hoffentlich wieder.

Loschwitz, 4. Juni.

Kloster Laach auf der Eifel ist mir ein überaus romantisches Stück Erde. Das Mittelalter, trotz seiner schauderhaften Roheiten, hat doch so wundervoll Zartes und Sinniges, Tiefes und Schönes und männlich Großes, daß in dieser Beziehung unsere Zeit entsetzlich blechern und hölzern erscheint. Das Studentenleben ist auch vielfach roh, und doch eine Zeit, an welche jeder tüchtige Mann mit Wonne zurückdenkt und die er seine schönste nennt.

Man denkt so oft nur an die Schattenseite des Mittelalters; das gibt aber doch das wahre Bild nicht. Ich freue mich mehr der lichten blühenden Farben, die aus dem tiefen Dunkel nur um so herrlicher hervorleuchten.

Loschwitz, den 5. Juli.

Heute früh hatte ich beim Betrachten einer gelben schönen Johannisblume einen ganz eigentümlichen Eindruck, der gar nicht zu beschreiben ist; so muß es in Visionen sein. Wie ein lichter Blick in das Wesen, in den Geist der Blume; ihre Schönheit als Ausstrahlung einer höheren Welt geistiger Leiblichkeit empfunden. Lichter, gehobener, seliger Zustand. Wie ich's mir in Worte übertragen wollte, verlor sich das schöne Gesicht. Ich ging an meine stille Waldecke, dann zu Heinrich und dann zum Frühstück.

(Reise nach der Schweiz.)

Schwendi in Appenzell, den 29. Juli (abends 10 Uhr).

Ein Nachtbild, das an Jean Paulsche Schilderungen erinnert, nur größer. Eine mildwarme Augustnacht, der Himmel voll Sterne, an dem sich die Riesenkonturen der Felsengebirge hoch oben abzeichneten, und aus dessen dunklen

Massen auf den nahen Matten ein Lichtlein in den Hütten schimmerte. Vor mir die kleine Kirche mit der Vorhalle, und unterm Fenster des alten guten Pfarrers kleines Kraut- und Blumengärtlein, daraus im Dunkel eine Gruppe weißer Lilien hervorschimmerte. — Auf den Matten drüben erklangen zwei reine Stimmen, kleine Schweizerstrophen harmonisch singend; am Ende allemal ein fröhliches Jauchzen und jodelndes Trillern, was von anderen Bergbuben entgegnet wurde. Neue Weisen und Jauchzen, dann verschwanden die Stimmen ferner und kamen wieder nahe. Schließlich traten noch ein paar Stimmen dazu, und dann jauchzten auf einmal unregelmäßig durcheinander viele Stimmen, so lustig und doch so lieblich, als wenn ein Chor Nachtigallen und Sprosser durcheinander flöteten, trillerten, jubelten; es klang wunderschön. Das Brünnlein unten im Gärtchen rauschte dazu und der ferne Bach, und hinter den Bergen leuchtete noch das Wetter.

30. Juli.

Köstlicher Morgen, aber Föhn. Nach Tisch auf Wildkirchli und Ebenalp. Der Vater mit dreizehn Kindern. Mit Fackel durch die Höhlen. Ebenalp in Wolken. Kaffee getrunken. Die hübsche Amrei. Herzlich, freundlich, mit einem melancholischen Zug in der einfachen, kurzen Rede. Beim Hinabgehen löste sich plötzlich der Wolkenschleier, und tief zu unseren Füßen erblickte man grünes, sonniges Land; um uns war sonst alles noch düster. Es lichtet sich mehr, und endlich erscheint, vom tiefsten blauen Himmel umgeben, ein Getürm von Gewitterwolken, so schön, so phantastisch, wie ich's niemals gesehen. Es war ein Glanzbild, wie zu Dürers Apokalypse. Es donnerte mächtig in den Bergen hinter dem Kamor. Die Beleuchtung war zauberhaft. Auf der Alp waren Hirten mit ihrem Vieh. Im Wildkirchli noch einmal Christiwasser genommen, die Knochen und Zähne

der Höhlenbären und Stickereien der Mädchen besehen, ein Böllerschuß losgedonnert, und dann hinab, wo wir in der Dunkelheit nach neun Uhr ankamen.

Venedig, den 16. August.

Die große hellgrüne Wasserfläche und das bunte Leben der Gondeln, Boote und Schiffe mit den malerischen Gestalten ist doch wunderschön. Abends am Lido. Am Brausen des Meeres könnte ich tagelang verweilen. Der Markusplatz war abends glänzend erleuchtet, wegen Ankunft eines russischen Prinzen; fünfzehn Kandelaber, jeder von vierzig Flammen, erhellten den Platz. Wundervoll war noch das Bild aus unserem Fenster in Città di Monaco. Der Mond, von leichtem Gewölk umflossen, warf sein Zauberlicht in einer zitternden Lichtsäule auf die Lagunen. Die schönen Linien der Kuppeln und Gebäude von St. Giorgio. Die Dogana und Maria della Salute in dunklen Umrissen. Musik und Gesang ertönten aus der Ferne. Dazwischen das Rufen der Schiffer. Endlich erschien eine mit bunten Lampen und Büschen gezierte Barke mit Sängern und Gitarrespielern. Sie zogen unter den Fenstern vorüber, und ich stand noch lange mit Lieschen und Ella *), bis die Lichter und die Töne in der Ferne verschwanden. Das war ein schöner Abschiedsgruß von Venedig.

München, den 30. August.

Die Eindrücke all des Gesehenen in München waren so überreich, daß bei dem sehr kurzen Aufenthalt und der Flüchtigkeit des Sehens nur allgemeine Eindrücke hängen geblieben sind. Am meisten hat mich doch Schwinds Melusine entzückt, und die dreißig kleinen Bilder von ihm bei Baron Schack. Dann die Kopien von Lenbach in derselben

*) Seine Nichte.

Galerie. Böklin: „Der junge Hirt klagt sein Liebesleid". Steinle: „Adam und Eva schuldbewußt unter dem Baume".

In der Ausstellung interessierten mich nur die Bilder von Knaus, und Steinles „Christus geht bei Nacht mit den Jüngern" und sein herrlicher Karton in Farbe: „Schneeweißchen und Rosenrot". Ähnliches möcht' ich machen! Sonst machte die Ausstellung den Eindruck einer babylonischen Sprachverwirrung. Alle möglichen und unmöglichen Stilarten sind gesucht und erfunden. Schwind sagte: „Du hast nun die Ausstellungen in Mailand, Venedig und hier in München gesehen, sag', hast du ein Bild gesehen, in dem man Jugend sah?" — Leider nicht eines!

„Die Natur muß mit großem Ernst, mit Treue und Liebe, ja mit Andacht betrachtet werden; so erst wird sie künstlerisch begeistern und jugendlich frische Werke hervorbringen."

„Die jungen Maler saufen sich dumm im Bier, und ihr Gesichtskreis wird nicht weiter als der Umfang ihres Krügels."

„Die sogenannten Stilisten schimpfen auf das Moderne; ist Raffael etwa nicht modern gewesen in seiner Zeit? Kunst ist immer Spiegel der Zeit und der Nation."

Loschwitz, den 10. September.

Während der ganzen Reise habe ich fortwährend Sehnsucht nach meinem ruhigen Aufenthalt in Loschwitz gehabt; ich darf keine solche Reise mehr unternehmen, muß mich sehr ruhig verhalten. Ich gehe viel in den Wald, denke, und suche mich zu sammeln; möchte mir nur des Herrn Nahesein recht fühlbar und gewiß sein? Jetzt muß ich Geduld üben, mich von Erdendingen mehr abwenden und das Ewige festzuhalten suchen.

9. Oktober.

Meine Aufgabe ist jetzt allein, mich innerlich sammeln.

In meinem religiösen Leben erkenne ich, daß, wenn es wahres Leben wieder werden soll, ich zu den einfachen Anschauungsweisen der ersten Zeit zurückkehren muß. Es hatte sich meiner, statt des kindlichen Hinzunahens zu Gott und Christo, ein stets Reflektieren, selbst im Gebete, eingestellt, wobei alle Unmittelbarkeit des Verkehrs mit dem Höchsten verloren ging, und Bitte wie Gabe geschwächt und krüppelhaft aufstieg und herabkam. Solch ein Verhältnis ist unkräftig, kühl, lahm, macht nicht satt noch froh, bringt nur Treibhausfrucht. Ja es ist eigentlich gar nicht das einfach menschliche, nicht das natürliche Verhältnis; es muß wieder ohne Klügelei, rein, einfältig werden, das Herz muß stehen, wie das Kind zu den Eltern, wie Braut zum Bräutigam in unmittelbarer Gemeinschaft, wie von Angesicht zu Angesicht, wie Herz zu Herz, nicht Vermittelung durch bloßes Denken und Reflektieren. „Werdet wie die Kinder!“

12. Dezember.

Unlängst habe ich auf mehrfaches Andrängen angefangen, meine Lebensgeschichte zu schreiben. Ich werde indes nur immer einzelne Partien vornehmen, wie ich gerade Lust dazu habe, und gar nicht in der Reihenfolge. Mit meiner Gesundheit geht es besser, und ich arbeite täglich ein paar Stunden. Das neue Heft: „Gesammeltes“ scheint doch überall gut aufgenommen zu werden. Außer dem Brief Prellers habe ich noch eine recht freundliche Zuschrift aus Nürnberg anonym erhalten, „ein Klausner“ unterzeichnet. Ich habe gar keinen Erfolg erwartet; denn mir gefiel zuletzt das ganze Heft nicht recht, und gern hätte ich auf andere Weise meine Holzschnittarbeit abgeschlossen. Oder sollte es doch noch möglich werden, innerhalb mehrerer Jahre etwas derart zustande zu bringen? Ich möchte eigentlich etwas bringen, in dem ein ernsterer

Ton angeschlagen wäre; künstlerische Fingerzeige und Hinweisungen nach oben und nach innen .

1870.

26. Februar.

Unser liebes, altes Original, der Münz-Krüger, wollte sich trotz aller Bitten seiner Freunde und Loschwitzer- wie British Hoteltischgenossen nicht photographieren lassen; so machte ich mir den Spaß, und zeichnete ihn aus der Erinnerung in seiner einsamen Klause geigend, während außen die Vöglein horchen. Heinrich ließ das Blatt photographieren, und ich schenkte es den Stammtischgenossen, was nun große Freude anrichtete*).

20. März.

Ich lese: „Kritik des Zeitbewußtseins, von Menzel". Er schüttet zwar das Kind mit dem Bade aus, faßt überall die äußersten Extreme auf, aber das schwarze Bild enthält doch zuviel Wahres, um nicht höchste Beachtung zu verdienen. Es ist gut, wenn einer einmal auch diesen Weg einschlägt, nicht vertuschend, mildernd und ausgleichend, sondern die Gegensätze scharf, schroff und grob hervorhebend.

18. Mai.

Ich habe jetzt das lebhafte Gefühl, daß es auch mir an der rechten Demut fehle; Demut im Sinne Christi. Denn daß man sein Denken und Tun nicht hoch anschlägt, ist noch gar keine Demut, oder die negative Seite derselben. Mit vollster Liebe und vollstem Vertrauen, wie ein Kind

---

*) Das Blatt, eine getuschte Federzeichnung, trägt die Überschrift „D e Einsiedler von Loschwitz", weil in dem oberen Felde des Bildchens Richter sich selbst mit dargestellt hat, auf seinem Lieblingsplatze ruhend, in dem Garten und in Gesellschaft seines alten Freundes und Nachbars, des Münzgraveurs Reinhardt Krüger.

sich in den Schoß des Vaters legen, alles Ihm überlassen, und nur stündlich auf seinen Willen achten und ihn tun, gar nichts von den Menschen und den Dingen, alles von Ihm erwarten, alles aus seiner Hand nehmen, und keine Ansprüche daran hängen, als könne es größer, etwas anderes oder Besseres sein, und dann alles kindlich Ihm sagen, Ihm auch klagen, und sein Wort gebrauchen, das würde schon bessern.

„Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid," spricht der Herr, „ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen."

24. Juli.

Wie vom heiteren Himmel herab brauste ganz plötzlich Kriegsgerücht und von Frankreich die Kriegserklärung. Alles war aufs tiefste empört darüber, und zündete eine Flamme der Begeisterung plötzlich aller Deutschen Herzen; alles eilt zum Kampfe, und wer nicht mitziehen kann, bringt freiwillige Opfer. Dies urplötzliche Einigwerden ganz Deutschlands binnen acht Tagen ist wie ein Wunder, und noch nie dagewesen, man ist selbst davon überrascht, und die Begeisterung wird um so heiliger und hinreißender. Das ist ein schöner, erhebender Anblick!

Sieht man freilich auf das einzelne, so seufzt man auf über das unzählige, tiefste Elend, das der Krieg uns bringt. Gott sei unsere Stärke und unser Sieg.

18. September.

Die akademische Klassizität bewegt sich immer in den mustergültigen Typen der alten großen Maler, statt mehr an die künstlerische Gestaltung und Verklärung des warmen Lebens zu gehen. Ihr Streben geht deshalb mehr aus Nachbildung der Kunst hervor, als aus der Erfassung des Lebens.

Loschwitz, den 9. Oktober.

Weil ich dann und wann an meiner Biographie schreibe, also viel zurückdenke, so überkommt mich oft das schmerzliche Gefühl, wie trotz des redlichen Strebens nach Reinheit des Lebens und Tüchtigkeit in der Kunst, doch so wenig davon herausgekommen ist; überall irren aus Unwissenheit oder Schwachheit! Dann kommt der Gedanke: Könnte ich doch das Leben nochmals mit jungen Kräften und jetziger Einsicht beginnen, dann erst würde ich mich vielleicht eines wahren Fortschrittes in Kunst und Leben erfreuen können!

Wie ich heute früh in den Wald ging, kamen diese Gedanken wieder, zugleich aber fiel mir ein: Solch „noch einmal Durchleben" und die gewonnene Erfahrung und Erkenntnis besser realisieren, ist mir ja im Christentum in meinem Glauben an dasselbe vollständig verheißen, nur daß es nicht in diesem Leben, sondern in einem anderen Dasein mir zuteil werden soll. Die Seele eignet sich in diesem Leben alles das an, was mit ihrer individuellen Eigenheit sympathisch ist, und bildet sich demnach aus; wie eine bestimmte Pflanze auch nur das aus ihrem Boden zieht und in sich verleiblicht, was sie ihren Eigenschaften nach bedarf; eine Aloë zieht andere Stoffe aus dem Boden, als eine Rose, oder ein Kohlgewächs anderes, als ein Apfelbaum.

25. Dezember.

Das Elend des Krieges wird tief empfunden, und die Sehnsucht nach Frieden ist der einstimmige Wunsch aller. Die Opfer und Anstrengungen sind ungeheuer. Es wird sehr viel getan, um das Elend zu mildern.

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden", beides möge doch volle Wahrheit werden! — Die ihn aber aufnahmen, lebendig und wahrhaft, im Herzen und im Leben, waren immer nur wenige, und bei ihnen wird ja

das Wort stets seine Erfüllung finden. Geht unser Volk, geht die Richtung unserer Zeit dieser Erfüllung mehr entgegen, oder entfernt sie sich davon? — Komm und bleibe bei uns, Herr Jesus Christ!

31. Dezember.

Das Jahr war mir durch Gottes Gnade reich gesegnet. Die ruhigen Tage in Loschwitz stärkten meine Gesundheit, und ich habe dort, besonders auf meinen einsamen Morgengängen am Waldrande über Gotschens Berg hin, überaus glückliche Stunden gelebt.

Welcher Kontrast mit dem Zustande in Frankreich! Mit Blut und Kampf schließt das Jahr, auf den Ruinen des Glücks von Hunderttausenden!

Möge bald der Friede kommen! Das ist aller Wunsch und Sehnen.

Eines der größten, folgenschwersten Jahre der Geschichte. Der Krieg und Deutschlands Einheit. Romanismus und Germanismus im Entscheidungskampf. Die Opfer sind groß, sehr groß. Mit Gottes Hilfe und unter seiner Gnade kann es aber segensreiche Frucht bringen.

1871.

1. Januar.

Der Anfang sei mit Gott gemacht. Er möge die Sonne seiner Gerechtigkeit in unsere Herzen senden, auch in mein Herz, daß es mehr und mehr reife und Früchte des Geistes bringe, die ihm wohlgefällig, weil Wahrheit, sind.

Dresden.

Ich arbeite jetzt an einem „Ave Maria“. (Waldweg bei Ariccia am Abend, wo das Ave Maria-Glöcklein läutet.) Es ist mir sehr schwer, die Figuren richtig zu zeichnen, und ich sehe erst jetzt, wie ganz mangelhaft meine Holz-

schnittsachen sind, wenigstens die meisten. — Arbeiten und wenig gehudelt von außen: so ist mir's am liebsten. . . . Dein Zureden in Deinem Briefe wegen des Weiterschreibens an der Biographie hat mir wieder Mut dazu gemacht, denn zuletzt ist mir das Wenige recht schwer geworden, und Du wirst es auch ledern finden. Das Motiv für diese Schreiberei, wie Du es mir vorhältst, kann mich allein dafür erwärmen, ja begeistern, wenn ich nur die Kräfte dazu hätte, aber da fehlt es eben. Indes — einstweilen schreibe ich drauf los, immer mit dem Gedanken, wenn alles einmal beisammen ist, ist eine richtige Bearbeitung des Gegenstandes vorzunehmen und die Sache ins reine zu bringen. Wenn ich nicht Dich zur Seite hätte, würde die Geschichte wohl liegen bleiben. Aber ich finde, wie Du die Sache auffassest, kann und muß ich's wagen, und die angeführten Beweggründe sind so ganz aus meiner Seele geschrieben.

Also wir werden gewissermaßen miteinander ans Werk gehen müssen, und Gott wird seinen Segen dazu geben. — Und schließlich nochmals: ich freue mich, wenn Du wieder da sein wirst.

14. Januar.

Ich war in einem Quartettkonzert (Lauterbach, Grützmacher, Göring und N. N.); es wurde ein Quartett von Mozart, eins von Hummel und ein Quintett von Mendelssohn aufgeführt.

Bei Mozart quoll alles so ganz natürlich, frisch und wundervoll aus einem tiefen Born, bei Hummel war's dasselbe Wasser, aber es war in einer Rinne zehn Meilen weit abgeleitet vom Quell, und war sehr schal. Auch Mendelssohn vermochte nicht unmittelbar aus dem Quell zu schöpfen, es war ebenfalls aus der Rinne genommen und vielleicht durch Zucker und Brausepulver etwas erfrischt.

1. Februar.

Ich könnte vielleicht zeichnen:

Hauskalender, zwölf Bilder für die Monate und drei Blatt bedeutsamer Anhang. Siehe Cl. Brentanos Hochzeitlied.

Die Harz-Ilse, vor der Grotte im Sonnenschein die goldenen Haare strählend.

Christi Kindheit. Joseph arbeitet als Zimmermann, der Knabe sammelt die Späne in einen Korb; Maria spinnt.

Der Christusknabe sitzt vor der Haustür. Er erzählt etwas den Nachbarkindern, und die allerkleinsten schmiegen sich an ihn. Auch der Johannisknabe, in Fell gekleidet, mit Stab und Lamm, kann dabei sein. Die Tauben und Vöglein hören ihm auch zu. Nach der Legende hieß man den Jesusknaben „die Freundlichkeit"!

11. Februar.

Am 8. Februar nachmittags 5 Uhr ist der liebe Freund, der große Meister Schwind, den ich verehrte, fast wie keinen anderen, gestorben. Sein letztes, tief ergreifendes, mit Mozartischer Schönheit erfülltes Werk: „Die schöne Melusine", läßt den unersätzlichen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Die Melusine ist das wehmütige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht alles auf äußeren Glanz und Schein, mit wenig oder keinem idealen Gehalt. Wo der Glaube an die höchsten Dinge schwindet, wo unser heiliger Christenglaube nicht die Grundlage bildet, nicht die Zentralsonne ist, entsproßt kein lebenquellender Frühling mehr, entstehen nur künstlich glänzende Treibhausfrüchte einzelner Talente.

Das ist meine feste Überzeugung! Und darüber ließe sich gar viel sagen und schreiben; aber wer versteht es, und wer nimmt es auf?

18. Februar.

Das Christentum wird nicht in der Form des Beweises, sondern durch den Affekt heiliger Leidenschaft in seiner Wahrheit erkannt; es beweist sich nicht, es bezeugt sich. Es ist ein Werben der Liebe um die Braut, nicht ein Berechnen und Abwägen ihrer Vorzüge.

23. Februar.

Schnorr malte an einem Bilde: „Das himmlische Jerusalem"; las uns das Lied von Meyfarth vor: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", wobei ihn gewisse Stellen so bewegten, daß seine Stimme zitterte. Das Bild nimmt er als seinen Schwanengesang. Wird's wohl auch werden. Der Gedanke ist sehr schön. Für die Ausführung reichen die Kräfte nicht mehr aus.

Schnorrs Stimmung war sehr mild, ja weich. Wir sprachen von Rom, von früheren und jetzigen Kunstbestrebungen; er pries mich glücklich, denn meine Stellung sei einzig und eigenartig in der Kunst und zum Volke usw.

Dann zeigte er noch einige Mappen mit Studien, worunter viele überaus schöne Modelle waren, weibliche und männliche und kleine Kinder. Herrliche Bewegungen, entzückend schön in Zeichnung und Ausführung.

Es hat etwas tief Rührendes, eine solche Künstlergröße im letzten Abendsonnenstrahl zu sehen; denn wenn er auch noch eine Reihe von Jahren verleben sollte, so fühlt und sieht man, daß seine Kraft sehr gebrochen ist. Die Größe seines Talents bleibt unbestritten; aber daß er ein edler, reiner, höchst gewissenhafter und frommer Mann ist, das ist wohl das Erfreulichste und Schönste. Wie hängen sich so viele an kleine Schwächen und Irrtümer und vergessen die Hauptsache.

25. Mai.

Das bloße Kopfchristentum ist doch nur ein kunstreiches Gerüste zu einem Bau, der vergeblich auf sich warten läßt.

Der feinste Verstand ist nicht vermögend, ein wahrhaftes Kunstwerk hervorzubringen; oder es wird immer das Bild des Unlebendigen, des Toten an sich tragen. Jedes wahrhaft Lebendige, jedes aus dem Geiste geborene Werk entsteht aus der Vollkraft des Lebens, und entwickelt sich nach äußeren und inneren Bedingungen durch sich selbst, durch untere und obere Einflüsse. Es ist Natur und Gnade.

Natur ist sein Gesetzmäßiges und seine individuelle Beschränkung, Gnade sein schöpferisches Moment von oben und zugleich das Grundeinzige seiner Existenz. So ist auch der christliche Glaube göttliche Tat und menschliche Tat, beides zusammen. (Freiheit und Notwendigkeit.)

18. Juni.

Ich lese nochmals C. Passavants Leben. Ein Brief des Schweizer Sigrist und besonders einer von Franz Baader und das Nachfolgende waren mir überaus tief eingehend. Was Wahrheit, lebendige, beseligende Wahrheit sei, die über allen Wortkram und allen Lehrmeinungen erhaben ist, scheint mir da am tiefsten aufgeschlossen.

25. Juni.

Die Kunstgenossenschaft feiert heute in Meißen das Dürerfest.

Sie feiern mit Sang und Klang die großen Männer, aber sie folgen ihnen nicht nach. Ja wie wenige nehmen nur ein Interesse an ihren herrlichen Werken, die sie nicht verstehen und gar nicht verstehen wollen.

26. Juni.

Gestern brachte Heinrich die Nachricht, die Krankheit meines lieben Schülers, des guten Venus, sei plötzlich so schlimm geworden, daß er sterben werde. Wir gingen vor-

mittags zu ihm. Er war ohne Bewußtsein. Ich ging einen Augenblick zu ihm in die Kammer. Er sah mich groß an, doch ohne mich zu kennen. Ich reichte ihm die Hand — zum Abschied —, er gab mir still seine Hand, doch lag in seinem Blick das Starre, Bewußtlose eines Sterbenden. — Es hat mich tief ergriffen.

30. Juni.

Heute haben wir den braven Albert Venus begraben. Er war einer meiner liebsten und talentvollsten Schüler.

Juli.

Die Zeitgeschichte wird fast vorherrschend Kirchengeschichte, es muß also wohl im Reiche Gottes etwas sich vorbereiten, was recht wichtig ist. Die Zeit scheint immer wichtiger und wuchtiger in christlicher Beziehung zu werden, man sieht gleichsam die Fäden, welche die Menschheit oder sogenannte Christenheit bewegen, wie mit leiblichen Augen und in eine „hohe Hand" zusammenlaufen. Dann ist allemal etwas Entscheidendes nahe im Leben des einzelnen sowohl, wie im Leben ganzer Völker. Wir sollten in unserem Gebete uns nicht gar zu sehr mit uns allein befassen, sondern um ein Näherkommen seines Reiches bitten.

Mitten in und über den Kämpfen und oft recht wirren Treiben der Zeit lebt und webt der christliche Glaube, oder vielmehr, es ist mir, als sähe ich die große und heilige Gestalt des Herrn daherschreiten, als habe er sein Gewand geschürzt und die Wurfschaufel in der Hand, um seine Tenne zu fegen.

10. August.

Das einfachste Christentum ist praktisch ausgedrückt: Gott über alles!

Den Nächsten wie sich selbst lieben; an Jesum Christum glauben und die Gnade Gottes und Vergebung durch ihn erlangen.

Danach dürfte sich ein jeder des Abends prüfen, so wird er wissen, wie es mit ihm steht.

a) War ich treu im Gebet, im öfteren Aufblick zu ihm unter Tages? Tat ich seinen Willen, und folgte ich ruhig seiner Führung?

b) Wie verhielt ich mich gegen meinen Nächsten? War Liebe in allem, was ich tat, redete und dachte?

c) Beide Prüfungspunkte werden mich gewiß drängen, bei Jesu Christo um Vergebung der Versündigungen, Irrtümer oder Mängel zu bitten.

So werde ich den Frieden Gottes finden, und die Liebe Gottes und Christi wird immer zunehmen!

Das ist wohl das einfachste, praktische Christentum.

Wer das treu übt, wird Frieden haben, und alles dogmatische Christentum wird ihn weder irren, noch versteinern lassen.

13. August.

Als unser deutsches Vaterland getrennt, zerrissen, ja von Fremden unterjocht war, fand der Deutsche sein Vaterland, seine Heimat in seiner Literatur, die in Goethe am tiefsten und höchsten sich erschloß. Dies geistige Vaterland hat sich allmählich seinen Körper, seine äußere Gestaltung und Einigung erkämpft.

Ist es mit der kirchlichen Gestaltung nicht dasselbe?

Die christliche Wahrheit ist's, die ich suche, die ich in mir auszubilden, die ich darzuleben trachte, und was mir Wahrheit geworden ist, will ich bekennen, wenn ich darum befragt werde; aber aus einer Kirche in die andere überzuspringen, weil eine andere etwas mehr meiner Überzeugung entspricht, dazu fühle ich mich bis jetzt nicht gedrungen. Wenn alle den

Geist Christi lebendig in sich hätten, so wäre die Einigung bald hergestellt. Jetzt gehöre ich jener unsichtbaren Gemeinde an, die überall in allen christlichen Konfessionen und Sekten zerstreut ist, in Gemeinschaft mit allen, die den rechtschaffenen Willen haben, an das Evangelium zu glauben und Christo nachzufolgen. Ich hoffe zu Gott, diese unsichtbare Gemeinde wird wachsen, und — wenn die Zeit erfüllt ist, wird sich auch die äußerliche Einigkeit und Ausgestaltung machen. Ein Hirt und eine Herde!

Loschwitz, den 6. September.

Ein stilles, friedliches Daheim, ein kleines, freundliches Asyl, mit einem Blick ins Weite, in das kleinste Stück Natur, ist alles, was ich noch wünsche. Verkehr mit der Natur, mit der Kunst und mit Gott ist mir das Beste, Liebste und Höchste. Alles so äußerliche, bloß kluge, anspruchsvolle und dem Schein huldigende Treiben, wie es jetzt in den großen Städten vorherrscht, ist mir im Innersten zuwider.

Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein;
Freue dich in Gott allein!

16. September.

Den 14. besuchte ich Freund Schnorr. Er war sehr erfreut, daß ich kam, und ich konnte sein jetzt fertiges Bild: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ noch sehen. Die Komposition ist schön gedacht und geordnet, und die Stimmung im ganzen ernst und würdig. Der Ausführung sieht man das Alter an. Ich denke, es wird sich auf der Ausstellung so ausnehmen, wie im Zoologischen Garten der alte Königsadler in seinem Käfig, der gedankenvoll dann und wann die Flügel reckend dasitzt, und neben ihm pfeifen die Finken, Dompfaffen, Zeisige, zuweilen auch eine Drossel und das Volk der bunten Papageien und hochmütigen Kakadus schreit dazwischen,

während Schuhu und Käuzlein fürchterlich weise Gesichter schneiden.

Frau v. Schnorr — eine Perle unter den Frauen — schenkte mir eine Zeichnung Schnorrs: Das Opfer Abrahams; Umriß mit der Feder.

17. September.

Der Glaube ist freilich eine Kraft Gottes und sollte sich auch bei den Gläubigen als solche zeigen und bewähren; allein das dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß der Glaube seine Entwicklungsstufen, Anfang und Fortgang hat, und bei den Treuen zu seiner Vollendung kommt. Die Schwachgläubigen sollen wir tragen, wie wir uns selbst ertragen müssen, wenn es nicht immer geht, wie wir gern wollten. Wie oft schilt der Herr seine Jünger ihres Kleinglaubens wegen. Und macht unsere vielleicht tiefere Erkenntnis uns denn wirklich immer stärker im Glauben, daß dieser sich als Kraft durch innere und äußere Werke vollständig dokumentiere? In dem fortwährenden Kampf mit unserer niederen Natur, in der Kraft des Geistes vom Herrn, darin besteht wohl vorderhand am meisten unser echtes Glaubensleben, und der alte Claudius meint, er sähe am meisten darauf, was er noch abtun müsse, um recht glauben zu können, weil, wie Shakespeare sich ausdrückt: „Das Schmutzkleid Sterblichkeit, das uns grob umhüllt" uns immer träge macht, der Stimme von oben zu folgen. Freilich, wer bloß eine Glaubensformel akzeptiert und sie in getroster Faulheit bei sich liegen läßt, den kann man auch nicht im Sinne Christi einen Gläubigen nennen.

8. Oktober.

Der Streit über die beiden Holbein-Bilder ist so allgemein geworden, daß man in jeder Gesellschaft davon spricht. Die Erklärung B. M.s war sehr sicher, fast anmaßend, und mußte verdrießlich machen. Eine Anzahl Berliner und Dres-

dener Künstler erließen eine Erklärung zugunsten des Dresdener Bildes. A. v. Z., der ebenfalls gegen das Dresdener Bild spricht und es für spätere Kopie hält, wie die Konferenz, bat mich, einmal vor dem Bilde seine Meinung aussprechen zu dürfen. Am Montag gingen wir früh hin (vor Eröffnung des Lokals), und so konnte ich genau betrachten, auf einer Leiter auch die oberen Partien der Bilder usw., und ich bekam da allerdings den Eindruck, daß zwischen der Technik der echt Holbeinschen Bilder und der unserer Madonna ein auffälliger Unterschied stattfindet, der einen Zweifel an der Echtheit wohl rechtfertigt. Doch möchte ich, der großen und allgemeinen Verbesserungen wegen in unserem Bilde, die Originalität desselben noch nicht entschieden absprechen. Zweifel aber werden darüber bleiben, und sind nicht abzuweisen. Dagegen ist es doch das schönere Bild, und das kann niemand bestreiten, der Augen im Kopfe und nur einigermaßen ein gebildetes Kunstgefühl hat. Daß es das Darmstädter Bild an Schönheit übertrifft, ist schon durch den Umstand sehr erklärlich, daß in jenem alle Köpfe und Hände ganz übermalt sind, und zwar schlecht; denn es ist gar nicht mehr der Charakter Holbeins in den Köpfen. Von Holbein sind nur die Gewänder und Nebensachen echt und die geringere und viel schwerfälligere Anordnung des Ganzen, sowie die unschönen Verhältnisse der Figuren.

Ein Porträt von van Dyck, wo der Kopf schlecht übermalt ist, und nur der Rock echt wäre, würde einen sehr geringen Wert haben. So auch hier.

Und welcher Künstler soll in unserem Bilde die von feinem, künstlerischem Verständnis zeugenden, durchgehenden Verbesserungen gemacht haben, als Holbein selber?

Übrigens höre ich mit Erstaunen, daß jetzt auch der höchst vortrefflich gemachte Liebesgarten von Rubens, eines der schönsten von den dreißig Rubensbildern auf unserer Galerie, ebenfalls für Kopie gehalten wird!!

1872.

12. Januar.

Schnorr brachte ein Buch mit Zeichnungen, das ich schon in Rom gesehen und mehreres daraus kopiert und gebaust hatte; die genauesten und vielfältigsten Kostümstudien, teils nach älteren Werken, teils nach der Natur. Eine Federzeichnung von 1816, drei ruhende Männer an einem Zaun, wundervoll bestimmt und ausgeführt mit den feinsten Details. Wie genau hat der große Meister seine Jugendstudien gemacht, wie stilvoll und rein ist die Natur erfaßt! Das macht jetzt keiner.

21. April.

Zu Hause las ich in „Stille Stunden" vom alten, teuren R. Rothe. Heinrich hat mir das Buch geschenkt. Erst machte mich darin vieles stutzig; heut las ich die „Aphorismen zur Christologie", tief, groß und einfach, und nun fand ich den Alten wieder. Hier hat mich einmal die Spekulation wahrhaft erbaut und zwar im höchsten Sinne. Gott sei Dank! Ein Kapitel aus dem vierten Buch des Thomas a Kempis machte den Schluß und fügte sich trotz des scheinbar großen Unterschiedes dieser beiden doch recht gut an Rothe.

27. April.

Die Menschenseele muß doch recht krank sein, daß Gott uns nicht sowohl den Weg der Weisheit, sondern den Weg des Heils hat zeigen lassen. Und uns willig heilen lassen, das ist unsere Weisheit auf Erden.

2. Mai.

Der Weg zu Gott geht durch Kampf, Kreuz und Leiden, das ist ja in diesem Erdenleben der einzig mögliche Weg für alle, die Ihn wahrhaft aus innerstem Bedürfnis suchen. Aber: durch Christum zu Gott. Und das ist heutzutage so

schwer, und nur den „Kindern“ wird es leicht; ihrer ist ja das Himmelreich! Die Einfalt des Glaubens ist ja die Konzentration des ganzen Menschen. Alle Bausteine menschlicher Wissenschaft bauen keinen Turm bis in den Himmel; es heißt: „Flügel her!“ „Gott, ich warte auf dein Heil!“

12. Mai.

Jetzt findet man viel mehr gläubige Prediger und Theologen; der christliche Glaube, Buße und Bekehrung, ist aber weniger zu finden, man behandelt das innere, aus Gott geborene Leben, welches eine Lebenserfahrung ist, mehr wissenschaftlich, geistreich und doktrinär.

Das Evangelium aber, das eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben, wird nicht vorzugsweise durch wissenschaftliches Denken gewonnen, sondern durch einen von Gott gewirkten, inneren Lebensvorgang, der noch heute, wie in den ersten Zeiten der Kirche, durch Buße, Glaube und Rechtfertigung zur Heiligung und zum Frieden Gottes führt. Weltreich und Gottesreich, Weltgeist und Gottesgeist, Weltkind und Gotteskind, das sind die großen Gegensätze auf der Erde, die der Weltmensch (der natürliche Mensch) gar nicht gelten läßt, weil er sie gar nicht sieht und seiner inneren Stellung nach nicht sehen kann. Wer die Kindschaft Gottes gewonnen hat, oder in ihr aufgenommen ist, erkennt dagegen sehr wohl, wo Welt-, wo Gottesgeist ist. Fleisch und Geist. Ich fühle recht, wie ich von dem alten, ewig wahren Wege abgekommen bin durch Überschätzung des Weltlichen und durch geistreiche theologische Lesereien; wenigstens haben diese mich oft erfreut, wenn sie recht geistreich waren und doch nicht so gepackt, wie die alten göttlichen Lebenserfahrungen.

Loschwitz, 20. Mai.

Neulich war in der „A. Allgem. Zeitung“ wieder ein Aufsatz über einen neuen Band von Rothes Predigten, die ich mir verschrieben habe. Der war ein Jünger Christi und

lebte ganz durch und in Ihm, und darin, im praktischen Christentume, d. h. in dem inneren Leben und Kämpfen war er doch wieder so einfach, wie vielleicht ein Blumhardt, wenn dieser auch nichts gemein hat mit Rothes theologischem Denken und Anschauungen. Mir ist Rothe schon jetzt ein reicher Segen gewesen, und was ich von seinen Wirkungen auf andere sehe, ist mir ebenfalls erweckend, und jene Worte kommen mir immer in den Sinn, wo von dem Wehen des Geistes die Rede ist: „Du hörst sein Sausen wohl, aber weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht".

Loschwitz, Mai.

O hätten wir nur den rechten, einfachen, lebendigen Glauben, wir würden nicht so unser Leben lang in Zerstreuung, lau und träge dahin gehen; ich erkenne das mit tiefstem Schmerz, wie wenig mein Glaube in und außer mir gefruchtet hat, eben weil er nicht voll und gesund war, immer mit Unglauben durchzogen, oder weil er sich auf menschliche Weisheit allzuviel stützte. Ich meine damit auch theologisches Wissen selbst, das einem nicht viel nützt, wenn unser Glaube nicht unmittelbarer Art ist, sich ganz auf unseren Erlöser stützt, und aus dem innigsten und innerlichsten Lebensverkehr mit Ihm allein seine Kraft, sein Leben zieht. Der Weinstock und die Reben, so einfach und innig verbunden!

Loschwitz, 24. Juni.

Heute, am Johannistage, bin ich mit meiner Reise nach Frankreich fertig geworden, nachdem ich noch zehn Seiten beschrieben habe. Am Johannistage 1821 ging ich in Leipzig von Narischkin ab und fühlte mich überglücklich, jubelnd vor Freude, als seine Wagen abgerollt waren und ich nun frei war, frei von einer verzweifelten Sklaverei, die mich sieben Monate gefesselt hatte! — Beim Schreiben habe ich den damaligen kalten, liebeleeren Zustand wieder recht empfunden. Sieben Monate in einer Umgebung gelebt zu haben, wo

jeder nur für sich selbst sorgte, ohne Anteil, ohne Herz für den andern — das war mir wie eine Dantesche Eishölle, und ich war unendlich glücklich, als ich wieder daheim war bei Vater, Mutter, Geschwistern, Großvater und in der Nähe von noch einer! Morgen will ich nun an die kleine Interimszeit zwischen der Reise in Frankreich und der nach Italien gehen, die ich lieber schreibe, als das zuletzt behandelte Kapitel. Ich werde mich jetzt eine Zeitlang aufs Schreiben verlegen, vielleicht kann ich ohnehin nichts anderes mehr tun; die Hand wird zu unsicher . . . .

Ich habe jetzt eine Art Programm entworfen, wie ich in der Biographie die Zwischenzeit von der Reise nach Frankreich bis zu der römischen behandeln will; es werden die Jahre 1821—23 sein, wo leider keine Tagebücher vorliegen. Ich fürchte, ich habe schon in den früheren Heften manches vorgebracht, was erst jetzt hätte kommen müssen. Morgen werde ich damit anfangen, und werde es möglichst kurz halten, um zur Römerfahrt zu kommen. Ich schreibe jetzt deshalb schlechter, als vielleicht früher, weil ich nicht recht schnell in einem Zuge hinschreiben kann, und wenn ich dann stoppele, so vergesse ich die Worte des vorhergehenden Satzes, und nun paßt keines zum anderen, wird nicht fließend. Du wirst es einmal recht be- und überarbeiten müssen, und gibt mir Gott noch die Jahre dazu, so mach' ich's auch selbst. Jetzt nur erst fertig werden. Ich glaube aber, wenn man ein Kapitel vorher recht überlegt, und sich die Gegenstände erst ordnet, in welcher Reihenfolge, oder vielmehr in welchem Zusammenhang man sie aufführen und gruppieren kann, so wird es vielleicht leichter und schneller gehen.

Bad Boll.

Juni.

Blumhardts bedeutende Wirkung auf alle, in denen etwas seiner Art Sympathisches ist, liegt nicht sowohl in

einer Lehre, in einem System oder Dogma, sondern in der Macht seiner ganzen Persönlichkeit.

Der Glaube an Christum ist in ihm eine Kraft Gottes geworden, welche ausstrahlend eine Wirkung zur Beseligung ausübt. Sein „glauben" ist kein dogmatisches Fabrikat, sondern ist zu seiner eigensten Natur geworden, in all seinem Denken, Trachten, Sehnen, Wünschen, Reden und Tun. Er hat einen tiefen Einblick in das Wort der H. Schrift und hält sich fest daran. Ich verstehe die Schrift besser als sonst, wenn er sie einfach, langsam, und Bedeutsames besonders betonend, vorliest, hie und da ein paar Worte beifügend. Ich verstehe auch besser und kann besser schauen den Heiland und sein Wesen und Tun, auch das der Apostel. An seiner Dämonologie stoßen sich viele; und doch muß ich sagen, daß durch dieselbe abermals die Bibel in ein volleres Licht gestellt wird, wie sie auch ganz schriftgemäß genannt werden muß. Der Alte und Neue Bund steht wie ein lichter Regenbogen auf dem dunklen Hintergrunde einer abgefallenen Welt. Ein Lichtstrahl in die Finsternis, welcher mit der Herrschaft des Lichtes endigen wird.

Donnerstag, den 14. August.

Früh vor acht Uhr bei Papa Blumhardt. Alle Enkel, die kleinsten auf dem Arm oder an der Hand ihrer Wärterinnen. Der alte, liebe Pfarrer segnet jedes einzelne und nennt es mit Namen. „Annele, Elisabeth, Friedele oder Samuel, der Heiland segne dich." Die ganz kleinen werden von Vater oder Mutter auf dem Arm zum alten Pfarrer hingetragen. Zuletzt kommen die größeren und ganz zuletzt auch die Alten. Ich machte den Schluß. Dies geschieht alles ohne besonderes Pathos, heiter und ganz einfach natürlich. Zuletzt singt die kleine, fidele Schar einen Vers. „Halleluja, Halleluja" usw.; dann heben sie die Händchen in die Höhe, tummeln sich völlig ungezwungen und doch so hübsch durcheinander

und ziehen fröhlich plaudernd ab. Was wird aus all diesen Kindlein werden, die der Heiland so früh segnet!?

Blumhardts Kraft scheint, außer in tiefer Erfahrung, in dem einfachen Glauben an das Bibelwort — sich eng und bestimmt daran haltend — zu liegen. Die Liebe ist seine Religion. Er schließt niemand aus, hat das weiteste Herz; nach Konfession fragt er nicht.

Man freut sich hier jedesmal auf die kurzen, körnigen Morgenandachten und noch mehr auf die Sonntagspredigt. Wie unendlich wohltuend und zurechtbringend ist doch ein solcher Aufenthalt unter Gleichgesinnten und gesegnet durch Gebet und Hausandacht eines so tüchtigen Mannes; aber es gilt, seinen Glauben wieder in die Welt zu tragen, ihn treu zu bewahren unter Andersgesinnten, und an der Heiligen Schrift und mit Gebet und christlicher Ordnung auf eigenen Füßen stehen und gehen zu lernen.

Loschwitz, den 28. August.

Ich ging nachts im Weingang vor dem Hause auf und ab. Das niedere Häuschen lag schwarz vor mir, die Haustür offen und vom Licht in der Küche erhellt. Oben funkelte das Sternbild der „Himmelswagen“ über dem Dache. Es war mir so traurig im Herzen über das viele Elend auf Erden. Und gibt es denn etwa noch mehr Not und Jammer auch auf all den Sternen? Vielleicht sind das aber Welten voll Jauchzens oder voll stillen, seligen Glückes, vielleicht, dachte ich, ist unser armer Planet der verlorene Sohn, der bei den Tieren ist im Elend, und den das Heimweh in die Heimat, in die Arme des barmherzigen Vaters, treiben soll. Vater unser, der Du bist in dem Himmel, ja, und wir, Deine Kinder, sind in der Fremde, fern vom Vater, im tiefen Elend.

Loschwitz, den 24. September.

Nach einigen recht kalten und stürmischen Tagen ist heute

wieder ein mildes, schönes Herbstwetter eingetreten, die „stillen Tage“, von denen Uhland singt, die ich auch so liebe. Ich gehe immer meinen gewöhnlichen Weg an dem Waldrande hin, wo man in die stille, duftige Ferne sehen kann. Ich habe da immer das kleine Psalmenbüchlein bei mir, das die gute, selige Marie in ihren letzten Wochen brauchte und bei sich trug. Ich habe die Psalmen erst in diesen letzten Monaten recht verstehen und brauchen gelernt. Sie sind keine Kunstpoesien, sondern aus dem tiefsten Herzensbedürfnis entsprossen, und sprechen in ähnlichen Lagen gerade die Worte aus, die einem auf der Zunge liegen. Ich empfinde es auch recht tief, wenn ich bei den jetzigen, sternenklaren Nächten vor unserem Häuslein noch einhergehe und in das Gefunkel hineinsehe, welch Glück und welchen Trost wir haben in unserem Elende, daß wir mit unserem Geiste dort oben vor eine Gnadenpforte treten können, die uns Christus erschlossen hat, und wo wir auch in Kreuz und Elend einen Segen um den anderen aus der Segensquelle holen dürfen.

26. September.

Es muß einst ja alles Trübe schwinden, dem Redlichen muß der Sieg werden, wie wir zuversichtlich überzeugt sind, daß der ganze Weltlauf durch alle Finsternis zum Lichte, durch Kampf zum Sieg führen muß. Denn das ist Gottes Wille. Nach den neueren Naturwissenschaftlern und Philosophen ist's freilich anders; da heißt das Leben des einzelnen wie die Entwicklung der Geschichte, nichts anderes, als: aus dem Regen in die Traufe kommen; das ist die Vernunft in der Geschichte!! Doch reden sie das vielleicht nur prophetisch von sich und von ihrem Holzwege aus; und da ist es denn wirklich so.

Dresden, 31. Oktober.

Ich habe hier lange, lange Zeit viel Essig im Herzen gehabt, und bin ihn auch noch nicht ganz los; doch wird man

allmählich milder und geduldiger, und wo wir das wahrhaft Gute und Vollkommene zu suchen haben, das wissen wir durch Gottes Barmherzigkeit. Ach, und das auch nur zu wissen, und auf dies Ziel festen Fußes in aller Einfalt losgehen zu können, ist wahrhaftig schon ein seliges Geschenk von oben, und wir sollten alle Tage dafür danken und loben, und uns weiter führen lassen an der treuesten Hand. Wenn ich jünger wäre, würde ich wohl lieber in Süddeutschland leben, weil Land und Leute mich da besonders anheimeln. Aber würden sich nicht auch dort allmählich Schattenseiten herauskehren, und ich manches Gute vermissen, was ich hier besitze? — Es wird am Ende überall auf unsern Sinn ankommen, wie wir die Dinge fassen und aufnehmen, und Menschen sind überall — menschlich, und die Dinge eitel, aber „Gottes Reich" soll uns bleiben, und das fängt an in unseren Herzen und breitet sich aus in alle Räume und Zeiten.

1873.

19. Juni.

Das ist mir klar, auf dem Wege der Spekulation ist kein Schritt auch nur vorwärts zu kommen. Treue und Glauben halten dem, in welchem wir leben und sind, und dem, welchen Er gesandt und gesalbt hat. Hochmut bannen und Demut erwählen. Selbstverleugnung lernen, anderen leben, nicht sich; in allem Liebe haben, das sind die Lebenskräfte, Wirklichkeiten, mit denen wir dem Himmel selbst Gewalt antun können; unser Denken reißt den Himmel nicht auf und keinen Gott herunter! Die Wurzel unseres Denkens liegt doch in unserem Gemüte, und wie es da beschaffen ist, danach wird sich das Zünglein an der Wage neigen. Formen und Formeln tun's freilich nicht, Gottes Wort sagt ja: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig."

Welcher starke oder schwache Denker ist heutzutage nicht heimgesucht mit Zweifeln, wo die Macht des Unglaubens, so

angewachsen, eine wirkliche Macht geworden ist, wie selten zuvor, und es ist nicht leicht, sich ihrer ganz zu erwehren. Hat es nicht der Herr auch vorausgesagt, daß diese Anfechtungen in letzten Zeiten immer schwerer kommen würden, so daß selbst die Seinen erliegen könnten, wenn Er sie nicht hielte? Ein redlich suchender, aber von Zweifeln angefochtener Mensch kommt mir manchmal vor wie ein Künstler, in welchem der Geist arbeitet, das Kunstwerk zu schaffen. Man ist krank dabei, denn es will sich nicht gestalten und macht einem ganz weh über das Suchen und Tasten in einer Tiefe, wo man keinen Grund fühlt und findet. Endlich kommt's einmal wie über Nacht, wie im Schlafe, man fühlt Land, Boden unter den Füßen, und siehe, ich schaue wie leibhaftig vor mir, was ich so lange, lange gesucht. Und von diesem Punkte geht dann eine andere Arbeit los, aber es ist weniger ein Suchen, es ist das Gefundene, oder von oben Gegebene gestalten. Der Glaube wirkt immer Friede und Freude im heiligen Geist, und wo die sind, da ist gut sein, und hat aller Hader ein Ende. Leider aber ist unser Herz so veränderlich, und wir suchen dann wieder mit äußerlichen Gründen den Glauben niet- und nagelfest zu machen; aber das sind Brotnägel, die immer abfallen, wenn man was daran hängen will. Ach, so geht es mir ja auch, und ich schäme mich, daß ich's sage: Mein Heiland hat mich siebenzig Jahre geführt, und doch bin ich so oft eigene Wege gelaufen und habe so wenig bei ihm gelernt durch meine Schuld. Nun bin ich alt und schwach und fange seit zwei Jahren wieder beim Abc an! Was hätte ich zu des Meisters Füßen lernen und welchen Segen haben können! Und bei alledem hat Er mich nicht gelassen, sondern mich im Alter wieder heimgesucht, und nun will ich Ihm treu bleiben, trotz Zweifel und Teufel. Weiter kann ich meiner physischen und geistigen Schwachheit wegen ohnedies nichts, aber treu kann ich sein, und zu Ihm bitten und beten. Innerlich absagen allem, und schlecht und

recht, einfältig und demütig Seine Wege gehen, die Wege, welche Er uns täglich zeigt. Ich habe mich auch der vielen geistlichen Lesereien entschlagen, sie verderben nur den Magen. Sailers Gebetbuch, Kempis und der alte Claudius tuen mir am wohlsten, und vor allem die Bibel.

Oktober.

An meiner Biographie habe ich gestern den ganzen Tag geschrieben und es am Abend wieder herausschneiden müssen und es nochmals entworfen. Mein Gedächtnis ist so miserabel geworden, daß ich mich schämen muß. Alles wird kauderwelsch, unausstehlich! Und doch freue ich mich — empfinde eine Art künstlerischer Lust, auch nur ein Sätzchen richtig oder nach meiner Art mit den rechten zutreffenden Worten aufzubauen. Nun, es hockert so vorwärts. Taugt es so nicht, dann ist's wenigstens Material; und ist das unnötig, dann kann's in den Papierkorb gehen. Du weißt, wie wenig ich liebe, oder vielmehr es möglichst vermeide, mit meiner armen Person auf den Markt zu treten. Hat man etwas gemacht, was andern zur Freude ist, so ist's wie jedes Liebeswerk, jeder Trunk frischen Wassers, den Verlangenden gereicht — die Gabe, die uns zuvor gegeben war von oben, und die uns Bedürfnis war zu spenden, und auf welcher für die andern wie für uns selbst der Segen der Liebe ruht. Und damit ist ja jedem rechten Wirken Genüge getan; zu was dann die Person noch hervorziehen? An der ist selten viel gelegen.

Silvester.

Seit dem Herbst konnte ich nichts mehr arbeiten, die Augen waren zu schwach. Überhaupt fühle ich das Alter, und die Kräfte, Leibes- und Seelenkräfte, nehmen ab. Am meisten betrübt mich jetzt, daß das Leben vergangen ist, und ich habe die schöne Zeit nicht so ausgekauft, wie ich es hätte tun sollen und können. In allen Lebensbeziehungen, in der Kunst, im

Lehrberufe, und überall lagen Aufgaben, in denen sich mein Glaube ganz anders hätte bewähren und üben müssen. Aber vielfach habe ich mehr nach Belebung des religiösen Gefühls getrachtet, oder nach besserem Erkennen des Glaubensinhalts gestrebt, als den Glauben (die erkannte Wahrheit) täglich und stündlich tatsächlich zu üben und zu betätigen. Durch solche Übung Milde, Geduld üben, sich verleugnen und überwinden im Kleinsten wie im Großen, alle niedere Gesinnung, die Gemeinheit in Auffassung des Lebens, der Kunst usw. verleugnen — und wie oft herrscht das triviale Tagesleben und Treiben über uns — nach dem Vorbilde Christi, des Herrn, einen großen Sinn bewahren, wie ihn die Christengesinnung immer zeigen sollte, und das Leben unseres Herrn ihn lehrt, solche Glaubensübung bei tiefster Demut hätte mir immer lebendiger bewußt sein sollen.

Möge es doch anders und besser werden, und die Zeit, welche Gott noch schenkt, Früchte bringen, die Ihm wohlgefallen.

1874.

Gastein, den 30. August.

Am Sonntag eine zweite, tief ergreifende Predigt über St. Pauli hohes Lied der Liebe gehört. 1. Kor. 13.

Als ich aus der Kirche kam und an dem Waldweg noch auf Lieschen wartete, kam eine Dame freundlich auf mich zu, nahm meine Hand und sagte, da sie diesen Nachmittag Gastein verlasse, könne sie es sich nicht versagen, die Hand zu drücken, die ihr und ihrem ganzen Hause soviel Freude verschafft habe. Das gute, treuherzige Gesicht der Dame, ihre einfache Art des Benehmens überraschte mich hier sehr und rührte mich tief, gerade jetzt, nach dieser Predigt. Denn ich dachte daran, wie wenig ich doch besondere Werke der Liebe getan, und wie mein Leben viel zu arm daran sei usw., und nun kommt die liebe Frau und dankt für ein Liebeswerk, das durch

meine Kunsttätigkeit, mir unbewußt, ihrem Hause geworden. Das ergriff mich so sehr und rührte mich tief; denn ich hatte eben den Eindruck gehabt, als habe ich mich nur allzusehr meiner Arbeit allein hingegeben und darüber versäumt, vielleicht Arme aufzusuchen und dergleichen Werke christlicher Liebe zu pflegen. Da zeigt mir der liebe Gott, daß die Gabe, die er mir geschenkt, eine Liebesspende für so viele geworden ist und ferner noch sein wird. Und nicht ich allein bin der unbewußte Spender gewesen, sondern ebenso Heinrich, der Verleger, der die Veranlassung war, ein Werk zu schaffen [„Fürs Haus"] *), welches ganz aus der Fülle des Herzens kam, wo ich frei und ungebunden die von Gott verliehene Gabe gebrauchen konnte, wie es mir eingegeben war. Das ist Gnade und mußte mich sonderbar ergreifen in diesem Zusammenhange.

Wildbad Gastein, August.

Neben uns wohnt ein altes Männiken mit seiner Frau, aus Ostpreußen, Rittergutsbesitzer, also „Ökonomiker". Es sind beides recht biedere Leute, und er ist glücklich, daß er mit mir hat anbinden können, denn er ist sehr geselliger Natur, behaglich, gesprächig, macht gern sein Späßchen — Kunst und Poesie ist nicht sein Fach; von geistlichen Dingen schätzt er besonders seinen „Supperdenten", mit dem er seit zwanzig Jahren Whist spielt. Seine Frau ist eine einfache, sehr verständige und anspruchslose Frau und verkehrt mit Lieschen. Diese Art bequemer, wenn auch nicht gerade anregender Umgang ist mir hier für meine Badekur, die immer etwas ermüdet, ganz recht, und ich glaube, auch recht gesund.

Es ist interessant, hier recht sehr verschiedene Leute zu beobachten, wozu ich gestern Gelegenheit hatte. Unter der

---

*) Für's Haus von Ludwig Richter. 60 Holzschnitte nach den Jahreszeiten geordnet. Erschienen 1858—1861 im Verlage von J. H. Richter.

„Liebenswürdigkeit" feiner und feinster Bildung, auch religiöser — wenigstens nicht mit Ausschluß derselben — sitzt doch oftmals der alte Adam mit so schmutzigen Hemdsärmeln, daß es zum Erstaunen ist. Den Umgang, welcher einem der erwünschteste wäre, findet man doch recht selten. Die Schuld liegt auch an mir, das weiß ich; wer gewandt ist, recht geselliger Natur, der hat einen viel weiteren Kreis von Menschen, mit denen er ganz gut und angenehm in Verkehr treten kann; mir kostet es viel Mühe, und Alter und Schwachheit machen mir's noch schwerer. Na, ich danke Gott für meinen „Ökonomiker"; dem bin ich gut genug, obwohl dieser den Kuckuck nichts weiß, ob ich ein „berühmter" oder ein nicht berühmter Künstler bin. Manchmal bekomme ich ein kleines Schütteln vor den vielen berühmten Leuten, und die unberühmten sind mir oft lieber. Unser Herr, Sein Wort, und die große, überall schöne Natur sind es, die immer und immer das Herz am meisten erquicken, seine Sehnsucht, seinen Hunger stillen und uns einen lieben Frieden bringen.

25. Oktober.

Das Christenleben ist doch eine Schleifanstalt, in welcher der Stein längere oder kürzere Zeit geschliffen werden muß, um die rechte Lichtempfänglichkeit zu gewinnen; und das Geschliffenwerden tut oft recht weh. Das, was man so für gewöhnlich böse Zeit nennt, ist doch immer diejenige, die den inneren Menschen am meisten fördert. Es kommt ja alles darauf an, wie man's braucht, wie in der Kunst es der Stoff auch nicht tut, sondern wie man ihn zu fassen und zu gestalten weiß; das Leben bleibt immer das größte und schwerste Kunstwerk, und es wird meist recht miserabel verpfuscht. Alles aus geistiger Trägheit, oder bei den meisten gar aus niederer Sinnesart.

Silvester.

Heut abend um die Mitternacht wird es fünfzig Jahre,

ein halbes Jahrhundert, daß ich in Rom mit Maydell, Hoff und Thomas beisammen war, und mir in der Finsternis, die mich mit Bangen erfüllte, ein helles Licht aufging, und meinem Leben ein fester Grund und ein höchstes Ziel gegeben wurde. In jener Nacht fand ich den Weg zu Gott und unserm Herrn Jesu Christo; ich war wie ein aus wilder See Erretteter. O, wie glückselig, wie neu geboren fühlte ich mich da! Es hat mich diese Lebenserfahrung auch nie mehr verlassen, aber wie reicher würden die inneren Resultate meines Glaubens gewesen sein, wäre ich treuer gewesen!

Die letzten Lebensjahre haben mich zu tieferer Einkehr und Prüfung geführt; ich danke Gott von Herzen dafür und fühle in mir einen Frieden und ein Glück, wie es die Welt nicht geben kann. Der Herr sei ewig dafür gelobt!

1875.

31. Januar.

Bei den Werken der neuesten Kunstrichtung fällt mir oft die Frage ein, die Schwind einmal an mich stellte, als ich ihn in München zur Zeit einer großen Ausstellung besuchte: „Findest Du in alle den Bildern eine Jugend? Nein, und man sieht es ihnen an, daß sie auch nie eine Jugend gehabt haben.“

Juli.

Ich lese jetzt Richard Rothe, ein christliches Lebensbild von Nippold. Die Briefe am Ende des Bandes werden immer bedeutender. Man steht tief beschämt vor dem Ernst, der Tiefe und Wahrheit eines solchen Lebens, was von außen doch so ganz unscheinbar durch die Welt geht. Die Briefsammlung ist so reich, daß der Verfasser (Nippold) nur den kurzen Faden spinnt, an denen die Briefe nach der Ordnung angereiht sind. Man blickt auf diese Weise so recht ins Herz des Mannes, und kann die Entwicklung des reichen Geistes

aufs genaueste verfolgen, was einen großen Reiz und Wert hat.

Hast Du denn mein Sailerbüchlein angesehen? Mir ist die Abendprüfung immer so besonders lieb gewesen. Es ist dann, als wenn man nach der Tagesarbeit oder Faulheit sich in den Spiegel besieht. Schweiß, Staub und Schmutz! Man fühlt die Notwendigkeit sich zu waschen, und dann wird einem wieder wohl.

Gastein, den 1. September.

Ich sehne mich recht sehr nach Hause und in die gewohnte Ordnung. Sehr viele und zum Teil interessante Bekanntschaften habe ich gemacht, doch machen sie die Tage nur voll Unruhe und tragen wenig aus.

Zerstreut und angespannt, aber nicht gesammelt. Das Alter will Ruhe. Wie selten finde ich einen Menschen, der Verständnis für die Dinge hat, die mir lieb und teuer sind. Entweder eitel und prätentiös, obwohl geistreich, oder oberflächliche Bildung, oder gar stumpf für Höheres!

Auf der Rückreise von Gastein blieb ich einen Tag in München und benutzte ihn, einige Bilder der neuesten Richtung zu sehen. Die Kleopatra des Makart fand ich ausgestellt, in seiner gewohnten virtuosen und farbenprächtigen Weise gemalt; der Kopf der Kleopatra eigentümlich, reizend, vielleicht geistreich, aber der Geistesrichtung kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Es ist mir immer, als hauchten diese Bilder etwas von dem Geiste aus, welcher in der üppigsten Schwindelperiode der großen Millionäre sein Wesen hatte und noch hat. Sie sind in dieser Beziehung allerdings Ausdruck einer Macht in unserer Zeit, aber nicht der edleren. In demselben Lokale sah ich noch von Makart weibliche Bildnisse: Eine Betende, eine Walküre, eine Jägerin (letztere mit ihren hellen Falkenaugen, einen solchen Vogel auf der Hand) waren bewunderungswürdig schön gemacht und

geistvoll gefaßt. Diese Köpfe konnten sich dem Besten dieser Art von Rubens, oder den Venezianern zur Seite stellen.

Dann sah ich noch Bilder neuerer berühmtester Künstler, an denen der Gegenstand gleichgültig, meist sogar widerwärtig, die Auffassung so trivial, gemein und häßlich als möglich war, und alles Verdienst in Farbe und Mache lag. Geist oder Gemüt suchte man da vergebens! Zuletzt, am späten Nachmittag, ging ich noch in die Ludwigskirche, denn wir wollten acht Uhr abends abreisen. Die Kirche war fast leer, ein paar Leute nur darin. Da nahm ich denn einen großen, ja überwältigenden Eindruck mit davon, der mich bei der langen Nachtfahrt recht beschäftigte.

Bekenntnis.

Waldweg, Loschwitz, den 8. Oktober.

Gott wohnt in einem Lichte, dazu niemand kommen kann. Allem menschlichen Denken, allem Vorstellen unerforschlich, unerreichbar. Er ist — das ist der Grundanfang alles Glaubens. In Christo Jesu erkenne ich das größte göttliche Geheimnis in dieser Welt. Er ist der Abglanz Seines Wesens, der Widerschein Seiner Herrlichkeit. Um gerader zu reden: Wenn Gott Mensch geworden wäre, der Ewige in die Endlichkeit eingetreten wäre, könnte er anders sein als Jesus Christus? Gibt es ein Höheres, auch nur in Gedanken? Und ist Sein Erdenleben nicht göttlich und schon über alles Menschendenken erhaben? Erscheint in Ihm die Weisheit, die Liebe, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit, die Gnade und Wahrheit nicht leibhaftig? Welcher Vernünftige könnte dem widersprechen? Zur Zeit, als ich den Herrn gefunden, oder Er mich gefunden und Sich mir in meiner großen Schwachheit zu erkennen gegeben hatte, fragte man nicht nach der Kirche, nach Konfession, sondern nur: Hast du deinen Heiland gefunden, hast du Ihn lieb, und ist es dein ganzes Leben und Bestreben, Ihm nachzufolgen in gläubigem Gehorsam?

In großer Schwachheit, vielfach irrend, ist das geschehen, und jetzt erkenne ich mehr und mehr, wie Er allein die lebendige Quelle ist, an welche ich mich zu halten habe; wie das, was wir Christentum nennen, ein mit Christo verborgenes Leben ist, ein Quellwasser, klar und rein, ohne Geschmack und Farbe, aber erfrischend und stärkend zum ewigen Leben. Kirchen und Konfessionen mit ihren Dogmen und Kulten tragen den Schatz in irdenen Gefäßen, und das reine Quellwasser, welches Er spendet, nimmt den Beigeschmack des Gefäßes an, bald so, bald so. Das ist das Menschliche daran. Es ist nicht zu verachten, denn es ist oft ein Segen darin; aber wer endlich rein aus der Quelle schöpft, wird nicht irren und wird großen Frieden haben.

Das Beste im Menschen kommt aus einem Grund des Unbewußten. In Kunst, Wissenschaft wie im sittlichen Leben.

Die genialen Gedanken großer Künstler nennen wir Eingebung, sie kommen aus dem Grund des Unbewußten in glücklichen Momenten, wie ein Blitz. Begeisterung ist dasselbe.

Ein Mensch, der sich seiner Vorzüge stark bewußt wird, schädigt dieselben dadurch, ja es kann sich dies bis zum geistlichen Hochmut steigern. Ein Handeln und Leben aus diesem innersten Grund des individuellen Seins heraus ist das Naive, ist die wahre Natur, wogegen das bewußte, reflektierte Leben von des Gedankens Blässe angekränkelt ist. Es ist nicht reine Natur, nicht das Ursprüngliche, sondern mit einem Konglomerat von bewußten Bildungselementen durchzogen, und so fehlt ihm die Einheit, das Organische.

Christus sagt: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht ins Himmelreich kommen."

Das Kind lebt noch ganz im Unbewußten. Von seiner Anspruchslosigkeit oder Demut hat es kein Bewußtsein. Vornehm oder gering ist bei ihm gar nicht vorhanden.

Christus gibt kein System der Moral, predigt überhaupt

nicht Moral, sondern dringt auf eine Veränderung, eine Umkehr im innersten Zentrum des Menschen, eine Veränderung der Gesinnung, Wiedergeburt.

Die Wiedergeburt ist deshalb ein Geheimnis, ein göttliches Wunder im Menschenherzen, denn sie kann ebensowenig willkürlich gemacht werden, wie man willkürlich sich nicht wahrhaft begeistern, oder einen genialen Gedanken haben, oder eine große Erfindung machen kann. Aber sie kann und muß vom Menschen vorbereitet werden; der Mensch kann durch ein ernstes, innerliches Zusammenfassen disponibel dafür werden. Doch auch da müssen Lebensführungen, Inneres und Äußeres zusammenwirken, um den rechten Moment herbeizubringen. Es ist also immer ein Werk der Gnade, jedoch nicht ohne Zutun des Menschen. Gottes Wirken und des Menschen Trachten schlingen sich hier in so feine Fäden zusammen, die nicht mehr mit dem Verstand zu lösen sind, und deshalb ein göttliches Geheimnis bleiben. Beten und Fasten — innerliche und äußerliche Vorbereitung, können der Geburt des Lebens aus und in Gott die Wege bahnen.

„Und als die Zeit erfüllet war."

Die Geschichte der göttlichen Offenbarung verhält sich ganz so wie ein Samenkorn. Es ist die Geschichte des Gottesreiches auf Erden. Wir sehen im Alten Bunde, wie dieses vom kleinsten Anfang ausgeht, sich allmählich reicher entwickelt, in Zweige auseinander legt und endlich im Hauptstengel die Blüte hervorbringt. (Paradies, Abraham, Christus.) Die ganze Geistesfülle, die im Samenkorn enthalten war, hat die Höhe erreicht und in ihrer vollen Schönheit sich dargestellt. Die Geschichte der Kirche ist nur die Frucht- und Samenbildung.

Ein jeder in die Menschheit gelegte Gottesgedanke (Idee) verhält sich in ähnlichem Verlauf, z. B. die Malerei. Bei den Byzantinern war die antike Kunst zur Mumie erstarrt und der lebendige Same, in der Mumienkapsel eingeschlossen,

war wie tot, unfähig in der Kapsel zu keimen. Da wurde die Mumie mit dem Samenkorn in der toten Hand nach Italien getragen, und der Same wurde frei, fiel aus der Kapsel in den neuen freien Boden und fing an, wieder zu leben. Gerade wie bei jener Mumie mit dem Weizenkorn, welches nach einem Schlaf von Jahrtausenden aus der toten Hand befreit und in die Erde gebracht, wieder lebendig keimte. Byzantiner, Cimabue, Giotto, Masaccio, Raffael. Es entwickelt sich, gestaltet sich aus. Der Geist war schon in Giotto in seiner ganzen Fülle vorhanden: der geistige Gehalt wurde nicht stärker, nur seine Erscheinungsform bildete sich mehr aus, trieb Nebenzweige und Blüten; und endlich: was wir klassische Periode nennen, ist die Blüte des entwickelten Samenkorns: „Und als die Zeit erfüllet war."

1876.

Loschwitz, 2. Juli.

Vor ein paar Tagen gab mir Kapellmeister Dorn ein Heft des „Salon" — ein Blatt, an welchem auch Hettner und Waldmüller [Duboc] mitarbeiten — worin ein unter der Kanone abscheuliches Porträt von mir und ein ganz hübscher kurzer Aufsatz über meine Sachen enthalten war, der nichts Biographisches und keine ästhetischen Präambel auftischte, sondern über die Zeichnungen sprach wie jemand, der sie mit herzlicher Freude und innerem Verständnis betrachtet. Die beiden Richter, Jean Paul und Ludwig, waren als der Dichter und der Maler der deutschen Gemütswelt verglichen.

Loschwitz, 6. Juli.

Ich denke jetzt manchmal, wie es mit mir stünde, wenn ich, wie so mancher meiner Kollegen, nur ganz allein mein Glück und geistiges Fortleben in der Kunst und ihrer Übung gesucht und gefunden hätte, und dieses mir nun

plötzlich entzogen wäre; wie muß da der Mensch förmlich zerbrochen sein! Ich habe jetzt an einem berühmten und tüchtigen Künstler eine merkwürdige Erfahrung in dieser Art gemacht.

11. Oktober.

Von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser wurde ich freudig überrascht durch einen Ehrengehalt von dreitausend Mark jährlich, und schon für dieses Jahr zu erheben.

1877.

Loschwitz, 16. Juni.

Hätte ich Fausts Mantel, so möcht' ich wohl von Herzen gern in Boll sein und hören, was mich anregt und auferbaut. Der gesegnete Eindruck, den der liebe, teure Blumhardt macht, ist doch nichts anderes, als die Wirkung des Geistes Christi selbst, der in ihm Leben und Wahrheit geworden ist. Wenn wir das rechte Verlangen haben, können wir bei dem Heiland selbst alles holen und empfangen, was uns fehlt, was wir bedürfen, und soviel wir zurzeit imstande sind aufzunehmen. Ich bin jetzt wie ein alter abgestorbener Stock am Wege und lebe von dem Moose, was sich an mir ansetzt, und von der Erde, die mir noch etwas Lebensfähigkeit zuführt, aber produzieren kann ich gar nichts, kein Blatt und keine Frucht. Doch ist's nicht ganz so schlimm, wenigstens schenkt mir Gottes Gnade viel Friede, Andacht und Freude, und ich fühle mich glücklich, und verborgenes Leben durch Christum mit Gott, — diese Freude — habe und genieße ich einsam, und kann mit niemand so recht davon sprechen, wovon das Herz voll ist . . . .

Mit dem gutherzigen und redlichen Heydrich bin ich eigentlich hier am liebsten zusammen; er kommt auch oft herauf und liest mir etwas vor. Einige Aufsätze in Johannes Falk, Unterhaltungen mit Goethe, haben mir viel Freude gemacht.

Superintendent Meier, welcher in ein paar Tagen nach Sylt geht, um das Seebad zu gebrauchen (er leidet so sehr wie ich an Schlaflosigkeit) schickte mir eine Schrift von Ehrenfeuchter. Das Thema interessiert mich: „Christentum und moderne Weltanschauung". Das will mir Heydrich vorlesen. Aber ganz besonders lieb ist mir ein kleines Buch von dem alten Tübinger J. T. Beck geworden, das ich Dir dringend empfehlen möchte: „Gedanken aus und nach der Schrift". Da ist Hohes und Tiefes in göttlicher Einfalt.

Es sind kleinere und größere Aufsätze, vielmehr Mitteilungen aus Briefen an Freunde, Schüler und Ratsuchende; kein gemachtes Buch, sondern aus dem Leben. Ich fing es mit Heydrich gestern an, und wir waren beide überrascht von dem großen Sinn, und wie er das Innerste trifft. Es ist Blumhardtsche Gesinnung in wissenschaftlicher Sprache.

Nächsten Sonnabend endlich muß Vater Peschel sein Fest erleiden*). Es wird im Waldparkhotel in Blasewitz abgehalten, und ich wünsche nur, daß er gut darüber hinwegkommt, und daß es keine übeln Folgen für sein Befinden hat; denn er war und ist doch sehr angegriffen.

Wenn Du nach München kommst, so versäume doch nicht, vielleicht in der Nachmittagsstunde, wenn die Kirche leer ist, in die Ludwigskirche zu gehen. Ich wünsche Dir den Eindruck von den Corneliusfresken, den ich dort vor zwei Jahren hatte. Mir war's, als wäre die ganze göttliche Menschheitsgeschichte in einem Nu vor mir aufgeschlagen. Der ganze Inhalt dessen, was Gott und wie Er sich geoffenbart hat. — Ich kann es wieder nicht aussprechen; aber gehe hin und siehe selbst. Du hast ein Herz und einen Sinn es zu verstehen.

---

*) Ein Festmahl, welches die Dresdner Kunstgenossenschaft zu Ehren des Professor Peschel bei seinem Scheiden von der akademischen Lehrtätigkeit veranstaltete.

(Reise nach Sylt.)

15. Juli.

Mittwoch, den 8. von Loschwitz abgereist. Abends 9 Uhr in Hamburg. Am andern Tag bis Tondern. Flache, weite Moorebene, grüne, dunkle Wassertümpel oder langsam schleichende Wasser. Selten eine Hütte unter ein paar Bäumen. Herrliche Wolkenzüge und melancholische Beleuchtung à la Rembrandt. Die Landschafter sollten alle (wie ich jetzt) graue Brillen beim Naturmalen tragen; sie nehmen den Lichtglanz weg, den man ja auch nicht malen kann, welcher aber den Farben eine andere Wirkung beibringt.

Tondern, kleine wunderliche Häuser von Backstein, Giebel nach vorn. Viel Störche auf den Schornsteinen. Einundeinhalbe Stunde nach Hoyer gefahren. Dort schlecht gegessen. Kleinere Fahrzeuge in der Bucht. Endlich sammelten sich am Strande alle Passagiere. Das Dampfschiff kam an und wir fuhren in zwei Stunden nach Monrö, und dann in einer Viertelstunde nach Westerland.

Westerland auf Sylt, 20. August.

Ich glaube, die Erinnerung an Sylt wird poetischer sein, als die Gegenwart.

Wir leben in einem Hause am Strande, d. h. etwa zehn Minuten von den Dünen und der See, welche das tägliche Ziel unserer Ausgänge ist. Mittags essen wir im Strandhotel. Da jetzt 5—600 Badegäste hier sein mögen, so ist es nicht sehr einsam.

Die Insel hat allerdings einen sehr eigenen Charakter, einsam, melancholisch; doch ist sie nicht so ganz steril und baumlos, wie manche erzählen. Vor ein paar Tagen waren wir mit Löber, Sup. Meier, seiner Tochter und Frau Pastor Michael in einem Orte, Keitum am Wattenmeer, wo ich an dem sehr malerischen Strande ein paar allerliebste Punkte fand, die ein reizendes niederländisches Bild dar-

boten. Es wird auch gewiß noch manche interessante Stelle auf der Insel geben, aber bis jetzt sind wir teils durch die Gesellschaft, teils durch Regen — denn es war kein Tag ohne denselben — abgehalten gewesen, größere Ausflüge zu machen. Diese Nacht Windessausen und heftiger Regen. Jetzt will die Sonne durch, und man hört trotz der Dünenwand die Brandung am Strande . . . . .

Löber*) habe ich in seinem ganzen Wesen noch höher schätzen gelernt. Eine tiefe, echte Natur, wie man sie nicht oft findet. Es ist nichts Gemachtes, Selbstgefälliges und Eitles in ihm, so daß er gegen viele der gelehrten Herren, die ich hier mit ihm zusammen gesehen habe, sehr absticht.

1878.

Loschwitz, 26. August.

Ich erfreue mich jetzt recht an Eckermann, oder vielmehr Goethe. Es sind prächtige Brocken darin, der große, offene, gesunde Blick eines so kerngesunden mächtigen Geistes ist wie erfrischende Seeluft, wie Alpenglühen oder Sternenhimmel.

Außerdem erfreue ich mich manchmal an der originellen Einfalt Münzkrügers. Weise Einfalt oder einfältige Weisheit?

Bei Goethe finde ich manchmal Ausdrucksweisen anderen in den Mund gelegt, die, so flüchtig hingeworfen, wie recht individuelle Redensarten klingen und bei genauerem Betrachten einen großen Sinn, ja eine ganz bedeutsame Gedankenreihe enthalten. So das: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" der Philine in Wilhelm Meister.

Goethe sagt einmal zu Eckermann: „Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag, die meisten wollen

---

*) Konsistorialrat und Hofprediger in Dresden.

mehr tun, als sie können und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talent gesetzt hat."

Ein wahres und sehr beherzigenswertes Wort! Wie manche schöne Talente würden Bedeutendes, Originales geleistet haben, wenn sie nicht, durch wohlgemeinte, aber irrige Reflexionen und Tendenzen „nach dem Höchsten zu streben" verleitet, dieses Höchste in den erhabensten Stoffen gesucht hätten, sondern vielmehr in dem Höchsten einer vielleicht untergeordneten, aber ihren Naturanlagen entsprechenderen Kunstgattung; wenn sie z. B. anstatt symbolische oder erhabene Geschichtsstoffe lieber Landschaften oder Darstellungen aus dem Volks- und Gesellschaftsleben gemalt haben würden.

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente,
Wie könnte auch die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Goethe.

Gäbe es keine Sonne, so gäbe es keine Rose (Blume). Es muß also in dieser eine geheime Verwandtschaft, eine Beziehung zur Sonne und eine Wechselwirkung beider aufeinander vorhanden sein. Der unsichtbare Trieb, welcher in Blatt und Blume vorhanden ist und ursprünglich von der geistesverwandten Sonne ausgeht und Verlangen und Sehnsucht nach Licht und Wärme derselben weckt, er entwickelt allein das Blühen und die völlige Entfaltung der Rose.

Reit im Winkel, 29. August.

Ich sehne mich zurück nach meiner Loschwitzer Klause. Es dünkt mir doch, ich müsse das Reisen aufgeben, nicht sowohl der Unbequemlichkeiten wegen, die damit verbunden sind, als vielmehr wegen meines schlechten Gehörs und undeutlichen Sehens. Die Menschen erkenne ich nicht und verstehe sie nicht, und so fühle ich mich fremd und vereinsamt unter ihnen. Wenn nicht Kretzschmars mit Agnes und

Sophie*) hier wären, würde ich es nicht lange aushalten. Bei alledem habe ich manche große und wundervolle Eindrücke aus der nächsten Umgebung eingeheimst, die ich nicht vergessen werde; auch hat mich die fremde Umgebung und der Wechsel derselben nicht wie früher zerstreut, sondern der Eine und Einzige ist mir immer nahe gewesen, und das Leben meines Lebens. Das ist große Gnade und stille Freude! — Warum habe ich das doch früher nicht gehabt, oder nur für Momente!? Es ist doch nur die Untreue, die einen um dies innere wahre Leben gebracht hat. Das Wünschen und Begehren nach außen hin minderte sich und damit wuchs das, was ewig bleibt.

1879.

Dresden, 1. Januar.

Im verflossenen Jahre in Loschwitz köstliche Herbsttage verlebt. Als ich Mitte Oktober in die Stadt kam, mußte ich mir eine Drüsengeschwulst am unteren Augenlide operieren lassen, was an dieser Stelle sehr schmerzhaft war. Kaum war diese Wunde heil geworden, als ich im Dezember bei Glatteis fiel und den Arm brach. Schreck und Schmerz wirkten nachhaltig übel auf meine Gesundheit, und so habe ich das Neue Jahr angetreten.

Die Weihnacht brachte mir die Freude, daß mir Oberbürgermeister Stübel und Hofrat Ackermann verkündeten, daß Rat und Stadtverordnetenkollegium mir das Ehrenbürgerrecht Dresdens erteilt haben.

In meinem inneren Leben erzeigt mir Gott täglich große Gnaden, und sie machen das Herz recht fröhlich und glücklich.

Dresden, 11. Februar.

Der fünfundachtzigjährige Freund Reinhard Krüger ist

*) Seine Enkelinnen.

erkrankt und plötzlich ganz kraftlos geworden. Die Krankheit ist zwar unbedeutend, aber bei seinem hohen Alter doch eine bedenkliche Erscheinung. Auch Freund Peschel ist diesen Winter recht schwach auf den Beinen.

20. Februar.

Heute nachmittag ist der alte brave Münzgraveur Krüger gestorben.

Dresden, April.

Der 13. April brachte mir früh, als ich in meine Stube trat, einen so lieblichen Morgengruß, wie er nach dem gestrigen schweren Tag nicht schöner sein konnte. Einen Brief von einem Kinde, das ich nicht persönlich kenne, mit zwei in ein Stücklein Moos gedrückten Schneeglöckchen aus ihrem Hausgärtchen.

Loschwitz, 4. Juli.

Seit zwei Monaten bin ich durch ein Fußleiden am Gehen gehindert und habe den alten Freund Peschel in der Stadt nicht besuchen können. Ich habe ihn, da er gestern gestorben ist, in diesem Leben nicht mehr gesehen und werde auch nicht bei dem Begräbnis sein können!

Es sind recht schwere und widerwärtige Dinge seit Monaten über mich hereingebrochen, aber Gott hat bisher hindurchgeholfen und wird es ferner. Es hat mich recht ins Gebet getrieben, und täglich erfahre ich Durchhilfe und Sein Nahesein.

Das noch sehende Auge ist jetzt auch mit einem Fleck überzogen, ich sehe nur ganz wenig und sehr verworren. Der Arm schmerzt und die Hand ist ohne Kraft, den linken Fuß kann ich wenig brauchen. Dazu das Gehör schwach und wenig Schlaf.

Aber gelobt sei mein Gott, der mir geistig und leiblich recht gnädig ist und das Herz immer wieder fröhlich macht.

1882.

„Propheten und Sibyllen male ich nicht, denn ich habe noch keine gesehen“, sagte N. N.

Freilich laufen in den Gassen der Stadt keine mehr herum, aber eben der ideale Mensch sieht sie in seinem Innern und etwas von ihnen zuweilen auch außen. Vor allem muß er aber eine Verwandtschaft mit ihnen selbst haben; denn in dieser Sphäre kann sich nur das Verwandte wirklich erkennen.

31. Mai.

Es ist nun ein volles Jahr, daß ich infolge einer heftigen Magenerkältung bei meiner ohnedies andauernden Schlaflosigkeit, plötzlich in einen Zustand so großer körperlicher Schwäche verfiel, daß ich oft mein Ende recht nahe glaubte. In letzter Zeit haben sich die Kräfte wieder etwas gehoben. Der letzte meiner Jugendfreunde war Gruner, der in diesem Frühjahr gestorben ist, und heute wurde Hettner begraben, der mir immer freundlich gesinnt war.

1883.

19. Februar.

Wie gewöhnlich ging ich gegen Mittag nach dem Großen Garten. Der Himmel war bedeckt und alles so still. Da ertönte aus einiger Entfernung von den noch dürren Baumwipfeln ein „Witt, witt, witt“, und zugleich ließ ein kleines Vögelchen sein eifrig lustiges Gezwitscher aus dem Gebüsch neben mir laut werden. Als dritte Stimme klang aus der Ferne das Gurren einer Waldtaube. Dann ward es wieder ganz still — das war die erste Frühlingsahnung in diesem Jahre, der erste Gruß eines kommenden Frühlings, der mir in die Seele drang. Ich setzte mich auf eine Bank unter den großen Eichen, brannte mir eine Zigarre an zur Vollendung der Frühlingsfeier, und dabei umschwärmte ein Kreis kleiner Mücken das aufsteigende Rauchwölkchen.

Meine Aesthetica in nuce.

20. Mai.

Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimat bezeichnen. In die erstere senkt sie ihre Wurzeln, nach der anderen erhebt sie sich und gipfelt in derselben. In diesem Geiste und in der ihm entspechenden Form wird die Kunst selbst lebendig wirksam sein.

Oktober.

Der Aufenthalt in Bad Boll im Juli und August mit Lieschen und Heinrich wirkte, wie immer, wohltuend für Leib und Seele. Die Tage flossen gleichmäßig und ruhig dahin, gehoben durch Blumhardts (des Sohnes) geistig anregenden Einfluß. Mitte September reiste ich mit Lieschen wieder nach Dresden zurück. Der 28. September — mein achtzigster Geburtstag — nahte, und ich lehnte das Festdiner, welches die Kunstgenossen mir geben wollten, ab. Nun traf der 28. September mit der Enthüllung des Niederwalddenkmals (Schillings Germania) zusammen, und das erste Telegramm, welches ich am Morgen dieses Tages erhielt, war vom lieben Meister Schilling, der seinen Ehrentag auf dem Niederwald in Gegenwart des Kaisers beging und an diesem für ihn so wichtigen Morgen meiner gedacht hatte. Das überraschte mich ebensosehr, als es mich rührte. Das nächste Telegramm kam vom Dresdener Oberbürgermeister aus München, wo selbiger sich zurzeit befand. Bald darauf erschien im Auftrage Sr. Majestät des Königs der von mir stets so innig verehrte Minister v. Nostitz und überreichte den Komturstern des Albrechtsordens, dem er die Glückwünsche der Akademie und seine eigenen beifügte. Es folgten Deputationen des akademischen Rates, des Stadtrates und der Stadtverordneten, der Kunst-

genossenschaft, des Vereins der Akademiker, endlich der Münchener Künstler mit mächtig großem Lorbeerkranz und Diplom. Ein gleiches kam vom Wiener Gewerbemuseum. Vom Ausstellungskomitee der graphischen Künste in Wien erhielt ich den ersten Preis mit der großen goldenen Medaille. Besonders lieblich war die Begrüßung durch die Deputation der Akademiker und des Vereins Mappe, welche einen Lorbeerkranz und Rosensträußchen von vier kleinen, hübschen Mädchen überreichen ließ, wobei das kleinste derselben einige Verse sprach, und im Hause ein Gesang vom Vereinssängerchor ertönte. Noch muß ich erwähnen, daß der Stadtrat mir die meisterlich und stilvoll gestaltete Chronik von Dresden zum Geschenk verehrte. Die Telegramme, Briefe und Journale, welche zwischen all diesen Ovationen eintrafen, beliefen sich in die Hunderte, und nach ein Uhr, wo der Strom ziemlich vorüber war, fühlte ich mich wirklich sehr erschöpft. Ich fühlte mich noch in den folgenden Tagen durch diese vielen Ehren- und Liebeszeichen freudig gehoben, aber ebensosehr innerlich gebeugt; denn wodurch hatte ich dieses alles verdient? Meine Arbeiten waren doch meine eigene höchste Lust und Freude gewesen, und das Gute und Lobenswerte daran lag doch gerade in dem, was man nicht bloß lernen oder sich selber geben kann, sondern es war das, was uns geschenkt wird: die Gottesgabe, das Talent.

Meine Jugend war arm, verkümmert, vielfach bedrückt, und meine Lehrzeit war nur Arbeitszeit gewesen; ich lernte nichts oder wenig dabei. Nun kam ich nach Rom, und von allen Seiten wurde mein durstiger, hilfsbedürftiger Geist angeregt; ich war überglücklich, und ein reiches Leben und Streben begann. Mein Ideal lag auf Seite der historischen Landschaft, welche ich auf meine Weise zu entwickeln dachte. In die Heimat zurückgekehrt, erfaßte mich sehr bald wieder die Not des Lebens. Ich hatte glücklich, aber doch vielleicht zu früh geheiratet, wodurch der Weg erschwert

wurde. Der Druck, welcher auf mir lag in den sieben Meißener und den ersten darauf folgenden Dresdener Jahren, war so groß, daß mein Streben, in den Gärten des Parnasses, wo die hohen, edlen Blumen blühen, ein Plätzchen zu erlangen, unerreichbar schien. Da kam der Holzschnitt auf, der alte Dürer winkte, und ich pflegte nun diesen Zweig. Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten.

Soli Deo Gloria!

Freundesbriefe.

An Johannes Thomas in Frankfurt a. M.

Dresden, September 1826.

Lieber, teurer Thomas!

Wie sehr freute ich mich, diesen Sommer einige Tage bei Dir zubringen zu können, aber leider ist mir dieser Wunsch, wie so mancher andere, vereitelt worden. Seit einigen Wochen laufe ich nun in der lieben Vaterstadt herum, und ich kann eigentlich noch gar nicht recht zu mir selbst kommen; noch immer suche ich Rom und glaube

römisches Leben zu finden, aber hier pfeift alles einen ganz anderen Ton. Ich hätte Dir wohl recht sehr viel zu schreiben; aber ich muß ruhigere Tage abwarten. Recht herzliche Freude machten mir Deine Fortschritte in der edlen Malerkunst, besonders hat das Schloß Eppstein eine rechte Meisterfarbe, und an Bäumen und Pflanzen sieht man, wie Du diese mit großer Lust und Freude studiert hast. Es tut mir aber leid, Dir sagen zu müssen, daß es etwas sehr Undankbares ist, seine Sachen auf die Dresdener Ausstellung zu geben. Die Zahl derer, welche wirklich ein Kunstwerk zu würdigen wissen, die sich über das Schöne darin recht herzlich freuen, mag gar gering sein. Die Künstler, Kunstkenner und Liebhaber besitzen hier einen solchen Takt, auf den ersten Blick die ganzen Fehler aufzuschnappen und dann sogleich mit einem Verdammungsurteil herauszurücken, daß ich schon oft die armen Leute bemitleidet habe, daß sie für ihre paar Groschen Entree nichts als Ärger und Verdruß haben. Mir wird's närrisch zumut, wenn ich an die schiefen Katzensilberblicke denke, an die bleichen, hohlen Gesichter, auf welche man wetten möchte, sie hätten zeitlebens nur mit Arsenik oder Aqua Toffana zu schaffen gehabt, und, man sollte es kaum glauben, sie nennen sich Künstler, Kenner! sind mit Ästhetik und mit schöner Kunst gefüttert worden.

Ach, lieber Bruder Thomas, wenn wir doch ein stilles Winkelchen wüßten, wo wir uns zurückziehen könnten aus dem eklen, tollen Treiben; wenn doch wieder alle fünf beisammen wären, wie Sonnabends in Rom, wo wir einander stärkten und aufrichteten und so froh in dem Herrn waren.

Doch, ich soll Dir eigentlich etwas Weniges über die ausgestellten Sachen schreiben, und da will ich mich kurz fassen. Von historischen Bildern ist nichts Ausgezeichnetes da. Schnorr hat seine Bathseba und eine Albaneserin hier, welche freilich seinem Ruf nicht entsprechen, und die Krähen

hacken deshalb ganz unverschämt darauf los. Wagner ist auf große Abwege gekommen; es ist unbegreiflich, wie er so etwas hat machen können; die Farben sind so grell und widerlich, die Zeichnung so flach, daß man wirklich Mühe hat, nur einiges Talent noch darin aufzuspüren. Landschaften sieht man hier am meisten, und darunter recht gelungene Sachen. Doch sind die gemütvollsten und gedachtesten gewiß die von Bruder Oehme. Seine betenden Bergleute im frühesten Tagesgrau erregen recht wunderbar die Phantasie und gefallen allgemein. Ein heller Morgen am Meer mit dem Vesuv, ein Klostergang bei Sorrento und ein Nachtstück an der See sind — ich will ihn lieber nicht loben, denn da er den Brief einschließt und vielleicht liest, so könnte er stolz und eitel werden. Lieber, guter Thomas, komme doch künftigen Sommer mit Maydell, welcher Dich gewiß besuchen wird, nach Dresden, dann wirst Du auch Oehmes große, wunderschöne Landschaft fertig sehen; (ich werde vermutlich auch ein ganz kostbares Bild fertig haben, wo wir ganz herrlich übereinander skandalasieren könnten). Vielleicht reise ich mit Dir zurück; denn ich muß den lieben Rheinstrom noch einmal sehen. Komme ja, lieber Thomas, es gäbe dann noch recht schöne Tage mit unserem Maydell, den wir dann vielleicht zum letzten Male sehen. Schreibe mir doch bald, und, wo möglich, teile etwas geistliche Gabe mit, wonach ich großes Verlangen trage; das Manna ist hier rar, fast nirgends zu haben; wäre doch Rothe hier, so wär's mit uns ganz anders. Viel Schuld mag ich wohl selbst haben; denn was verlange ich nach dem Diener, wenn ich den Herrn zu jeder Stunde haben kann.

Tausend Grüße an den lieben Hoff. Ich wünsche wohl recht bald von Euch etwas zu hören. Bald auch ein mehreres von meinem Treiben.

Dein treuer Bruder

Ludwig Richter.

An Johann Nikolaus Hoff in Frankfurt a. M.

Dresden, 30. Oktober 1827.

Teuerster Hoff!

.... Diesen Sommer war die liebe Vaterstadt wirklich ein deutsches Florenz; denn es waren zufällig soviel alte Römer beisammen, als hätten sie nur ein wenig dem Sirocco aus dem Wege gehen wollen. Die ganze Kompanie bestand nämlich aus: Schnorr (später auch Ferd. Olivier), Näcke, Maydell, Schrödter, Faber und Madame, Peschel, Schumacher, Oehme, Ich! Nachzügler waren: Remy, welcher vor kurzem in aller Stille sich hierselbst trauen ließ und mit seiner Frau gen Berlin zog; dann der alte Rhoden und endlich Thürmer, welcher als Professor (mit vierhundert Taler) hier angestellt ist. Du kannst Dir vorstellen, was für vergnügte Partien wir bei den herrlichen Sommertagen anstellten; es war ein heiteres Nachspiel des herrlichen römischen Lebens. —!— Ach, da wird mir gleich ganz wunderlich ums Herz, wenn ich an Rom denke. „Alte Träume, kehrt ihr wieder? Weg, du Traum, so Gold du bist; hier auch Lieb und Leben ist!“ Letzteres sagt man aber doch sehr gezwungen und mit süßsaurer Miene.

Meine Arbeit macht mir das meiste Vergnügen und fast jeden Tag zu einem Feiertag, wenn es nur recht gelänge. Ich habe einige Bilder von Tivoli und Civitella für Herrn v. Quandt und ein Bild (ebenfalls aus dem Sabinergebirge) nach Hamburg zu malen. Übrigens läßt hier niemand etwas malen; es ist das schrecklichste Philistervolk, das man sich denken kann. Die Schlimmsten selbst sind die Akademiker, vom ersten Professor bis zum letzten Schüler der Akademie. Kein Kunstsinn und keine Liebe, alles stroh- und heckerlingfressende Tiere, welche die edlen Körner geistiger Aussaat gar nicht zu würdigen verstehen.

Das Anhängen und Kleben an dem Kleinen, Gemeinen, Rohen, und gänzlicher Mangel an Beherzigung des Himmlischen und Ewigen, des Großen und Geistigen findet man überall. Nun wandeln wir so hier im finstern Tal, recht im Gefühl der Pilgrimschaft, und daß wir hier keine bleibende Stätte haben, darum wohl uns, daß wir ein festes, prophetisches Wort zum Stab und zum Führer haben: wir werden die Heimat nicht verfehlen.

Es ist eine große Gnade von Gott, daß, wie Hamann sagt, „jeder gottsuchende und liebende Mensch ein Allerheiligstes innerhalb seiner sieben wahren und fünf falschen Rippen erbauen kann, und sollte er auch, gleich Dante, durch die ganze Hölle geführt werden, seinen Himmel trägt er auch da mit sich; ja, mitten durch die Hölle, rein und unbefleckt! Das ist der wahre Tempel Salomonis, das echte Heiligtum, der wahre Stein der Weisen, und die Universalmedizin, die den Frieden gibt, der höher ist denn alle Vernunft."

Meinen alten, lieben Thomas grüße, küsse, herze und schmatze viel tausendmal in meinem Namen; sag ihm (und laß Dir, liebster Bruder, auch gesagt sein) er solle um Weihnachten recht viel schreiben.

Meine Braut grüßt Dich und Thomas von Herzen, ingleichen der alte Oehme und Schumacher.

Der Herr sei bei Euch!

Dein Bruder

Ludwig Richter.

Adresse:

L. R.
„Schandlaftmaler"
gr. Schießgasse
Nr. 711. 4. Etage. Dresden.

An Johannes Thomas in Frankfurt a. M.

Meißen, den 13. Juli 1828.

Mein teurer, innigstgeliebter Thomas!

.... Die Schüler sind hier meist Söhne der Maler an der Porzellanmanufaktur. Die beiden Lehrer an der Kunstschule sind Leute, die nicht gerade große Talente haben, aber doch so gewöhnlich gute akademische Zeichner sind. Allein sie bekümmern sich auch nicht im geringsten um die Arbeiten ihrer Zöglinge, sondern lassen diese ganz verwildern, und jene werden dann meist als Grün- oder Blaumaler an der Manufaktur angestellt und treten in die würdigen Fußstapfen ihrer Väter.

Ich habe mich nun mit vieler Liebe aller angenommen, suche bessere, lebendigere Kunstansichten unter die jungen Leute zu bringen und habe die besseren und geschickteren ganz an mich gezogen, daß sie mich auch im Hause aufsuchen. Mit diesen stelle ich mich, soviel als es gerade schicklich und gut ist, auf Freundesfuß, was sie um so mehr zu mir zieht. Die Mühe, die ich mir so mit ihnen gebe, hat zu meiner Verwunderung schon in der kurzen Zeit, als ich da bin, erstaunliche Früchte getragen; alle freuen sich, wenn ich komme, und hängen mit viel Liebe an mir. Habe ich dann diesen oder jenen einmal auf meiner Stube, so suche ich sie ganz besonders dahin zu bringen, daß sie zu der Einsicht gelangen, ein guter Künstler müsse auch ein guter Mensch werden; denn nur ein solcher bringt edle Früchte aus dem guten Schatz seines Herzens, sowie ein böses Herz nur böse Früchte bringen kann. Nun entzündet sich allmählich ein Leben in dem und jenem, was mich herzlich erfreut und recht im Glauben stärkt. Mit einer Auswahl der Besseren denke ich später eine kleine, malerische Tour ins Erzgebirge zu machen, wo ich sie dann nach und nach aus dem lebendigen Anschauen der Natur

zu dem hinzeigen kann, der sie zum Schemel Seiner Füße erwählt hat. Die beiden Lehrer sind alte Bäume; sie mögen die Augen allein auftun, wenn sie wollen; Gott gebe, daß sie noch ein Nachfrühling zum Blühen bringe.

Nun mein Leben im Hause. O dafür kann ich Gott nur loben und preisen; da herrscht Gottesfriede, und bei all meiner Arbeit und Geldnot (eine recht ägyptische Plage) bin ich mit meiner lieben, guten Frau doch stets fröhlich und wohlgemut. Sie läßt Dich, sowie unbekannterweise Hoff und besonders dessen liebe Frau herzlich grüßen. Ich hätte Dir, mein teurer Bruder, schon längst geschrieben; allein eine Krankheit, die gerade von Pfingsten bis Johanni mich zu allem untüchtig machte, mir aber eine ernste Mahnung vom lieben Vater und recht gesegnet war, verhinderte mich auch am Schreiben. Jetzt hoffe ich nun von einem Tag zum andern, ein Papa zu werden; dann bin ich erst ordentlich Regent im Hause, und da uns beiden schon jetzt nirgends wohl wird als zu Hause, so wird dann der neue Zuwachs noch ein stärkerer Magnet werden. Gott möge bei uns bleiben.

So hast Du nun all mein Treiben in der Kürze beschrieben; aber über dieses habe ich eigentlich vergessen, auf Deinen Brief einiges zu beantworten, was mir darin auffiel; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, sagt man hierzulande, und wenn Du mir recht bald antwortest, so werde ich mich in ein kleines Scharmützel mit Dir wagen, damit ich Dir aber wenigstens gleich einen recht prächtigen Schuß beibringe, so sage ich Dir: daß Du immer und immer noch der alte, liebe Thomas bist, aber (jetzt kommt's) der war gewöhnlich eine unterwegs zerplatzende Bombe oder Granate. Viel, viel schönes, herrliches kräftiges Feuer, aber er zielt nicht recht genau, und dann aber passiert ihm so oft das Malheur, daß das liebe Gut mit einem prächtigen Knall auseinanderspringt, ehe es noch

auf den rechten, den bestimmten Punkt gekommen ist. Künftiges Mal sollst Du eine große Predigt über diesen Text bekommen; für jetzt aber bitte ich Dich, sei doch so gut, und schicke mir eine so recht gefüllte Granate in mein Lager, ziele einmal nach Kopf oder Herz, ich werde Dir recht vielen Dank dafür wissen. St. Paulus rät uns ja auch, das Schwert der Liebe gegeneinander zu führen. Damals gab es aber noch keine Artillerie, sonst wäre mein Gleichnis noch effektvoller gewesen.

Unseren Bruder Hoff grüße von Herzen. Ich werde ihm nächstens auch mit schreiben; desgleichen bitte ich, mich seiner lieben Frau zu empfehlen. Gott sei mit ihnen, mit Dir und mit uns allen.

Dein

getreuer Bruder

Ludwig Richter.

An Karl Peschel in Leipzig*).

Meißen 1834. (Datum fehlt.)

Teuerster Freund!

. . . . Mein Bild, die Abendandacht vor dem Madonnenbilde (Monte Serone) ist ziemlich vollendet worden. Ich glaube, im Technischen dabei noch etwas mehr gewonnen zu haben, als bei dem letzten, wie denn überhaupt manches ängstliche Wesen mehr und mehr verschwindet und die Anschauung des italienischen Lebens immer lebendiger wird und mehr Stil gewinnt. — Aber auch die Sehnsucht „dahin, dahin, wo die Zitronen blühn, auf allen Wegen graue Esel ziehn!“ — Diese kranke Sehnsucht wird nicht vergehen, bis sie einmal homöopathisch kuriert wird; nämlich: durch Wiederhinlaufen.

*) Historienmaler K. Peschel war damals mit Freskoarbeiten in Leipzig beschäftigt.

Hat denn Preller schon mehreres deutscher Natur gemalt? Hast Du etwas gesehen? Ich möchte wohl wissen, wie Preller eine deutsche Gegend, z. B. die Wartburg, auffaßt und behandelt, ich kann mir seine großartige Behandlung gar nicht zu den kleinlichen Formen unserer Gegend vorstellen. Mich stößt hauptsächlich das Volk zurück, das ich in meinen Bildern brauche, und dem deutschen, vollends hiesigen Landvolk ist nur eine komische, aber keine schöne Seite abzugewinnen, wie den Italienern. Wer doch Doktor Fausts Mantel oder auch nur zweihundert lumpige Taler übrig hätte! Niemand will meine unbeschreibliche Liebe zu Italien verstehen; aber wenn man auch mit Gottes schöner Natur hier auskommt, was läßt sich mit so einem höchst unnobeln, versumfeiten Menschenkinde, wie z. B. ein böhmischer Bauer ist, künstlerisch anfangen?!

Mit Kügelgen habe ich neulich ein paar interessante Stunden in Dresden zugebracht und hoffe, ihn bald wieder zu besuchen, wenn es der Gesundheitszustand meiner Frau zuläßt. Er radiert den ganzen Tag an seinen Platten, und Berthold wird ihn wohl wenig genießen.

Um nun noch von meinen vier Zeichnungen zu sprechen, so gestehe ich, daß ich mich schäme, sie Dir zu schicken, indes geschehe Dein Wille; will jemand etwas dafür bezahlen, so nehme ich's mit Freuden und will damit eine italienische Sparkasse gründen. Mit der Zeit hoffe ich aber, wohl etwas Besseres schicken zu können, im Fall Verlangen danach wäre. Bist Du im Besitz einer Schreibfeder, im Besitz des guten Willens und endlich im Besitz der Kraft, ein paar Zeilen zu schreiben (ich erwarte es freilich nicht), so könntest Du mir vielleicht einen Rat geben, wie dergleichen Zeichnungen künftig besser zu machen wären.

Dir wünsch' ich Gedeihen und fröhlichen Fortgang Deiner Arbeit, und dann wieder manche stille Stunde, wo Du von des Tages Mühe und Arbeit und Zerstreuung Dich

bei Dem erholen, sammeln und erbauen kannst, dessen Herz von Erbarmen, Frieden, Gnade und Liebe überwallt. Unser Herz ruhet doch nur freudig bei Ihm, andere Dinge hetzen uns nur herum, und der Ekel und Unfriede folgt ihrem Genusse so sehr bald nach.

Meine Frau grüßt Dich herzlich und auch die Krabben. Herzliche Grüße an Herrmann, wenn er schon bei Dir ist, und an Herrn Preller unbekannterweise.

Dein

L. Richter.

An Wilhelm von Kügelgen in Bernburg.

Meißen, 19. April 1835.

Teuerster Freund!

Wie schön wäre es, kämest Du vielleicht Ende Mai oder Anfang Juni nach Dresden, wo Du vermutlich unseren alten lieben Maydell treffen würdest, der um diese Zeit hierher kommen und über München und Wien dann nach Hause gehen will. Vielleicht hast Du aber schon davon gehört. Ich freue mich darauf so sehr, daß ich manchmal zweifle, ob es auch wirklich geschehen wird. Aber er hat mir's geschrieben. Von den Dresdner Freunden weiß ich nichts, weil das Schreiben ganz aus der Mode gekommen ist und ich jetzt lange nicht in Dresden war; habe aber nun die gegründete Hoffnung, noch im Laufe dieses Sommers als exilierter, in Wartegeld gesetzter Ex-Zeichenmeister ganz hinauf zu kommen, weil wir täglich hier das Reskript über Aufhebung der Zeichenschule erwarten.

Noch vor ein paar Jahren hätte mich diese Hoffnung freudetrunken gemacht, und habe auch manchmal gewagt den lieben Gott darum bittend anzugehen; und jetzt, da

es in Erfüllung gehen soll, weiß ich nicht einmal recht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben soll. Denn obwohl meine christlichen Freunde in Dresden ein starker Magnet sind, so ist mir's doch bange, in den ewigen Kunst- und Künstlerstrudel hineingezogen zu werden, auch andern Berührungen, die mir störend sind, nicht ausweichen zu können; und hier bin ich nun soweit gekommen, daß mir die große Einsamkeit und Stille unendlich lieb und wert geworden ist. Aber eben, daß es mir anfängt hier zu behagen, daß ich anfangen möchte „Hütten zu bauen“, das wäre mir, auch ohne daß ich es sonst wüßte, ein ziemlich sicheres Zeichen, daß meines Bleibens am längsten hier gewesen ist, denn unser Herr und Führer macht es immer so, daß Er ein Irdisches, in dem unsere Seele sich völlig einzuleben droht, unseren Händen entrückt, damit wir nicht um des Lebens willen leben, sondern leben um zu sterben. Ich meine damit nicht die sauere Knochenmoral des „Memento mori“ auch nicht die altjüngferlichen Todes- oder vielmehr Leichenparadegedanken, denn für so dürr, und wieder so weich und schmachtend wirst Du mich doch nicht halten: sondern an das mutige tägliche Absterben, das gewiß der eigentliche Zweck unseres Lebens ist, denn wo der Boden zu üppig wird, geht bekanntlich der Saft in die Schale, auf einem etwas mageren Boden aber kommt's dem Kern zugut: und freilich mag ein Menschenkind vor dem andern es nötig haben, nicht allzu üppig zu stehen, sondern von Sturm und Ungewitter oder ungezogenen Jungens brav gerüttelt, gezaust und geschüttelt zu werden.

Und hierher gehört wohl auch die Stelle, die mir heute auffiel: Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet; denn viele werden danach trachten (und schmachten) wie sie hineinkommen, und werden es nicht tun können. Drum fleißigen wir uns auch, wir sind daheim in Dresden,

Bernburg oder Meißen, oder wir wallen, daß wir Ihm wohlgefallen.

Freilich denke ich manchmal, wenn ich einem so treuen, tätigen, lieben und rechten Menschen, wie Du oder Maydell, so als Beichaise während der Lebensreise hinzugefügt wäre, so würde ich auch anders sein, als ich bin. Aber dann, das sehe ich jetzt wohl ein, würde meine arme Seele bloß, arm und nackend bleiben, mit fremder Habe sich kleiden, an fremder Glut sich wärmen, sich dabei für reich halten, und nur im Jenseits ihre Leerheit erst gewahr werden, wo es zu spät ist, sich einen Rock zu spinnen, denn wir können nur wirken, solange es Tag ist, es kommt aber die Nacht, da niemand wirken kann. Also ist es so schön und gut, daß die, so sich lieben, weil sie in einer höheren Liebe sich begegnen, nicht immer beisammen sind, wie ihr Herz verlangt; sondern daß der Herr uns solch Zuckerbrot nur an Festtagen gibt, wo es dann angenehm schmeckt und gerade nicht den Magen verdirbt.

Nun Du lieber Einsiedler und Strohwitwer, wie magst Du das schöne Osterfest zubringen? Recht unbehaglich in den leeren Stuben, wo die Hausfrau und die lieben Kinderchen fehlen? Ich weiß es nicht, aber gewiß wirst Du Deinen Hain Mamre haben und wirst daselbst Deine Seele letzen im lieblichen Gespräch und stillen Horchen auf die Stimme Deines Freundes, der tot war und nun lebet. Möge Deine Brust ein helles, fröhliches Halleluja durchjubeln, und das schöne Osterläuten nicht allein an das Fest Dich erinnern. Das gebe Dir Gott!

Ich habe nun nur noch hinzuzufügen, daß wir uns alle bis auf den kleinsten Maikäfer herab wohl befinden; und ich nur die Sorge habe, Du möchtest meine abscheuliche Trägheit im Schreiben für einen Mangel an Liebe halten. Aber ich hoffe, Dein Rademantel der Liebe ist groß genug, um auch diese meine Antipathie fürs Tintenfaß zu entschuldigen, zu vergeben, zu bedecken. Von mir habe ich sonst nichts zu

sagen, als daß mich göttliches Erbarmen immer noch trägt und hält. Dir aber und den Deinen wünscht und erbittet Gnade und Friede von Gott und unserm Heiland

Dein

treuer

L. Richter.

An Wilhelm von Kügelgen in Ballenstedt.

(Ort und Datum fehlen im Original.)

Teuerster Freund!

Zuvor viel Gnade, Heil und Segen dem Knäblein, das Dir Gott geschenkt hat, und auch Dir und Deiner lieben Frau!

Ich beklage Dich recht herzlich, daß Du so sperlingseinsam sitzen mußt und den kleinen Vogel nicht sehen kannst, der im Nestchen liegt; meine Frau wird aber dieser Tage nach Dresden fahren, um Deine gute Frau und ihren kleinen Jungen zu beschauen.

Dein Brief hat mich höchlich erfreut, betrübt und angeregt. Erfreut, weil er von Dir war; betrübt, weil Du betrübt warest; und angeregt, weil Deine Klagen mit den meinigen gewissermaßen harmonieren. Möge während der verflossenen Wochen der Herr mein armes, tägliches Gebet erhört, und Dein Herz voll lieblichen Friedens, und Deinen Mund voll Lachens gemacht haben; und ist's noch nicht geschehen, so geschieht es doch in einer Kürze. Gewiß ist jetzt eine Zeit für Dich, wo der Herr mit Dir einen ewigen Segen zurichtet, indes in guten Tagen der Segen meist nur zeitlich ist, und wir dann nur von dem zehren, was wir in trüben Tagen erlernt und erlangt haben. Ich sage *mit* Dir wird der Segen zugerichtet, denn ich denke, so wahr es heißt „ohne *mich* könnet ihr nichts tun", ebenso kann es auch umgekehrt werden „ohne *uns* kann und will der Herr eben auch nichts

tun"; wir können niemand für uns in die Schule schicken, wenn wir selbst etwas lernen wollen.

Nun möchte ich nach Deinem Wunsch, und meinem Drange gern schreiben, was mir gerade das Herz bewegt von göttlichen Dingen. Aber was soll ich da sagen? Mächtiger als je ruft und mahnt es mich nach Heiligung, die Sünde, die nimmer weichen will, bringt mich oft zur Verzweiflung, und mit zerrissenem Herzen rufe ich täglich „Herr was soll ich tun, daß ich selig, daß ich von der Sünde erlöset werde!" Ich sehne mich heftig nach Gott, und bleibe im Eiteln, sehne mich nach Heiligung — und sündige täglich; und so gehen meine Tage dahin, und ich sehe fast keine Frucht des Glaubens, spüre kein Wachsen in göttlicher Kraft zur Heiligung, es bleibt bei einem schwankenden Barometerleben! Wohl weiß ich, daß dies Leben im Glauben ein Werden, und noch kein Sein ist, aber im Werden muß doch eben ein Wachsen von Kraft zu Kraft sein, und davon spüre ich so wenig.

Und welch ein hoher Ernst des Lebens, welche Kraft des Glaubens, der Liebe, der Demut und Verleugnung zeigt sich an so vielen Seelen in den früheren Epochen der christlichen Kirche, namentlich in der katholischen; welcher Friede blieb über diese Seelen ausgegossen, die in der Gnade Gottes blieben, und von solchem *Bleiben* in der Gnade, *Bleiben* am Weinstocke ist doch im Evangelium immer die Rede, und der Zustand, nach dem ich trachte, ist kein unmöglicher, keine Schimäre, sondern etwas, was der Herr ja wirklich von mir verlangt; auf meinem Bleiben an ihm, auf meiner Treue ruhen ja die köstlichsten und seligsten Verheißungen, und nur weil ich immer so wechselnd einmal eifrig, dann wieder lau, träg und untreu bin, habe ich so wenig Anteil an jenem Frieden, spüre ich kein rechtes Wachstum!

Siehst Du, teurer Freund, so lautete mein Klagelied. Ein Gespräch mit Freund Peschel, der Ähnliches mit Tränen klagte, Dein Brief selbst — so vieles trieb mich zum Bitten,

Suchen und Anklopfen, und was ich bisher Tröstliches gefunden habe, will ich Dir nicht verschweigen.

1. Erstlich habe ich erfahren, wie nur die Sünde, die noch in mir wohnet, mich immer wieder zum Kreuze Christi treibt, damit ich dort immer von neuem Vergebung erhalten kann. Weil ich nun so oft dahin komme und kommen muß, so habe ich viel besser als früher bemerkt, wie gar unentbehrlich mir mein Heiland, mein Erlöser ist. Auch zaudre ich jetzt nicht mehr wie früher, ob ich sogleich hingehe, oder mich erst wieder putze und in Gala werfe, sondern ich komme eben wie ein armer Sünder; und gewiß, lieber Freund, das macht unvergleichlich demütig, und mit der Demut, mit dem wahren innersten Gefühl des tiefsten Unwertes muß auch die Liebe zu unserem Erbarmer wachsen. Und wieviel dies wert ist, und wie so nahe uns auf anderen Heiligungswegen das falsche Selbstvertrauen, der geistliche Hochmut oder doch eine tödliche Sicherheit beschleichen kann, das weißt Du so gut als ich. Wenn ich das so recht fasse, so möchte ich in der tief gehaßten Sünde, die mir so viele Schmerzensstunden bringt, ein notwendiges Ingredienz unseres armen Christenlebens erkennen.

2. Wie die Brust atmend steigt und sinkt, durch die Ebbe und Flut des belebenden Luftstroms, so auch im Leben der Seele ein Anschwellen und Wiederabspannen der Gefühle. Jetzt erfassen wir etwas Irdisches oder Geistiges mit allen Kräften Leibes und der Seele, und bald verrinnt das mächtige Gefühl wieder, und macht einer neuen Lebenswelle Platz. Wie oft habe ich früher das Leben des Geistes mit dem Seelenleben verwechselt. Mit dem lebendigen Gefühle hielt ich auch mein Glaubensleben im Steigen oder Fallen; und doch ist gewiß der Glaube, als im Hause des Geistes wohnend, eigentlich unangefochten von diesen wechselnden Strömungen; ja in solchen dürren Stunden, wo alles Leben erloschen scheint, fühlt man den Unterschied zwischen Seelen-

und Geistesleben, zwischen Gefühl und Glaube recht mächtig. Der Glaube liegt da so tief und heimlich gebettet und ruft so fest und zuversichtlich wie Du in Deinem Briefe: „aber das weiß ich, daß ich dennoch meinen Herrn Jesum Christum von Herzen lieb habe", ob auch der Tod nach außen hin leibhaftig sein Unwesen treibt, und mit seiner Mutter, der Sünde, Zwiesprach hält. Denn allerdings ist in solchem Zustande der Leib und die Seele sehr unempfänglich für höhere Einflüsse, und dem Niederen und Bösen der Naturgewalt (oder besser der Sünde und des Satans Einflüsterungen) mehr anheimgegeben; und deshalb ist dieser Zustand auch für den Christen immer eine so schwere und wichtige Prüfungs- und Versuchsstunde, weil er da ohne äußere Kraft, und doch doppelt wachsam sein muß, weil er mehr als je der Sünde ausgesetzt ist. Nach jedem mächtig aufgeregten Gefühl tritt naturgemäß eine starke Abspannung ein; nach jedem neuen Ergreifen des Lebens in Gott verliert sich wieder die sinnliche Zutat des kräftigen Gefühls, welches den Zug des Geistes begleitete, und letzterer steht dann wieder des Gefühls entblößt, und hat in solcher Periode einen recht mühsamen Verteidigungskrieg mit den Anfällen des Satans zu bestehen.

In diesen Kämpfen und Mühen, wo der Geist nicht etwa von Gott, sondern nur von seinen ungetreuen Knechten, von Leib und Seele, verlassen wird, muß und soll er wohl eigentlich recht selbständig werden und erstarken; und heilige Männer mögen darin auch so weit gekommen sein, daß ihr Glaube entweder seine Diener, nämlich Gefühl und Empfindung sich völlig unterworfen hat, oder auch gelernt, sich ohne diese zu behelfen. Also ist solcher Zustand des Verlassenseins, der Ohnmacht, der Dürre und die daraus hervorgehende Empfindlichkeit für die Lockungen der Sünde in dieser jetzigen Unvollkommenheit begründet, und wir müssen's uns eben gefallen lassen. Aber es ist auch

notwendig und gut so, weil eben der neugeborene innere Mensch nur in solchen verlassenen Zeiten auf seinen schwachen Beinen allein gehen und stehen lernen muß. Und gewiß, es hat keine Not, das Mutterauge sieht dann um so sorgfältiger nach uns, hält uns unmerklich mit beiden Händen, und hilft uns aufrichten, wenn wir gefallen.

3. Noch ein dritter Punkt ist zu bedenken. So gar leicht vergesse ich die Notwendigkeit der öfteren und täglichen Erneuerung der christlichen Gesinnung; und das „Sich-gehenlassen" bringt einen ebensosehr leicht zum Fallen. Es sollte sich vielleicht ein jeder eine geistliche Diät oder Lebensordnung einführen, wodurch dem öfteren Zurücksinken in Lauheit und Zerstreuung in etwas vorgebeugt würde. In der katholischen Kirche scheint mir auch wirklich dergleichen Praktik mehr zu Hause, in früheren Zeiten auch bei den Protestanten, und da sah man auch, wie der Glaube in den Erweckten beider Kirchen sich ruhiger, gleichmäßiger, gesunder entwickelte und ausbildete. Uns treibt gewöhnlich das Gefühl, daß wir schon lange Zeit zerstreut und in Eitelkeit verflochten, in Unfrieden schmachten, plötzlich wieder zum Extrem. Ein heftiges Sehnen und Ringen nach Gnade stellt sich ein, wir wandeln darin eine Zeitlang hin, bis wir wieder vergessen, Nahrung zu nehmen, schwach werden und fallen, um von neuem zu weinen und zu bereuen. Wenn wir namentlich den Sonntag im rechten Geist feierten, daß er ein Tag der Lust und Freude an dem Herrn, ein Tag der Ruhe und Sammlung des Gemüts, ein Tag der Stärkung, wo wir uns mit dem stärkenden Manna speisen — würde, dann würde schon viel gewonnen sein. Der ganze Schade liegt überhaupt an der Zerstörung des kirchlichen Lebens, in alle dem, was die „feine äußerliche Zucht" betrifft.

Davon wäre viel zu reden, wenn wir beieinander säßen, aber ich erschrecke über den langen trocknen Brief, und ist

Zeit aufzuhören. Ja wie gerne sagte und fragte ich Dich gar viel, Dinge, die mir recht am Herzen liegen, allein da ich nach Deinem Briefe die schöne Hoffnung, Dich in Dresden zu sehen, habe aufgeben müssen, so muß es bleiben. Ist es Dir möglich und gemütlich, Deine Gedanken über die Heiligung in einen Brief zu schütten, so erfreue Deinen armen Mitpilger damit. Ist Dir in der Schrift oder einem andern Buche etwas recht Ergötzliches, Anregendes und Zurechtweisendes vorgekommen, so sage mir's, daß ich auch hingehe und anbete, denn mich hungert gar sehr danach.

Über meine Arbeiten muß ich Dir doch so viel sagen, daß sie insofern eine große Reform erlitten haben, als ich nun angefangen, von italienischen Banden mich abzuwenden und die böhmischen Dörfer an mein Malerherz geschlossen habe. Ich finde nun in der mich umgebenden Natur so viel Stoff, daß ich beinahe das Gefühl eines reichen Mannes habe, und mich der Schätze freue. Ernstlich ist mir seitdem die Kunst noch einmal so lieb geworden, und habe, da ich frisch aus der Quelle schöpfen kann, eine viel größere Lust und Freude an ihr.

Ist Dir's einigermaßen möglich, so komme doch noch zu Weib, Kinder, Mutter, Schwester und Deinen Freunden; laß fahren dahin Pinsel, Palett' und Gesichter! oder besieh Dir unsere alten Gesichter, die auch nicht zu verachten sind.

Der Herr segne Dich.

Dein L. Richter.

An Johannes Thomas in Frankfurt a. M.

Meißen, den ersten Ostertag 1835.

Mein teurer Freund und Bruder!

Heute ist Osterfest, und der Schnee, der vor den Fenstern wirbelt und die grünen Knospen und Blättlein bedeckt, soll

mir förderlich sein, mich an den Schreibtisch zu treiben und das fröhliche Halleluja mit Dir altem, liebem Herzens-Thomas zu teilen. Solltest Du denn nicht (so fern Du nämlich noch ein flinker Junggeselle bist) einmal den Stab zur Hand nehmen können, das Bündel schnüren, um so con amore die alten, wohlbekannten römischen Kirchengesichter aufzusuchen? Es wäre jetzt gerade eine schöne Gelegenheit, alle beisammen zu finden, weil unser lieber Maydell Ende Mai oder Anfang Juni hierher kommt und dann über München und Wien nach Hause will. Mein Dach und Küch und Keller (in letzterem ist zwar nichts) stehen Dir zu Gebote, und ich wollte Lust- und Freudensprünge Deinetwegen exekutieren, so hoch Du es nur verlangtest. Kommst Du aber nicht, so schicke einen lieben Brief, und gib Nachricht von Dir und auch von Hoff und Schilbach, wenn Du etwas von ihnen weißt; ich verspreche Dir, augenblicklich zu antworten.

Hoff soll eine Lithographie an Krüger geschickt haben, habe sie aber noch nicht gesehen, und will auch ein Herr Subskribent sein, wenn das Blatt nicht zu teuer ist (es soll die Grablegung sein).

Schreibe mir aber, wie sieht's in Deinem Herzen, in Deinem Hause, in Deiner Werkstatt und sonst hie und da in Frankfurt aus; was macht Passavant, Veit? Bist Du mit ihnen in Verbindung, und erinnern sie sich meiner, so kannst Du ihnen sagen, wie sehr ich sie schätze und liebe. Passavant war einmal bei mir in Meißen, und ich möchte wohl oft bei ihm sein dürfen. Und daß ich Veit nicht näher habe kennen lernen, woran in Rom teils meine abscheuliche Blödigkeit, teils meine sonderbaren Verhältnisse schuld waren, das bereue ich immer noch.

Nun will ich Dir auch dies und das von mir berichten. Zuerst also:

a) aus meinem Herzen. Da ist nicht viel zu sagen. Gottes Erbarmen trägt aber noch immer dies törichte Herz,

und wie gerne möchte ich, es wäre besser, brennender von Liebe zum Herrn aller Gnaden, ein reiner, williger Altar. Ach, er möge es sich selber noch bereiten nach seinem Wohlgefallen!

Ferner steht in meinem Herzen, gleich oben in den ersten Reihen, unter andern lieben Gestalten, ein alter, lieber Johannes Thomas, hat einen weißen, etwas schäbigen Filzhut auf und einen langen, härenen Philosophenmantel an, bei welchem der Schneider ein paar Ellen in der Breite hätte zusetzen können, vermutlich aber in die Hölle spedieret hat, weshalb besagter Johannes Thomas den Mantel vorne straff zusammenhalten muß. Er fühlt sich stets, wie Eisen zum Magnet, also zu seinen Freunden gezogen, daß er selbige beim Spazierengehen gewöhnlich nach einer Seite gegen eine Mauer drängt. O, wenn Du wüßtest, wie ich diesen Mauerdränger liebe, wie gern ich ihn jetzt wiedersehen möchte, zehn oder zwölf Jahre älter, à la mode zugestutzt, aber noch mit dem alten, treuen Herzen von damals!

b) aus meinem Hause. Weib und Kind wohlauf, lieben uns alle einander, was aber prosaisch zu beschreiben ist, weil's keine welthistorischen Abwechselungen dabei gibt. Marie ist sechs Jahre alt, lang und schlank; Heinrich fünf Jahre, kurz und dick; Aimée ein Jahr, klein und rund und hat sechs Zähne. Zuletzt noch eine stotternde Magd mit roter Nase, wofür sie aber nichts kann.

c) aus meiner Werkstatt. Ich male in Öl und Aquarelle, kupferstechere und mache alles, was die Leute Ehrbares verlangen. Bestellungen gibt's wenig, doch einige. Vor einiger Zeit malte ich eine große Landschaft nach Riga, die mir ein hübsch Geld brachte, und wofür ich in das Land meiner heißesten Sehnsucht, nach Italien

(Gardasee und Carrara) pilgern wollte, wo aber meine gute Frau so krank wurde, daß mir das schöne Geld die Ärzte samt dem Apotheker holten. Darüber bin ich desparat worden und will nun anfangen, deutsche Sachen, böhmische Dörfer und dergleichen, zu malen, was bisher gänzlich unterblieben ist.

Sonst ist der Dresdener Kunstverein der alleinige Lebens- und Gnadenspender für uns armen Maler allhier, und ein eben so notwendiges und heilsames Institut, als die Suppenanstalten in Zeiten der Hungers- oder Kriegsnot. Man weiß aber nicht recht, ob Kunst- oder Künstlerhunger sie begründet und so notwendig gemacht hat. Aber Spaß beiseite! Es ist nicht zu verkennen, daß Beschäftigung überall Talente geweckt, einen jeden gefördert und somit die Kunst gehoben hat. Großartige Begeisterung dafür darf man jetzt nicht verlangen. Wenn Dir's interessant ist, und ich Gelegenheit weiß, kann ich Dir etliche meiner Radierungen für den Verein nach meinen und anderen Bildern zukommen lassen.

d) dies und das. Seit einem Jahre beschäftigt mich in Nebenstunden der Dante, und dann Schuberts Geschichte der Seele, und an beiden Werken hänge ich sehr; sie werden mir immer lieber und jedes in seiner Art lehrreicher. Auch erwarte ich täglich ein Reskript über Aufhebung der hiesigen Zeichenschule, und ich werde dann, wie mancher andere große oder lange Ex als langer Ex-Zeichenmeister meinen Aufenthalt in Dresden nehmen und privatisieren, vermutlich auch ein paar Taler Pension oder Wartegeld erhalten. Diesen Sommer über bleibe ich bestimmt noch in Meißen.

Oehme ist immer der Alte noch, treu und liebevoll, und ich hänge sehr an ihm, obwohl ich ihn selten sehe, da er in Dresden sehr entfernt wohnt. Eine Anstellung

hat er nicht, aber wohl den Gehalt vom Mitregenten. Sonst ist ein kleiner Kreis christlicher Freunde in Dresden und Umgegend, meistens Künstler und junge Theologen, die mir gar lieb und oftmals ein großer Segen sind, und solltest Dich schon freuen, alle die Brüder Treuenherz kennen zu lernen. Kügelgen ist Hofmaler in Bernburg (am Harz) und kommt auch in einigen Wochen nach Dresden. Sein Umgang ist äußerst interessant, geistreich und fördernd.

Schließlich aber die Bitte, räche Dich nicht an mir durch Schweigen, sondern schreibe bald, bald, bald!

Dein
ewig treuer
Adrian Ludwig Richter.

An Wilhelm v. Kügelgen in Ballenstedt.

Geschrieben vom 12. Januar bis 5. Februar.
(Dresden 1837.) *)

Lieber Freund!

Obwohl Berthold meint, einem so lieben Freunde, wie Du bist, möchte er nur in einer recht gemütlichen Stunde schreiben, und ich das auch bejaht habe als wünschenswert, so scheint es bei meinem Schreiben doch allemal entgegengesetzt zu gehen; denn wir laborieren hier samt und sonders, ich, Frau, Kinder, Schwester, sogar die Magd, an Grippe, und dies ist einigermaßen ein ungemütlicher Zustand. Aber die halbe Stadt ist krank, und die Witterung so lau und naß, daß es wahrscheinlich noch ärger werden wird.

Vielleicht hast Du schon gelesen, daß die Düsseldorfer

*) Angabe des Ortes u. der Jahreszahl fehlt im Originalbrief

Bilder, namentlich der Jeremias von Bendemann und die Hussitenpredigt von Lessing, die Weihnachts- und Neujahrswoche hier ausgestellt waren. Du kannst Dir kaum vorstellen, welche Wirkung diese Ausstellung unter Künstlern und Publikum machte.

Lessings Bild wurde für das genialste gehalten, Bendemann zog aber länger an, weil der Gegenstand wohl auch ergreifender war. Ein drittes Bild, welches später kam, war der „Lobgesang der Mirjam nach dem Durchgang durchs Rote Meer“ von Köhler; die sogenannten Kunstfreunde ignorierten es, der kleine bekannte Künstlerkreis setzte es aber hinsichtlich des Strebens über die beiden ersten, obwohl es weniger vollendet und glänzend in der Darstellung war.

Eine Schar hebräischer Frauen und Jungfrauen kommt in raschem, freudigem Gange einen Hügel herauf, mit Harfen und Zimbeln, lobend und dankend. Die Mirjam ist im Gang, Bewegung, im Ausdruck des Gesichts und der ganzen Gebärde eine raffaelische Schönheit, mit tränenfeuchten Augen, aus denen die erhabenste Freude an dem Herrn strahlt, indes die anderen mehr ihre Freude über ihre Rettung zu erkennen geben. In der Mitte das brausende Meer, die Ägypter verschlingend, Moses und Aaron am Ufer.

Der König war fast täglich vor den Bildern zu treffen, überhaupt der Saal ein Sammelplatz der feinen Welt, und fast übervoll, was unserer Witwenkasse zugute kam, da die Einnahme über 1000 Taler betrug.

Im Angesicht der Hauptbilder verstummte wohl jedes Urteil, man konnte nur bewundern und immer neue Schönheiten, besonders der Technik, hervorsuchen. Später aber, besonders bei einem Vergleich von Kupfern und guten Lithographien nach Bendemann und wieder Kornelius, Overbeck, Kaulbach (von dessen Geisterschlacht Fragmente eines Stiches

von Thäter hergekommen waren), mußten wir uns doch gestehen, daß, was den Kern der Kunst betrifft, tief poetische Auffassung des Gegenstandes, in letzteren bei weitem mehr zu finden sei. In der Technik gebührt den Düsseldorfer Häuptern aber der erste Rang und, was noch mehr ist, auch in dem tiefsten Eingehen und Charakterisieren einzelner Seelenzustände. Köpfe, wie die Mutter mit dem Kinde von Bendemann und wie der Hussitenprediger, gehören gewiß zu den größten Meisterstücken der Kunst.

Nun ist den Leuten eingefallen, hier — weil kein Düsseldorfer herkommen will — selbst eine Art Düsseldorfer zu fabrizieren, wie man etwa den Düsseldorfer Senf auch hier nach dem Rezepte machen kann. Nämlich: das Zusammenarbeiten der Künstler soll alles getan haben, und man will uns jüngeren, selbständigen Künstlern (wie Peschel, Bär, Oehme, ich usw.) ein Lokal geben, wo wir uns gegenseitig in die Höhe bugsieren sollen. Ein Pavillon des Zwingers war in Vorschlag, sie sollen aber jetzt ein anderes Lokal, ich weiß nicht welches, in Vorschlag haben. Mir und Peschel ist nicht wohl dabei zumute, denn wir werden es nicht abschlagen können, wenn an uns eine Aufforderung ergeht, sehen aber dabei sehr viel Unbequemes und Störendes und sehr wenig Förderung.

Das Betrachten der Landschaften von Schirmer, Koekkoek und Pose hat mir übrigens ein Licht aufgesteckt über eine Betrachtungs- und Auffassungsweise der Natur, wofür ich gar sehr dankbar bin; ich habe auch auf frischer Tat ein Bildchen gemalt: ein kleiner Bach unter Erlen, dessen Kiesgrund die liebe Sonne durchscheint, daß man die Fische darin schwimmen sieht. Kinder im Hintergrunde, die Krebse suchen. Es ist doch anders, auch in der Behandlung, wie früher.

Anstatt auf Linien, will ich zum Sommer mehr auf den Effekt, auf die Stimmungen der Natur achten, das

Pulsieren des Naturlebens besser belauschen, und das mehr darzustellen trachten, weil darin, wie ich jetzt leider erst empfunden, die rechte Naturpoesie steckt. Schemmert kommt jetzt in meine akademischen Stunden, die mir übrigens wenig Freude machen. Sch. ist sehr fleißig, und hat etwas recht Unverdorbenes, was hier selten ist, denn selbst mit den armen Jungens in Meißen war es lustiger, vertraulicher und auch wieder ernstlicher umzugehen; hier ist der Lehrer nur eine Art Popanz. . . . .

Das junge Deutschland hat gewiß mehr bewirkt, als manche zugeben wollen; denn die Kraft, welche die Massen bewegt, besteht am Ende weniger in der Tiefe einer Ansicht, sondern gerade in der allgemein verständlichen Oberflächlichkeit, sobald diese nur mit kühnen und glänzenden Worten die Stimmung der Zeit schonungslos ausspricht. Dadurch bekam ja schon der Rationalismus ein so großes Feld, der aber nur erst mit dem Christentum mäkelte und abhandeln wollte. Die christliche Wissenschaft hob sich und schlug ihn; aber da der Rationalismus nicht aus einem Suchen nach Wahrheit hervorging, sondern eigentlich nur die dunklen Triebe des fleischlichen Herzens auch innerhalb des Christentums zu befriedigen trachtete, so halfen alle tieferen Gegenbeweise nichts, sondern der Ausspruch: „Es ist mit dem Christentum rein aus, weil es veraltet ist, es muß nun was Neues kommen, was unseren jetzigen Zeitbedürfnissen entspricht.“ Diese Worte fanden Anklang in Hunderttausenden, weil es das Zeitbedürfnis der Gebildeten und Hohen ist, endlich einmal des langen Haderns mit der Bibel ganz los und ledig zu werden. Der Geist Gottes ist dieser Zeit ein Joch und unerträgliche Last, sie will des Teufels werden. Deshalb kokettieren die Schöngeister auch sämtlich mit ihrem „dämonischen“ Wesen, wie sie es nennen, und ein dämonischer Reiz usw. in Kunstwerken oder sonst, ist ihnen das Höchste, weil es eine gewisse Tiefe zu haben

scheint, nach der sich ihr äußerliches Wesen doch auch sehnt. Tiefe ist da freilich auch, aber Höllentiefe. Deshalb glaube ich mit Dir, daß wir vielleicht bald keine echte Kunst mehr haben werden, und Leute, wie Overbeck, müssen eigentlich jetzt schon um Gottes willen malen, wofür ihnen die Menschen nicht danken, müssen hie und da nach einem Beerlein greifen und die Nachlese in einem zerstörten Weinberge halten. So ist denn das Kunstleben auch eitel, und man freut sich dabei nur, daß man das rätselhafte Ding zum Teil wenigstens gefunden hat, welches allein nicht eitel ist. Die schönsten Erdenfrüchte haben ihren Wurmstich und bitteren Nachgeschmack, und müssen durch ihr übles Beiwesen die alten Narren selbst immer wieder zur reinen Himmelsspeise treiben, die man aus Verblendung zurücksetzen würde.

Es ist doch ganz kurios, daß ich seit einiger Zeit eine große Liebe für die Harzgegend gefaßt habe, die mir doch anfänglich gar nicht so sonderlich munden wollte. Jetzt gibt mir die Erinnerung einen lieblichen Genuß, und könnte ich nur so leicht abkommen von meinem akademischen Schafstall, so möchte ich wohl, mit Ölfarben bepackt, etliche Gegenden durchstreifen. Wie kannst Du doch die schönen Buchenwälder, die heimlichen Tälchen, die weiten Flächen und Hügel und das gar prächtige Falkenstein zu allen Jahreszeiten besuchen! Wie schön muß das Frühjahr bei Euch sein, ach, und dabei kein Laut von Akademie und Kunstverein, statt dessen der schönste Vogelgesang und Blätterrauschen. Ein einziger guter Dompfaff darf Dir von Kunst dann und wann etwas vorsingen. — Ach, das ist unbeschreiblich viel Glück, und ich halte Dir's ein bißchen vor, damit Du Dich von neuem darob freuen kannst und Gott dafür danken. — Ich habe aber schließlich Dir mit gerührtem Herzen zu danken für Deine viele, große Liebe, die Du mir neuerdings in Deinem Briefe an den Tag legtest.

Vergib mir Ärmsten meinen elenden Brief, den ich

noch mit schwerem Herzen zusammengeschrieben habe. — Diesen verflossenen ganzen Sommer und Herbst bis jetzt bin ich innerlich doch in einem unerbaulichen Zustande, und mein Herz steinern, strohern, ledern, ja ich komme mir oft vor wie „tumm“, oder wie dummgewordenes Salz, das nichts mehr taugt, als daß es von den Leuten zertreten werde. Ich muß auf irgendeinem Holzwege sein, und seit kurzem ist mir auch durch den Herrn etwas Licht geworden. — Ich will aber das bißchen Licht nicht gleich mit Tinte auslöschen und kann Dir deshalb nichts davon schreiben. Also nimm mich, wie ich jetzt bin, habe Geduld mit meiner Saumseligkeit, Leerheit und all dem elenden Bettel, an dem ich so reich bin. Ich lieb und achte Dich, mehr als ich sagen kann, und bewundere immer mehr, daß Du über mir die Geduld nicht verlierst. Darf ich Dich um ein Briefchen bitten? Sie sind mir immer wie Balsam aus Gilead.

Wir alle grüßen Dich mit Frau, Kindern und Deiner lieben Mutter viel tausend, tausendmal.

Dein

Poveretto

L. Richter.

An Wilhelm v. Kügelgen in Ballenstedt.

Dresden, den 25. August 1839.

Teuerster Freund!

Ich denke mir, Du steckst heute nachmittag bei dem wundervollen, klaren Himmel in Deinem Bohnen- und Brennesselgärtlein, oder sitzest dort auf der Zinne des Turmes und hast Deine absonderlichen Gedanken. Beinahe wäre ich auch dabei, denn ich hatte schon mit meinem Haus-

genossen und Gevatter Oehme den Plan gefaßt, einen Heuschreckenzug nach Halle, Mannsfeld und Falkenstein zu machen und alles, was malerisch allda heißt, abzugrasen, besonders aber Dich und die lieben Deinigen, als die Krone des ganzes Mahles, zuletzt zu genießen. Nun aber hat sich das ganze Projekt in eine simple Reise ins Erzgebirge verwandelt, die in einigen Wochen erst angetreten werden soll. Aber, so Gott will, komme ich übers Jahr allein zu Dir, da die Eisenbahn uns ja um achtzehn Stunden näher gerückt hat.

Vor vierzehn Tagen traf ich Maydells Bruder; warum bist Du nicht mit ihm gekommen? Ach, wenn Du wüßtest, welche Freude mir und Peschel das sein würde! . . .

Der Umgang mit manchem lieben christlichen Bruder, dem ich gern die Hand reichen möchte, ist gestört durch den unseligen Konfessionsstreit; hier bleibt mir nur der Umgang mit dem lieben Peschel und auch Oehme. Beruf, überzutreten, fühle ich nicht. Ist denn nicht jede christliche Kirche ein Gefäß, gefüllt mit der einen köstlichen Salbe zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen, und ist nicht jedes Gefäß besudelt, hat nicht jede Salbe überall den übeln Beigeschmack (die Schweizer sprechen auch statt riechen = schmecken) — den Beigeschmack menschlicher Zutat. Sobald man mich nicht zwingt, die Zutat als das Echte anzuerkennen, so bleibe ich, wohin mich Gott gesetzt hat. . . .

Ich möchte gern manches mit Dir sprechen, was mir schwer fällt, schriftlich zu verhandeln, zum Teil auch, weil mir vieles dabei noch so unklar ist, und eben deshalb, um Klarheit in der Sache zu erlangen, möchte ich Dich hören. — Es betrifft das zwar abgedroschene Thema vom Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung. Jetzt ist mir's praktisch wichtig! Ich merke, daß mein Glaube schwächer wird, je mehr ich ihn w i s s e n will, daß er hingegen erstarkt, wenn ich Gott unmittelbar — wie die Kinder — in das Herz

aufnehme; wenn ich das Kritisieren und Anatomieren dahinten lasse und hingehe und auch nur den Saum seines Rockes berühre. Wenn sich der Glaube als eine Kraft Gottes an meinem Herzen legitimiert, wenn er die tiefsten Bedürfnisse meines Herzens überschwenglich befriedigt, wenn er gibt, was kein anderes Wissen und Glauben geben kann, sollte mich das nicht beruhigen dürfen, sollte ich nicht alle Zweifel zum Teufel, mit dem sie sich reimen, jagen dürfen? Das Wissen gibt nur Steine zu verschlucken, Christus allein hat Brot für den Hunger meiner Seele! — Und nochmals muß ich sagen: Herr, wohin sollte ich denn gehen, du allein kannst meine Seele sättigen, und zwar mit deinen Worten, die da Leben sind und Leben geben.

Unser Glaube blüht erst auf über dem Grabe unseres Wissens, wenn wir das Unzulängliche der menschlichen Vernunft erkannt haben, und dann findet sich wohl auch ein Wissen über göttliche Dinge, das kommt aber nur aus dem Glauben.

Von unserer Kunstausstellung möchte ich Dir auch noch einiges schreiben, aber was helfen die Namen und Zahlen, wenn man nicht selbst schauen kann. Es sind viel fremde Sachen da, z. B. von Amerling aus Wien, mehreres aus Düsseldorf, München, auch Pariser und Londoner Bilder, doch unter alle dem nichts besonders Hervorragendes. Mein Bild, Wallfahrer, welche am Mittag am Brunnen unter alten Linden ruhen, habe ich an einen Baron Schweizer, wahrscheinlich einen Kur- oder Livländer, verkauft. Doch wird es einem recht schwer, im Technischen mit den besseren Künstlern fortzukommen. . . . .

Grüße Deine liebe Frau und Kinder von mir und den Meinigen mit rechter Liebe.

Dein

treuester

L. Richter.

An Johannes Thomas in Frankfurt a. M.

Dresden, den 27. Juni 1841.

Teuerster Freund!

Du bist mir doch mit Deiner lieben Epistel zuvorgekommen, obwohl Du mir lange Zeit gelassen hast, diesen Streich abzuwenden. Ja, ich bin faul gewesen, faul im Briefschreiben — vielleicht weil ich so ein fleißiger Maler gewesen, ich bekenne es reumütig und dafür mit Feder und Tinte.

Wie schön wäre es, wenn Du noch Deinen Plan, hierher zu kommen, ausführen könntest; Schwatzen sollte mir dann leichter werden wie Briefschreiben, und mit dem alten, lieben Oehme wollten wir ganz hübsche Abende zubringen. Der Traum wegen einer gemeinsamen Reise würde aber wohl ein Traum bleiben müssen, da ich jetzt tüchtig in der Arbeit sitze und obendrein kürzlich eine Reise nach Böhmen mit Oehme und Peschel gemacht habe. Hättest Du nur zwei bis drei Wochen früher geschrieben, so hätten wir mit unserer Tour noch gewartet und Dich dann noch mitgenommen, was ein herrlicher Spaß gewesen wäre. Vor- und nachher verging die Zeit in Festlichkeiten, da wir Kornelius, dann Schnorr und zuletzt Thorwaldsen hier hatten. — Das alles hat Zeit und Geld gekostet, und ich habe nun den Frack wieder ausgezogen, hab' in die Hände gespuckt, das Werkzeug ergriffen, und nun geht es an ein Büffeln.

Ich habe mir immer gewünscht, die Kunst wie Hans Sachs treiben zu dürfen: den Tag über Schuhe zu machen und die Muse nur in Mußestunden zu empfangen und sie zur Erquickung und Herzstärkung zu brauchen.

Eigentlich habe ich auch so eine Art Leistenhandwerk, welches einen großen Teil meiner Zeit wegnimmt, nämlich erstlich meine akademischen Stunden (dabei fällt mir ein, Dich zu erinnern, daß ich gar nicht Professor bin, und der Titel hie und da fälschlich und zu meinem Ärger mir

angehängt wird), zweitens aber besonders Buchhändlerarbeit. Ich habe nämlich seit einigen Jahren eine Unzahl Zeichnungen für Buchhändler geliefert und mir dadurch allerdings meine Existenz erleichtert, da ich mich großer Aufträge für Bilder eben nicht zu rühmen weiß, mein Gehalt von der Akademie auch sehr unbedeutend ist; aber diese Arbeiten haben auch das Nachteilige gehabt, daß ich wenig malen und mir keinen Ruf verschaffen konnte; denn ich habe nie ein Bild auf einer auswärtigen Ausstellung gehabt. Was Du in Frankfurt gesehen hast, ist ein altes Bild, das vor zehn bis zwölf Jahren der Kunstverein kaufte, und jetzt ein Kunsthändler wahrscheinlich herumgeschickt hat.

Meine Familie ist auch ziemlich zahlreich, ein Junge und vier Mädels, die mir aber viel Freude machen, trotz aller Unarten. Ich wohne zwar etwas beschränkt, aber sehr freundlich vor der Stadt und schreibe Dir diesen Brief (es ist Sonntag nachmittag) in der schattigen Laube, eine lange Reihe blühender Rosenbüsche vor mir, in welchem dann und wann ein lieblicher Wind wühlt, welcher auch Ursache ist, daß eben auf diesem Bogen ein großer Tintenflecks entstanden, indem er mir das Blatt umwarf. Freund Oehme wohnt ganz in meiner Nähe, und wir mit Peschel sind so oft beisammen, daß selten einer ohne den anderen zu sehen ist, weshalb wir auch das Kleeblatt heißen und am Ende noch zum Spott der Leute werden können.

Oehme hat auch vier muntere Rangen, gibt jetzt viel Stunden und verdient sich auch sein Stücklein Brot im Schweiße des Angesichts. Du wirst merken, daß wir also nicht gerade der großen Welt Mastkälber sind; aber wir haben als unseres Herrn Gottes ehrliche Dienstmänner doch auch vollauf, und mehr, viel mehr, als wir verdienen.

Als eine große Gnade erkenne ich auch das innige Verhältnis mit den beiden lieben Freunden, die wir einander in dem einen, was not tut, wie in einem redlichen Kunst-

streben treulich anregen und einander zu fördern suchen. In ersterer Beziehung stehen wir ohnedies ganz allein. Es ist kein gläubiger Prediger da, den man allsonntäglich hören könnte, kein anregender Umgang. — Alles schläft wie Murmeltiere und Ratzen, und wir gähnen auch manchmal, daß Du es in Frankfurt hören könntest, denn Schläfrigkeit steckt an. Doch sorgt ein anderer dafür, daß, wenn an unsereinen das Gähnen und Schläfern kommt, eine kleine Zuchtrute wieder munter macht, damit es nicht ganz zum Schlafen kommt. Es ist aber immer sehr bedenklich und traurig, so ein Zustand, und der Schmerz darüber ist fast das Lebendigste an uns.

Aber lieber, teurer Johannes Thomas, ich breche ab und warte, bis Du kommst und selber siehest; denn meine Frau kommt eben mit dem Kaffee, und die Kinder folgen nach, wie die Krähen dem Säemann und sperren schon wieder die Schnäblein auf. Ich muß also schließen und grüße Dich von Oehme. Meine Frau grüßt die Deinige von ganzem Herzen, sie freut sich, Dich zu sehen.

Dein
treuer
Ludwig Richter.

An Julius Thäter (Professor an der Kupferstecherschule) in München.

Dresden, Oktober 1854.

Gott zum Gruß
mein teurer lieber Thäter!

Hoffentlich bist Du mit Deiner Familie der bösen Krankheit entgangen, da Ihr in dem friedlichen und gesunden

Pähl wohnt, wie mir Friedrich*) erzählt hat. Da ich mir einbilde, der liebe teure Schubert**) weile auch dort, so kann ich mir Euer Landleben recht glücklich denken. Auch ich bin vor wenig Tagen von meinem Loschwitzer Berge hereingezogen, und freilich mit recht schmerzlichen Gefühlen, da ich nun mit den beiden Mädchen allein, ohne die treue, liebe Lebensgefährtin heimkehrte, mit der ich so fröhlich hinauszog. Daß Dir der Tod meiner guten Frau bekannt geworden ist, hat mir irgend jemand gesagt, ich weiß nicht mehr, wer? — Sie war den ganzen Sommer wie immer, kräftig und gesund. Nur über Schwindel klagte sie oft. Am 3. August waren wir nachmittags mit Oehmes (die auch in unserer Nachbarschaft in Loschwitz wohnten) und einigen jungen Leuten fröhlich beisammen, Gaber***) und Heinrich waren zufällig auch da. Meine Frau war besonders heiter und recht innerlich fröhlich; da sank sie plötzlich mit gebrochenen Augen vor mir zusammen in das Gras und das Bewußtsein verlor sich. Sie sprach nichts, winkte, drückte mir die Hand, und wir trugen sie bestürzt in das Stübchen der Wirtin. Der Arzt kam schnell herbei. Er fand einen Schlaganfall. Sie kam nicht wieder zum Bewußtsein, kurz nach Mitternacht hörte das treue Herz auf zu schlagen.

Vorgestern ist ein kleiner Stein auf ihren Grabhügel auf den Loschwitzer Kirchhof gesetzt worden. — Binnen drei Stunden gesund und tot! Ich war betäubt, doch ruhig. Er, der Herr, weiß warum Er es geschehen ließ; Sein Wille ist ja immer gut und heilig. — Aber mir ist es immer noch, als wäre mir das halbe Herz herausgerissen. — Ach w i e lieb hatte ich sie, und sie verdiente es — doch still!! —

Heinrich ordnete und besorgte alles, und die Liebe der Kinder, besonders Heinrichs und der guten Lenchen, war

*) Ein Schüler J. Thäters.

**) Der bekannte Naturforscher Gotthilf Heinrich von Schubert.

***) L. Richters Schwiegersohn.

und ist mir ein großer Trost. Ersterer ging nach acht Tagen an seine Studien nach Leipzig zurück. Lenchen führt mir jetzt das Hauswesen, und zu meiner großen Freude und Verwunderung mit einer Umsicht, Ruhe und freundlichem Wesen, daß ich meine innige Freude darüber habe. So versüßt Gott das Kreuz, und für die Kinder ist auch ein rechter Segen darin gewesen, oder der Herr hat ihn daraus hervorwachsen lassen, das sehe ich schon jetzt. Der stille Schmerz um meine teure Frau ist mir wohltuend; im Geiste bleibe ich durchs Gebet mit ihr vereint vor Gottes Thron, sie durch Christi Gnade in der Kirche droben, ich durch dieselbe Gnade in der Kirche unten, und die Kirche Christi ist ja Sein Leib, der Organismus im Himmel und auf Erden, von welchem Er das Haupt ist, oder auch die belebende Seele; im heiligen Mahle liegen wir gemeinsam an Seinem Herzen, und Er strömt Sein heiliges Blut als geistliche Nahrung durch alle Seine Glieder. Mir sind süße, tröstliche Gedanken darüber in reicher Fülle gekommen, und so fühle ich die leibliche Trennung weniger, da eine geistige nicht stattfand, und also auch jetzt nicht vorhanden sein kann . . . .

Ich fange eine Platte*) für den Kunstverein an und habe große Angst darüber, die nur durch den Gedanken sich beschwichtigen läßt, daß der Herr mir dabei auch beistehen wird. Es ist doch wohl einerlei, ob unser irdisch Anliegen Kupferstecherei oder sonst was anderes betrifft, und gewiß kann Er mir, wenn Er will, so gut beistehen, als wenn ich Freund Thäter zur Seite hätte, den ich eben nicht haben kann. Du wirst mir das doch nicht übel nehmen? Freilich wollt' ich Ihm recht danken, wenn Er mir den lieben Thäter schicken wollte in Seinem Namen; aber — wenn nicht — so verlaß ich mich auf Ihn.

---

*) Christnacht. Originalradierung von L. Richter, erschienen 1855 als Vereinsblatt des Sächsischen Kunstvereins für das Jahr 1854.

Ich habe manchmal gedacht: Wenn da oben im Walde (in Loschwitz) der alte liebe Schubert ein Häuslein hätte, und ich dürfte ihn da so ungestört besuchen und befragen, ach welch ein großes Glück wäre das für mich. Wahrscheinlich genießest Du das, und so ist d a s Glück ja doch in guten Händen.

Peschel war diesen Sommer mit seiner Frau in Kissingen. Jetzt arbeitet er an dem Karton zum Altarbild für die prinzliche Kapelle, einer Kreuzigung.

Rietschel ist vor einigen Tagen nach Berlin, um dort seine Pietas fertig zu machen. Kurz vor dem Tode meiner Frau hatte ich auch die Freude, den guten Herrmann*) aus Berlin bei mir zu sehen. Leider konnte ich ihn weniger genießen, weil ich noch sehr schwach war von einer Grippe, die mich sehr mitgenommen hatte.

Die Krügers sind mir recht liebe getreue Nachbarn gewesen in Loschwitz, und besonders hat der Münzgraveur, der so oft einen altjüngferlichen Eigensinn und hitziges Wesen zeigt, ein so weiches Gemüt und eine so unverwüstliche Gutherzigkeit, wie ich es nimmer geglaubt hätte. Manche Naturen gewinnen je mehr man sie kennen lernt, andere leuchten mehr in der Ferne.

Noch habe ich Dir für den schönen Umriß von Cornelius recht sehr zu danken. Das ist mir eine große Freude gewesen. — Habe ich meine Platte fertig, so werde ich Dir sogleich einen Abdruck schicken, damit Du einmal den Kopf schütteln kannst.

Grüße doch Deine gute liebe Frau viel tausendmal und Deine Kinder auch. Auch von Friedrich soll ich schön grüßen, besonders aber von Peschel.

Gott sei mit Dir und den Deinen

Dein L. Richter.

---

*) Historienmaler in Berlin.

An Frau Thomas in Frankfurt a. M.

Dresden, den 16. März 1863.

Verehrte Freundin!

So haben Sie denn den großen Schmerz erfahren, welchen Sie wahrscheinlich als einen bevorstehenden schon längere Zeit befürchten mußten.

Obwohl mich die Nachricht davon durch unsern lieben Fritz Hoff ebenso überrascht als erschüttert hatte, so war ich doch nicht ohne eine leise Ahnung des Bevorstehenden bei unserem letzten so schönen Beisammensein von dem teuren Freunde geschieden! Denn die gewonnene Klarheit und Harmonie seines Wesens nach einem Leben voll Dunkelheiten und Rätsel schien mir eine Zeit der letzten Reife, wo der Herr der Ernte nicht fern zu sein pflegt Selig der, welchem solcher Abschluß beschieden ist!

Eine unendlich große Freude hat mir Freund Hoff durch Übersendung der kleinen Photographie gemacht, wo Sie mit ihm (Thomas) zusammenstehen. Es ist ein köstliches Bildchen und ganz vorzüglich gelungen!

Wie preise ich jetzt die glückliche Fügung doppelt, die mich im vergangenen Herbst fast zufällig nach Frankfurt trieb, und daß ich da, ganz gegen meine Absicht, ein paar volle Wochen bei Ihnen verleben durfte. Es waren mir wirklich Tage wie vom Himmel gefallen, die ich mit dem lieben Freunde verlebt habe, ein schöner, friedlicher Sommerabend nach dem frischen, aber verhüllten Lebensmorgen, der in Rom begonnen hatte! Oft genug betrachte ich mit meiner Tochter Ihre Bildnisse und die von Johanna und Bertha, und da steigen allemal wie ein Glanzbild die schönen Morgenstunden bei Ihnen auf, wo wir um den Frühstückstisch saßen; und dann die Tage in Schwanheim und die Wanderung in den Taunus!

Es gibt Höhepunkte im Leben, im Schmerz und in der

Freude, wo wir fast die hohe Hand zu erblicken glauben, die unser Leben leitet und die Fäden webt!

Wenn ich Ihnen, verehrte Freundin, kein besonderes Wort des Trostes sage — so geschieht das in der vollen Überzeugung, daß Sie und die lieben Ihrigen den vollen und einzigen Quell alles Trostes kennen und lebendig in sich tragen, und anderer Menschentrost kein nütze ist! Im Unglück kann man sich wohl trösten, Sterben ist kein Unglück; es ist etwas so Ernstes und Heiliges darin, weil es ein Ratschluß Gottes ist, daß man da nur sich beugen kann und das an uns ergangene Wort im Herzen bewegen! Die menschliche Trauer und die Tränen wollten ihr Recht und ihre Zeit haben, und die Zeit heilt auch den Schmerz der geschlagenen Wunde; was aber innerlich dabei erlebt und erfahren wurde, ist eine Frucht für die Ewigkeit!

Behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken, und grüßen Sie recht herzlich Ihre lieben Töchter Johanna und Bertha und die anderen, die ich nicht gesehen, aber doch ins Herz geschlossen habe.

Ihr treu ergebener

Ludwig Richter.

An Johann Nikolaus Hoff in Frankfurt a. M.

Dresden, den 28. Februar 1873.

Mein lieber, teurer Freund!

Dein lieber Sohn schreibt mir heute, daß Du Dich in alter Liebe und Freundschaft meiner erinnert und den Wunsch geäußert hast, ein paar Worte von mir zu hören. Hier hast Du meine Taube mit dem kleinen Ölzweiglein im Schnabel!

Du willst, wie ich höre, das Abendmahl des Herrn mit den Deinigen empfangen, weil Dein Christenherz Dir sagt, daß es recht und gut sei, bei Deinem jetzigen Kranksein und

bei Deinem hohen Alter das Haus zu bestellen. Möge die Einkehr des Herrn bei Dir und Deiner Familie reichlich gesegnet sein, seine unendliche Liebe und Barmherzigkeit Dein ganzes Herz mit Trost und freudiger Zuversicht erfüllen für Leben und Sterben. Denn Du weißt es ja: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sind wir auch sein, und dann ja erst recht, denn wir werden ihn dann schauen und bei ihm sein in Frieden!

Es ist eine lange Reihe von Jahren, Du lieber, treuer Freund, die wir zurückzudenken haben, wenn wir an den Anfangspunkt unseres Begegnens im Leben gelangen wollen. Alle jene teuren Jugendfreunde, die in Gemeinschaft des Geistes mit uns damals verbunden waren, sind bereits heimgegangen und haben Glauben und Treue gehalten dem Herrn, dem wir unser Leben gelobt haben, — denke an unseren Rothe, Maydell, Oehme, Thomas, Schilbach — und nun sind wir zwei noch übrig und stehen auch an dem nahen Abschluß unseres Lebens; so laß uns denn immer mehr den äußeren Dingen, die uns am Herzen noch liegen, ruhig entsagen, uns täglich und stündlich ganz und ohne Vorbehalt in den Willen unseres Gottes ergeben, er wird's ja wohl machen; denn wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen. Gewiß, auf diesem Wege allein haben wir Frieden durch unseren Herrn Jesum. Von ihm geleitet, laß uns die kurze Strecke Weges, die uns etwa noch bestimmt ist, treu ausharrend ihm folgen, Glauben halten, mit Gewißheit auf seine Verheißungen bauen und so das Ende unseres Glaubens, der Seele Seligkeit, erwarten!

Eines können wir noch füreinander tun, lieber Freund, wir können und wollen für einander beten; und das will ich tun und bitte Dich um ein gleiches.

Gott sei Dein Schild und Dein großer Lohn!

In Liebe und Treue

Dein Ludwig Richter.

Wilhelm von Kügelgen an L. Richter.

Ballenstedt, 27. September 1862.

Mein teurer Richter!

Diese Zeilen sollen Dich fassen und an mein Herz reißen, Du lieber alter langjähriger und langbeiniger Freund, der Du bist! Möge Gott heute sein Amen zu Deinen Bitten sprechen und Dich krönen mit Gnade und Barmherzigkeit, Dich gängeln und leiten und schützen, daß das alte Kindlein sich nicht stoße. Der es bisher getan hat, wird's auch weiter tun! Du sagtest mir zwar einmal — es war hier auf einem Waldwege — Du habest kein Talent zum Christentum, worüber ich mich sehr wunderte, obgleich ich ja von mir dasselbe bekennen mußte. Indes hatte doch das liebe Christentum Talent zu uns, denn trotz alles Zappelns und Zerrens hängen wir doch noch heute an der Angel dieses „verabscheuungswürdigen Aberglaubens", wie Tacitus es nennt. Ich hoffe, die Schnur wird weiter halten.

Die Freude über Deinen Brief (nach Sylt) — o, daß Du öfter schriebest! — tröstete mich in etwas über das, was drin stand. Auch war es gut, daß Du nicht mitkamst, denn ich war so elend, daß ich Dir zur Last geworden wäre; mehrere Tage ganz kontrakt. Baden durfte ich gar nicht, und das war der Humor davon; ich durfte nur atmen und dankte Gott, daß das noch ging. In großer Schwäche schleppte ich mich die meiste Zeit durch Sturm und Wetter am Strande hin, die mächtigen Brandwellen anstaunend, die zwölf bis sechzehn Fuß hoch heranrollten — das Gewaltigste, was man sehen kann. Zeichnen, wie ich wollte, konnte ich nicht des Wetters halber; doch vergnügte ich mich, stehenden Fußes Skizzen zu entwerfen, die nachher im Frieden der vier Wände mit Farben ausgefabelt wurden. „Kügelgen und Farben!" wirst Du denken; aber es war wenigstens keine Langeweile dabei. Gegen Ende erholte ich mich so weit, daß mir münd-

liche Unterhaltung, die ich anfangs floh, weniger schwer ward.

Ich verkehrte namentlich gern mit einem alten, verwetterten Insulaner, dem Dorfschulmeister Paul Hansen, der sich die Erforschung seiner Insel seit fünfzig Jahren zur Lebensaufgabe macht und in seinem sauberen, schiffsartigen, unbeschreiblich heimlichen Häuschen die reichsten Sammlungen von Naturalien und Antiquitäten zusammengebracht hat. Er schriftstellerte auch, aber nur über seine Insel; zeichnete und malte, aber nur die Dünen der Insel. Dir und Peschel würde dieser alte, ebenso verdienstvolle, als bescheidene Autodidakt ebenfalls weidlich gefallen haben, eine echt wissenschaftliche und künstlerische Natur, dabei mit Liebe und Eifer Dorfschulmeister, weil die Kinder, die er zu bilden hatte, seiner geliebten Insel angehörten, unbezweifelte Nachkommen jener alten Räuber und Seehelden waren, deren Asche die Hünengräber decken, Gegenstände seiner eifrigsten Forschung.

Schwarz gebrannt wie ein Kaffer, kam ich zu Hause an, erkältete mich bald, und nun ging ein langes Gichtleiden an, mit dessen Folgen ich mich noch schleppe. Fünf Wochen Zimmerpatient, fange ich erst jetzt an, wieder auszuschleichen, aber es will noch nicht recht gehen.

Daß wir alt werden, ist ja richtig; die Weisheitszähne sind längst abgenutzt, die Weisheit läßt noch warten. Daß ich ihrer recht wartete mit brennender Lampe!

Ich las jetzt Diepenbrocks Leben von Förster und dachte an Dich lieben Katholischen. Das Ehrerbietige des Priestertums in diesen frechen Zeiten und daß einer dem andern die Hand küßt, hat mir gefallen, sowie der milde Sailersche Geist. Daß aber dieser Geist der katholischen Kirche zugeschrieben und diese durchweg mit dem Reiche Gottes auf Erden identifiziert wird, befremdete mich von einem Schriftsteller, welcher andererseits den Wunsch ausspricht, daß der Streit zwischen Katholizismus und Protestantismus endlich

ruhen möge, da beide jetzt einen gemeinschaftlichen Feind, den Unglauben, zu bekämpfen hätten. Ich wünschte, wir könnten unsere Schafsköpfe einmal wieder zusammenstecken, Du, Peschel und ich, und Gespräche halten über Dinge, die wir in unserer Jugend besprochen haben, Sollte meine Gesundheit sich wieder etwas festigen und ich vierzig Taler übrig haben, so komme ich zu Euch, und zwar im Winter, da Ihr im Sommer keine bleibende Statt habt. Vielleicht käme einer auch einmal zu mir.

Die Welt hat sich vollständig umgewandt seit unserer Jugend, und oft wundere ich mich, daß noch die Kirchenglocken läuten und daß es noch Hofschranzen gibt, wie ich. Ich bin durch meine Stellung in die Strudel der Zeit tief eingetaucht, bekomme viel zu sehen und zu hören.

. . . . . Meine Frau, liebster Judex, freute sich herzlich Deines treuen Andenkens, grüßt Dich und Peschel sehr mit mir. Mein jüngster Sohn Benno ist gegenwärtig in Brandenburg auf dem Kirchentage.

Über alle die Tage und Konferenzen!!

Behaltet lieb, Du und Peschel,

Eueren

Kügelgen.

Wilhelm v. Kügelgen an L. Richter.

Ballenstedt, den 26. Sept. 1864.

Herzlich geliebter Freund!

Der alte dumme Mensch auf der Visitenkarte, mit großen Ohren und hängendem Maul, soll Dir zum Geburtstag gratulieren; sono io, wie Jahre, Photograph und Krankheit mich verhunzt haben. Eins aber ist unverändert geblieben, die Liebe zu meinen Freunden, unter denen Du in erster Reihe stehst. Und doch hört man so selten voneinander,

vielleicht durch meine Schuld, denn wirklich weiß ich nicht, ob ich Deinen letzten Brief vom 20. Dezember 1862 beantwortet habe oder nicht, diesen lieben Brief, in den es sich hineinblickt, wie in das Dunkel eines Hochwaldes, in dessen Tiefe Sonnenlichter spielen! Es wurde mir recht heimisch zumute bei Dir und Deinen Klagen. Du meinst, ich sei wohl fester gehämmert durch Welt und Menschen. Ach, Lieber! Alles, was Du von Dir sagst, gilt ebenso von mir, und ich könnte es Dir zurückrufen als mein eigenstes Bekenntnis. Es wohnt eben nichts Gutes in uns, und unsere Hilfe steht allein bei dem, der sich selbst für uns dahingeben hat. Dein Künstlerauge war zwar geöffneter als meines, aber das Wenige, was ich gesehen, reichte vollkommen aus, die schwächere Natur in gleichem Maße aufzuregen, zu zerstreuen und zu irren. Jetzt hat mich Gott durch Herzeleid und Krankheit einigermaßen in die Stille geführt, mir Raum zur Buße zu lassen, zu welcher Er mir selber helfen wolle. Weiter hat mein Leben wohl nichts mehr zu bedeuten.

Vor einem Jahre starb mein Herzog, den ich lieb gehabt. Ich hatte mit anderen die Leichenwache; dann trugen wir ihn auf unseren Schultern in die Gruft. Das war mein letzter Dienst . . . . . . Zu tun habe ich gar nichts mehr, als mich zu pflegen und zuzusehen, wie die Welt die alten Lumpen ablegt, um sich neue anzuhängen. Gleichgültiger Zuschauer bin ich freilich nicht; aber wenn es nicht nach meinem Willen geht, so findet sich auch Trost. Zuletzt ist doch alles da, um wieder zu zerbrechen. Auf diesen Trost muß ich oft rekurrieren; denn der moderne Zeitgeist ist mir widerwärtig in allen seinen Regungen, und ich freue mich, daß wenigstens keins meiner Kinder davon angesteckt ist. Diese machen mir sämtlich Freude und werden hoffentlich bald alle auf eigenen Füßen stehen. So ist alles gut und in der Ordnung, und ist für uns Alten wesentlich nur noch ein seliges Ende zu erbitten. Dich und Peschel möchte ich freilich

vordem noch einmal ansehen, und sollte ich zum nächsten Frühjahr wieder reisefähig werden (was jetzt nicht ist), so komme ich, will's Gott, auf ein paar Tage nach Dresden Euch zu umarmen. Ach ja, wie gern!

Meine Frau grüßt Dich sehr herzlich und wünscht Dir allen reichsten Gottessegen für Dich und Dein Haus. Schreibe bald einmal wieder, und hast Du ein Bild oder ein Gleichnis von Dir, so schicke es

Deinem

alten treuen Freunde

Kügelgen.

Wilhelm v. Kügelgen an L. Richter.

Ballenstedt, den 26. Dezember 1864.

Mein alter, herzlieber Freund!

Selten hat mir etwas so große Freude gemacht, als Dein Brief vom 21. d. mit den beiden Haupt- und Extragesichtern so teurer, vielgeliebter Freunde. Kunst hin, Kunst her, solche Spiegelbilder sind mir doch am liebsten; es ist etwas darin von der Person selbst, etwas Unmittelbares, nicht erst Hindurchgequältes durch ein fremdes Auge. Ich hatte lange nichts von Dir gehört, lieber Richter, und somit auch nichts von Peschel, hatte im Anfang des Monats meinen Kollegen, den Kammerherrn v. W. (der die Herzogin nach Dresden begleitete), um Nachricht zu Dir geschickt, der Dich jedoch zweimal verfehlte, und sorgte mich fast um Deine Freundschaft, da Du mir gar nicht schriebst. Da kam's denn endlich doch noch ganz unerwartet, das liebe Brieflein, und spie zwei Leoparden auf einmal aus, aber doch zahme, liebe Gesichter, deren Anblick mir die Tränen in die Augen trieb. Es ist doch immerhin etwas daran, daß wir zusammen jung gewesen — ich glaube, es gilt dies mehr noch, als jeder denkbare persönliche Wert. Mit Dir hatte ich mich in letzter

Zeit mehr als gewöhnlich beschäftigt; zwar war dies lebhaftere Andenken durch Dein neuestes Meisterwerk veranlaßt, den „neuen Strauß“, das mich so entzückte, daß ich gleich zwei Exemplare auf einmal kaufte und fast täglich mich daran labte, bis sie dann am heiligen Abend an die Kinder gingen. Deine Holzbilder haben mir immer gefallen, manche mehr, manche weniger, und seit langen Jahren bewundere ich Deinen liebenswürdigen Genius und den unerschöpflichen Reichtum Deiner Erfindung; hier aber sind ein paar Bilder von so hohem Reiz, daß ich, wie gesagt, ganz entzückt davon bin. Sonderlich ist es die alte Käsefrau, die mir ans Herz schlägt, und ebenso das Johannisfest und die Schule und sehr sonderlich der Weihnachtstraum, wie auch die Mondnacht und manches andere. Es ist merkwürdig, mit wie wenigem Du so große Effekte zustande bringst, selbst Lichtwirkungen,— aus jedem Striche jauchzt das Talent. Was mich auch sehr anheimelt, sind Deine Alltagsgesichter der Philister, Schulmeister, Gastwirte u. dgl., die ich alle genau kenne, weil ich ihnen so mannigfach in Dresden begegnet bin. Wir haben gewiß dieselben Leute gesehen und gekannt. Gern sagte ich Dir noch mehr, was mir alles ganz besonders gefällt, aber Du magst es Dir selber sagen, Du kennst Dich ja selbst am besten. — Auch noch wo anders bist Du mir begegnet, in der Vignette des „Daheim“, die Besuchsfamilie auf Deiner Vignette ist von der Art, daß man sich ihre nähere Bekanntschaft wünscht.

27. Dezember. Soweit ging es gestern, und nicht weiter, denn ich bin eigentlich Patient, da will's nicht vorwärts mit dem Schreiben, und dennoch plaudert man so gern zu alten Freunden. Sehr schwere Krankheit liegt hinter mir, und ob wirklich hinter mir, weiß ich noch gar nicht. Jedenfalls hat der barmherzige Gott mir eine kleine Gnadenzeit geschenkt, so möge Er mir helfen, sie in Seinem Dienste zu verwenden.

Du schreibst vom Frühjahrkommen — wenn ich nur

überhaupt noch bis ins Frühjahr komme! Mein Homöopath und Wasserdoktor verspricht mir zwar, daß ich mit Hilfe seiner Pülverchen und Bäder im Laufe des Sommers imstande sein würde, ein paar Meilen durch den Wald zu gehen; aber, was reden diese Leute nicht, um einem ein paar vergnügte Augenblicke zu machen. Meine ganze Seele sehnt sich nach dem lebendigen Gott, und wie der Hirsch schreit usw. Ach wollte Er sich finden lassen, daß ich Ihn hätte, dann ginge ich gleichermaßen gern in Tod und Leben. Daß man sein ganzes Leben daran studiert und probiert hat — und zuletzt ist's doch kein rechtes Christentum gewesen, ist kein Glaube da und keine Kraft. Es liegt ein schweres Kreuz auf Eurem alten Gesellen, aber ich glaube doch, daß ich Ihm dermaleinst noch danken werde; darüber bin ich einstweilen in Hoffnung froh.

Also oben in der Höhe hausest Du, am Waldesrand! o wie kenne ich das, und wie oft bin ich da herumgestiegen, habe geschwärmt und gebetet, möchte gern wieder einmal da im Heidekraut oder im Sande liegen und in die Ferne träumen. Nun, wer weiß, wenn mein Wunderdoktor Wort hält, geht es vielleicht mit Dir. Dich zu verstecken, magst Du wohl Grund haben, Du Liebling der Nation. So hat alles auch seine Rückseiten. Du denkst wohl manchmal: Es ist recht schön, geliebt zu werden, wenn einem die Leute nur vom Halse blieben! — Ich würde allerdings, wenn ich Dich besuchte, Dir in den Rücken fallen und meinen Weg über den weißen Hirsch von hinten suchen, ja ich würde über Langebrück gehen, um nur den Berg nicht zu steigen. Schöne Träume! Vor mir bist Du wohl sicher in Deiner Klause!

Zum Neuen Jahre wünsche ich Dir und den Deinigen allen Gottes Segen — möge Er uns allen geben, daß wir Ihn lieben lernen über alle Dinge. Weißt Du nichts Besseres, so schreibe mir; ja schreibe bald

Deinem Kügelgen.

Goethes Gespräche

Gesamtausgabe, herausg. von Fl. Frhrn. v. Biedermann

5 Bände

„Goethes Gespräche" gehören zu den Monumentalwerken deutscher Wissenschaft. Was unablässiger Gelehrtenfleiß hier aufgespeichert hat, sind unvergängliche Schätze. Wir lernen den großen Mann als Dichter, als Menschen und als Staatsmann kennen. Man mag das Werk aufschlagen, wo man will: überall wird man gefesselt und zum Weiterlesen gedrängt.

Eckermann

Gespräche mit Goethe

Herausgegeben von Conrad Höfer

Mit 73 Bildnissen

Eckermanns „Gespräche mit Goethe" werden von Nietzsche zu den besten deutschen Büchern gezählt. Das Werk ist in der Tat einzig in seiner Art. Es gibt kaum eine literarische, künstlerische, ethische, menschliche Frage, über die sich der greise Dichter nicht vernehmen ließe, und man kann das Buch mit vollem Rechte als ein Lebensbrevier bezeichnen.

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig. 525





